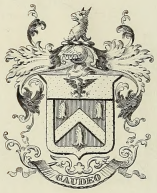

John Carter Brown
Library
Brown University

The John Carter Brown Library
Brown University
Purchased from the
Louisa D. Sharpe Metcalf Fund

Johann Christoph Stockhausens

Sammlung vermischter Briefe.

Dritte Ausgabe.

Mit Königl. Pohln. und Churf. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Helmstädt,
bey Christian Friederich Weygand. 1758.

Der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich August, König in Pohlen ꝛc. des heiligen Römischen Reichs Erz-Marschall und Churfürst zu Sachsen, auch Burggraf zu Magdeburg, hat, auf Christian Friedrich Weygands, Buchhändlers zu Helmstädt, beschehenes unterthänigstes Ansuchen, gnädigst bewilliget, daß er nachgesetzte Bücher, benanntlich:

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

als auch

Johann Christoph Stockhausens Sammlung vermischter Briefe 8vo, so viel Theile, als davon herauskommen werden,

unter Höchstgedachter Sr. Königl. Majestät und Churfürstl. Durchl. Privilegio drucken lassen und führen möge, dergestalt, daß in Dero Churfürstenthum Sachsen, desselben incorporirten Landen und Stiftern kein Buchhändler noch Drucker oberwehnte Bücher in den nächsten, von unten gesetzten dato an, zehen Jahren, bey Verlust aller nachgedruckten Exemplarien und bey dreyßig Rheinischen Goldgülden Strafe, welche denn zur Helfte der Königlichen Renth-Cammer, der andere halbe Theil aber ihm, Weyganden, verfallen, weder nachdrucken, noch auch, da dieselben an andern Orten gedrucket wären, darinnen verkauffen und verhandeln, worgegen er mehrgemeldte Bücher fleißig corrigiren, aufs zierlichste drucken, und gut weiß Pappier darzu nehmen zu lassen, auch so oft sie aufgelegt werden, von jedem Druck und Format zwanzig Exemplaria in Sr. Königl. Majestät und Churfürstl. Durchl. Ober-Consistorium, ehe sie verkaufft werden, auf seine Kosten, einzuschicken schuldig, und dies

Privilegium Niemanden, ohne Höchstgedachter Sr. Königl. Majestät und Churfürstl. Durchl. Vorwissen und Einwilligung, zu cediren befugt seyn soll; Gestalt er bey solchem Privilegio auf die bewilligten zehen Jahre geschützet und gehandhabet, auch da diesem jemand zuwider handele, und er um Execution desselben ansuchen würde, solche ins Werk gerichtet und die gesetzte Strafe eingebracht werden soll; Jedoch daß er, und zwar bey Verlust des Privilegii, sowohl von jetziger, als von jeder künftigen neuen Auflage, die gesetzte Anzahl derer Exemplarien richtig liefere. Immittelst, und zu Uhrkund dessen, ist dieser Schein, bis das Original-Privilegium ausgefertiget werden kann, und statt desselben, in Sr. Königl. Majestät und Churfürstl. Durchl. Kirchen-Rath und Ober-Consistorio unterschrieben und besiegelt, ausgestellet worden, welchen er durch den bestalten Bücher-Inspectorn, Christian Ernst Haubolden, denen Buchhändlern zu insinuiren, widrigen Falls die Insinuation vor null und nichtig erkannt werden soll. So geschehen zu Dreßden, am 13. Maii, 1754.

(L. S.)

Gottlob Henrich Heydenreich.

Christian Friedrich Teucher.

Vorrede.

An den Leser.

Der Beyfall ist für einen Verfasser so was angenehmes, daß er ihn immer gern noch einmal verdienen will, bis er ihn endlich darüber oft gar verlieret. Ich hatte erfahren, daß meine Grundsätze zu Briefen eine glücklichere Aufnahme erhalten hätten, als ich selbst zu hoffen getrauete, und dieses bestärkte mich in dem Entschluß, die damals in der Vorrede angekündigte Briefsammlung der Welt vorzulegen. Sie erscheint hiemit in derje-

nigen Gestalt, wie sie meiner ersten Absicht gemäß war, und ich kann ihr kein grösseres Glück wünschen, als daß sie der Erwartung und dem guten Geschmacke des Lesers eben so gemäß seyn möge. Ich weiß, daß ich Leser finden werde, welche nichts verzeihen; ich weiß auch, daß ich Leser erhalten werde, welche viel Nachsicht haben. Diese Vorstellung hat mich weder zu nachläßig noch zu schüchtern bey meiner Arbeit gemacht, wobey mir insonderheit eine gar zu große Bemühung der Kunst gefährlich schien.

Die Sammlung, die ich hier dem Leser anbiete, enthält deutsche Originale und Uebersetzungen aus den Franzosen. Die deutschen Originale sind theils von fremden Händen, theils von meiner eigenen Feder. Die Fremden habe ich aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes, aus den Bremischen Beyträgen, und aus der Sammlung vermischter Schriften entlehnet, wozu noch eins aus den Danziger Sendschreiben hinzugekommen ist. Diese Stücke verdienten nicht nur die getroffene Wahl wegen ihrer

rer Schönheit an und für sich selbst, sondern auch um deswillen, daß sie unsern Deutschen noch immer bekannter werden möchten, als sie bisher wirklich sind. Es ist wahr, diese vortrefliche Monathschriften haben zur Ehre unsers Geschmacks viele Liebhaber und Leser gefunden; aber wenn ich versichere, daß man sie auch in manchen Bücherschränken des Frauenzimmers, und sogar solcher jungen Gelehrten, die sich den schönen Wissenschaften widmen, vergebens gesucht habe, ja daß ich mehr als eine Stadt kenne, darinn man sie gewiß nicht über zweymal antrifft: so wird es vermuthlich nicht so überflüßig scheinen, daß ich die meisten darinn vorkommenden Briefe hier habe einrücken lassen, um zu versuchen, ob sie durch dieses Mittel noch mehrere Kenner erhalten möchten: und es liegt nicht an meinem Wunsche, daß der ganze Band nicht mit solchen Briefen angefüllet seyn kann. Die Verfasser werden mirs um der guten Absicht willen verzeihen, daß ich mit ihren Arbeiten so verfahren habe: und diejenigen, die mich deswegen tadeln,

werden mich schwerlich zu einer Bereuung dieses Unternehmens bringen. Es braucht eben kein großer Kunstrichter zu seyn, der mir den Einwurf macht, daß es wenig Mühe bedurft hätte, ein Buch von fremden Arbeiten zu sammlen. Ich weiß, daß es ein sehr kleines Verdienst ist, zu sammlen und zu übersetzen. Ich suche auch von dieser Seite kein Lob; und wenn ich nur nicht schlecht gewählt, und nicht unglücklich übersetzt habe; so ist das der ganze Antheil, womit ich bey der guten Aufnahme des Werkes, vollkommen zufrieden bin. Weder die Eigenliebe, noch die Autorsucht, werden mich jemals hindern, das Gute befördern zu helfen, wenn ich mir auch schon die Ehre der Erfindung davon nicht zuschreiben darf.

Was meine eigene Briefe betrifft, die ich mit untergemischt habe; so muß ich sagen, wie sie in diese Sammlung gekommen sind. Ich habe niemals die Absicht gehabt, sie drucken zu lassen, und nach meinem ersten Entwurfe sollten blos fremde Arbeiten in diesem Buche

erschei-

erscheinen. Ein guter Freund, an den viele von diesen Briefen gerichtet sind, setzte mich in die Versuchung, zum erstenmal an ihre öffentliche Bekanntmachung zu denken. Er verlangte, daß ich sie besonders herausgeben sollte: aber so viel mochte ich nicht wagen; es ist ohne Zweifel genug, daß ich mich so weit habe verleiten lassen, sie unter zu stecken; und vielleicht ruft mir noch jemand zu, was einem gewissen französischen Schriftsteller bey einer ähnlichen Gelegenheit gesagt ward:

le Public n'est pas votre Ami.

Indessen, da sie einmal da sind, so bleibt mir nichts weiter übrig, als noch einige Umstände zu ihrer Erläuterung zu sagen. Sie sind so, wie sie sind, bis auf einige wenige ausgenommen, an wirkliche Personen geschrieben worden. Ich weiß nicht, ob dieses ihnen einigen Werth giebt: so viel weiß ich, daß ich mich nicht so leicht würde haben bereden lassen, erdichtete Briefe zu schreiben, als diese wahren in den Druck zu geben.

Man schreibt dergleichen Briefe nachläßiger, es ist wahr; aber man schreibt sie auch gemeiniglich natürlicher, und ein Brief kann nicht natürlich genug geschrieben seyn. Ich habe die Namen der Personen ausgelassen, an die ich geschrieben habe; diese Bescheidenheit war ich ihnen schuldig; die Neugierigkeit mancher Leser, die gerne Erklärungen machen, wird auch dadurch um destoweniger aufgehalten. Die Titulatur, die in Deutschland eingeführet ist, giebt einem Briefe viel Zwang, und daher habe ich sie beyseite gesetzt. Die meisten Briefe sind ohnedem an gute Freunde und solche Personen gerichtet, die über diese Kleinigkeiten gerne wegsehen. Sie sind endlich auch zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Umständen geschrieben, welches ich um der Wahrscheinlichkeit willen erinnern muß, die man sonst hier und da in Zweifel ziehen möchte.

Ich komme auf die Uebersetzungen. Diese sind aus dem Voiture, Bussy, Bellegarde, Fleschier, Racine, Genest,

Fon-

Fontenelle, Vaumourier, St. Evremont, Patru, Vattel, aus den *Lettres philosophiques*, die von dem Verfasser der schönen *Conseils sur l' Amitie* herrühren, aus den *Lettres historiques & galantes*, und den *Lettres Persanes*, hergenommen. Voiture gehöret mit unter diejenigen Schriftsteller, die im Anfange zu sehr erhoben, und hernach zu sehr getadelt worden. Ich habe durch die Darstellung einiger Briefe von ihm, zeigen wollen, daß er wirklich Hochachtung verdient, und daß er eher zu viel Witz haben will, als daß es ihm daran fehlen sollte. Aus dem Bussy habe ich nicht so viele Briefe übersetzt, als ich im Anfange Willens war; ich bemerkte, daß man eine gute Kenntnis von seinen eigenen Lebensumständen, von den Personen, an die er geschrieben, und von der Geschichte seiner Zeit haben müste, um sie recht zu verstehen. Ausserdem entgehen dem Leser viele Schönheiten. Ich hätte zwar manches durch Noten erläutern können: aber ich fand dieses aus verschiedenen Ursachen nicht für

rathsam. Ich habe also nur ein kleines Stück von seinem Briefwechsel mit der witzigen Frau von Sevigni zur Probe übersetzt. Eben das hat mich verhindert, den Briefwechsel des Racine mit dem Boileau herzusetzen; sie reden von ihren gelehrten Angelegenheiten, und alle Augenblick kommt etwas, das nicht verständlich genug ist, wenn man diese beyden Männer nicht vollkommen kennet. Aus den Racinischen Briefen habe ich den von Guilleragues und vom Tallemant übersetzt; jener ist wegen der poetischen Gegenden merkwürdig, die Homer besungen hat: dieser kann manchem zeigen, der nimmer mit dem Boileau zu vergleichen steht, wie sehr die Satyre von der Tadelsucht unterschieden ist. Von dem Racine habe ich zween Briefe an seinen Sohn behalten; man wird daraus sehen, daß Racine immer Racine bleibt, auch da, wo er als ein zärtlicher Vater redet; und es sind in diesen paar Briefen verschiedene Erinnerungen, die jungen Leuten überhaupt nützlich seyn können. Wer

den Fleschier nur einigermaßen aus seinen Reden kennet, dem wird es lieb seyn, daß auch von ihm einige Briefe erscheinen, die das Herz dieses großen Mannes kenntlich machen. Die Beschreibung von Tribur ist ein so schönes Gemählde, daß ich nicht habe unterlassen können, es mit einzurücken. Die gelehrten Briefe des Bellegarde, die moralischen des Vaumourier, und die kleine Geschichte von der Mahlerey, werden in dieser Sammlung vermuthlich nicht ungelegen kommen. Bellegarde war ein Mann, der viel Witz und eine große Verehrung gegen die Alten hatte, und man kann aus seinem Beyspiele nicht genug lernen, die Alten hochzuschätzen: Die Briefe des Vaumourier verdienten wegen der guten Gedanken bekannter zu seyn. Aus den *Lettres philosophiques sur les Physionomies* und aus den vermischten Werken des Herrn v. Vattel, habe ich nur einige übersetzt; sie sind sehr geistreich, aber sie sind sehr schwer zu übersetzen, und verderben fast allemal in der Uebersetzung: der französische Ausdruck

in

in philosophischen Materien ist gar zu weit von dem deutschen entfernt; und man wird diese Briefe allemal besser im Original lesen. Aus dem Herrn von Fontenelle habe ich nach der Uebersetzung des Herrn Hofraths von Steinwehr, zween Briefe mit eingerücket, die mir immer noch von den besten vorgekommen sind. Sie würden alle in ihrer Art unvergleichlich seyn, wenn nur der Verfasser nicht immer sinnreich seyn wollte, wie ihn St. Mard deswegen getadelt hat. Viele andere Briefe sind mehr zur Abwechselung und zur Gemüthsergetzung, als wegen des merkwürdigen Innhalts, mit eingeschaltet worden, und ich hoffe, man wird ihnen die Stelle gönnen, die sie erhalten haben. Es würde freylich verschiedenes weggeblieben seyn; ich würde verschiedenes umgetauscht haben; wann ich mich nur nach einer Gattung von Lesern hätte richten sollen: Allein ich habe sehr oft in Gedanken fragen müssen:

Quid dem? quid non dem? renuis tu, quod jubet alter;

Ich

Ich habe noch viele schöne Briefe vor mir gehabt, die aber als Abhandlungen über allerley Materien aus der Morale und Geschichte, diese Sammlung über ihre Grenzen würden erweitert haben. Ich weiß, daß noch viel Gutes in dieser Sammlung fehlet; es sind z. E. keine Briefe von den Römern, Italiänern und Engelländern darinn geliefert worden, darunter viel Merkwürdiges, Angenehmes und Brauchbares anzutreffen ist. Allein, man muß es erst mit einer Probe versuchen, und wenn der Leser mit dieser nicht ganz unzufrieden ist; so wird es nicht zu spät seyn, den angefangenen Vorsatz einmal weiter auszudehnen.

Die Briefe, welche in diesem Bande erscheinen, sind nach keinem Geschlechtsregister in besondere Klassen vertheilet worden; sondern sie folgen aufeinander ohne Zusammenhang der Materien, damit der Leser durch die Mannichfaltigkeit und Abwechselung vor dem unausbleiblichen Ueberdruß, der bey jener ängstlichen Ordnung einfällt, möchte

ver-

verwahret werden. Man hat auch nicht darauf Acht gehabt, dieses Buch als einen allzeit fertigen Briefsteller einzurichten, und nur allgemeine trockene Exempel zu solchen Briefen zusammen zu bringen, die man im eigentlichen Verstande Compliment- und Gelegenheitsbriefe zu nennen pflegt, und die zum Abschreiben junger Leute gemacht werden. Ich habe nur auf die Beförderung des Nutzens, des Vergnügens und Geschmacks bey dieser Arbeit gesehen, die ich den angehenden Liebhabern der schönen Wissenschaften widme. Sie ist schon belohnt genug, wenn sie diese Absicht auch nur halb erreichen sollte. Helmstädt, am 12ten des Herbstmonats, 1751.

Verzeich-

Verzeichniß der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe.

Im ersten Buche.

I. Schreiben an einen Freund, über das Heldengedicht der Meßias Seite 1
II. An einen Freund auf dem Lande 34
III. An ein Frauenzimmer, über den Tod ihres Hundes 37
IV. An ein Frauenzimmer, über die zärtlichen, großmüthigen uneigennützigen Empfindungen 41
V. An ein Frauenzimmer, nebst der verliebten Ode eines Frauenzimmers an ihren Freund 57
VI. Antwort auf das vorhergehende Schreiben 62
VII. Danksagung an einen Freund 64
VIII. An Calliste, über das Spiel 66
IX. Antwort auf das vorhergehende, nebst einem Traume 68
X. An den Grafen von Bussy von der Frau von Sevigny 84
XI. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Bussy 87
XII. An den Grafen von Bussy, von der Frau von Sevigny 88
XIII. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Bussy 90
XIV. Klage über die Kaltsinnigkeit eines Gönners 91
XV. Schreiben einer sterbenden Mutter an ihre Tochter 97

XVI. Charakter eines Freundes Seite 116
XVII. An ein Frauenzimmer, von der Natur der Liebe 120
XVIII. An ein Frauenzimmer, von ihren Gedichten 134
XIX. An eben dieselbe 137
XX. An einen Freund 139
XXI. Geschichte der Mariane 141
XXII. An ein Frauenzimmer, von einigen Begebenheiten 153
XXIII. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Bussy 167
XXIV. Antwort der Frau von Sevigny 168
XXV. Silvander an Germanen, von der Philosophie in der Liebe 173
XXVI. German an Silvandern, die Antwort 175
XXVII. An ein Frauenzimmer, von Lorchens Charakter 178
XXVIII. An ein Frauenzimmer, von guten Einfällen 185
XXIX. An ein Frauenzimmer, von einigen Charaktern 197
XXX. Von der Physionomie, besonders von der Gesichtsfarbe 202
XXXI. Von der Sprache der Augen 210
XXXII. An Chloen, wider die Liebe 216
XXXIII. Abelards kurze Geschichte, und ein Brief von Heloissen an Abelarden 224
XXXIV. An einen Freund, von den Annehmlichkeiten des Landlebens 247
XXXV. An Carolinen, wegen des Alciphrons und Aristenäts, nebst ein paar übersetzten Briefen aus diesen Schriftstellern 257
XXXVI. An einen Freund, von den Eigenschaften eines wahren Freundes 267
XXXVII. An ein Frauenzimmer, von Voiture 270
XXXVIII. An einen Freund, von eben demselben 273
XXXIX. Von dem Herrn von Fontenelle, über die Liebe in ungleichen Ständen 274
XL. Von eben demselben, wegen einer sinnreichen Schönen 277

dieser Sammlung enthaltenen Briefe.

XLI. An ein Frauenzimmer, von den Lettres Turques, nebst einem übersetzten Schreiben aus diesen Briefen Seite 279
XLII. An Phyllis, über ihre Gleichgültigkeit 291
XLIII. Phyllis Antwort 294

Im zweyten Buche.

I. An Herrn G**, ob das Trauerspiel dem Lustspiele vorzuziehen sey 297
II. An seinen Freund, von einer Reise nach seinem Vaterlande 302
III. Von dem Glücke, aus den Briefen des Herrn von Baumourier 311
IV. Von den Wohlthaten, aus eben demselben 314
V. Von der Mahlerey, aus eben demselben 318
VI. Eine kurze Beschreibung von China, aus eben demselben 319
VII. Von der Art zu lieben in Kalifornien 333
VIII. An ein Frauenzimmer, von den sinnlichen Ergetzlichkeiten, besonders vom Tanzen 366
IX. Von den poetischen Gegenden, an den Herrn Racine von dem Herrn von Guilleragues 390
X. Beschwerungsschreiben des Abts Tallemant an den Herrn Boileau 393
XI. An ein Frauenzimmer, von den Vorzügen des Herbstes vor dem Frühling 397
XII. An ein Frauenzimmer, wegen eines Traums 400
XIII. Antwort auf das vorhergehende Schreiben 402
XIV. Wegen eines ungegründeten und unzeitigen Hasses an Herrn S** 403
XV. Vergleichung der Alten und Neuern, aus dem Bellegarde 405
XVI. Beschreibung des alten Tiburs, oder heutigen Tivoli in Italien, von dem Herrn Geneſt 417
XVII. An einen Freund, eine Danksagung 424

XVIII.

XVIII. An ein Frauenzimmer, über den Tod ihrer Freundinn Seite 426
XIX. An einen vornehmen Gönner 428
XX. Abbildung eines Großmüthigen, an Herrn F** 429
XXI. Von dem Herrn Racine an seinen Sohn 431
XXII. Von eben demselben, an eben denselben 433
XXIII. An einen unglückl. Freund, ein Trostschreiben 435
XXIV. An einen Freund, von dem Charakter eines neuen Edelmanns 449
XXV. An ein Frauenzimmer, ein Vorschlag zur Heirath 452
XXVI. An einen Freund, von der Laura des Petrarchs 454
XXVII. An eine Dame, ein Empfehlungsschreiben 456
XXVIII. An einen Freund, von dem Hochmuthe einiger Personen 458
XXIX. An den Herrn von Montauſier, von Patru 460
XXX. Von dem Charakter der Spanier, aus den *Lettres Persanes* 462
XXXI. Von einem sehr unangenehmen Charakter, an einen Bekannten 469
XXXII. An ein Frauenzimmer, von dem Romanlesen 479
XXXIII. An einen Freund, von gewissen Gesellschaften 474
XXXIV. An einen Freund, über verschiedene Sachen 475
XXXV. An eben denselben, von einem Trauerspiele 478
XXXVI. An eine Dame, ein Empfehlungsschreiben 481
XXXVII. An einen Freund, ein Berichtschreiben von Damons Tode 483
XXXVIII. Vom Bischof Fleschier an den Grafen von Calvisson 490
XXXIX. Von eben demselben, an einen Parlamentsrath 491
XL. Von eben demselben, an den Abt Jarry 492
XLI. Von dem Hrn. von Montauſier, an den Dauphin 493
XLII. Von St. Evremont, an den Grafen von Lionne 494
XLIII. Von eben demselben, an den Herrn von Crequi 496
XLIV. An einen vornehmen Gönner, von dem Zustande der Universität Helmstädt 501

Vermischte Briefe.

Erstes Buch.

Erster Brief.
An einen Freund.

Sie fragen mich, ob ich den Meßias gelesen habe, und was ich von diesem Heldengedicht halte? Ich kann Ihnen darüber keine Critik nach der Mode schreiben; aber mein Brief wird darum nicht weniger lang werden; denn ich schreibe Ihnen meine Empfindungen, und diese sind nicht alle sobald gesagt. Schon vor zwey Jahren hörte ich dieses Gedicht rühmen, ohne es gelesen zu haben. Ich kaufte alsbald denjenigen Theil davon, der damals erst zu haben war, ich las es, und fand es schön, nicht aus einem Vorurtheil, daß es Männern von Geschmack gefallen hatte, mit denen man immer gern in Gesellschaft stehen will; sondern aus einem mehr überzeugen-

den Gefühl des Herzens. Allein ich weiß nicht, ob das Ungewöhnliche der Versart, oder die Begierde zu lesen, welche die Aufmerksamkeit oft flüchtig macht, oder der weggelassene Reim, Schuld daran war, daß ich die Schönheiten des Gedichts beym ersten Durchlesen nicht ganz empfand: So viel weiß ich, daß es mir jemehr gefällt, je länger ich es lese. Das Gedicht bleibt für mich unerschöpflich, und wenn es wahr ist, daß die Gewohnheit die Empfindungen mindert, so leydet es hier eine Ausnahme. Eine Stelle, die mich zehenmal gerühret hat, läßt mich nicht kalt, wenn ich sie zum eilftenmal lese, und je mehr ich mich bemühe dem Dichter nachzudenken, desto erhabner, desto neuer, desto rührender wird er für mich: Er führet mich zu einer Höhe der Gedanken, zu der ich meine Sele kaum fähig hielt. Allzeit prächtig, allzeit fühlbar, nimmt er meine ganze Sele ein, und läßt nicht das geringste Leere darinn übrig, wenn ich sein Lied in stiller Entzückung lese. Wie neu, wie unvergleichlich sind nicht alle seine Gleichnisse und Bilder? Sie werden kein einziges verbrauchtes bey ihm antreffen. Oft, wenn er in mein Temperament denket, (verzeihen Sie

mir

mir diesen Ausdruck; ich weiß es nicht genauer zu sagen), befällt mich ein Schauer, das Blut tritt mir zurück bis ich einige Thränen geweint habe, die die Natur verlangt, und dann geräth es in Wallung. Wie groß, wie zärtlich, wie schön, erscheinet mir nicht Lebbäus in seiner ädlen Melancholie! Und ich weiß selbst nicht, was ich fühle, wenn ich den schlummernden Johannes am Oelberge erblicke, wie er von JEsu träumet. Was vor eine rührende Scene machen die beyden Auferweckten, Lazarus und Cidli! Alles was die Liebe göttliches hat, was so wenigen Sterblichen empfindbar ist, das ganze System einer Liebe, zu deren Ausdruck eine gewöhnliche Sprache zu arm ist, liegt hier ausgedrückt. Wie beredt ist das Stillschweigen des wehmüthigen Josephs von Arimathia? Wie lebendig der Schmerz des Nikodemus? Wie durchbohrend wird der Anblick des leydenden Erlösers, wenn die Stimme des schweren Gerichts von Tabor über ihm donnert! Die erkenntliche Seele zerfliesset, wenn sie ihn zwischen Golgatha und dem Grabe Josephs reden höret. Doch ich müste Ihnen das ganze Gedichte herschreiben, wenn ich Ihnen alle Schönheiten daraus

aus sagen wollte. Sehen Sie, mein Freund, das sind die Wirkungen, die der Meßias noch täglich in mir macht, und ich bin darüber stolz.

Nichts überzeugt mich so sehr, daß der Geschmack der Menschen verschieden seyn müsse, als die mancherley Urtheile, die ich in Gesellschaften über dies Gedichte sprechen höre. Einige belustigen mich, andere erwecken mich zum Mitleiden, und noch andere entgehen meiner Aufmerksamkeit. Unter denen, die es loben, giebt es solche, die es mit einer gezwungenen und frostigen Art thun, weil sie entweder zu viel Hochachtung für sich selbst haben, und den Weyrauch nur für sich wollen brennen lassen; oder weil sie die starke Parthey des Dichters fürchten, und ihren Geschmack nicht verdächtig machen mögen, um ihren Tadel zu sagen: Es giebt auch solche, die es nur darum loben, weil es gelobt wird, ohne daß sie es gelesen haben. Den ersteren kann ich es recht ansehen, daß sie sich wehe thun, und man erweiset ihnen einen Gefallen, wenn man die Unterredung bald verändert: Die letzteren sehen so historisch dabey aus, daß man gar bald den Mangel der Empfindung in ihnen merket. Sie sagen so etwas, um nur nach der

Mo-

Mode zu seyn. Diejenigen die es tadeln, thun es aus ungleichen Gründen! Einige aus einem verwöhnten Gehör, und einige aus einer Trägheit oder allzugrossen Flüchtigkeit im Denken. Diese Leute gefallen mir noch besser, als jene Lobredner; denn sie sagen doch wenigstens ihre Meynung offenherzig. Es giebt aber freylich auch solche, die es nur aus einer heßlichen Tadelsucht beurtheilen.

Meine Kunstrichter, die den Grund ihrer Critik im Körper haben, ärgern sich nur an dem ausgelassenen Reim und an der Versart des Gedichtes. Noch neulich sagte mir ein Mann, den ich sonst wegen seiner guten Einsichten hochschätze, es sey nichts mehr zu bedauren, als daß die Meßiade ohne Reim geschrieben sey, und er halte dies vor einen wahren Fehler des Gedichtes: ich mochte dagegen vorstellen, was ich wollte; er berief sich immer auf sein eigensinniges, oder wie er es nennte, auf sein zärtliches Gehör. Ich weiß, liebster Freund, daß Sie selbst für den Reim gut gesinnet sind, und ich muß Ihnen gleich den Verdacht benehmen, als ob ich darüber mit ihnen Krieg anfangen wollte. Nein, ich verwerfe den Reim in unserer Sprache nicht

überhaupt: aber man muß ihn auch für nichts mehr halten, als er wirklich ist. Er ist eine äußerliche zufällige Vollkommenheit, und befördert die Harmonie der Töne. So lange es möglich ist, den Reim ohne einen Gedankenzwang beyzubehalten; so gebe ich selbst den Rath, daß man reimen solle. Aber er verdienet es niemals, daß man ihm zu gefallen einen Gedanken aufopfert: das hieße die Magd seiner Gebieterin vorziehen. Ich würde nicht böse darüber seyn, wenn die Meßiade, so wie sie ist, auch in Reimen geschrieben wäre: Allein ich würde dem Reim gewiß ewig gram werden, wenn er uns in diesem unvergleichlichen Gedichte einen einzigen schlechteren Gedanken verschaffet hätte. Und ich habe alle Ursache zu glauben, daß es nur zu oft würde geschehen seyn, wenn der Dichter so gewissenhaft für das Ohr hätte sorgen wollen. Der Reim stiehlt viele gute Gedanken und man darf es nur versuchen, wenn man gut denket, und den Werth der Gedanken einzusehen weiß. Warum ist man doch nicht so verwöhnt, wenn man die Meisterstücke des griechischen und römischen Dichters ließt? Man antwortet, weil ihre Sprache sanftfließender

der und zärtlicher sey, als die deutsche, so könne man hier den Mangel des Reims vertragen. Sollte wohl nicht ein wenig zu viel Liebe zu dem Alterthum und zu dem Ausländischen an diesem Urtheil helfen? Doch ich gebe es zu, daß der Reim etwas beytragen könnte, ein deutsches Gedicht schöner zu machen, als die Sprache noch unförmlich war, und in ihrer ersten Rauhigkeit vergraben lag: Man führte vermuthlich den Reim um deswillen ein, damit man diese Unvollkommenheit dadurch etwas erträglich machen möchte. Die Gewohnheit pflanzte ihn fort, und wenn ich nicht sehr irre, so muß man ein gutes Theil der Gründe eben dieser Gewohnheit zuschreiben, womit man für den Reim streitet. Wäre man niemals darauf gefallen, zu reimen: so würden unsere Gedichte darum nicht weniger schön seyn. Es ist ganz etwas anders mit dem Wohlklange des Sylbenmaaßes, als mit dem Reim; jenes befördert die Stärke eines Gedichtes augenscheinlich. Der vortreffliche Hr. Klopstock hat dieses meistentheils sehr sorgfältig beobachtet, ohne daß er die Kunst merken läßt. Seine Verse fliessen fast überall dem Geist der Gedanken gemäß. Z. E. wenn Gamaliel in seiner Rede ausruft:

Gott spricht zu dem Gewitter, zerschmettr' ihn!
und zu dem Sturmwind:
Hauche sein sinkend Gebein, wie Staub, in alle
vier Winde!

So weiß ich nicht, ob der Sylbenfall der Sache gemäßer hätte können geordnet werden. Das Sylbenmaaß ist etwas Wesentliches an einem Gedichte, und der Reim etwas Zufälliges. Es würde lächerlich seyn, wenn jemand Picanders Quodlibete den Oden des Herrn Lange vorziehen wollte; und doch müssen es diejenigen thun, die die Hauptschönheit eines Gedichtes in den Reim setzen. Sie, mein Herr, werden eben so mit mir über diejenigen lachen, welche behaupten, daß der Reim einem Dichter zu vielen guten Gedanken unvermuthet Anlaß geben könnte. Es scheinet dies die letzte, aber auch die elendeste Zuflucht der Reimer zu seyn; und diese Art zu erfinden kömmt mir eben so schön vor, als die Lullianische Kunst zu denken. Kurz, wenn der Reim kein Spielwerk ist; so bleibet er doch eine entbehrliche Vollkommenheit der guten Gedichte, und ich vergesse ihn allemal, so oft ich den Meßias lese. Wer ihn nicht vergessen kann, und nicht weiß, wie er die Hexameter lesen soll,

der

der lese meinetwegen das Gedicht wie eine Prose.

Kleon ruft mir entgegen, daß die Versart des Gedichtes zur Aussprache zu schwer und unbequem sey; da der Poet sich dem Joche des Reims entrissen: so hätte er sein Sylbenmaaß wenigstens sanftfließender einrichten sollen, um das Gehör nicht ganz rebellisch zu machen. Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß Kleon alles, was er liest, sehr abgemessen scandirt; halb im Schlafe kann er Menantes Arien lesen, und sein Machtspruch, womit ich ihn oft habe über ungewöhnliche Versarten entscheiden hören, ist dieser: Das war gar nicht Güntherisch. Die Herameter des Herrn Klopstocks sind ihm ein rechter Dorn im Auge, und er opfert gerne die eine Hälfte des Gedichtes auf, wenn man ihm nur die andere in ein Lied, nach der Melodie: Sollen nun die grünen Jahre ꝛc. verwandelte. Weiter hat er nichts daran auszusetzen. Neulich kam er in einer von denen Stunden zu mir gelaufen, die ich täglich in meinem Kabinet der Einsamkeit widme, und hatte eine Schrift in der Hand: Hätte er nicht so freudig dabey ausgesehen, so würde mich ohne Zweifel sein un-

ungestümer Zuspruch erschreckt haben. Ey, sehen Sie doch, sprach er, ein allerliebstes Gedicht, das ich jetzt eben entdeckt habe! Hier ist es, Sie müssen es lesen, und sogleich schlug er mir es auf. Mein Herr, sagte ich zu ihm, es ist mir schon bekannt, und der Poet kommt mir nicht allzu richtig vor: Ey was, versetzte Kleon, was kann schöners seyn, als diese Ode; Hören Sie doch nur einmal, wie das klingt:

Freylich kann der Waffen Blitz
Schwerter, Lanzen und Geschütz,
Die erschrockne Welt betäuben:
Ganzen Völkern fällt der Muth,
Vor Bellonens Mord und Wuth,
Die der Erden Abscheu bleiben;
Außer, wenn ein wahrer Held
Staat und Gränzen sicher stellt.

Nimmt sich das nicht unvergleichlich aus? Er wollte gleich weiter lesen, als ich über den beyfallsbegierigen Ton lachen muste, womit er diese Zeilen herlas, so ungelegen mir auch sein Besuch fiel: Ja, sprach ich, die Melodie gefällt mir, und ich wünsche allen Dichtern von der Art das Glück, daß Sie allein andern ihre Werke vorlesen mögen; sie gewinnen bey Ihrer

Aus-

Aussprache viel. Aber, sagen Sie mir im Ernste, Kleon, fühlen Sie einen großen Gedanken in dem ganzen Gedichte? Darauf wollen wir uns jetzt nicht einlassen, erwiederte er, es ist doch fliessend, und fällt überaus gut ins Gehör. Ist denn das alles, was Sie von einem Dichter verlangen? sprach ich: O ich weiß schon, was Sie sagen wollen, versetzte er, behalten Sie nur immer ihren Meßias für sich, den Sie so sehr zu vergöttern gewohnt sind; dieses Gedicht wird darum nicht schlechter = = = Nein nicht schlechter, als es wirklich ist, sprach ich, und Ihr Geschmack, mein Herr, ist gut zur Musik, aber ich beneide ihn in der Dichtkunst nicht. Kleon ward böse, packte seine Papiere zusammen, und gieng in ziemlicher Unordnung aus dem Hause.

Was denken Sie, liebster Freund, ist Kleons Geschmack so neu, daß er nicht viele seines gleichen haben sollte, viele, die das deutsche Heldengedicht mit keinem andern Grunde verachten? Und was sollen wir auf die Einwendung ihres Gehörs sagen? Sollte wohl das Vorurtheil auf unserer Seite seyn? Ich glaube nicht. Die Versart

art der Meßiade scheinet mir zu der Hoheit und Wichtigkeit des Innhalts vollkommen auserlesen zu seyn; sie ist pathetisch, ernsthaft und ädel; sie hat nichts von dem Spielenden in sich, das uns oft in andern Arten von Gedichten gefällt; sie ist fliessend, wenn man sie nur nicht immer auf den Fingern her scandiren will; sie ist durch schlechte Gedichte noch nicht bey den Deutschen entweihet, außer was einige dürftige Geister seit der Erschaffung des Klopstockischen Liedes, unglücklich nachgeahmet haben. Könnte z. E. dieses Gleichnis in einer andern Versart wohl prächtiger klingen, als wenn Herr Klopstock sagt:

So, wenn sich auf unerstiegenen Gebirgen ein nahes Gewitter
Furchtbar gelagert hat, reißet sich eine der nächtlichsten Wolken
Mit den meisten Donnern bewaffnet, im Schoß das Verderben,
Einsam hervor.

Könnte die Sprache der himmlisch gebildeten Cidli eben den Reiz und die Zärtlichkeit haben, wenn ihre Fügung nicht eben die wäre, womit

sie

sie der Dichter gegen ihren geliebten Lazarus sagen, oder vielmehr denken läßt?

Edler Jüngling, um mich bringst du dein Leben mit Wehmut,
Deine Tage mit Traurigkeit zu! Ach, war ichs auch würdig?
Daß du so himmlisch mich liebst, wars deine Cidli auch würdig?
Lange schon wünsch ich, die Deine zu seyn, und von dir zu lernen,
Wie sie so schön ist, die selige Tugend! dich zärtlich zu lieben,
Wie zu den Zeiten der Väter die Töchter Jerusalems liebten;
Wie ein jugendlich Lamm um deine Winke zu spielen;
Gleich den Rosen im Thal, die der frühe Tag sich erziehet,
So in deiner reinen Umarmung gebildet zu werden,
Dein zu seyn, und dich ewig zu lieben! . . .

Wer wollte wohl sagen, daß in diesen Versen kein Sylbenmaaß wäre? Das anständigste Sylbenmaaß zu dem Affecte: Der Kunstrichter mag sie nun unter die blank verses der Engelländer rechnen, oder nicht.

Sie

Sie werden ohne Zweifel den gedruckten Brief gelesen haben, der vor einiger Zeit in Chemniz herausgekommen ist, worinn der Verfasser von dem Sylbenmaaße des Meßias redet; und nach meiner Meynung hat er so gut davon geredet, daß ich Sie nicht länger damit aufhalten will.

Unter allen Klagen, die ich über den Meßias führen höre, sind keine häufiger, als daß er unverständlich sey. Lorenzo ist ein sehr guter Mann, so lange er sich in keine Beurtheilung eines Gedichts einläßt. Sie kennen ihn, und wissen, daß er zuweilen Einsichten hat: Aber Sie sollten ihn nur einmal hören, wenn er von dem Meßias spricht; ich glaube, er würde Ihnen gleich den Augenblick ekelhaft werden. Er sagt, das Gedicht komme ihm unbegreiflich vor, er wisse in den meisten Stellen nicht, was der Verfasser sagen wolle, und er schiebt alles, was man zu seinem Ruhme sagt, auf ein grosses Vorurtheil, und auf den neuen Geschmack (denn das ist ihm einerley), der nur das Dunkle und Räthselhafte liebt. Ich fragte ihn, ob er denn das Gedicht mehr als einmal gelesen hätte? Ey, mein Herr, antwortete er, wo sollte ich die Gedult hernehmen, so dunkle Sachen zweymal zu lesen?

Wenn

Wenn ich eine Schrift nicht beym ersten Anblicke verstehe, so werfe ich sie weg; *qui non vult intelligi, non debet legi:* Nicht wahr? Vielleicht liegt die Schuld nicht am Dichter, fuhr ich fort, wir bringen oft nicht die rechte Gemüthsbeschaffenheit zu ihm mit, in welcher man ihn lesen muß; was uns das erstemal entgeht, bemerken wir leichter das zweytemal, wenn wir es wieder lesen = = Ach ja, sprach Lorenzo, und gähnte; machen Sie mich über meinen Geschmack nicht unruhig, fragen Sie nur den Corilas und Ormin, sie sind auch meiner Meynung: ich lobe mir allemal Picanders Gedichte und Stoppens Fabeln, die ermüden doch einen ehrlichen Leser nicht. Ihre Gesundheit, mein Herr, = = wie gefällt Ihnen dieser Wein? Wollen Sie nichts von diesem Kuchen annehmen? Nach einer kurzen Antwort wollte ich noch etwas von dem Meßias sagen: Aber er fieng wieder an so gewaltig zu gähnen, daß ich dieses vor einen heimlichen Befehl ansahe, von der Materie abzubrechen; und ich war schon im Begriff, ihm eine angenehme Ruhe zu wünschen, als mich Ormin aufhielt, der neben mir saß. Mit Ihrer Erlaubnis, meine Herren, sprach

er, daß ich etwas zu ihrem Streite über den Meßias sagen darf: Unverständlich kömmt mir das Gedicht eben nicht vor, aber man muß sich sehr viel Mühe geben, es zu verstehen. Es greift die Seele zu stark an, als daß man nur drey Blätter hinter einander weglesen könnte: Der Dichter hat zu metaphysisch gedacht, und er macht mich schwermüthig, wenn ich mich lange mit ihm beschäftige: ein Poet muß zur Ergezzung gelesen werden, und daher darf er nicht tiefsinnig seyn. Es ist wahr, ich finde Schönheiten, recht große Schönheiten in dem Gedichte, aber ich muß diese Empfindung erst durch scharfes Nachsinnen verdienen, da ich sie bey andern Dichtern um einen leichtern Preis haben kann. Darinn bin ich mit Herrn Lorenzo eins, daß mir sein gutes Glaß Wein angenehmer ist; und wenn ich auch auf meiner Seite einige Poeten nennen soll, die ich über alles schätze, so ziehe ich Rosts Schäfererzählungen, oder Gleims Lieder beständig dem Heldengedichte vor, und ich möchte allemal lieber eine einzige Fabel des Gellerts gemacht haben, als der Verfasser der Meßiade seyn. Er hatte kaum so entscheidend gesprochen, als er ein Glaß

nahm,

nahm, und die Gesundheit aller Schönen ausbrachte. Ich war unwillig, daß mir der flüchtige Geist keine Zeit zu antworten übrig lassen wollte: Mißbrauchen Sie ja das Ansehen dieser Männer nicht, fiel ich ihm in die Rede, um Ihr Urtheil zu rechtfertigen: ich weiß, was ich den Verdiensten dieser grossen Dichter schuldig bin; aber ich glaube, sie würden selbst auf Sie böse seyn, Herr Ormin, wenn sie ihr Lob zur Verkleinerung des deutschen Heldengedichts hergeben sollten. Sie haben in der Art von Gedichten, darinn sie geschrieben, ihren vorgesetzten Endzweck vollkommen erreichet, und sie sind des Beyfalls werth, den ihnen der feinere Theil der Welt giebt. Lassen Sie jetzt diese Vergleichung seyn; außer derselben bin ich mit Ihrem Geschmack sehr zufrieden; aber diese Herren sind selbst viel zu billig und bescheiden, als daß sie nicht zugeben sollten, es sey zehenmal leichter eine gute Fabel oder Erzählung zu machen, als ein gutes Heldengedicht: Der, welcher dieses verfertiget, kann allemal weit eher jene Stücke auch machen, als umgekehrt. Doch, ohne alle Vergleichung zu reden, Herr Ormin, das Heldengedicht mißfällt Ihnen darum, weil Sie

viel dabey denken müssen, und ich glaube, darinn bestehet eben sein Werth. Verzeihen Sie mir, daß ich so offenherzig mit Ihnen spreche. Seitdem die Philosophen Dichter, oder wenn Sie es lieber wollen, seitdem die Poeten Philosophen geworden sind; so haben wir gedankenvolle Gedichte erhalten, die die Aufmerksamkeit des Lesers durch keine leere Zeile abnehmen lassen. Wie glücklich hat Herr **Klopstock** gewußt, viele, grosse und reiche Gedanken in wenige Zeilen zu bringen! Die Entwickelung derselben giebt dem Verstande des Lesers etwas zu thun: zur Vergeltung wird er gerühret und vergnüget. Ja doch, unterbrach **Ormin**, wir wollen uns darüber nicht länger streiten und die Gesundheit vergessen, die wir noch trinken müssen; lassen Sie dismal einen jeden Recht haben = = Ich verbarg meinen Verdruß, so gut ich konnte, daß mein Bekehrungsgeschäfte an diesen zween Leuten so fruchtlos abgelaufen war; denn nicht wahr, mein lieber Freund, ein jeder sollte doch den Meßias lesen, empfinden und loben? Ich fange wenigstens gleich mit allen Krieg an, die ich als Feinde des Heldengedichts entdecke. Für mich war also bey dieser Gesellschaft nichts

weiter

weiter zu thun, als daß ich nach Hause gieng.

Sagen sie mir, mein Freund, sind diese Leute nicht bey nahe jenem Blinden des Brokes gleich, der auf einem güldnen Wagen sitzt, und durch die schönsten Gegenden, durch die blumenreichsten Auen fährt, aber von alle dem nichts empfindet, weil er das Unglück hat, blind zu seyn? Kann man nicht mit Recht von den Verächtern des Meßias sagen:

Sie sind gestraft genug, daß sie ihn nicht verstehn?

Ich weiß nicht, ob es mehr zu den Vorzügen des Gedichtes, oder zur Erniedrigung der Menschen gereichet, daß es nicht allen gefällt: Der Tadel gewisser Leute ist einem Lobe gleich zu schätzen, so wie uns gewisse Leute tadeln, wenn sie uns loben.

Wenn erst dein Lied der Narren Lob erhält,
So ist es Zeit es auszustreichen.

Aber bey alle dem muß ich Ihnen doch bekennen, daß mich das Gedicht, so oft ich es lese, wehmüthig macht. Ich kann ohnmöglich meine Thränen zurückhalten, wenn der Dichter weinet, und er weinet oft; ich werde recht empfind-

lich gerührt, und ich weiß nicht, ob ich dieser Gemüthsfassung den Namen einer ordentlichen Traurigkeit geben soll. So viel weiß ich, daß ich mir in diesem Zustande recht wohl gefalle, und daß ich eine so süße Melancholie nicht gegen die gröste Lustigkeit vertauschen möchte. Ich empfinde es hier, daß Horatz wahr gesagt hat:

— — *est quaedam flere voluptas.*

Weit gefehlt, daß ich diese Wirkung dem Dichter zur Last legen sollte; so weiß ich es ihm vielmehr Dank, daß er sein Lied von dieser Seite so rührend für mich gemacht hat. Ein Stück in der Musik hat mich alsdenn gewiß vorzüglich gerühret und eingenommen, wenn es mich etwas melancholisch macht: Neulich hörte ich unsern berühmten Virtuosen spielen; er traf just den Ton, für den meine Leydenschaft zärtlich ist, er schleifte durch seine Töne so etwas klagendes und ädles, daß ich ganz voll von Empfindungen ward: Was meynen Sie wohl? ich muste weggehen und weinen. In der Dichtkunst bin ich eben so; nichts kommt bey mir den Bewegungen des Mitleydens, der Dankbarkeit, der Reue, der Freundschaft bey: Reißen sie das Gemüth nicht so stark mit

sich

sich fort, wie andere Affecten; so sind sie doch darum nicht weniger rührend und lebhaft. Können uns wohl diese Bewegungen fremd seyn, wenn wir den Meßias lesen? Und lieber wollte ich ewig ganz unempfindlich bleiben, als solcher Empfindungen nicht fähig seyn. Ich lese allemal lieber ein Trauerspiel, als eine Comödie; Lassen Sie mir meinen Geschmack!

Ich muß Ihnen noch mehr sagen, mein Werther; ich lese den Meßias auch zur Unterhaltung meiner Andacht; ich finde so viel bey ihm, daß ich mich stets dadurch gegen manche frostige Predigten schadlos halten kann, die mich der Wohlstand nöthiget anzuhören. Der Werth des erhabenen Menschenfreundes, den der Dichter besinget, ist mir dann noch einmal so stark fühlbar; Alles was die Schöpfung in sich verschließt, entwickelt sich vor meinen Augen prächtiger; das ganze Werk der Erlösung dringet mit neuen Stacheln in meine Seele: Ich zähle die Thränen meines Mittlers am Oelberge, die auch für mich geweint sind; ich höre seinen Gang im Stillen, und sehe ihn unter der heiligen Schaar; ich begleite ihn nach der Schedelstäte, wo Gott für mich am Kreuze blutet. Alles dieses mah-

let sich meiner Einbildungskraft so lebhaft ab, indem ich die Meßiade lese, daß ich glaube ein persönlicher Zeuge von der ganzen Begebenheit zu seyn. So sehr werde ich erbauet! Ich muß Ihnen doch indessen ein Urtheil schreiben, das von einer witzigen Schönen kömmt, die ich um ihre Meynung über das Gedicht gebeten hatte; denn ich frage jetzt alle Leute, ob sie den Meßias lesen, und was sie dabey empfinden: „Das „Heldengedicht, der Meßias, antwortet mir die „Fräulein von D * *, ist fast mein halber Ab„gott. Ich halte es für unnachahmlich schön, „und jemehr ich es lese, destomehr werde ich ü„berführet, daß es ein individuum ist, und „daß es sich unter uns Deutschen schwerlich zu „einem weitläuftigen Geschlechte wird rechnen „können. So denke ich von diesem Liede als „Heldengedichte. Die Kunst und das Geräusch „des Wunderbaren ist viel zu stark darinn an„gebracht, als daß es mich zur Andacht bewegen „sollte, wie doch der Vorwurf billig thun mü„ste. Ich werde bewegt, nur um die Kunst „und den Dichter zu bewundern: jenes aber fin„de ich bey einem Liede von Gerhard, worinn „weniger Kunst herrschet und der Affect redet,

„weit

„weit mehr.„ Ist das nicht geistreich geschrieben? Wie gefällt ihnen dieses Urtheil? So sehr ich es hochschätze, so bin ich doch nur von der Wahrheit der einen Hälfte überzeugt: Denn es giebt auch in dem Heldengedichte eine gewisse Einfalt, die sich mit der Andacht sehr gut verträgt, und man muß den Meßias nur nicht mit der vorgefaßten Meynung lesen, als ob man ein Gedicht vor sich habe, dessen Verfasser dem Erhabenen und Wunderbaren ängstlich nachspühre, der seine Empfindungen ausstudieret, und der nur sich selbst und andern zu gefallen trachte, aber um den praktischen Nutzen seines Liedes wenig bekümmert sey; Nein man muß glauben, daß man hier die wahren Empfindungen einer Sele lese, die in einem hohen Grade der Begeisterung denkt, und daß der Meßias das Werk eines heiligen Triebes sey, der den Verfasser dazu angeflammet hat. Der Affect, den das Gedicht dem Leser einflösset, setzet den Affect des Dichters zum voraus, und da er so anhaltend ist, so kann er nicht wohl verstellt seyn. Wenn man den Meßias mit dem guten Vertrauen zu dem Dichter ließt, daß er die Sprache seines erhabenen Herzens reden lasse; so wird man über-

all die epische Einfalt, oder die natürliche Majestät, die nichts studiertes an sich hat, erblicken und ohngeachtet der Dichtung, wird man in der Religion wahre Vortheile davon haben. Es kömmt viel darauf an, wie das Gedicht gelesen wird, mit welcher Gemüthsfassung, in welchem Ton; denn es ist wohl gewiß, daß ein jeder Affect seinen eigenen Ton erfordert. Und gesetzt endlich, ich könnte Ihnen meine Meynung nicht demonstrativisch beweisen, so fühlet es doch mein Herz, das hierinn keine ungültige Stimme haben muß, daß sie wahr ist; es empfindet allemal grosse Regungen der Gottseligkeit, wenn ich den Meßias lese. Es scheinet, daß man den Liedern aus dem Kirchen Gesangbuche einen bey nahe göttlichen Ursprung zuschreibt, und daher kömmt die Ehrfurcht, die uns mit der Auferziehung für sie eingeflösset wird; es kömmt die Gesangweise hinzu, und das Singen trägt ohne Zweifel viel zur Andacht bey; sie gehen geschwinder ins Herz, weil sie den Verstand nicht lange aufhalten; aber die Empfindungen, die sie verursachen, sind daher auch nicht sehr anhaltend. Der Meßias hergegen heißt ein Gedicht. Hievor scheinet die Andacht zu stutzen; die Erfindung

findung ist neu; man weiß die Jugend des Verfassers; man glaubt, er habe darauf studieret, weil wir den Reichthum seiner Gedanken nicht auf einmal übersehen können; das ist genug. Wenn erst alle diese Vorurtheile einmal verschwunden sind; so wird die Andacht viel dabey gewinnen, und daher wird es ein Glück für das Gedicht seyn, wenn es erst alt geworden ist.

Man hat dem Hrn. **Klopstock** vorgerücket, wenigstens habe ich einige so sprechen hören, daß sein Gedicht eine allzusichtbare Nachahmung des **Milton** sey. Die Schönheiten des **Milton** sind unter Kennern entschieden, aber man ist auch über seine Fehler nicht blind; es ist kein Zweifel, daß ihn Herr **Klopstock** gelesen hat, und daß er ihm selbst nützlich gewesen ist. Aber wenn die Nachahmung allemal in Vergleichung mit dem Original verdirbt; so sollte man fast den **Milton** für einen Nachahmer des **Klopstocks** halten. **Milton** behält nichts von eigenthümlichen Schönheiten, wenn man den Messias ließt; und man kann sagen, daß **Klopstock** alle Schönheiten des **Milton** erobert, und alle seine Fehler vermieden habe. Wie

schlecht

schlecht würde es seyn, wenn man den Virgil darum verachten wollte, weil er nach dem Homer geschrieben hat? Ich wünschte, daß ein Kunstrichter von gutem Geschmacke eine Vergleichung zwischen dem verlohrenen Paradiese des Miltons und dem Meßias des Klopstocks schreiben möchte, um uns von den Original-Schönheiten des letzteren desto besser zu überzeugen. Dieses würde eben so nützlich seyn, als des P. Rapins Bemühung, den Homer mit dem Virgil zu messen.

Aber finden Sie denn gar nichts an dem Gedichte auszusetzen? Wollen Sie nicht bald des Lobens ein Ende machen? Ja, mein Werther, ich will sie nicht lange mehr aufhalten: Ob ich an dem Gedichte gar nichts auszusetzen finde, fragen Sie? Je nun = = das weiß ich so eben nicht. Wenn Sie meinen Brief nicht wollen drucken lassen, (denn ich fürchte mich vor Ihrer Briefsammlung, die Sie unter Händen haben) so will ich Ihnen wohl etwas sagen: Es gefällt mir nicht, daß der kleine Benoni (im zweyten Gesange) der so zärtlich von seinem Bruder Joel betrauert wird, im Grabe bleiben muß. Seine Auferweckung,

die

die ihm ein jeder guter Leser wünschet, wäre eine rührende Scene gewesen, und sie hätte die Majestät des Meßias, den die Thränen des jungen artigen Joels bewegen, ohne Zweifel noch mehr verherrlichet. Aber das wichtigste, mein Freund, was ich an dem Gedichte auszusezzen habe, ist dieses, daß es noch nicht ganz ist. Sie können kaum glauben, wie ungeduldig mein Verlangen darnach ist, und ich sehe es als eine Wohlthat an, daß mir ein Freund des Herrn Klopstocks etwas von der Fortsezzung seines Liedes bereits im Manuscripte gewiesen hat. Allein, wie bald sollen wir denn das ganze Gedicht haben, und wie stark möchte es wohl werden? Auf diese Frage kann ich Ihnen nichts bestimmtes antworten. Es kann seyn, daß wir frühe in den völligen Besiz dieses Schazes gesezt werden; es können aber auch Hindernisse dazwischen kommen, die uns warten lassen. Es werden noch viele Fortsezungen von Gesängen hinzukommen, wie man sagt; und ich glaube, daß wir noch nicht einmal den dritten Theil des Gedichtes haben. Sorgen Sie nicht für die Erscheinung und für die Schönheit der folgenden Gesänge. Klopstock ist allzusehr von

seinem

seinem Helden eingenommen, und denkt viel zu gleich, als daß wir im einen oder andern etwas zu befürchten hätten. Sein Gedicht wird keine coische Venus des Apelles seyn. Es giebt hier einige Leute, die ein Privilegium auf den Geschmack zu haben glauben, welche uns weis machen wollen, daß Herr Klopstock die Arbeit werde liegen lassen, weil er nicht in dem angefangenen Ton aushalten könnte; aber diese sind schon durch die zween Gesänge widerlegt, die wir erst neu erhalten haben, und sie müssen überhaupt nicht Klopstocks Geist nach dem ihrigen messen.

Was sagen Sie, mein Freund, zu den Beurtheilungen, die bisher über den Meßias erschienen sind? Der Herr Prof. Meier hat mehr einen Auszug aus dem Gedichte gemacht, als eine Critik geliefert; allein er verdienet Dank, daß er es unsern Landesleuten so gut angepriesen und bekannt gemacht hat, und daß er gleichsam der erste Herold unsers Dichters gewesen ist. Unser deutsches Publicum kann viele schöne Erinnerungen daraus nehmen: Es fällt mir hiebey ein, was ein vortreflicher Schriftsteller unserer Zeit sagt:

On peut dire à bon droit que le Siècle eſt barbare,
Dès qu'envers les Savans ce Siècle eſt trop avare.
— — — — —
Mais puis-je, ſans trahir les cendres de mes Maitres,
Digérer les affronts qu'on fait aux Belles-Lettres?

In Engelland oder in Frankreich würde man die Muſe des Herrn Klopſtocks beſſer zu ſchätzen wiſſen! Doch ein groſſer Monarch in Norden hat ſie ſeines Schutzes gewürdiget, der die ſchöne Ode verdienet, die ihm der Dichter zugeeignet hat. Aber wieder auf die Beurtheilungen zu kommen, ſo halte ich ſie gröſtentheils für allzufrühzeitig, ehe wir nicht das ganze Gedicht haben. Was ſollen wir jetzt ſchon von Fehlern des Gedichtes ſagen? Sie ſind ein allzuguter Philoſoph, als daß Sie nicht wiſſen ſollten, daß ein Fehler im Theile eine Vollkommenheit im Ganzen werden könne. Ich bin für das Schickſal des Abadonna unbeſorgt; es iſt jetzt noch in der Gewalt des Dichters, und er wird ſie zu unſerer Zufriedenheit gewiß nicht mißbrauchen.

Die

Die Beurtheilung, welche vor kurzem in der Schweiz herausgekommen ist, habe ich noch nicht gesehen. Aber die Ode an Daphne ist mir bekannt: Die schöne Ode! Soll ich nun einmal aufhören? Ich dächte freylich, ich hätte Ihnen genug geschrieben. Fragen Sie mich ja nicht noch einmal, ob ich den Meßias gelesen habe, wenn Sie nicht gerne lange Briefe lesen wollen. Aber noch eins! Zürnen Sie nicht, daß ich diesesmal so geschwätzig bin; nur, noch dieses, mein Freund! Helfen Sie doch dem einreissenden Uebel steuren, das uns bey Leichen, Geburthstägen und Hochzeiten so frostige und unschickliche Nachahmungen des Meßias hervorbringt. Es ist eine rechte Entweihung des Heldengedichts: Ich ärgerte mich neulich recht, da ich ein Carmen in die Hände bekam, darinn der Anfang von der Schöpfung und dem ordnenden Schicksal der Welten handelte, und der Beschluß eine Gratulation auf den Geburthstag eines Patrons in sich faßte; und zwar in der Versart des Messias. Helfen Sie doch, daß die Gelegenheitsdichter sich schämen lernen, und mehr Ehrfurcht gegen den Meßias bekommen. Alleweil fällt

mirs

mirs ein, daß Sie mich auch um den Noah gefragt haben: Was meynen Sie, soll ich Ihnen davon auch so viel schreiben? Nein, das will ich Ihnen nicht zu Leyde thun, ob ich gleich jetzt grosse Lust zu schreiben habe. In dem Noah bemerke ich viele schöne Stellen, aber auch viele schlechte, und im Ganzen gefällt er mir nicht. Ich habe darum für den Verfasser nicht weniger Hochachtung, der gewiß die Regeln des Heldengedichts so gut verstehet, als jemand. Aber ein gutes Heldengedicht zu schreiben ist nicht jedermanns Ding, und die Vorsehung hat dieses Glück nur wenigen Sterblichen zugedacht, die öfters nicht so viele Regeln verstehen. Der Verfasser des Noah ist ein grosser Kenner und Kunstrichter des Geschmacks: Lehrbücher und Critiken sollte er schreiben; nur keinen Noah mehr. Nun bin ich fertig, mein Werther, leben Sie wohl und kommen Sie bald einmal zu uns ꝛc. ꝛc.

Zweiter Brief.

Mein lieber Freund,

Wenn ich nicht wüste, daß Sie jetzt in S** wären, so würde ich Ihnen einen recht bösen Brief schreiben. Ich wollte alles zusammen wiederhohlen, was man jemals zum Verweis des Stillschweigens gesagt hat, ich wollte Ihre Faulheit im Schreiben recht lebhaft schildern, ich wollte recht witzig seyn, Sie zum Schuldigen zu machen, und Ihre Freundschaft in Verdacht zu setzen; ich wollte = = Aber Sie sehen schon aus der Art, womit ich Sie anrede, daß Sie jetzt nichts zu befürchten haben, und ich spiele Ihnen keinen Betrug. Die schöne Jahreszeit, Ihr angenehmes Landgut, die Gesellschaft mit Ihrer Phyllis, alles entschuldiget Sie. Bey einem so fühlenden Freunde, wie ich, sind dieses recht starke Entschuldigungsgründe im Briefschreiben, die alles andere übertreffen, was man von Reisen, Unpäßlichkeiten und Geschäften vorschützt. Es ist Ihr Glück, daß Sie es mit mir zu thun haben; sonst würde

de Ihr Proceß etwas weitläuftig aussehen. Aber mißbrauchen Sie ja mein gutes Herz nicht, Damon; meine Nachsicht gehet nur auf Ihre gegenwärtige Umstände: Der Frühling darf nur dahin seyn, Ihr artiges Mädchen darf sich Ihren Umarmungen nur entrissen haben, um Ihnen die künftigen noch reizender zu machen, Sie dürfen nur wieder in H * * seyn; so finden alle Ihre Entschuldigungen bey mir kein Gehör. Sie müssen alsdenn fleißig schreiben, oder = = = oder ich lasse den Frühling wieder kommen, ich gebe Ihnen Phyllis wieder, und reise mit Ihnen aufs Landgut. Nicht wahr, die Strafe wäre artig? Ich befürchte bald, daß ich Sie nun noch mehr faul machen möchte; aber zum guten Glücke trauen Sie mir so viel Gewalt nicht zu. Die schönen Tage haben mich ebenfalls aus dem Lärmen der Stadt auf das Land hinaus gezogen; ich würde ihrer nicht werth seyn, wenn ich sie so unverbraucht wollte verstreichen lassen. Ein Haus, das mitten in einer lachenden Wiese liegt, mit Buch- und Tannenwäldern umgeben, von deren Gebürge ein crystallener Bach herabstürzt, kurz ein wahres Tempe ist itzo mein vergnügter Aufenthalt.

Die Nachtigallen singen hier weit schöner, als in den Gärten unserer Stadt; die Blumen duften hier noch einmal so angenehm, als dort; zwo große bejahrte Linden überschatten den Eingang des Hauses, wo ich in der auserlesensten Gesellschaft oft den Abend anklage, daß er so kurz ist. Ich vertiefe mich oft ganz allein in das finstre Tannengehölze, wo die Kunst noch nichts an den Schönheiten der Natur verdorben hat; da erwacht mein ganzes Herz wieder mit seiner zärtlichen Melancholie, ich denke alsdenn noch einmal so lebhaft an Sie, ich bedaure noch einmal so stark Ihre Abwesenheit, und wünsche Ihnen tausend schöne Sachen. Doch ich werde ja wider meinen Vorsatz unvermerkt traurig, da ich Ihnen doch heute gar nichts schwermüthiges schreiben wollte. Ueberlassen Sie sich dem Vergnügen, dessen Sie werth sind; ich will auf meiner Seite auch sehen, wie ich den angenehmen May recht schön empfinden kann. Noch eins! Der Herr von S** und unser Freund der Doctor, lassen sich Ihnen empfehlen: Wir sprachen noch gestern Abend von Ihnen unter der Linde, und wünschten Sie bey uns. Wir sprachen auch von der Liebe, und Fräulein Caroline

roline behauptete, daß das Landleben besser für die Liebe sey, als das Stadtleben. Sie fand wenig Widerspruch: Aber sie kann sich doch wohl geirret haben, weil sie noch sehr jung ist. Fragen Sie einmal ihre kleine Phyllis darum. Die Sache ist werth, daß man sie untersuchet. Leben Sie wohl, mein angenehmer Freund, und lieben Sie mich nicht weniger auf dem Lande, als in der Stadt. ꝛc.

Dritter Brief.

Mademoisell,

Waffnen Sie sich nur bey dem Anblick meines Briefes mit aller Standhaftigkeit! Ich muß ihnen die verdrüslichste, die traurigste, die erschrecklichste Nachricht schreiben, und ich möchte gerne jetzt die Feder einem andern überlassen: ich muß Ihnen sagen, daß = = erschrecken sie nicht zu sehr! daß Ihr Mops gestern Abend gestorben ist: der Liebling unter allen Hunden ist nicht mehr. Fragen sie nicht, Mademoisell, wer mir das Recht giebt, zu Ihrem Verdrusse so dienstfertig zu seyn: Sie

wissen von langer Zeit her, daß mir alles, was Ihnen angehöret, recht sehr am Herzen liegt, und ich habe mir das Verdienst unmöglich können nehmen lassen, Ihnen über den Tod eines so glücklichen Hundes das erste Compliment zu machen. Seit Ihrer Abwesenheit hat das arme Thier getrauert, und ist endlich gestern zwischen fünf und sechs Uhr gestorben. Ich kann Ihnen die Ursache davon nicht eigentlich schreiben; Vielleicht hat er sich über Ihre Abwesenheit zu Tode gegrämet, vielleicht ist er vor Alter gestorben, denn ich habe ihn schon wenigstens acht Jahre in Ihrem Hause gekannt, vielleicht hat er auch am unrechten Orte naschen wollen, und hat Gift gekriegt. Ich hätte gewiß alles zur Erhaltung dieses theuren Hundes gewagt, wenn ich von Ihren Bedienten eher Nachricht davon bekommen hätte; denn ich weiß gewiß, daß ich mir durch diesen Liebesdienst mehr bey Ihnen geholfen hätte, als durch alle Schmeicheleyen, die ich Ihnen bisher vorgesagt habe. Im Vertrauen, Mademoisell, ich tröste mich über diesen Unfall so ziemlich, weil ich etwas dabey gewinne: Wissen Sie sich noch der Stunden zu besinnen, da ich so geschäftig war, Ihnen

nen durch Seufzer und verständliche Blicke zu beweisen, daß ich Sie liebte, da ich über Ihre Gleichgültigkeit so viele Klagen in meine Einschmeichlungen brachte, indeß, daß Sie nur mit Ihrem Mopse spielten, und mich über seinen Vorzug ordentlich eifersüchtig machten? Was wollen Sie nun sagen, wenn ich mich wieder in dieser Stellung vor Ihnen zeige? Der Mops kann mir nicht mehr ihre Aufmerksamkeit entziehen, und ich schicke mich schon auf eine so schöne Erklärung, die ich Ihnen bey Ihrer Wiederkunft thun will, daß Sie mir nothwendig etwas angenehmes darauf antworten müssen. Glauben Sie ja nicht, Mademoisell, daß ich um dieser Ursachen willen die freylich wichtig genug sind, an dem Tode des Hundes etwa gar schuld seyn möchte: Ich würde lieber noch so viel gelitten haben, als mich auf eine solche Art an Ihnen zu versündigen: Ich habe sogar ein Carmen von unserem Stadtpoeten auf ihn machen lassen, welches Sie auf Ihrem Nachttische finden werden. Aber ich möchte doch auch gerne etwas zu Ihrem Troste sagen; Ich biete Ihnen meinen kleinen artigen Mops an, der Ihnen sonst gefallen hat, und der auch alle Verdienste des

Verstorbenen besitzet, außer daß er sechs Jahre jünger ist. Befürchten Sie nichts von diesem Geschenke; ich werde es nie in meinen Angelegenheiten zu viel gelten lassen; so wie ich auch wegen des Hundes in meinen künftigen Besuchen nichts befürchte, denn er wird doch wohl wissen, was er der Erkenntlichkeit gegen mich schuldig ist. Alleweil erfahre ich, daß Ihr bester Canarienvogel auch krank ist: Mein Gott! kommen Sie doch wieder, Mademoiselle; Ihre Abwesenheit macht alles krank und todt: ich fühle es selbst, daß mir nicht wohl dabey zu Muthe wird. Kommen Sie doch! Ich wollte nicht gerne meinen Brief schliessen, ohne Ihnen noch etwas von meiner Liebe zu sagen; aber Sie sind jetzt ohne Zweifel viel zu betrübt. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An das Fräulein von M * * *

über

die zärtlichen, großmüthigen und uneigennützigen Empfindungen *).

Ich sagte Ihnen neulich, gnädiges Fräulein, daß alle die Empfindungen, welche man großmüthig und zärtlich nennet, alle die Handlungen, welche die uneigennützigsten scheinen, in der That nur von der Eigenliebe herkommen, von der Liebe, die ein jeder Mensch ordentlich und wesentlicher Weise für sich selber hegt. Sie schienen anfänglich über diesen Satz stutzig zu werden; Ihr großmüthiges Herz, das gewohnt ist sich so oft selber zu vergessen, um nur an Ihre Freunde zu denken, stellte Ihnen denselben beym ersten Anblick als einen unerweislichen seltsamen Satz vor. Aber die Richtigkeit ihres Verstandes lies Sie bald die Wahrheit desselben empfinden. Ein kurzes Nachdenken

*) Mr. de VATTEL Pieces diverses p. 144.

brachte sie bald auf meine Seite, und Sie sparten mir sogar die Mühe, Ihnen den Grund meines Gedankens zu entdecken.

Indessen so verlangen Sie doch, daß ich ihn ganz ausführlich mit seinen Grundsätzen und Folgen entwickeln soll. Ich gehorche Ihnen sehr gerne, gnädiges Fräulein; und mit wem könnte ich wohl mit so vielem Vergnügen über diese Materie sprechen? Wenn es wahr ist, daß man nicht so lange anhaltend von zärtlichen und feinen Empfindungen philosophiren kann, ohne derselben fähig zu seyn, wie groß würde ich mein Glück schätzen, Sie mit dieser Schrift zufrieden zu sehen! Gewiß es wird mir niemals besser bey einer Materie von dieser Art gelingen, als wenn ich an Sie davon schreibe: Es ist nicht genug, daß der Verstand wirket, wenn sie gut ausfallen soll, das Herz muß reden. Und eben so wie sich der Verstand ermuntert nach Proportion desjenigen, welchen die Personen bezeigen, mit denen wir reden, so ist auch ohne Zweifel ein gleicher Einfluß unter den Herzen. Wenn ich mir vorstelle, daß ich von den Empfindungen an die liebenswürdige M * * * schreibe, was für eine Zärtlichkeit ist dieser Begriff nicht vermögend mir zu geben? Ich

Ich finde überdas noch diesen Vortheil, Ihnen meine Meynung zu erklären: nämlich, da ich sie für gegründet halte, daß ich niemand damit unterhalten könne, die in sich selbst so manche Gelegenheiten haben sollte, davon durch die Erfahrung überzeuget zu werden.

Ich habe geglaubt, gnädiges Fräulein, daß ich die Feder ergreifen sollte, um dasjenige genauer zu erfüllen, was Sie von mir erwarten. Wenn es nur auf Beredsamkeit angesehen wäre, so hätte ich die mündliche Unterredung vorgezogen, und Ihr Anblick würde mir das verschaft haben, was mir mangelt: Aber sobald Nachdenken, Einrichtung und Lehrart erfordert ward, so habe ich begriffen, daß ich dazu in meinem Kabinet fähiger seyn würde, als in Ihrer Gegenwart.

Wenn wir nur mit der flüchtigsten Aufmerksamkeit auf das Achtung geben, was in unserer Seele vorgehet, so können wir nicht zweifeln, daß ein jeder unter uns keine natürliche und unüberwindliche Liebe für sich selbst und alles das haben sollte, was seine Wohlfahrt befördern kann. Diese Empfindung, die ich Eigenliebe nenne, ist allen verständigen Wesen na-

natürlich, weil es ohnmöglich ist, auch nur ein einziges unter ihnen anzutreffen, welches davon nicht beselet wäre. Wenn sich ein Wesen nicht lieben sollte, so müste es sich entweder selbst nicht kennen, es müste nicht dies innere Gefühl von seiner Wirklichkeit haben; oder es müste keiner Empfindung fähig seyn, d. i. keinen Verstand haben; Denn ein Wesen, das sich nicht kennet, noch Empfindung hat, ist ein viehisches Wesen.

Die Selbstliebe ist die grosse Triebfeder, welche die verständigen Wesen wirken läßt, die sie antreibt die Faulheit zu überwinden, oder die natürliche Unempfindlichkeit, die ihnen die Ruhe angenehm macht, und die Kraft anzuwenden, welche die Handlung in sich schließt. Wenn dieser allgemeine Bewegungsgrund sich nicht in ihnen befände, so würde gar kein Mittel seyn, sie wirken zu lassen, noch ihre Handlungen einzurichten.

Sagen Sie nicht, gnädiges Fräulein, daß Sie dem göttlichen Willen gemäß handeln würden, blos aus Gehorsam, den Sie Ihrem Schöpfer schuldig sind. Es ist ohne Zweifel schön, gerecht und löblich, einem allervollkommen-

menſten Weſen zu gehorchen, von dem man alles hat, es iſt unendlich nützlich, einem wohlthätigen, gerechten und allmächtigen Weſen zu gehorchen. Aber Sie ſehen wohl, daß dieſe Bewegungsgründe ihre Stärke von der Liebe haben, die ein jeder für ſich ſelber hegt. Wenn Sie nur gleichgültig gegen ſich ſelbſt und Ihre Wohlfahrt wären, ſo würden Sie weder den Zorn GOttes fürchten, noch ſeine Gnade und Liebe wünſchen können. Wollen Sie vielleicht ſagen, daß Sie das **Gute** thun würden, um der **Ordnung** gemäß zu leben, und weil es von Natur ſeinem Gegentheile vorzuziehen ſey? Aber was vor Reizungen würde doch wohl die Ordnung für Sie haben, und warum ſollten Sie geneigt ſeyn, derſelben gemäs zu leben, wenn Ihnen Ihre Vollkommenheit nicht lieb wäre? Sie würden ſich eben ſo wenig Mühe geben, vernünftig oder lächerlich zu urtheilen. Wenn Sie endlich Ihr Herz reden ließen, ohne daß es von der Richtigkeit Ihres Verſtandes regieret würde, ſo möchten Sie mir wohl gewiß einwerfen, daß Sie dies oder jenes thun würden; daß Sie einem Elenden würden beyſtehen, daß Sie ein Theil Ihres Vermögens einer Freun-

din schenken würden, um des einzigen Vergnügens willen, eine schöne und großmüthige Handlung zu thun. Aber, werden Sie sich nicht selbst auf diesen Einwurf antworten: Warum sollte ich, ohne die Liebe, die ich für mich trage, geneigt seyn, mir dieses Vergnügen zu verschaffen; oder was sollte ich vielmehr für eine Annehmlichkeit in dieser großmüthigen Handlung finden, wenn ich nicht meine eigene Vollkommenheit liebte?

Es ist also ausgemacht, daß die Selbstliebe von einem jeden denkenden Wesen unzertrennlich ist. Wenn dieses ist, so können wir auch daraus schon schliessen, daß keine einzige freye Handlung, sie mag Namen haben wie sie will, dieser Liebe zuwider seyn könne. Aber das ist noch nicht genug: man muß auch zeigen, daß sie alle daraus als wie aus ihrer ersten Quelle fliessen.

Die Eigenliebe, die Liebe unserer selbst und unsers Glücks ist, wie gesagt, die erste Triebfeder, der allgemeine Bewegungsgrund aller unserer Handlungen: Aber wir haben noch unter den verschiedenen Gegenständen, eine Menge von besondern und untergeordneten

Be-

Bewegungsgründen, nachdem sich uns diese Gegenstände entweder als Güter darstellen, die geschickt sind unsere Glückseligkeit zu befördern, oder als Uebel, welche vermögend sind sie zu stöhren. Von der Mannigfaltigkeit dieser Bewegungsgründe und von den verschiedenen Eindrücken, die sie in uns machen, entstehet die Verschiedenheit der Empfindungen und der Charaktere. Diejenigen Personen, die so sehr ihre Bequemlichkeiten lieben, die so empfindlich in dem Wohlseyn des Leibes und in den Gemächlichkeiten des Lebens sind, die sich wenig um das bekümmern, was andere Menschen angehet; diese Leute, sage ich, sind eigennützig, voll von einer übel verstandenen Eigenliebe, und man sagt von ihnen, daß sie nichts, als sich selber lieben. Die, welche den Reichthum als das kostbareste Gut ansehen, das man besitzen könne, sind Geizige, u. s. w. Ihre Empfindungen sind kriechend und niederträchtig, nach Proportion der Bewegungsgründe, woran sie sich halten. Diejenigen hergegen, deren Geschmack weit reiner und erhabener ist, die Kraft und Muth genug haben, sich über die knechtische Furcht hin zu schwingen, welche die

Ar-

Armuth, der Schmerz und die Ungemächlichkeit den gemeinen Selen einflössen, die gegen die wahre Vollkommenheit ihrer Sele empfindlich nichts schätzbarers kennen, als Handlungen auszuüben, die einem Wesen von vortreflicher Natur anständig sind, und welche z. E. urtheilen, daß sein Leben für das Vaterland aufopfern, einem Freunde wohl thun, einem Dürftigen helfen, Handlungen von dieser Art sind; solche Personen sind **großmüthig**, **uneigennützig**, ihre Empfindungen sind **schön**, **groß**, **ädel**. Aber Sie sehen doch indessen, gnädiges Fräulein, daß sie im Grunde von der Eigenliebe herkommen, von der Liebe, die uns die Vollkommenheit unsers Wesens suchen läßt. Das Vergnügen, das man aus einer großmüthigen Handlung schöpfet, ist davon gewiß ein Beweis. Wenn ein großmüthiger Mensch eine solche Handlung für seine Vollkommenheit nicht anständig hielte, so würde er sie nicht ausüben: Aber wenn er eben diese Vollkommenheit nicht liebte, was für ein Vergnügen würde er doch wohl darinn finden, sie zu vermehren, und das zu thun, was derselben werth ist? Und wenn er sich nicht selber liebte, warum sollte ihm seine Vollkommenheit angenehm seyn? Es

Es giebt Exempel, die man vielleicht meinem Schlusse entgegen setzen wird; und selbst in unsern Tagen, man spreche davon was man will, zeigt das Reich der Liebe merkwürdige Beyspiele. Man siehet ziemlich oft Liebhaber, die sich selbst ganz zu vergessen scheinen, um nur an ihre Gebietherin zu denken. Das zeiget wohl nichts anders an, als daß die Liebhaber alle ihre übrigen Vortheile vergessen, um nur an denjenigen zu denken, daß sie eine liebenswürdige Gebieterin haben, an das Vergnügen, sich alle Mühe um sie zu geben, sie glücklich und zufrieden zu sehen. Dieses Vergnügen rühret sie mehr als alles andere, das räum ich ein: Aber eben dadurch daß dieses ein Vergnügen ist, stösset auch der Vorzug, den sie ihm geben, meinen Grundsatz gar nicht um.

Aber ein wahrhafter Liebhaber, wird man sagen, ist doch tausendmal empfindlicher gegen das Gute oder Böse, welches seinem geliebten Gegenstande widerfährt, als gegen alles, was ihm selber nur widerfahren kann. Das werde ich nie zu leugnen suchen, und ich wünsche nichts so sehr, gnädiges Fräulein, als Sie von dieser Wahrheit zu überzeugen. Aber sie

ist darum meinen Grundsätzen eben so wenig entgegen. **Lieben**, das heißt **wollen**, das heißt **wünschen**, daß jemand **glücklich** seyn **möge**. Nun aber ist es natürlich, daß wir Vergnügen empfinden, wenn wir unsre Neigungen oder Wünsche erfüllet sehen. Und es kann sehr wohl möglich seyn, daß unsere Einbildungskraft mit einer Liebsten so sehr beschäftigt ist, daß wir alle unsere Aufmerksamkeit nur auf das wenden, was ihr begegnet, und sehr wenig davon nur für die Dinge zurückbehalten, die uns unmittelbar angehen. Ueberdas findet ein Mensch, der auf seine Standhaftigkeit und Unerschrockenheit stolz ist, bey sich Hülfsmittel, gegen das Glück oder Unglück, das ihm begegnet, nicht allzuempfindlich zu seyn: Die Vernunft sagt ihm, daß ein weiser Mann sich nicht unbedachtsam den Bewegungen der Freude ergebe, und daß ein großes Herz sich durch die Widerwärtigkeiten nicht niederschlagen lasse. Aber diese Bewegungsgründe fehlen ihm, wenn es auf eine Person ankömmt, die er liebet. Eben diese Unempfindlichkeit, daraus er sich ein Verdienst macht, in Ansehung dessen, was ihn unmittelbar angehet, würde er sich als ein Laster vor-

vorrücken, so bald die Frage von einer Gebieterin oder auch nur von einem Freunde ist.

Es wird Ihnen ohne Zweifel, gnädiges Fräulein, dieser oder jener Liebhaber mehr als einmal gesagt haben, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, sein Leben für Sie hinzugeben; und Sie werden seine Reden als gewöhnliche Vergrösserungen in der Liebe angesehen haben. Wenn indessen dieser Liebhaber großmüthig ist, wie man es glauben muß, wenn er Sie nach Ihren Verdiensten zu lieben weiß, so bin ich überführt, daß er wahr gesagt hat. Ueber dieses Urtheil werden Sie sich vielleicht, nach dem was ich gesagt habe, verwundern. Aber ich glaube hierinn meinen Grundsätzen gar nichts zu vergeben.

Sein Leben zur Erhaltung eines andern dahin geben scheinet anfänglich ein Beweis von der vollkommensten Selbstverleugnung zu seyn. Denn man hat doch von einer Liebsten nach dem Tode weiter nichts zu erwarten. Was für einen Vortheil kann man sich wohl von einer solchen Handlung versprechen? Aber wenn wir sie näher untersuchen wollen, so werden wir etwas in den Bewegungsgründen, daraus sie

fliesset, finden, wie sie sich mit meinem System vereinigen lasse.

Sie sind für einen Liebhaber, der Sie anbetet, das einzige Gut, das ihm das Leben schätzbar machen kann; so, daß er den Gedanken nicht einmal überstehen kann, ohne Sie zu leben; Sollte es denn also widersprechend seyn, daß er in der grausamen Nothwendigkeit, entweder Sie sterben zu sehen, oder selber umzukommen, keinen Augenblick anstünde, Sie zu retten, mit Verlust einer Sache, die für ihn weiter gar keinen Werth hätte, sobald er Sie würde verlohren haben? Wenn ihm das Leben ohne Sie unerträglich vorkömmt, wie viel unerträglicher würde es ihm nicht in dem Falle seyn, da ihm sein Herz vorrückte, daß er so niederträchtig gewesen wäre, Sie umkommen zu sehen, da er Sie doch durch seine eigene Aufopferung hätte erhalten können. Er findet überdas noch in dieser Aufopferung etwas schönes, grosses und ädelmüthiges, das fähig genug ist, ihn dazu zu bewegen. Nächst dem Glücke mit Ihnen und für Sie zu leben, kennet er weiter nichts Süßeres, als Ihnen durch eine solche That nicht nur die größte Zärtlichkeit, sondern auch die Großmuth

muth seiner Empfindungen zu beweisen. Seine Einbildungskraft berauschet sich und schmecket das Vergnügen schon zum voraus, in Ihrer Gunst so wohl angeschrieben zu stehen, und zu denken, daß Sie das Gedächtnis eines so vollkommenen Liebhabers hochschätzen werden. Die erhabenen Seelen sind gegen dergleichen Bewegungsgründe empfindlich. Wie viele große Männer hat man nicht gesehen sich für ihr Vaterland aufopfern? Und warum glaubt man nicht, daß ein herzhafter Mann eben das Opfer für eine Liebste geben könne, die ihm gewis eben so lieb ist, als das alte Rom seinen Helden war.

Sie werden leicht dasjenige, was ich gesagt habe, gnädiges Fräulein, auf einen andern Fall anwenden können, da ein Liebhaber sich zum Tode verbannen würde, um Sie vor einem Unglücke zu beschützen, das Ihnen Ihr Leben würde bitter machen.

Ich will Ihnen jetzo beweisen, daß es die angezeigten Bewegungsgründe sind, die Ihren Liebhaber zu dem Entschlusse bringen würden, sein Leben für Sie zu lassen. Eben dieser Liebhaber würde vielleicht für einen Freund nicht eben das Opfer thun, woraus erhellet, daß

das Leben seines Freundes ihm nicht so kostbar ist, als sein eigenes. Indessen so würde er doch diesen Freund nicht umkommen lassen, um Sie zu retten, selbst in dem Augenblicke, da er sich nicht bedenken würde, für Sie selber zu sterben. Woher kömmt dieses? Scheinet es nicht, daß der, welcher das Grössere giebt, auch das Geringere geben würde? Es kömmt daher, weil er durch die Aufopferung seines Freundes eine Ungerechtigkeit begehen würde, indem er gar kein Recht auf sein Leben hat; er könnte sich nicht mehr schmeicheln, eine lobwürdige und großmüthige Handlung zu thun, und Ihre Hochachtung zu verdienen. Aber wenn er eine gänzliche Absonderung von sich selber machte, indem er bereit ist für seine Liebste zu sterben, wenn es nur auf sie allein ankäme, so würde er sie in jedem Falle und um jeden Preis zu retten suchen; genug, wenn er nur dem einzigen Gegenstande seiner Liebe dienete, so würde er sich wenig um die Billigkeit und Anständigkeit der Mittel bekümmern.

Wenn ich zeige, daß die großmüthigsten Empfindungen, die uneigennützigsten Handlungen, im Grunde von der Selbstliebe eines jeden entstehen;

hen; so fürchte ich gar nicht, gnädiges Fräulein, die Zufriedenheit zu mindern, welche Sie in den Empfindungen Ihres Herzens und in den gütigen Handlungen fühlen, die Ihre grösten Ergetzungen ausmachen. Ich besorge auch noch weniger der besondern Hochachtung im geringsten zu schaden, die jedermann Ihrem vortreflichen Charakter schuldig ist. Diese Empfindungen und diese Handlungen verlieren nichts von ihrem Werthe, ob ich sie gleich gar nicht zu einer leeren und der Natur widersprechenden Ursache rechne; und sie sind darum nicht weniger von den niedrigen und eigennützigen Empfindungen unterschieden, ob sie gleich beyde eine gemeinschaftliche Quelle haben. Tugendhafte und Lasterhafte, es ist wahr, handeln alle im Grunde nur für sich selbst. Aber ein großmüthiger Mensch ist darinn ehrwürdig, daß er den Werth der Tugend kennet, und daß er bey Gelegenheit den Vortheilen des Glückes entsagen kann, ja sogar dem Leben, um sein Vaterland oder eine Person zu retten, die aller seiner Zärtlichkeit werth ist; daß er das Vergnügen vorziehet, eine große und schöne Handlung zu thun, die der Vollkommenheit seiner Sele einen neuen

Glanz giebt; daß er dieses, sage ich, allem vorziehet, was die Reichthümer und sogar das Leben reizendes haben. Hergegen eine niedrige und eigennützige Sele, ein Geitziger ist darinn verachtungswerth, daß er die Reichthümer und die Gemächlichkeiten des Lebens allem dem vorziehet, was einem wohlgebildeten und ädlen Herzen schmeichelt.

Weit gefehlt, daß ich den großmüthigen Empfindungen und denen, die davon Staat machen, schaden sollte, so glaube ich ihnen vielmehr einen Dienst zu erweisen. Ein jeder ist innerlich überzeugt, daß man keinen Augenblick aufhören könne, sich selbst zu lieben: Daher kömmts, daß viele Leute diese so uneigennützigen Empfindungen als schöne Träume ansehen. Aber indem ich zeige, wie man sie mit einer wohlgeordneten Eigenliebe verbinden könne, so mache ich sie glaublich; und niemand wird zweifeln können, daß die ädelgebildeten Herzen derselben nicht fähig seyn sollten. Sie selbst, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir nur ein wenig Unterscheidungskraft eingestehen, Sie selbst können sich nicht weigern, mir zu glauben, wenn ich

Ih-

Ihnen versichern werde, daß ich im Falle der Noth alles, ja sogar mein Leben, aufopfern würde, um Ihnen zu dienen, und Sie von der vollkommenen Ergebenheit zu überzeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn ꝛc.

Fünfter Brief *).

Geehrteste Freundinn,

Sie haben heute schon wieder etwas von meinen Gedichten zu lesen verlangt. Doch weil ich theils nichts bey der Hand habe, theils zu bescheiden bin, als daß ich Ihnen meine Arbeiten immer vorlegen sollte: so schicke ich Ihnen eine Ode, welche ein uns nicht unbekanntes Frauenzimmer, vor vielen Jahren verfertiget haben soll. Es ist eine ordentliche Liebeserklärung an eine Mannsperson, mit der sie nach der Zeit, wie man saget, die zufriedenste Ehe geführt hat. Allein ich weis nicht, ob ichs glauben soll, daß ein Frauenzimmer die Urhe-

 berinn

*) Beluſt. des Verſt. und Witzes vom Jahr 1744. S. 265.

berinn dieser Ode gewesen ist. Es ist viel schönes darinne, doch, wie mich deucht, auch viel Verwegenheit. Ich finde freylich kein Gesetze in der Vernunft das einem Frauenzimmer verwehren sollte, den Mannspersonen ihre Liebe sowohl zuerst zu entdecken, als wir dem schönen Geschlechte zu thun pflegen; und wenn wir weniger vom Zwange und mehr von Tugend wüßten: so würde diese Einführung weder unsicher, noch unbescheiden seyn. Doch was man der griechischen Sappho vergeben kann, das wird man einer Deutschen nicht gleich gut sprechen. Ich will also aus Liebe für Dero Geschlecht und für den so genannten Wohlstand, lieber glauben, daß dieses Gedichte aus der Feder eines muthwilligen Poeten, als eines Frauenzimmers geflossen ist, ob ich gleich aus der Aehnlichkeit dieser Ode mit den übrigen Gedichten dieses Frauenzimmers, welches vor drey Jahren gestorben ist, das letzte ziemlich wahrscheinlich machen könnte. Schreiben Sie mir Ihr Urtheil von dieser verliebten Ode. Wir wollen sie alsdenn nebst demselben in die Belustigungen des Verstandes und Witzes einrücken lassen. Was die neue Sammlung der anakreontischen

Oden

Oden betrift: so bin ich völlig Ihrer Meynung, daß sie munter und schön sind, und den Reim mit vielem Vortheile entbehren. Ich bin ꝛc.

Ode
eines Frauenzimmers
an einen Freund.

O Freund, wie wenig mußt du fühlen!
Bleibt denn dein Herz zeitlebens kalt?
Wenn meine Blicke nach dir zielen;
So widerstehst du mit Gewalt.
Was hilft michs, daß ich in der Nähe
Dich schön doch ohne Liebe sehe?

Ich will die Grenzen überschreiten,
Die uns Gebrauch und Zwang gesteckt;
Mein Herz, ein Herz voll Zärtlichkeiten
Sey dir hiermit zuerst entdeckt.
Das, was man fühlt, frey zu gestehen,
Ist mehr Natur, als ein Vergehen.

So wisse denn, mein Freund, ich liebe!
Erfahr es ganz, ich liebe dich!
Doch eben diese heißen Triebe
Sind eine Strafe wider mich:

Denn

Denn welcher Schmerz! wer zärtlich glühet,
Und keine Gegenliebe siehet.

Du lachst! genug. Ich bin verlohren!
Du liebst mich nicht. Ich seh es ein:
Dein Herz soll nicht für mich gebohren,
Mir kostbar, doch nicht meine seyn.
Ich bin zufrieden, schenk indessen
Mir nur das Glück, dich zu vergessen.

O trifft du denn auf meinen Wangen
Kein Theil der holden Anmuth an,
Die dir nach mir ein solch Verlangen,
Als mir nach dir erwecken kann;
Und ist von allen meinen Blicken
Denn keiner stark, dich zu bestricken?

Hört auf, ihr Schmeichler, mir durch Schwüre
Viel vortheilhaftes zu gestehn;
So lang ich dich, mein Freund, nicht rühre:
So lange bin ich auch nicht schön.
Und aller Reiz geschickter Glieder
Ist ohne dich, mir nur zuwider.

Doch fehlt mir Anmuth in Gebehrden,
Fehlt meinen Augen Gluth und Lust:
So trag ich, um geliebt zu werden,
Doch zärtlich Blut in meiner Brust;
Zum Lieben muß man noch mehr Gaben,
Als schönes Haar und Auge, haben.

Freund,

Freund, lerne mich nur erstlich kennen,
Vergnügt dich ein zufriedner Geist,
Gefällt dir, was wir Dichtkunst nennen,
Und rührt dich, was man Unschuld heißt:
So hoff ich, in den künftgen Tagen,
Noch deine Gunst davon zu tragen.

Dann werd ich erst zu dichten wissen,
Wenn meine Liebe dich besitzt,
Und wenn die Gluth von treuen Küssen
An deiner Seite mich erhitzt;
Da wird die Lust, an dich zu denken,
Mir einer Sappho Feuer schenken.

Auf, lieber Freund, und laß uns lieben!
Sey nicht besorgt, mein Glück ist dein.
Mein Reichthum wird mich nur betrüben,
Wofern er nicht soll deine seyn.
Was läßt du länger mich verweilen,
Ihn, wie mein Herz, mit dir zu theilen?

Sechster Brief.

Antwort
auf das vorhergehende Schreiben.

Geehrter Freund,

Die überschickte Ode eines Frauenzimmers habe ich zweymal durchgelesen und beydemal gewünscht, daß sie kein Frauenzimmer möchte verfertiget haben. Mit ihrer Poesie möchte sie unserm Geschlechte wohl Ehre machen; hingegen beleidiget sie uns mit ihrer verliebten Dreustigkeit. Sie schreibt nur gar zu natürlich, und indem sie ihr Herz und die Poesie reden läßt: so vergißt sie die Klugheit und den Wohlstand. Da meine Schwester auf die Strophe kam:

Du lachst: genug, ich bin verlohren ꝛc.

so warf sie das Blat hin und sagte, ich wollte, daß das ganze Gedichte verlohren wäre. Doch traue ich ihr in diesem Stücke nicht sehr. Denn sie vermengt eine erzwungene Sprödigkeit

gar

gar zu oft mit dem Sittsamen und Eingezogenen. Wenn Sie die Ode ja wollen drucken lassen: so erinnern Sie nur, daß man von der zärtlichen Ausschweifung eines Frauenzimmers nicht auf den Charakter aller schliessen darf. Denn sonst wird es denen Personen von unserm Geschlechte, welche Verse machen, bald gehen, als wie den Poeten, daß man sie schlechtweg für verliebt hält, gleich als wenn die schläfrigen Köpfe zu schlecht für eine gemeine Liebe wären. Ein Uebel will ich Ihnen noch sagen, das aus dem Drucke dieser Ode entstehen wird. Wir werden inskünftige keinen jungen Herrn mehr ansehen dürfen: so wird er sich einbilden, wir stünden im Begriffe, eine Ode an ihn zu machen, und berathschlagten nur noch, ob wir ihm in jambischen oder trochäischen Versen unser Herz antragen wollten. So sehr ich Ihnen, mein Herr, gewogen bin: so versichre ich Sie doch, daß ich in meinem Leben keine Ode an Sie mache. Mich deucht es klingt besser in Prosa, wenn ich mich nenne

Ihre gute Freundinn,
Augusta.

Siebenter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Die Ehre mit Ihnen bekannt zu seyn, ist mir allemal schätzbar gewesen, aber noch nie so angenehm, (erlauben Sie mir dieses freye Bekenntnis) als seitdem Sie mich für Ihren Freund erkläret haben. Ich müste den Unterschied unter Bekanntschaft und Freundschaft nicht wissen, ich müste es nicht fühlen, wie glücklich man ist, Ihr Freund zu seyn, wenn mir nicht die gütigen Gesinnungen, die Sie für mich angenommen haben, ein ganz neues Vergnügen geben sollten. Gewis, ich weiß kein Vergnügen demjenigen gleich zu schätzen, als mich von Ihnen geliebet zu sehen. Sie sind von der kleinen Anzahl Menschen, die uns nicht mit müßigen Freundschaftserklärungen aufhalten, sondern die sich nur durch Werke erklären, und die uns glücklich machen würden, wenn wir auch nicht wüsten, wer uns glücklich gemacht hätte. Ihre Gütigkeiten, mein Herr, überzeugen mich, daß ich dieses von Ihrem Charakter den-

denken darf, und ich würde Ihnen noch weit mehr davon sagen, wenn ich weniger Ihre grosse Bescheidenheit zu fürchten hätte. Ist es genug, Ihre Wohlthaten zu verdienen, daß man ein aufrichtiges und erkenntliches Herz besitzet; so werde ich mich derselben niemals unwürdig machen. Daß ich alle Gelegenheiten freudig ergreifen werde, Ihnen auf eine wirksamere Art gefällig zu seyn, daran werden Sie wohl nicht zweifeln können; Aber ich muß Ihnen auch sagen, daß ich über den Mangel solcher Gelegenheiten ganz unruhig bin: Helfen Sie mir dazu, um meiner Zufriedenheit willen! Empfehlen Sie mich doch dem Herrn Baron, der sich zu Beförderung meines Glükkes schon oft so großmüthig bewiesen hat, und sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht weniger verehren und lieben würde, wenn ich auch nicht so glücklich wäre, als ich bin. Leben Sie wohl, mein theurer Freund; Sie haben mir ein Recht zu diesem Titel gegeben, das ich niemals mißbrauchen werde. Ich bin ꝛc.

Achter Brief *).

Nur noch eine solche Gesellschaft: so werde ich Ihnen untreu. Wie wenig müssen Sie mein Herz achten, Calliste, weil Sie die Gefahr, solches zu verlieren, selbst befördern. Ich würde es unfehlbar gestern einigen von denen schönen Händen, welche auf dem Pochbrette so fleißig waren, übergeben haben, wenn mich die immerwährenden Erinnerungen, zuzusetzen, und auszuzahlen, zu einem beständigen Schlusse hätten kommen lassen. Wie viel Dank ist man doch dem Erfinder dieses Spiels schuldig? Der menschliche Verstand zeiget sich darinnen, nicht nur wegen der tiefsinnigen Regeln, in aller seiner Stärke, sondern auch wegen der häufigen, und unerwarteten Veränderungen, von der schönsten Seite. Ueberdieses glaube ich, daß man nach einem dreystündigen Genusse dieses Vergnügens, so gut, als ein Handlanger, welcher Steine hin und wieder getragen hat, von

*) Beluſt. des Verſt. und Witzes, vom Jahr 1743. I. B. S. 559.

von dem Besitzer des Pochbretts seine drey Groschen fordern kann. Es wundert mich nur, daß uns die Ausländer die Erfindung davon nicht streitig machen. Doch im Ernste, Calliste, werden Sie dieses Spiel künftig bey sich einführen? Ich will es nicht hoffen. Das Pochen ist recht gut, und ein Gesetz, daß man bey Wochenbesuchen pochen müsse, würde nicht das abgeschmackteste seyn. Nur bey Ihnen ist mir dieser Lärm unerträglich. Ueberlegen Sie es nur: Ich komme ja nicht zu Ihnen, um Handarbeit zu verrichten. Wenn ich ja mit Ihnen, schöne Calliste, nicht von meiner Liebe reden soll: so will ich doch mit Ihnen reden. Gestern habe ich fast nichts von Callisten, als ihre Armbänder, gesehen. Gleichwohl schmeichle ich mir, daß ich mich recht gut dabey aufgeführet habe, und Sie können mir eine kleine Belohnung unmöglich versagen. Ein Liebhaber, der wider seinen Willen, seiner Geliebten zu gefallen, eine halbe Stunde im Pochbrette spielet, muß, deucht mich, heut zu Tage noch mehr Verdienste haben, als vor alten Zeiten ein Ritter, der sich seinem Fräulein zu Liebe auf allen Turnierplätzen herumtummelte, den Riesen die

Arme brach, und einem Drachen den Kopf abriß. Sie bleiben doch diesen Abend zu Hause?

Neunter Brief.

Die Antwort.

Ja, mein Herr, ich bleibe den ganzen Tag zu Hause, ich traue Ihnen aber so viel Bescheidenheit zu, daß Sie mich nicht besuchen werden. Sie haben mir gestern bey allen denenjenigen, welche in der Meynung stehen, daß ich Sie nicht hasse, sehr viel Ehre gemacht. Wer wird sich denn beständig nach Ihrem Kopfe richten? Bey unsern Unterredungen waren Sie meistentheils stumm, und so ernsthaft, als ob Sie eine Sonnenfinsterniß ausrechneten; und als wir zu spielen anfingen, wurden Sie so verdrieslich, als ein Dichter, den man unter dem Lesen seiner Reime, bey den schönsten Stellen, durch ein Gewäsche störet. Gewiß Sylvander, ich hätte Ihnen etwas mehr zugetraut. Kann ich, Ihnen zu gefallen, mei-

nen

nen Fischbeinrock eine halbe Elle enger tragen, als es mir die Mode erlauben würde: so könnten Sie auch mir zu Liebe eine halbe Stunde, mit einer guten Art im Pochbrette spielen, wenn es gleich Newton nicht erfunden hat. Das Spiel ist so uneben nicht, und wird nur alsdenn langweilig, wenn eigensinnige Mannspersonen dabey nicht lachen wollen. Ich weis nicht, was meine gestrigen Gäste von Ihnen und Ihrem Verstande denken werden; wenigstens wollte ich wohl wetten, daß mich keine einzige um den Besitz Ihres Herzens beneiden wird. Was meynen Sie, mein Herr, sollten unsere Gesellschaften nicht klüger werden, wenn das ernsthafte Geschlecht dem schönen Geschlechte ein wenig nachgeben, und uns von den Fehlern unsrer Erziehung, unsers Geschmacks, und der kleinen Vorurtheile, die wir nicht allemal verbergen, durch etwas anders, als finstre Stirnen und bittre Spöttereyen, überführen wollte? Ich rede gar nicht von den Stutzern. Die poßierliche Gefälligkeit dieser Reverenzmacher und Handschuhküsser, welche über alles lachen, was wir sagen, ist uns weit schädlicher, als der Eigensinn, daß wir auf die Ausarbeituug unsers Verstandes

weniger Kosten, als Sie auf den Ihrigen, verwendet haben. Diese critischen Leute sollten bedenken, daß es ihnen rühmlich ist, einen feinen Geschmack zu haben, und doch in Gesellschaften verdrüßlich und unangenehm zu seyn. Wer weis, Sylvander, ob Sie nicht meinen geringsten Freundinnen einen Ekel vor dem Pochen, oder wenigstens eine Gleichgültigkeit gegen dasselbe erweckt hätten, wenn es Ihnen nicht gefällig gewesen wäre, in lauter einsylbichten Wörtern zu antworten. So aber war das Pochbrett weit geselliger und artiger, als Sie. Wenn ich wüßte, daß Sie nicht von neuem böse würden: so wollte ich Ihnen wohl erzählen, was mir diesen Morgen geträumt hat. Doch wer wird nach ihrem Zorne fragen? Vielleicht kann ich Sie durch meine Erscheinungen, bekehren. Ich will meinen Traum aufschreiben, und dabey auf keine andere Ordnung sinnen, als die ich schlafend bemerket habe.

Es mochte bald Morgen seyn, als ich mich in einer unbekannten Gegend, vor einem entsetzlichen Gebäude befand, welches ich wegen seiner Größe nicht übersehen konnte. Ich sah wohl,

wohl, daß es sehr viel Eingänge hatte; doch war ich noch unentschlossen, ob ich mich durch einen derselben wagen sollte, als mich eine ziemlich wunderliche Figur anredete. Du bist ein Fremder, sagte sie; folge mir nach! Ich will dir den **Pallast des Zeitvertreibs** zeigen. Allein ich blieb stehen; diese Gestalt war gar nicht fähig, mir ein Vertrauen zu erwecken. Man stelle sich ein kleines Ungeheuer vor, welches aus lauter Augen und Ohren zusammengesetzet ist, und nur einen einzigen, durch allerhand Häute bedeckten Mund hat: So sieht man meine Führerinn. Ich bin die Aufmerksamkeit, hörte ich sie von neuem reden, als sie meinen Zweifel bemerkte; laß dich meine Unform nicht abhalten, meiner Freundschaft zu trauen. Du würdest mich gar nicht sehen, wenn ich dich nicht besonders hochhielte; denn da meine Gestalt in allen Gesellschaften ärgerlich ist: so besitze ich von Natur die Gabe, mich und meine Freunde unsichtbar zu machen. Folge mir! Man soll dich nicht inne werden. Die Neugierigkeit machte mir hierauf so viel Muth, daß ich meiner neuen Freundinn, die mir schon nicht halb so häßlich, als zuvor, vorkam, hitzig an die

Seite trat, und mich mit ihr in den Pallast verfügte.

Dieses Gebäude, sagte sie, ist mit entsetzlichen Kosten von dem Zeitvertreibe aufgeführet worden. Er ist ein angenehmer und liebenswürdiger Mann, allein, man sieht ihn selten in seinem eignen Hause; da sich hingegen ein Verwalter von ihm, der Verdruß, beständig unter dem Geräusche der größten Gesellschaften befindet. Es ist merkwürdig, daß die unzähligen Eingänge dieses Orts nur den Kindern zum Ausgange wieder offen stehen. Ein Frauenzimmer, welches über zwölf, und eine Mannsperson, die über funfzehen Jahre alt ist, kann sehr selten durch das Thor wieder herausgehen, durch welches sie hereingekommen sind. Der grosse Pallast hat für erwachsene Leute nur einen Ausgang, welcher von einem hämischen Weibe beobachtet wird. Sie heißt Reue, und ihre Erfindung, womit sie die Ausgehenden martert, ist unerschöpflich und grausam. Der Verstand, ein ernsthafter doch angenehmer Herr, den man aber in dieser Gegend nicht allemal leiden kann, hat einen andern Ausgang entdeckt, wodurch er die Anzahl seiner wahren Freunde ganz

sicher

sicher zu führen pfleget. Mitten unter diesen Reden befanden wir uns in einem großen Hofe, welcher von unschuldigen Kinderspielen ertönte. Hier fragte mich meine Führerinn, ob ich die Gesellschaften des Frauenzimmers, oder der Mannspersonen zuerst sehen wollte. Wir wollen die erstern wählen, versetzte ich aus Liebe zu meinem Geschlechte; sie sind doch wohl ohnedem nicht beständig alleine. Gut! antwortete die Aufmerksamkeit, so will ich dir vor allen Dingen das neue Gebäude zeigen, welches nur vor einiger Zeit, dem schönen Geschlechte zu Liebe, aufgeführet worden ist.

Sie brachte mich hierauf in einen Garten, bey dessen Eingange ich die Statuen des Müssiggangs, der Neugierigkeit, der Misgunst, und der Verleumdung in einem Vierecke, und zum Ende desselben, ein mittelmäßiges Haus erblickte. Wir waren durch einen langen schnurgleichen Gang demselben bis auf ungefehr 100 Schritte nahe kommen, als mich ein verwirrtes Getöse zu der Frage brachte: ob dieses eine Mühle sey? Nein! sagte meine Begleiterinn; es ist der Aufenthalt der Sechswöchnerinnen. Das Frauenzimmer, sonderlich die Weiber, ha-

ben diesen Pallast, so lange diese Zeitverkürzung gefehlet, für sehr unvollkommen gehalten. Der Zeitvertreib unterhält also aus Großmuth, ein Dutzend Sechswöchnerinnen, und man saget, daß sie ihm mehr als der ganze Pallast, kosten sollen. Ich glaube nicht, daß die Besuche, die man an andern Orten vor Wochenbetten abstattet, mit gegenwärtigen einige Gleichheit haben. Die Tugend, eine nahe Anverwandtinn des Zeitvertreibs, welche wegen ihres Eigensinnes nicht allemal mit ihm zufrieden gewesen ist, und nur ein abgelegnes Zimmer bewohnt hat, soll, wenn man dem heimlichen Murmeln trauen darf, seit der Erbauung dieses Orts ganz und gar ausgezogen seyn. Allein, ich glaube, daß sie sich nur etliche Zimmer weiter entfernt hat, weil ich sie wirklich, seit einem Jahre schon dreymal in einigen Gesellschaften, die sich ihrer doch ein wenig zu schämen schienen, gesehen habe; du wirst finden, daß die Frechheit = = = Ach! wir wollen umkehren, sagte ich; dieser Ort kann nur denen gefallen, die nicht mehr roth werden, Meine Freundinn war so höflich, mich ohne Widerrede, durch den Garten zurück zu führen. Ich lief entsetzlich, weil es mir vorkam,

als

als ob mir einige trunkne Weibsbilder nacheilten.

Kaum hatte ich die Gartenthüre hinter mir zugeschlagen; als ich zur rechten Hand derselben eine Weibsperson inne ward, welche eine ziemliche Heerde zusammen gekuppelter Mopshunde aus einer Hütte heraus ließ. Ganz gewiß sind die Liebhaberinnen dieser artigen Geschöpfe angekommen, sagte meine Führerinn. Dieses Weib, fuhr sie fort, welches sie mit Vergnügen wartet, heißt Unwissenheit. Sie hat über dieses die Aufsicht über ein Dutzend indianische Vögel, über etliche Affen, und über einige ausserordentliche verliebte Leute, welche bey dem Zeitvertreibe in Pflicht stehen, in allen Frauenzimmergesellschaften zu seufzen. Es ist wahr, daß sich einige von deinem Geschlechte dieser Zeitverkürzungen sehr mäßig zu bedienen wissen, und derentwegen dürfte man so viel Unkosten nicht anwenden. Andere hingegen sind etwas erhitzter dabey. Ich will iezt nur von diesen Hunden reden. Es giebt Väter und Liebhaber, sonderlich aber eine ansehnliche Menge Ehemänner, welche die größte Ursache haben, über die artigen Thiere eifersüchtig zu seyn. Dieser hier, mit dem blauen Halsbande,

bande, ist Flaviens Liebling; alle ihre Aufwärter müssen erst sein Herz gewinnen, ehe sie einen freundlichen Blick von ihr erhalten. Man könnte einen ziemlichen Band von denen Versen herausgeben, welche nur auf ihn gemacht sind; und wie ich gewiß weis; so steht Seladon noch mit einem Poeten in Tractaten, wobey sie nur noch um acht Groschen uneins sind, daß er ihn mit Jupiters Adler, mit dem Pfau der Juno, mit der Pallas Nachteule, und Alexanders Pferde vergleichen soll. Dieser Poet ist überhaupt in seinen Ausdrücken sehr bescheiden, und hat letzthin bey dem Tode des kleinen Farouche, der von einem unglückseligen Bisse in die Schnauze von dem schönen Munde der hitzigen Melinde geblieben ist, nichts weiter gethan, als daß er das Schicksal einigemal unbesonnen, doch nicht mit eigentlichen Worten, genennet hat. Unter diesen Nachrichten hatte sich die Unwissenheit mit ihrem lustigen Haufen aus unserm Gesichte verlohren. Wir selbst aber hatten eine Treppe erstiegen, und sahen verschiedene Zimmer vor unsern Augen. Wo sind sie denn? fragte ich; wir hätten ihr gleich nachfolgen sollen, versetzte meine Führerinn. Wir haben ein sehr bewegliches Schauspiel versäumet.

säumet. Niemals ist der Rest der Helden, welche Troja und ihr Unglück überlebt hatten, von dem griechischen Frauenzimmer mit größrer Inbrunst umarmt worden, als man vor einigen Minuten diesen Thieren begegnet, die man doch nur seit gestern aus den weichen Armen gelassen hat. Doch wir wollen sie in ihrem Zimmer besuchen.

Wir waren gleich im Begriffe, darauf zu zugehen, als mich der angenehmste Anblick von der Welt zu einem andern Entschlusse brachte. Es öffnete sich eine Thüre, und ich sah einen Büchersaal. Einige Frauenzimmer saßen, mit untergestützten Armen, an verschiedenen Tischen und studierten. Ich begab mich, ohne meiner Führerinn ein Wort zu sagen, in das Zimmer; allein, wie erstaunte ich nicht, als ich unter den Weibspersonen nur eine einzige lebendige antraf, welche die Schriften des Zuschauers vor sich hatte. Alle übrigen waren geschnitzte Bilder, welche zur Auszierung des Zimmers dienten. Die Bibliothek selbst war in ziemlicher Unordnung. Ich erblickte die Titel vieler guten Bücher: der Staub aber, der sie bedeckte, gab mir sattsam zu erkennen, wie oft sie gebraucht würden. Verschiedene

schiedene große Schränke waren ganz und gar leer. Die Bücher, die hieher gehören, sagte die Aufmerksamkeit, sind entwendet worden. Ich will sie aber aus Hochachtung gegen dein Geschlecht nicht nennen. Der Zeitvertreib hat sie oft von neuem angeschaft, aber vergebens. Aus dieser Ursache siehest du hier die **Kunst schön zu werden**, den **Nachttisch der Phryne**, das **Lächerliche der Unschuld**, die **Taxe der Gunstbezeugungen**, und andere beliebte Schriften mehr an Ketten liegen. Ein Foliband, welcher den Titel führte: **Universal-Lexicon aller nichts bedeutenden Wörter in der Liebe**, machte mich so neugierig, daß ich das Buch aufheben, und das Wort vernünftig aufschlagen wollte: es war mir aber so schwer, daß ich es fallen ließ, und erwachte.

Doch meine Seele war noch zu sehr von den bisherigen Gegenständen eingenommen. Ich schlief wieder ein, und befand mich wieder mit meiner Wegweiserinn in einem Gemache voller Spielerinnen. Sie machten ein sehr wildes Getöne, welches mich auch auf den Verdacht brachte, daß es verkleidete Mannspersonen wären. Ich

bath

bath also meine Freundinn, mich an einen andern Ort zu begleiten.

In dem ersten Zimmer, in welches wir traten, herrschte eine ungemeine Stille, ob sich gleich eine ziemliche Gesellschaft von Weibsbildern und einigen Mannspersonen darinnen befand. Die letzten suchten zwar die ersten, durch allerhand angefangene Gespräche, von ihren Stricknadeln abzuhalten; allein die Antworten waren allezeit so eingerichtet, daß es auf einmal wieder stille wurde. Siehest du jene Grube mitten in den Tischen, woran sie sitzen? sagte meine Führerinn. Sie ist auf Unkosten des Zeitvertreibs mit Schnupftaback angefüllt. Man bedienet sich dessen; man nießt; man spricht: GOtt helf! Man bedanket sich, und zeiget doch, durch dieses Mittel, daß man nicht gar stumm ist. Gleichwohl besitzen die schönen Geschöpfe, welche itzt so gar bescheiden sind, die Gabe, zu lachen und zugleich zu reden, im höchsten Grade. Du solltest nur warten: so würden diejenigen, die einander anitzt nicht antworten, einander alle Minuten ins Wort fallen. So sehr werden sie sich selbst unähnlich. Vor einigen Tagen wäre bald ein großes Unglück

glück von ihrem Gelächter entstanden. Es erhob sich auf einmal ein so entsetzlicher Sturm davon, daß er den Schnupftoback bis auf das letzte Stäubchen in die Luft, und von dar in die zarten Nasen trieb, und ein gefährliches Niessen verursachte. Die Ursache dieser Erschütterung sollen ein paar krumme Beine einer Mannsperson gewesen seyn, welche die einzige Florette durch die Fensterscheiben erblickt hat, doch sagen auch einige, daß man eigentlich keine Ursache wüßte.

Eine allgemeine Bewegung in dem ganzen Pallaste, machte uns hier aufmerksam. Wir hörten mit den Thüren schlagen; unsre eigene Gesellschaft verließ das Zimmer, und wir eilten mit ihr in einen großen Saal. Eine erstaunende Menge Volks von beyderley Geschlechte zerstreuete meine Gedanken; meine Führerinn aber entdeckte mir, daß der Verstand zugegen wäre. Man hatte einige Mühe, ihn unter der Menge zu finden; doch wenn man ihn einmal erblickte: so war es auch schwer, ihn wieder zu verlieren. Seine Gestalt war sehr ansehnlich; sein Anzug war sehr reichlich, und zeigte eine männliche Nachläßigkeit. Eine sittsame Freude

herrschte

herrschte in seinen Augen, und der Wohlstand in allen seinen Geberden. Ich erblicke ihn bey der Phyllis, welche, da er sich nach der Seite wendete, mit größter Geschwindigkeit ein Pflästerchen von ihren Wangen riß. Dieser Mann, redete meine Freundinn, ist sich, durch einen gewissen Eigensinn, eine Zeitlang selbst hinderlich gewesen, in diesen Palast zu kommen. Er hatte zwo Feindinnen, Sie sind itzo in dem Saale. Betrachte die Weibsperson in dem Kleide von lauter bunten Bändern, und die andere, welche nach allen Spiegeln schielet, und sich bisweilen selbst die Hand küsset. Es ist die Eitelkeit und Eigenliebe. Es ist wahr: sie sind nur Dienerinnen in diesem Palaste; allein sie haben bey beyden Geschlechtern etwas zu sagen. Der Verstand wollte sie anfangs gar nicht leiden, und drang so gar auf ihren Abschied. Allein er begehrte zu viel; es war nicht eine Person, welche sie nicht beschützte. Die beyden Aufwärterinnen kannten ihre Gewalt, und machten den Verstand in allen Gesellschaften so verhaßt und abgeschmackt, daß man ihn beständig von allen Thüren abwies. Endlich sah er selbst seine Uebereilung und die Unmöglichkeit ein, sie abzu-

schaffen. Er sagte ihnen Schmeicheleyen vor; und seine Schmeicheleyen gefallen allezeit. Itzt bedienet er sich ihrer zu seinen Absichten sehr glücklich. Sie selbst erleichtern ihm den Zutritt in tausend Herzen, und man ist zufrieden, wenn er zugegen ist.

Der Saal ward von der immer mehr und mehr zunehmenden Anzahl des Volks, immer enger; dennoch bemerkte ich mit Vergnügen, daß keiner den andern hinderte. Der Verstand gieng bald zu dieser, bald zu jener Gesellschaft, und die Mäßigkeit, die er bey verschiedenen Zeitverkürzungen einführte, machte sie schmackhaft und dauerhaft. Er war gefällig, und man war es wieder. Chloris streichelte in seiner Gegenwart ihren Hund mit Kaltsinnigkeit, und Strephon zog seine goldene Uhr in einer halben Stunde nur dreymal aus der Tasche. Niemand schien über seinen Anblick verdrießlich zu seyn, als ein gewisser alter junger Herr. Meine Führerinn nennte ihn Wortspiel. Er hat vor diesem, sagte sie, einige Annehmlichkeiten gehabt; und da er sich sehr stark und auf mancherley Art zu schminken weis: so gefällt er noch itzo in einigen Zusammenkünften.

ten. Allein der Verstand muß nicht zugegen seyn. Du siehst, daß er sich itzt mit den Bedienten unterhält, die ihm doch schon verächtlich begegnen. Doch er verdienet nicht, daß wir uns bey ihm aufhalten. Betrachte den Zeitvertreib und die Tugend, welche itzt in der größten Vertraulichkeit beysammen sind. Ich war so hastig, dieses erwünschte Paar mit meinen Augen anzutreffen, daß ich zu meinem Verdrusse darüber aufwachte.

Kurz darauf, Sylvander, brachte man mir Ihren Brief. Er bestärkte mich in dem Entschlusse, meinen Traum aufzuschreiben. Sie können nunmehr zufrieden seyn, wenn ich Ihnen einen Monatlang Ihre Briefe nicht beantworte.

Zehenter Brief.

Der
Frau von Sevigny
an den Grafen von Bussy *).

Guten Morgen und Glück zum neuen Jahre, mein lieber Vetter. Ich nehme meine Zeit in Acht, Sie nach einem glücklichen Feste um Vergebung zu bitten, indem ich ihnen zugleich tausend gute Sachen in diesem und vielen folgenden Jahren anwünsche. Mich deucht, da ich Ihren Geist so besänftige, so werde ich Sie dahin bringen, mir es zu verzeihen, daß ich so lange weder an Sie noch an die artige Wittwe **) geschrieben habe, die ich so sehr liebe. Ich reisete aus Bretagne den zwanzigsten October, und also weit eher als ich gedachte, wieder nach Paris zu kommen. Einen Monath darauf hatte ich das Vergnügen meine Tochter

*) S. Lettres de Bussy Rabutin T. I. Lett. 161.
**) Die Gräfinn von Colligny, des Grafen von Bussy Tochter.

ter daselbst zu empfangen. Ich habe sie besser gefunden, als da sie abreisete; und diese Provencische Luft, die sie verzehren sollte, hat sie doch nicht verzehret: sie bleibt immer liebenswürdig, und ich wette, ihr sehet und sprechet euch beyde nicht zusammen, ohne euch zu lieben. Ich habe beständig an Sie gedacht, und ich habe tausendmal gesagt: Mein Gott; ich möchte gerne an meinen Vetter v. Bußy schreiben; und ich habe es doch niemals thun können. Bald glaube ich meines Orts, daß es kleine böse Geister giebt, die uns verhindern zu thun was man will, nur um unserer zu spotten, und uns unsere Schwachheit fühlen zu lassen. Ja, sie sind befriediget worden, und ich habe es stark genug empfunden. Wir haben hier einen Kometen, der auch sehr groß ist; es ist der schönste Schweif, den man nur sehen kann. Alle vornehme Leute sind in Sorgen, und glauben, daß der Himmel, der mit ihrem Unglück sehr beschäftiget seyn müsse, durch diesen Kometen davon Nachrichten giebt. Man sagt, daß, als der Kardinal Mazarin von den Aerzten verlassen worden, seine Schmeichler glaubten, man müsse seine Todesstunde mit einem außerordentlichen Zeichen beehren, und

sagten ihm, daß ein großer Komet erschiene, der ihnen Furcht machte. Er hatte noch so viel Kraft über sie zu spotten, und sagte ihnen scherzend, daß ihm der Komet zu viel Ehre erwiese. In Wahrheit, man sollte eben so davon sprechen wie er; und der menschliche Stolz macht sich allzuviel Ehre zu glauben, daß große Dinge unter den Gestirnen vorgehen müsten, wenn man sterben soll. Mein Stillschweigen hat mich die Reizungen Ihrer Uebersetzungen nicht vergessen lassen. Leben Sie wohl, mein lieber Vetter, und leben Sie auch wohl, meine liebe Base. Schreiben Sie mir doch bald, was Sie gutes machen. Nun will ich indessen mit unserem Freunde Corbinelli wieder ein wenig plaudern.

Eilfter Brief.

Des

Grafen von Bussy an die Frau von Sevigny *).

Wenn ich nicht bereits an unsern Freund Corbinelli geschrieben hätte, Madam, so wüste ich wohl, was ich Ihnen schreiben wollte: Aber Sie sind so oft bey einander, daß ich keine Duplicata zu machen brauche. Er wird Ihnen also sagen, was ich ihm berichte; und ich - ich will Ihnen allein sagen, daß die Sorgfalt, die Sie für mich während meiner Krankheit getragen, mich dergestalt für Sie eingenommen hat, daß nur die Liebe stärker seyn kann, als das, was ich empfinde. Aber das, was ich empfinde, wird doch gewiß dauerhafter seyn, als die Liebe; denn ich werde in meinem ganzen Leben die allerzärtlichste Freundschaft für Sie hegen, die jemals möglich ist.

*) T. I. Lett. 173.

Zwölfter Brief.

Der

Frau von Sevigny. an den Grafen von Bussy *).

Wie glücklich sind Sie, mein guter Vetter, daß Sie in Ihren Schlössern sind und Ihren Leib sowohl als Ihren Geist, die auf Ihrer letzteren Reise so sehr gelitten haben, können ausruhen lassen! Ich bin bey allen Ihren Leyden empfindlicher gewesen, als ich Ihnen nicht gesagt habe; und was die Sorgfalt bey Ihrer Unpäßlichkeit betrift, so bin ich recht glücklich, daß Sie damit zufrieden sind; denn ich an meinem Theile bin es nicht, und ich hätte Ihnen noch gerne öfters bezeigen mögen, wie sehr ich über diese Vermehrung des Verdrusses betrübt bin. Es giebt Zeiten in dem Leben, die sehr schwer zu überstehen sind: Aber Sie haben einen höhern Muth als andere, und, wie das Sprichwort sagt: Wem GOtt Creutz zuschickt, dem giebt er auch Kräfte es zu tragen. Wenn ich

*) T. I. Lett. 174.

ich auf mich schliesse, so weiß ich nicht, wie sie mich in Ihrem Rabutinischen Geschlechte nicht verkennen. Ich bin eine kleine furchtsame Kreatur, und ich denke zuweilen: Aber wenn ich nun eine Mannsperson geworden wäre, sollte ich wohl meinem Hause diesen Schimpf gemacht haben, in welchem Muth und Tapferkeit erblich zu seyn scheinen? Ich glaube es am Ende nicht, und ich begreife dadurch die Stärke der Auferziehung. Wie das Frauenzimmer Erlaubniß hat schwach zu seyn, so bedienen sie sich ihrer Privilegien ohne Gewissensangst; und da man den Mannspersonen ohne Aufhören vorprediget, daß sie nur in so ferne Hochachtungswürdig wären, als sie den Ruhm liebten, so richten sie auch dahin alle ihre Gedanken, und das bildet die ganze französische Unerschrockenheit nachdem es das Temperament mehr oder weniger zuläßt. Sehen Sie doch eine Betrachtung, die ich am Ende meines Briefes ziemlich unnöthig finde; aber ich will Sie darüber trösten, indem ich die Feder unserem Freunde Corbinelli überlasse, der Ihnen alles sagen wird, was er nur von Neuigkeiten weiß, nachdem ich den Vater und die Tochter werde

umarmet haben mit der Beschwörung, daß Sie eins dem andern zum Troste ihres Lebens dienen mögen.

Dreyzehnter Brief.

Des

Grafen von Bussy an die Frau von Sevigny *).

Sie sind Schwach Madam, weil man Sie zu Schwachheit erzogen hat. Wären Sie in dem Gedanken ernähret worden, daß Ihre Ehre darinn bestünde, Männer zu tödten, wie man Sie in demjenigen ernähret hat, Sie nur nicht zu lieben; so bin ich versichert, daß Sie eben so tapfer, wie eine Amazonin seyn würden. Aber mit alle dem hat doch das Frauenzimmer bey Gelegenheiten eben so gut Unerschrockenheit, wie die Mannspersonen; und wenn sie in Ihre Herzhaftigkeit ein Mißtrauen setzen, so kömmt es nur daher, weil Sie das

*) Lett. 173.

das Schicksal nicht auf die Probe gesetzet hat. Sie haben niemals Widerwärtigkeiten ausgestanden, und daher kömmts, daß Sie nicht alle die Tugenden wissen, deren Sie fähig sind. Was mich betrift, Madam, so glaube ich, daß ich eben so schwach, oder so zärtlich, wie Sie es nennen wollen, gebohren war als Sie; aber das Kriegeshandwerk, welches ich von meiner ersten Jugend an getrieben habe, und das Verhängnis, in meinem ganzen Leben unglücklich zu seyn, haben mich so gehärtet, daß ich nichts mehr von dem empfinde, was den meisten Theil anderer Menschen niederschlägt.

Der Vater und die Tochter gehorchen, einander beständig zum Troste Ihres Lebens zu seyn, und versichern Sie ausserdem, Madam, daß sie nichts so sehr lieben als Sie.

Vierzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Halten Sie es meinem Herzen zu gute, welches sich nicht länger zwingen will, daß ich einmal meine Empfindungen aufrichtig vor

vor Ihnen ausschütte. Ich schreibe Ihnen nicht in der Sprache der Clienten; aber die Hochachtung, die ich für Ihre Verdienste hege, verlieret nichts dabey. Warum sollte doch wohl die Ehrerbietung nicht mit der Zärtlichkeit bestehen können, warum sollte sie allein dazu verdammet seyn, die frostigen und leeren Erfindungen des Witzes anzunehmen, in welchen sich nur der Schmeichler gut ausdrücket, und die einem wohlgebildeten Herzen den grausamsten Zwang verursachen? Ihre Größe wird nichts darunter leyden, wenn es auch die Welt wissen sollte, daß ein Mensch so vertraut mit Ihnen redet, der keine Patronen suchet, und sich weiter keine Wohlthat von Ihnen ausbittet, als Ihre Liebe. Doch Sie sind ja weder auf Ihre Titel, noch auf ihren Stand hochmüthig, und also werden Sie beydes leicht vergessen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir unter dem Namen des Freundes der ehrwürdigste Mann von der Welt sind. Aber darf ich mich denn wirklich noch unter Ihre Freunde rechnen? Ach wie sehr beunruhiget mich dieser Zweifel! Wie groß wird mein Kummer, wenn mir mein Herz den unangenehmen Dienst erweist, mir Ihre ehemalige Liebe vorstellet, um

Ihren

Ihren jetzigen Kaltsinn desto lebendiger zu fühlen! Ich befinde mich denn in einer Gemüthserniedrigung, die alles übertrifft, was man davon sagen kann, ich erschrecke bey dem Anblick des Leeren, das sie in meiner Sele zurückläßt. Wie glückselig schätzte ich mich in Ihrer Liebe! Wenn Sie mich zuweilen besuchten, wenn Sie mich bey unsern Begegnungen mit einer Mine ansahen, die ins Herz gieng, und die mehr sagte als alle Schmeicheleyen, wenn Sie meinen Namen abwesend gerne nennen hörten, und mit Ihrem zufriedenen Gesichte mich lobten, wenn Sie mir mit einem freundschaftlichen Lächeln die Hand drückten, wenn Sie mich auch in ihren liebsten Gesellschaften vermißten = = Ach was empfand da meine Sele, wenn Sie Ihr Herz, Ihr großes Herz mit mir reden ließen! Diese Zeit ist dahin, diese schöne Zeit ist vielleicht auf ewig dahin. Sie besuchen mich nicht mehr, und das wollte ich Ihren Geschäften verzeihen; aber Sie scheuen gleichsam meine Begegnungen, Sie sehen mich mit einem furchtsamen Blick an, wenn Sie mich sehen, und da Sie die Verstellung wenig kennen, so verrathen Sie bald den Zwang, wenn

Sie

Sie etwas mit mir sprechen. Es ist nicht mehr das freye Gesicht, nicht mehr das offene Herz, das Sie auf mich wenden, wenn Sie es auf mich wenden müssen. Wodurch habe ich doch gegen Sie gesündiget, und was muß man thun, Sie zu versöhnen? Meine Verfolger haben mich ohne Zweifel bey Ihnen verleumdet, und sie müssen ihre Beschuldigungen sehr wahrscheinlich gemacht haben, weil sie Ihnen so glaubwürdig vorgekommen sind, daß Sie gegen mich haben stolz werden können, so wie die Tugend gegen das Laster stolz ist. Ich habe Vermögen und Güter eingebüsset, mein Ehrgeiz streitet nicht mehr mit dem Schicksal; ich habe den Mangel der Glücksgüter großmüthig ertragen: Nichts war meinen Feinden mehr übrig zu thun, als mir den besten Freund zu rauben. Nein, das ist zu viel: hier bricht meine Standhaftigkeit. Ach warum konnten Sie nicht in mein Herz sehen, daß ich Ihre Freundschaft nicht um zeitlicher Vortheile willen suchte, daß ich in Ihnen nicht Ihren äußerlichen Stand, nicht Ihr Ansehen, nicht Ihr Vermögen andere glücklich zu machen, liebte, sondern das, was nur allein den großen Mann macht! Ich liebte Ihr erhabe-

nes

nes ädles Herz, das des besten Freundes werth war. Jetzt soll ich ein Feind des Menschenfreundes seyn? Welch ein erschrecklicher Gedanke! Muß mich dieses nicht mißtrauisch in meine Tugend machen, in die Tugend, die ich als das einzige Gut aus allen Stürmen meines Unglückes gerettet habe? Was bleibt mir denn übrig, wenn ich bey meinem Unglücke auch noch lasterhaft bin, wenn ich den einzigen Vortheil entbehren soll, wodurch andern mein Unglück mitleydswürdig, und mir selbst erträglich wird? Ach verfahren Sie gelinder mit einem Menschen, der um Ihrer eigenen Ehre willen gerechtfertiget zu seyn wünschet, weil Sie ihn zum Freunde wählten! Hassen Sie ihn nicht ehe er seines Verbrechens überwiesen ist! Gönnen Sie seiner Unschuld eine Vertheydigung, wenn Sie es gerne sehen, daß er unschuldig seyn möchte! Warum wollen Sie mich nicht bessern, wenn Sie Fehler von mir wissen? Ihr Kaltsinn wird mir den Haß aller ehrlichen Leute zuziehen: und was bleibt denn die Welt für mich, die ich nur um ihrentwillen hochschätze? Schenken Sie mir doch Ihr Herz wieder! Weiter verlange ich nichts von Ihnen. Ich verlange nicht,

daß

daß Sie sich als ein Patron um mich Mühe geben sollen, ich habe in meinem praktischen System auf alles entsagt; was nicht gerade und einzig zur wahren Glückseligkeit führet, und der grosse Haufe Ihrer Clienten darf nicht so viel von mir befürchten, daß Sie mich beneiden oder gar auf die Seite schaffen müßten. Ich stehe niemand entgegen, und kann andere gerne glücklich sehen. Wenn Sie es für gut finden, hochzuehrender Herr, mir zu antworten, so schreiben Sie mir doch also, wie ich in Ihrem Herzen stehe, und was ich hoffen soll: Können Sie mich nicht wieder lieben, (wie traurig ist dieser Gedanke!) so sprechen Sie mich doch zum wenigsten von der Schuld frey; denn ich würde mirs in meinem ganzen Leben nicht verzeihen, daß ich jemals den besten Mann von der Welt beleydiget hätte. Ich bin ꝛc.

N.

Funfzehnter Brief.

Schreiben einer sterbenden Mutter an ihre Tochter *).

Meine liebste Tochter,

Du erwartest diesen Brief vielleicht nicht, und ohne Zweifel vermuthet ihn die großmüthige Freundinn auch nicht, der wir beyde so viel zu danken haben. Die Zeit kömmt, wo sie allein deine Mutter und Versorgerinn seyn wird. Die auszehrende Krankheit, die ich schon so lange mit mir herumgetragen habe, hat wider mein eignes Vermuthen so plötzlich überhand genommen, daß ich wohl den letzten Brief an dich schreiben werde. Ich fühle den herannahenden Tod, und ich werde nunmehr bald deinem Vater nachfolgen, dessen Zärtlichkeit du nicht gekannt hast, und der für mich und dich nur allzufrüh starb. Du weißt es, meine liebste Tochter, wie sehr ich dich allezeit geliebt habe.

*) Sammlung vermischter Schriften I. B. S. 216.

be. Du bist das einzige Pfand einer kurzen aber glückseligen Ehe; du allein machst mir eine Stunde schwer, die nach dem Verluste des besten Mannes nichts schreckliches für mich gehabt hätte. Unterdessen erwarte ich sie mit einer Ruhe, welche mir die Hoffnung deiner Tugend giebt. Ich danke dem Himmel für mein Schicksal, daß ich in der größten Schwachheit dennoch mit einiger Ueberlegung einer zärtlichen Mutter schreiben kann. Ich weiß, daß du weinen wirst; denn ich weine selbst. Wie köstlich sind mir deine Thränen! Sie sind die größte Belohnung meiner Zärtlichkeit, und der Wehmuth, womit ich die Welt verlasse. Ach meine Tochter, wie viel Muth und Standhaftigkeit brauche ich nicht, dieses zu schreiben! Du wirst weinen, und ich wollte, daß du niemals traurig seyn dürftest. Wie bekümmert bin ich nicht, wenn ich an deine Thränen denke, denn ich weiß, daß du die Zärtlichkeit von deinem Vater geerbt hast! Doch ich will suchen, so standhaft und stark zu seyn, als mir nur möglich ist, damit ich nur noch einen recht langen Brief an dich schreiben kann. Ich nehme deine Thränen als eine Versicherung mit in das Grab, daß

du dich in allen Umständen deines Lebens an dasjenige erinnern wirst, was dir deine sterbende Mutter schrieb. Meine vornehmste Sorge ist allezeit gewesen, daß Unschuld und Religion deine vornehmste Reizungen seyn möchten. Ich wußte, daß sie allein glückselig machen, und ich weiß, daß du es seyn wirst, wenn du nur ferner ihren Vorschriften getreu bleibst. Ja, ich kann zufrieden sterben.

Du bist ein Frauenzimmer, mein Kind, und was noch mehr zu sagen hat, du bist ein junges Frauenzimmer. Was uns bey der Welt eine wahre Hochachtung verdienen, und ein dauerhaftes Glück geben kann, ist allein die Unschuld und Tugend, und wenn wir diese verlieren, ist alles für uns verlohren. Selbst unsre Reizungen, die uns zu unserm Unglücke gemeiniglich mehr Bewunderung zuziehen, als die Tugend selbst, werden ohne sie ein Gegenstand der Verachtung. Die meisten Personen des männlichen Geschlechtes haben es in vielen Fällen zu einer Ehre gemacht, die Tugend zu beleidigen; sie verzeihen sich alles, und uns verzeihen sie nichts. Sie verdammen sich selbst nicht, wenn sie wirklich Ausschweifungen begehen, uns ver-

dammen sie schon, wenn sie nur muthmaßen, daß wir sie begehen könnten. Es scheint, daß unser Geschlecht selbst dadurch noch glücklicher sey, als das männliche, weil viele von uns zum wenigsten durch die Furcht vor der äußerlichen Schande von Vergehungen zurückgehalten werden, wenn die Personen des andern Geschlechtes sich, ohne die geringste Scheu vor einer Schande, ihren Ausschweifungen überlassen. Allein wie gefährlich wird uns nicht auch ihre Unverschämtheit! So schnell sie sind, uns zu verurtheilen, so wenig überlegen sie, daß es oft nur ihren Nachstellungen zuzuschreiben ist, wenn eine Person unsers Geschlechtes ihren Pflichten ungetreu wird. Wenn sie uns am meisten zu verehren scheinen, sind sie unsre größten Feinde. Was haben sie nicht alles erfunden, um uns so weit zu bringen, daß sie uns hassen und verabscheuen können? Lobsprüche, Liebkosungen, Schmeicheleyen, Klagen, Seufzer; kurz die Künste des Lasters sind nicht zu zählen, die es braucht, um uns unsern größten Reichthum zu entwenden. Sie sollten sich selbst alle Mühe geben, uns bey der Tugend zu erhalten, weil uns die Natur für sie erschaffen hat;

aber

aber so treiben sie ihre feindseligen Anfälle auf uns so weit, daß sie uns selbst die Unschuld zum Verbrechen machen, wenn wir uns nicht von ihnen verführen lassen wollen. Widerstehe dem Laster, sie werden dich einer übertriebenen Strenge, einer Ungerechtigkeit gegen ihre Liebe, einer Unempfindlichkeit und andrer dir unbekannten Fehler beschuldigen. Bedenke nunmehr die natürlichen Schwachheiten deines Geschlechtes, und die Umstände, worein uns die Tyranney der Männer gesetzt hat. Wir sind von Natur eitel, oder zum wenigsten sehr zur Eitelkeit geneigt; unsre Eigenliebe merkt bald, daß wir oft mit unserm Gesichte, und mit Reizungen gefallen, die wir uns nicht gegeben haben. Sie beredet uns, daß wir von unsrer Geburt an zum Lobe bestimmt sind, ohne daß wir nöthig haben, dasselbe zu verdienen, und darüber vergißt man leicht, daß man durch die Tugend vornehmlich liebenswürdig seyn soll. Man lenket unsern Verstand noch in unsrer Kindheit auf Kleinigkeiten und Spielwerke; die gewöhnlichste Erziehung erhält uns in der Unwissenheit, und die wenigsten Frauenzimmer haben Väter, wie du einen gehabt hättest, wenn

er dir durch den Tod nicht so früh entrissen worden wäre. Wenn eine Person von dem Geschlechte, vor dem du dich so sehr zu fürchten hast, Verdienste erlangt, so ist das Wunder so groß nicht. Es ist so schwer nicht, Verdienste zu haben, wenn man Verstand haben darf. Das ist aber einem Frauenzimmer nicht erlaubt; ein Frauenzimmer, das Bücher liest, durch die es seinen Geist heiter machen, sein Herz bessern und die Schönheit der Tugend kennen lernen will, ist darum in den Augen des grossen Haufens lächerlich. Darum ermahnte ich dich, meine Tochter, als du noch bey mir wareſt, so oft, deinen Zuschauer, Aufseher und andere solche Schriften keinen Menschen sehen zu lassen, und dich niemals zu verrathen, daß du sie läseſt. Das andere Geschlecht hat Freunde, oder kann Freunde suchen, und was kann uns in der Treue gegen die Tugend unveränderlich machen, als die wahre Freundschaft? Wo soll aber ein Frauenzimmer Freunde suchen? Unter dem männlichen Geschlechte? Ich habe dir es oft gesagt, mein Kind, daß es die Welt für ein Verbrechen gegen unsre Tugend ansieht, wenn wir einen Freund haben, der nicht unser declarir-

clarirter Liebhaber oder Bräutigam ist. Du darfst von deinem Geschlechte vielweniger hoffen, daß du Freundinnen darunter finden werdest. Die gemeine Erziehung gewöhnt uns gar frühzeitig zur Eifersucht gegen einander; man lehrt uns, daß wir andere Frauenzimmer übertreffen, wenn wir schöne sind, oder einen bessern Putz haben, als sie. Die Freundschaft kann also unmöglich mit der Eitelkeit bestehen.

Du bist schön meine Tochter, und du hast von der Natur Reizungen empfangen, die für dich gefährlich seyn würden, wenn du in den Jahren, wo sich die erste Eitelkeit regt, lieber die Lehren des Spiegels, als den Unterricht deiner Mutter angehört hättest. Ich sage dir, was dir Schmeichler und Leichtsinnige unzähligemal sagen werden, damit es keinen Eindruck bey dir mache, wenn sie es sagen. Wenn du nur meine Augen, und meine ersterbenden Lippen noch einmal sehen solltest! Man lobte sie auch einmal. Wie würde dich der Anblick wider alle Schmeicheleyen waffnen, die man dir deiner Reizungen wegen machen wird! Es ist traurig meine liebe Tochter, was ich sage, es ist sehr traurig; vielleicht wirst du in deinem

Leben keinen Menschen mehr so von der Schönheit reden hören; aber itzt redet eine Mutter mit dir, welche dich liebt und verlassen soll. Du kannst dich freuen, daß du schön bist, so lange du tugendhaft bleibest; denn die Schönheit ist ein Geschenk des Himmels; aber wenn du irgendwo bey einer Person deines Geschlechts eine größre Tugend bemerkst, als die deinige ist, so glaube, daß sie mehr Annehmlichkeiten besitzt, als du. Sie ist schöner, weil sie tugendhafter ist.

Du wirst, wenn du meinen Tod beweint hast, künftig unter deinen Anverwandten und in Gesellschaften erscheinen müssen, und alsdenn werden sich die Gefahren hervorwagen, die sich zeither etwa noch verborgen gehalten haben. Du wirst Frauenzimmer sehen, die ihren einzigen Ruhm darinnen suchen, daß sie von einer Menge falscher Liebhaber umringt werden. Diese Betrüger werden dir vielleicht auch sagen, daß du liebenswürdig bist, weil dein Gesicht jung ist; sie werden dir schmeicheln und dich eitel machen wollen, weil sie eitel sind; sie werden dich versichern, daß sie dich lieben; aber es ist ihre Absicht nur, einen Triumph ihrer Eitelkeit aus

dir zu machen, wenn du ihren verrätherischen Schwüren glaubst. Sie werden suchen, ihren Stolz zu befriedigen, um dich alsdann verachten zu können. Nichts ist gefährlicher für die Tugend, oder welches einerley ist, für die Glückseligkeit eines Frauenzimmers, als die Begierde nach Eroberungen. Sie nehmen mit den Reizungen ab, und eine Person, die dieses eingebildete Vergnügen nicht verlieren will, verliert gemeiniglich nicht allein dasjenige, das alle Jahre durch dauert, sondern muß auch tausend niedrige Künste gebrauchen, das eingebildete zu erhalten, und endlich hört alle Einbildung einmal auf. Das schlimmste ist, daß es zu unsrer Zeit nicht genug ist, schön oder artig zu seyn, wenn man ja die eitle Freude verlangt, von einem Schwarme Anbeter bewundert zu werden. Die Welt hat so verderbte Augen, daß sie von der Schönheit nicht gerührt werden, wenn sie nicht durch ein gewisses freches Ansehen belebt wird, das man mit einem ehrlichern Namen Freyheit nennt. Es ist so weit gekommen, daß man sich zum wenigsten schämt, tugendhaft zu seyn, wenn man auch noch durch die Natur oder die Erziehung zurückgehalten wird, sich dem

Laster ohne Bedenken aufzuopfern. Wollteſt du ein Mittel zwiſchen der Tugend und dem Laſter treffen, Anbeter haben, ohne deiner Unſchuld abtrünnig zu werden, ſo würde ſelbſt deine Eitelkeit nichts dabey gewinnen. Deine Liebhaber würden dich nach und nach aus Verdruß, daß ſie ihre Abſichten nicht erreichen, verlaſſen, und doch allezeit die Welt bereden, daß ſie dich verließen, weil ſie ihres Glückes überdrüßig wären. Endlich kommen die Jahre, wo die Welt ungewiß wird, ob man noch jung iſt, oder alt wird. Nunmehr iſt der Triumph deiner Eitelkeit vorbey; dein Herz hat ſich an ein ſo flüchtiges Vergnügen gewöhnt; das Verlangen bleibt zurück, und zugleich kommt der Verdruß darüber, daß es nicht befriedigt werden kann. Allein, wie ſollſt du den Ungeſtümen entgehen, welche oft ſo unverſchämt ſind, daß ſie ſich die Strenge, womit ein Frauenzimmer über ſeine Pflichten wacht, nicht abſchrecken laſſen? Du darfſt dich dafür nicht fürchten, du darfſt ihnen auch nicht misfallen wollen. Du darfſt ſie nicht einmal mit Verachtung beſtrafen. Dein Unwille und deine Verachtung wären ſchon zu viel Ehre für ſie;

denn

denn du müßtest sie wahrgenommen und ihre Beleidigung empfunden haben. Du bist sicher genug vor ihnen, wenn du ihnen nur nicht gefallen willst, und die Eitelkeit solcher eigennützigen Bewunderer von uns wird nicht mehr gedemüthiget, als wenn man alle die Anstalten nicht merkt, die sie wider unser Herz machen. Das erstemal schreckt sie freylich ein solches Bezeigen nicht; sie halten es für eine angenommene Zerstreuung und für eine heimliche Aufmunterung; sie bilden sich ein, daß man ihre Unternehmungen nicht sehen möge: damit sie dieselben wiederholen und verdoppeln sollen. Aber wenn ihre Einbildung noch einmal oder zweymal widerlegt wird, so hören sie entweder aus Verdruß oder aus Eitelkeit auf, uns zu verfolgen. Vielleicht triffst du einige an, die so gar unverschämt sind, daß sie dich offenbar zu beleidigen sich unterfangen. Aber wisse, meine Tochter, daß die Tugend gewisse Blicke in ihrer Gewalt hat, vor welchen das frechste Laster zittert. Du hast, wie ich hoffe, nicht nöthig, dir alsdann Mühe darum zu geben; denn ich habe dich von deinen ersten Jahren an zur Tugend zu erziehen gesucht, so, daß dir nunmehr

mehr solche Blicke im Nothfalle natürlich seyn müssen.

Alles das sage ich nicht, meine liebste Tochter, um dir einen Widerwillen gegen die Liebe beyzubringen. Nein, mein Kind, ich will dein Herz nicht unempfindlich, sondern nur vorsichtig machen. Nach der Tugend können wir durch nichts glückseliger werden, als durch eine vernünftige und ädle Liebe, und ein Frauenzimmer würde sehr zu beklagen seyn, wenn es sich dazu gar keine Hoffnung machen könnte. Ich habe der tugendhaften Liebe den Genuß so vieler Glückseligkeiten zu danken, daß ich mich für keine Mutter halten würde, wenn ich dir dieß Glücke nicht auch wünschte. Ich habe die Zärtlichkeit deines Vaters nur eine kurze Zeit genossen; aber ich hätte das Andenken davon mit dem Besitze aller Reichthümer nicht vertauscht. Ich glaube, daß die Mütter, welche ihre Töchter so sehr vor der Liebe warnen, sehr unverständig handeln; doch vielleicht sind die meisten zu entschuldigen, weil sie in ihrer Liebe unglücklich gewesen sind. Aber, meine Tochter, so groß das Glück ist, auf eine ädle und zärtliche Art geliebt zu werden, mit einem getreuen und großmüthi-

müthigen Gefährten des Lebens vereinigt zu seyn, der dich liebt, weil er dich hochachtet, der dir sein Herz giebt, nicht sowohl darum, weil du einige Reizungen besitzest, sondern weil du tugendhaft und unschuldig bist; so selten ist dieses Glücke auch. Das kömmt daher, weil die Redlichkeit und Großmuth unter dem männlichen Geschlechte so seltne Tugenden sind. Man liebt und heyrathet in der Welt, nicht um die Freuden zu erlangen, welche aus einer gemeinschaftlichen Freundschaft, Gutherzigkeit, Dienstfertigkeit und Großmuth und Zärtlichkeit herfließen; man schließt Ehen, um reicher oder vornehmer zu werden, als man ist. Aber das sind die Güter nicht, die du in einer glücklichen Ehe suchen sollst. Die wahre Glückseligkeit liebt die Stille, und haßt das Geräusche. Die Tugend hat alles, was sie sich wünschen kann, wenn sie sich einer andern Tugend mittheilen kann. Es werden sich Personen finden, welche sich um dein Herz Mühe geben; alsdann, mein Kind, bist du in der größten Gefahr. Laß dein Herz ja von keinem äußerlichen Scheine verführt werden, und sage es dir immer vor, daß du nicht glücklich seyn kannst, wenn du

nichts

nichts mehr als eine reiche oder wohlgekleidete Sklavinn wirst. Wenn du in solchen Umständen einen Rath verlangst, so verlange ihn niemals von deinen Augen, sondern von deiner Vernunft und Tugend. Deine Wahl kann dir alsdann nicht schwer werden. Gieb dein Herz demjenigen, welchen du wegen seiner eigenthümlichen Vollkommenheiten vor andern am höchsten schätzest, und das wird allezeit derjenige seyn, der dir die sichersten und zuverläßigsten Proben giebt, daß er an dir deine eigenthümlichen Verdienste am meisten hochachtet und liebt. Die Tugend, die dir ein Herz gewonnen hat, wird es auch gewiß zu erhalten wissen, und eine wahre Zärtlichkeit ist so unerschöpflich an Freuden, daß ihre Menge, Veränderung und Mannichfaltigkeit den Ueberdruß gewiß entfernen wird, welcher so viele unglückliche Ehen begleitet.

Sollte dir der Himmel das Glück aufgehoben haben, eine zärtliche und geliebte Gattinn eines rechtschaffenen Mannes zu seyn, so hast du vielleicht auch die Freude zu hoffen, eine so glückselige Mutter zu werden, als ich bin. Das kannst du aber nicht werden, ohne die Pflichten aus-

auszuüben, die ich, so viel mir möglich gewesen ist, allezeit zu erfüllen gesucht habe. Wann man Freude an seinen Kindern sehen will, so muß man ihre Mutter und nicht ihre Tyranninn seyn. Das ist nicht genug, wenn sie wissen, daß du sie unter deinem Herzen getragen hast; das mußt du noch mehr thun und sie überreden, daß du sie liebst, ohne ihnen zu schmeicheln. Diese Ueberredung wird dir ihr Herz gewinnen. Sie werden das Ansehen, das du über sie behaupteſt, nicht als ein verhaßtes Recht der Natur oder des Alters, sondern als eine Wirkung deiner Liebe zu ihrem Besten ansehen. Wenn du ihre jungen Herzen zugleich erkenntlich und zärtlich machst, indem du sie unterrichteſt, so wird das Vergnügen, das ihnen die liebreiche Art deines Unterrichtes erweckt, ihnen sehr bald die Lehren selbst anmuthig machen. Du wirst sie ohne Ungedult und ohne die Lebhaftigkeit des Temperaments bestrafen, die sich in die Verweise und Bestrafungen so vieler Aeltern mischen, und sie dadurch so schädlich machen, daß sie, anstatt einen Fehler auszurotten, durch das böse Beyspiel, das sie geben, zehn andere noch größre Fehler in ihren Kindern hervorbringen.

Das

Das Vertrauen, das Kinder zu ihren Aeltern haben, macht, daß sich ihre natürlichen Fehler hervorwagen, die sich hingegen, wo nur Furcht ohne Liebe ist, in dem Innersten ihrer Herzen so lange verborgen halten, als ihre Tyrannen gegenwärtig sind. Wenn sie es wissen und empfinden, daß sie geliebt werden, so scheuen sie sich, Fehler zu begehen, weil sie sich fürchten, liebreiche Aeltern damit zu betrüben. Sie werden ihre Liebe nicht aus dem Gesichte verlieren, und das wird ihr eigenes Herz in Ehrfurcht erhalten. Sie werden niemals mit sich selbst zufrieden seyn, wenn man es ihnen sagt, daß ihre zärtliche Mutter, oder ihr liebreicher Vater nicht mit ihnen zufrieden seyn kann. Das sind nicht die gewöhnlichsten Grundsätze einer guten Erziehung. Ein Vater, wie der deinige auch war, hat mich nach denselben erzogen, und er ertheilte mir vor seinem Tode das Lob, das ihm mehr, als mir gehörte, daß er meinetwegen unbekümmert stürbe. Wie freue ich mich, meine liebste Tochter, daß der Nutzen dieser Vorschriften durch die Erfahrung an dir bis hieher bestätigt worden ist! Ich kann meinem Herzen die Freude nicht versagen, deinem Gehorsame

und

und deiner Liebe zu mir dieses letzte Lob zu geben. Dieser fröliche Gedanke macht mir mein Ende, wo nicht ganz ruhig, doch zum wenigsten nicht so schwer und schrecklich, als es mir sonst gewesen seyn würde.

Du wirst tausend Thränen vergießen, meine zärtliche Tochter, und ach! wie viel hat sich mein Herz nicht Gewalt anthun müssen, alles dieses zu schreiben! Mein Leben ist nach dem Absterben des zärtlichen Mannes nichts als ein langwieriger Tod gewesen. Die heimliche Krankheit, die meinen Leib ohne Hülfe nach und nach ausgetrocknet hat, hat mir nicht einmal den Genuß der unschuldigen Ergetzlichkeiten dieses Lebens zugelassen. Ich habe kein andres Vergnügen gehabt, als die Freude, dich zu erziehen, und seitdem du in dem Hause unsrer großmüthigen Freundinn bist, Briefe von ihr und von dir zu erhalten. Dein Frühling wird vergehen, dein Sommer wird kommen, und vergehen, du wirst alt werden, und alsdann wird Tugend und Religion selbst in den Augen der Welt deine verlohrnen Reizungen ersetzen, wenn du diese beyden Vollkommenheiten aus deiner Jugend mit in das Alter herüber ge-

bracht hast. Die meisten deines Geschlechtes bringen ihre Jahre mit Kleinigkeiten zu, die ihrer Eigenliebe schmeicheln; sich anzukleiden und wieder umzukleiden, Besuche zu geben, und anzunehmen, Moden zu erfinden und erfundne zu beurtheilen; das sind alle ihre Beschäftigungen. Zwölf Jahre spielten sie mit ihren Puppen, und zwanzig oder dreyßig Jahre spielen sie mit sich selbst. So lange die Jugend währt, können sie vielleicht ihre Zufriedenheit darinnen finden, weil sie alle diese Beschäftigungen nur vornehmen, um gesehen zu werden. Wenn aber diese Zeit vorbey ist, wenn man sie nicht mehr sieht, oder nicht mehr sehen will, wenn man sie verlacht, daß sie sich lange am Putztische verweilen, und die Gesellschaften noch aufmerksam auf sich machen wollen, so verändert ihre Eitelkeit den Gegenstand, und will nunmehr aus Verdruß, daß sie der Erde nicht mehr gefallen kann, dem Himmel gefallen. Das ist aber die Religion nicht, die das Alter und den Tod angenehm machen, und dein Gemüthe mit Licht und Zufriedenheit erfüllen kann. Du hast mich geliebt, meine liebste Tochter, und deine Liebe giebt mir die gewisse Hoffnung, daß meine Lehren beständig in deinem Gedächtnisse blei-

bleiben werden. Ich darf dich nicht bitten, zu mir zu eilen. Vielleicht giebt mir der Himmel den Trost, daß du mit deinen Händen meine brechenden Augen zudrücken kannst. Ich habe an deine theure Tante einen Brief beygelegt, worinnen ich sie ersuche, mit dir zu kommen, wenn es ihre Umstände zulassen. Wie sehr liebe ich sie, und mit welcher Zärtlichkeit will ich ihr meine Dankbarkeit für die Liebe bezeigen, die sie dir erweist. Ich beklage mich über die Vorsehung nicht, daß sie mir kein längeres Leben giebt; aber ich werde ihr noch ein Glück mehr zu danken haben, wenn er mir mein Leben noch so lange fristet, bis ich dich, meine liebste Tochter, und unsre großmüthige Freundinn noch einmal umarmet habe. Ich zweifle fast daran; allein wenn ich auch eher sterbe, so sterbe ich doch mit der Zuversicht, daß meine Tochter nicht unglücklich seyn kann, weil der Himmel den Gehorsam und die Liebe der Kinder allezeit belohnt hat. Ich segne dich vielleicht zum letztenmale und bin auch im Tode

Deine zärtliche Mutter
S.

Sechzehnter Brief.

Einer von meinen Freunden hat mir berichtet, daß Sie gern einen Menschen möchten kennen lernen, von dem ich Ihnen vielleicht allein die wahrhafteste und vollständigste Nachricht geben kann. Und damit Sie etwa nicht durch eine fremde und falsche Abbildung betrogen werden; so will ich sie Ihnen hiemit selber mittheilen, so gut ich sie weiß; ich will mich bemühen, sie nach dem Leben zu mahlen. Der Mensch also, dem Sie Ihre Freundschaft zugedacht haben, ist nach seiner Leibesgestalt eben nicht sehr ansehnlich gebildet; sein ziemlich offenes Gesichte aber ziehet sich beym ersten Anblicke viel Vertrauen zu, und verspricht diejenige Sele, die er wirklich besitzet. Er nimmt zuweilen eine Miene an, die uns stutzig macht, wenn wir ihn noch nicht kennen; sie scheinet eine Liebe zur Spötterey zu verrathen, und ich glaube, sie ist ihm selber größtentheils unbekannt; sie entdeckt sich wenigstens oft, wo man doch versichert seyn kann, daß er gewiß keinen Trieb zum Spotten hat; ob es gleich allerdings

lerdings wahr ist, daß er in der Beurtheilung des Lächerlichen von einer kleinen unschuldigen Spötterey eben kein Feind ist. In seinem Gesichte herrschet etwas Melancholisches, das bey aller seiner Frölichkeit dennoch durchscheinet; und er kann überhaupt nicht lange anhaltend frölich seyn, wenn er auch schon nicht mißvergnügt ist. Er gefällt sich oft selbst am besten in seiner Melancholie, aber er sorget dafür, daß er sie andern in der Gesellschaft nicht beschwerlich macht. In seinen Manieren herrschet sehr wenig von dem, was man Welt nennet, aber er bemühet sich nichts pedantisches blicken zu lassen, noch affectirt zu seyn. Er ist etwas furchtsam: Wenn er Besuche giebt oder annimmt, dabey der Wohlstand Ceremonien fordert, so scheinen seine Reden eben so zerstreut und gezwungen, als seine Manieren frostig zu seyn, und wenn der Besuch kurz ist, so lernt man nicht ihn selbst, sondern einen ganz fremden Menschen kennen: Er gewinnt hergegen viel bey denen, die sich durch diesen ersten Uebelstand nicht abschrecken lassen, sobald die Unterredung freyer wird. Ueberhaupt ist er keiner von denen, die man gleich das erstemal in ihrer ganzen Gestalt erblicket,

und daher entgehen ihm vielleicht manche Freunde. An Witze fehlt es ihm nicht; aber er will erst aufgemuntert seyn, wenn er sich wirksam beweisen soll, und wenn ihn seine Hypochondrie überfällt, so trauet man ihm dasjenige nicht zu, was er leistet. Er scherzet zuweilen recht gerne, wenn er unter wenigen guten Freunden ist, es fehlet ihm auch nicht an Einfällen, und er würde wohl oft der Sache zu viel thun, wenn ihn nicht seine natürliche Niedergeschlagenheit mäßigte. Seine Empfindungen sind sehr lebhaft; aber er mag sie lieber schreiben, als sagen. Sein Herz ist ohne Tücke und Verstellung, und verräth sich leicht. Er erweiset andern gerne Gefälligkeiten, und er betrübet sich, wenn er unglückliche Leute siehet, denen er nicht helfen kann. Von der Liebe hat er nicht viel zu befürchten; er suchet die Gelegenheiten eben nicht sorgfältig, mit Frauenzimmern in Gesellschaft zu seyn; aber wenn er sich mit einem artigen Frauenzimmer unterredet, so scheinet er sehr verliebt. Es hält schwer, sein Freund zu werden, weil ihn die Erfahrung fürsichtig gemacht hat; aber hat er erst einen Freund erworben, so schonet er ihn sehr, er liebt ihn mit Beständ-

ständigkeit, ja sogar mit einiger Eifersucht. Er kann nicht lange im Geräusche einer Gesellschaft aushalten, wobey einiger Zwang ist. Er macht sich mit seiner Wissenschaft nicht groß; er spricht in den meisten Gesellschaften wenig, und disputiret noch viel weniger, sobald er merket, daß es auf eine Eitelkeit hinauslaufen soll; er läßt einem jeden gern seine Meynung; aber er erhebt sich insgemein mit seinem Urtheile glücklich, sobald man ihn erniedrigen will. Er schmeichelt nicht gerne, und läßt sich eben so wenig gerne schmeicheln; ob er gleich für das Lob viele Schwäche hat, wenn es ihm von der rechten Seite gegeben wird. Er übersiehet eine Sache sehr bald, und ob er gleich etwas träge ist, so kann er doch in einer Stunde mehr thun, wenn er will, als andere in zweyen. Sein Gedächtnis ist sehr schwach, und seine Stimme eben nicht sonderlich angenehm, noch stark; daher ist er wohl nicht zum Redner gebohren. Sein Temperament ist nicht für den Geiz erschaffen; er lebt mit seinen mittelmäßigen Umständen zufrieden, und wenn er nach dem heimlichen Wunsche seines Ehrgeizes nicht glücklich genug ist; so begehet er doch nicht leicht Niederträch-

tigkeiten eines Clienten; Er suchet von dem Glücke unabhängig vergnügt zu seyn. Er ist ein bischen eigensinnig, aber wenn er will, so kann er es ziemlich verbergen. Er ist auch etwas auffahrend, und kann in der ersten Hitze eine Uebereilung begehen; aber er weiß sich unvermuthet sehr zu mäßigen, die Vernunft verläßt ihm in den gröſten Verwirrungen nicht ganz, und er verzeihet gerne. Sehen Sie, das ist die Abbildung des Menschen, nach dem sie sich erkundiget haben. Sollte er es nun noch verdienen, Ihr Freund zu werden? Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Siebenzehnter Brief.
An das Fräulein von M * * *.

Von der Natur der Liebe *).

Sie verlangen, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen als ein Philosoph erklären soll, was die Liebe sey, wie mancherley Arten derselben es gebe, und worinn sie sich von der Freundschaft unterscheide. Es ist billig, daß Sie

*) Mr. de *Vattel* dans le Loisir philosophique p. 163.

Sie eine Sache deutlich kennen, die Ihnen ihre schönste Wirklichkeit zu verdanken hat: Würde es nicht auch eben so billig seyn, daß Sie es durch Sich selbst möchten kennen lernen? Sie wissen, daß die neuern Philosophen vor allen Dingen die Erfahrung anpreisen. Aber diese kömmt Ihnen gar zu gefährlich vor; und weil Sie es denn lieber mit dem Schläfrigen einer Abhandlung wagen wollen, als mit den Gefährlichkeiten der Erfahrung, so werde ich meine Betrachtung abkürzen müssen, wenn ich sie nicht anmuthig machen kann. Wehe dem, der ein liebenswürdiges Frauenzimmer ermüdet, wenn er mit ihr von Liebe spricht.

Der Ausdruck Liebe ist zweydeutig; er bedeutet einmal überhaupt so viel als eine Handlung zu lieben, es geschehe nun auf welche Art es wolle: So sagt man, die Väterliche Liebe, die Liebe des Nächsten u. s. w. Aber das Wort ist im genaueren Verstande dazu geheiliget, jene Leydenschaft anzuzeigen, die ein Geschlecht für das andere empfindet; jene oft flüchtige Bewegungen, die die Schönheit hervorbringt; jene zärtliche Zuneigung, die das Verdienst einflöset und unterhält; jene gänzliche Ergebung,

die Sie sich nicht verbunden halten mit Gegenliebe zu belohnen; mit einem Worte, diese Empfindung, von welcher ich Ihnen, an statt eines Liebhabers, nur als ein trauriger Philosoph schreiben soll.

Die Liebe ist überhaupt diejenige Leydenschaft, welche ein Gegenstand in uns erreget, in welchem wir etwas bemerken, das uns gefällt. Nun aber gefällt uns eine Sache, wenn sie uns die Empfindung giebt, die man **Vergnügen** nennet. Und wie man mit Grunde behauptet, daß das Vergnügen nur bey dem Anblicke einer Vollkommenheit in uns entstehet, sie sey nun wahr oder scheinbar, so können wir auch daraus schließen, daß wir nur diejenigen Dinge lieben, in welchen wir etwas vollkommenes bemerken, oder doch zu bemerken glauben. Das ist der gemeinschaftliche Ursprung aller Gattungen der Liebe. Aber diese Neigung der Seele ist überaus mannigfaltig, nach der verschiedenen Natur der Gegenstände, die sie erregen. Wir können lebendige Wesen, und leblose Dinge lieben.

Die Liebe, die wir für ein lebendiges Wesen hegen, für ein menschliches Geschöpfe, bestehet

stehet in der Bereitwilligkeit unserer Sele, aus der Glückseligkeit dieses Wesens Vergnügen zu schöpfen. Bis hieher, gnädiges Fräulein, kann ich mich noch auf Ihre eigene Erfahrung berufen. Prüfen Sie Ihr Herz; was bemerken Sie in seinen Empfindungen für einen Vater, für eine Mutter, für eine Freundinn? Sie sind voller Freuden bey dem Anblick ihrer Glückseligkeit; Sie wünschen eifrig dieselbe dauerhaft zu sehen; Sie kennen kein rührenders Vergnügen, als sie zu befördern, und Sie arbeiten daran mit desto größerem Eifer, je mehr Sie sie lieben. Hergegen betrüben Sie sich über das Böse, das ihnen begegnet, und Sie versäumen nichts, sie davor sicher zu stellen. Alles dieses ist nur eine Folge von dieser Verfassung Ihrer Sele, die Sie aus ihrer Glückseligkeit Vergnügen schöpfen läßt. Ich habe also Grund zu sagen, daß die Liebe in eben dieser Selenbeschaffenheit bestehet. Sie wird mit Ihnen gebohren, entweder von den Banden des Geblüts, die Ihnen einen Vater und eine Mutter gleichsam als Theile Ihrer eigenen Person vorstellen, oder von der Erkenntlichkeit, oder auch endlich von Etwas, das Ihnen an einer

ner andern Person gefallen hat, und das Sie bewogen, ihre Freundinn zu seyn.

Die Liebe gegen leblose Geschöpfe ist nichts anders als eine Bereitwilligkeit der Sele, daraus Vergnügen zu schöpfen. Sie können alle Tage beobachten, daß Sie etwas Lebloses lieben, sobald Sie darinn etwas bemerken, das Ihnen Vergnügen giebt, oder das Sie dazu für fähig halten. So sagen Sie z. E. ich liebe die Musik, weil Sie bey einem Concert Vergnügen empfinden.

Aus diesen zwo Arten von Liebe ist diejenige zusammengesetzt, die zu gleicher Zeit so sehr gefürchtet und so sehr gepriesen wird, dieses reizende Band der zwey Geschlechter; diese Empfindung, welche Sie, ohne es zu wollen, so leicht verursachen.

Sie verwundern sich ohne Zweifel über das, was ich Ihnen da sage; Sie vermuthen wohl nicht so geliebet zu werden, wie man die leblosen Dinge liebet. Machen Sie sich keine Sorge, gnädiges Fräulein; diese letzte Gattuug von Liebe wird nur allezeit den geringsten Theil an den Empfindungen haben, welche Sie einflösen. Aber sie darf doch auch nicht ganz davon ausgeschlossen

schlossen seyn. Wenn Ihre Sele, denen die sie kennen, die reinste Zärtlichkeit einflößen muß; wenn man sich nicht entbrechen kann, an der Glückseligkeit dieses gerechten, gütigen, großmüthigen Herzens Theil zu nehmen, dessen liebenswürdige Ehrlichkeit und zärtliche Feinheit so rührend sind; wird es denn da nicht erlaubt seyn zu bemerken, daß Sie auch einen Körper haben, und wird es nicht natürlich seyn, aus der Betrachtung seiner Annehmlichkeiten Vergnügen zu schöpfen, ja sogar zu denken, daß man noch weit mehr Vergnügen davon empfinden würde, wenn Sie wollten!

Ich sage noch mehr, gnädiges Fräulein: man liebet selbst Ihre Sele nach diesen zwo Arten. So weit sie einer Glückseligkeit fähig ist, so nimmt man Theil an ihrer Wohlfarth, man freuet sich darüber: Aber man siehet sie auch als geschickt an, durch die Feinheit ihrer Empfindungen, durch ihre Tugenden, durch die Reizungen ihrer Gesellschaft, Vergnügen zu geben; und man liebet sie um dieser Vergnügungen willen, die sie verschaffet. Daher kömmts, daß einige eine neue Gattung der Liebe ausgedacht haben, die ganz von den Sinnen abgezogen ist,

und

und die man die Platonische Liebe nennet. Das ist die Liebe der reinen Intelligenzen: Aber bey den Menschen erfordert die Liebe etwas mehr, und diese Liebe ist nichts anders als eine lebhafte und zärtliche Freundschaft. Sie ist von der gewöhnlichen ordentlichen Freundschaft nur im Grade der Heftigkeit unterschieden. Denn wenn wir unsere Freunde glücklich zu sehen wünschen, so ists gewiß, daß wir sie auch lieben, um der Vergnügungen willen, die sie uns durch ihre Gegenfreundschaft, durch die Anmuth ihres Umgangs, und durch ihre Gefälligkeiten empfinden lassen.

Ein Liebhaber wird ohne Zweifel von den Vollkommenheiten gerühret, die er in der Sele seiner Liebsten entdecket; sie geben ihm ein reines und köstliches Vergnügen: Darum liebet er sie, darum wünschet er mit so vieler Hitze ihre Wohlfarth, darum kann er sie nicht glücklich sehen, ohne sich lebhaft darüber zu freuen. Aber er liebet auch ihren Körper, weil er davon Vergnügen empfängt oder erwartet. Das ists, was ihn von dem zärtlichen und vollkommenen Freunde unterscheidet. Die erste von diesen Empfindungen, ohne die zweite, ist also nur

eine

eine zärtliche Freundschaft; die zweite allein, ist eine viehische wilde Leydenschaft, die den Menschen unanständig ist: Beyde zusammengenommen in ihrer Vereinigung machen die Liebe aus. Aber aus ihren verschiedenen Vermischungen, aus den verschiedenen Portionen, nach welchen sie diese angenehme und gefährliche Composition ausmachen, entstehen ihre verschiedene Arten, welche ich Ihnen nun leicht werde erklären können.

Wenn die Liebe der Selen dergestalt in dem Herzen herrschet, daß sie allein es zu bewegen und alle seine Triebe zu regieren scheinet, so ist das eine reine und ädle Liebe, mit einem Wort, die wahre Liebe. Aber die Liebe des Körpers verlieret ihre Rechte nicht, ob sie sich gleich anfänglich nicht kund giebt; die Natur hat sie gar zu gut festgesetzet. Es ist eine verborgene Triebfeder in der Maschine, welche sie beselet und ihren Bewegungen mehr Stärke giebt. Darum ist die Zärtlichkeit der Liebe so lebhaft, der Zärtlichkeit der Freundschaft so überlegen. Diese vollkommene Liebe ist weise, tugendhaft, zärtlich, voller Feinheit; sie ist allezeit beständig,

sobald

sobald sie mit Gegenliebe bezahlet wird, und verläßt uns nicht, so lange wir leben.

Aber wenn die körperliche Liebe herrschet, so ist das eine unruhige, aufrührische Leydenschaft, die nur darauf denkt, wie sie sich befriedigen will, und welche fast allemal ihre Endschaft in dem Besitze desjenigen erreichet, das sie als ihr höchstes Gut ansahe.

Sie werden bald diese zwo Leydenschaften an ihren Zufällen erkennen: sie können nicht lange einerley seyn. Wie sie indessen im Anfange zuweilen einerley scheinen, und da sie die Heucheley verstellen kann, so ist hier eine zuverläßigere Regel, die Natur der Liebe kennen zu lernen: Man beurtheile sie nämlich nach der Ursache, die sie hervorgebracht hat. Sie siehet allezeit ihrem Ursprunge ähnlich.

Die zwo Empfindungen, daraus sie zusammengesetzt ist, kommen von sehr unterschiedenen Ursachen her, und sie zeigen sich hernach wechselsweise. Es mag nur ein Mensch von Geschmack und einer Zärtlichkeit fähig, eine solche Sele wie die Ihrige kennen lernen; so bezaubert ihn der Anblick ihrer Vollkommenheiten; er liebet sie zärtlich, er wünschet ihre Wohlfarth,

und

und freuet sich darüber. Aber Ihre Sele und Ihr Leib machen nur eine Person aus: Wie kann man jene sehr lieben, ohne diesen mit Gefälligkeit anzusehen? Bald entdecket er darinn Reizungen: Dieses ungewisse Feuer, worinn wir alle brennen, ohne es zuweilen selbst recht zu kennen, bestimmet sich auf diesen Gegenstand; und sehen Sie da die Liebe. Aber glauben Sie nur, daß eine Liebe, deren Ursprung so ädel ist, allezeit rein, zärtlich und Ihrer würdig seyn wird.

Siehet hergegen von der andern Seite jener hitzige Jüngling ein schönes Gesicht? so entzündet sich das Feuer in seinen Adern; es ist ausser dem Besitze seines Abgotts kein Glück mehr für ihn. Es ist wahr, daß er an ihrer Glückseligkeit Theil nimmt, daß er sich darüber freuet, und daß er glaubt zu allem bereit zu seyn, dieselbe zu befördern. Aber diese Empfindung stehet nur nach der ersten in seiner Liebe. Wie sie von derjenigen abhänget, die sie hervorgebracht hat, so gehet sie auch mit derselben unter; und diese ist eben so vergänglich als ihre Ursache.

Die Alten haben das alles wohl eingesehen,

was ich Ihnen jetzt erkläret habe, und sie haben es durch ihre zween Liebesgötter vorgestellet. Der eine zärtlich, angenehm, bescheiden, tugendhaft und beständig, war der Sohn der **Venus Uranie**, welche nichts anders ist, als die Schönheit der Sele: Der andere unruhig, ungestüm, unbescheiden, flatterhaft, war der Sohn der **Venus**, welcher **Paris** den Apfel gab, oder der Schönheit des Leibes.

Rauhe und verdrüsliche Geister würden gewiß den Vorwurf meiner Untersuchungen tadeln. Aber es ist mehr daran gelegen, als man glaubt, die Natur einer allgemeinen Leydenschaft von Grund aus zu erforschen, die so herrisch über die Herzen regieret. Aus Mangel sie recht zu kennen, geschieht es eben, daß sehr brave Leute, aufrichtige und bis dahin tugendhafte Herzen, sich solchen Verbindungen ergeben, die sie durch die Folge in Abgründe gestürzet haben, darinn sie niemals glaubten fallen zu können. Ein galanter Mensch von einem zärtlichen Naturell, besucht eine liebenswürdige Frau oft, deren Character, Geist, und Gestalt mit denen rührenden Annehmlichkeiten gezieret sind, wider welche man sich so schwer ver-

vertheydigen kann: Er ergiebt sich anfänglich mit Vergnügen so sanften und angenehmen Eindrücken. Wann er die Natur der Liebe wohl verstünde, wenn er alles das wüste, was diese Leydenschaft zu ihrer Befriedigung nothwendig erfordert, so würde er alsbald wahrnehmen, daß man eine verheirathete Frau nicht lieben könne, ohne zuletzt sträflich oder unglückselig zu werden; er würde eine so gefährliche Empfindung gleich in ihrer Geburth bekämpfen, und es würde ihm gelingen sie zu besiegen. Aber die Liebe ist bey ihrer Geburth nur voller Feinheit und Reinigkeit. Es ist ein uneigennütziger Anbeter, welcher sich begnüget so vielen Annehmlichkeiten den schuldigen Tribut zu bezahlen, ohne Belohnung, noch selbst Gegenliebe zu fordern: Er weiß allzuwohl, daß eine Frau, ohne sträflich zu werden, einem andern nicht ein Herz schenken könne, das sie ihrem Manne schuldig ist. Er schränket also seine Wünsche ein, seine Göttin nur zu sehen und ihr Gefälligkeiten zu erweisen, und ist allzuglücklich, wenn sie nur seine Verehrungen dulden will, in Ansehung des Respects und der Eingezogenheit, die sie begleiten. So schleichet sich der Tyrann in ein Herz.

Aber so bald er sich darinn ziemlich vestgesetzt siehet, so enthüllet er sich nach und nach, so entwickelt er seine ganze Macht, so läßt er alle seine Rechte gelten. Ein Liebhaber kann nicht gar lange ohne Gegenliebe verliebt seyn, und wenn er sie denn erhält, so will er auch die Früchte davon einsammlen; bittere Früchte, wann sie unrechtmäßig sind, und die sich bald in Gift verwandeln! Oder findet er ja einen hartnäckigen Widerstand, so quälet, so beklaget er sich; der Verdruß, die Verzweiflung, der Haß treten an die Stelle der Liebe. Einen solchen Ausgang nehmen Empfindungen, die in ihrem Ursprunge so fein waren.

Es ist ganz etwas anders, wenn man eine freye Person liebet. Wann die Umstände einem Liebhaber nicht erlauben, seine Liebe durch eine glückliche und rechtmäßige Vereinigung alsbald zu krönen, so wartet er die Zeit seines Glückes geduldig ab. Damit zufrieden, was eine tugendhafte Liebste ihm einwilligen kann, erlaubt er sich selber nicht, nach etwas mehr zu streben. Woher hat er so viele Mäßigung? Ist die Liebe bey ihm etwa ohne Begierden? Nein, sonder Zweifel. Aber die angenehme Hoffnung dienet

ihm

ihm statt der Wirklichkeit; die Tugend, welche sich vollkommen mit seiner Zärtlichkeit verträgt, unterstützet, stärket und ermuntert ihn; er macht sich ein Verdienst aus seiner feinen Zärtlichkeit und Beständigkeit; und er könnte ungehindert so in seinem ganzen Leben denken, wann ihm nur die Hoffnung niemals geraubet wird.

Ich will mit einer Betrachtung schließen, gnädiges Fräulein, die Ihnen ohne Zweifel gefallen wird. Die Vortheile der Tugend lassen sich überall bemerken, aber sie sind besonders in der Liebe sehr kostbar und sehr empfindlich. Diese bezaubernde Leydenschaft ist ein Geschenk des Schöpfers: Lassen sie uns jene Milzsüchtigen verachten, die sie gerne verbannen möchten! Aber lassen Sie uns die Philosophen anhören, die uns anrathen, sie allemal durch die Weisheit zu regieren. Unter dieser angenehmen Führerinn wird sie uns durch köstliche Wege zu dem Aufenthalt der Vergnügungen bringen. Weit gefehlt, daß die Tugend eine Feindin der wahren Vergnügungen seyn sollte, so ist sie vielmehr eine kluge Haushälterin derselben. Sie verdammet nur die Misbräuche, und ihre Mari-

men sind gerade diejenigen, die uns ein Weiser geben würde, um uns reine und dauerhafte Vergnügungen, ein angenehmes und köstliches Leben zu verschaffen.

Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das ist alles, was die Erfahrung und ein bischen Philosophie mir haben von der Liebe darbieten können. Wie glücklich würde ich seyn, wann Sie fänden, daß ich Ihnen eine gute Kenntniß davon beygebracht hätte; aber wie tausendmal glücklicher wird derjenige seyn, der sie Ihnen wird empfindlich zu machen wissen!

Achtzehnter Brief.

Gnädiges Fräulein,

Ihre sehr schönen Gedichte habe ich mit Vergnügen mehr als einmal durchgelesen, und ich habe am Ende bedauert, daß ihrer so wenig waren. Sie verlangen, daß ich mein Urtheil drüber fällen soll; aber ich bin kaum im Stande, mich auf dieser Seite Ihres Vertrauens würdig zu machen; Sie hätten sich hierinn an einen besseren Kenner halten müssen. Wenn

Sie

Sie sich indessen mit dieser Entschuldigung nicht befriedigen wollen, gnädiges Fräulein, so will ich einmal eine critische Mine annehmen. Die Ode auf die Einsamkeit gefällt mir gar nicht; man siehet es wohl, daß Ihnen hier die Natur ihre Hülfe versagt hat, etwas zu loben, dazu Sie nicht bestimmt sind: Das Lob der Freundschaft ist Ihnen zur Vergeltung desto besser ausgefallen. Die vier anakreontische Oden sind auch gut; aber ich dächte, die zwey Leichengedichte liessen Sie weg: Es scheinet, daß Sie hier mehr aus Pflicht, als aus Affect gedichtet haben. Die Satire auf den Petitmaitre ist unverbesserlich, und ich hoffe, es wird sich keiner von diesen Herren so leicht vor Ihnen sehen lassen, wenn er Ihre Satire gelesen hat, und sich nicht bekehren kann. Die Morgengedanken aus dem Psalm würden vielleicht Ihrem Herrn Pfarrer am besten gefallen, wenn Sie ihm diese Stücke zeigten, und vielleicht hielte er Ihnen auf die andern, die Einsamkeit noch ausgenommen, eine kleine Strafpredigt. Sie gefallen auch mir bis auf die drey letzten Strophen, die, wenn meine Empfindung richtig ist, etwas zu matt gerathen sind. In einem so hüb-

schen Gedichte, das so prächtig angefangen ist, kann man am Ende nichts schlechteres vertragen. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das denke ich von Ihren Gedichten! und ich muß recht aufrichtig seyn, daß ich das so schreibe, was ich denke; aber, was thut man nicht, Ihnen zu gefallen! Wie? gefällt man denn dem Frauenzimmer durch dergleichen Critiken? Sind das nicht Ungezogenheiten? Muß man sie nicht in allem loben? Ja, ich weiß, daß diese Aufführung eben nicht zu galant ist; aber ich weiß auch, daß ich durch meine Offenherzigkeit mehr bey Ihnen gewinne, als durch alle Schmeicheleyen. Dadurch, daß ich Ihnen meine Unzufriedenheit über einige Stücke bezeiget habe, können Sie nun desto sicherer schließen, daß mir das übrige müsse wohlgefallen haben. Ihre Gedichte sind alle schön: Nur für eine Dichterinn, wie Sie, gnädiges Fräulein, sind sie nicht alle gleich schön. Sehen Sie doch, wie ich so weitläuftig bin, eben als wenn Ihnen an meinem Beyfall viel gelegen wäre? Uebergehen Sie diesen Punkt meines Briefes, wenn Sie wollen, und zweifeln Sie darum nicht weniger an der vollkommensten Hochachtung, mit welcher ich bin ꝛc.

Neun-

Neunzehnter Brief.

An eben dieselbe.

Nein, gnädiges Fräulein, das ist zu viel. Anstatt, daß Sie mir auf meine freye Beurtheilung gar nicht wieder schreiben sollten; so erhalte ich gar zwey Briefe von Ihnen, und zwar so kurz hintereinander, daß Sie mir fast keine Zeit zum Antworten übrig lassen. Ich werde schon ohnedem beneidet, seitdem man weiß, daß ich die Erlaubnis habe an Sie zu schreiben: Was würde nicht erst geschehen, wenn man wüste, daß Sie sich sogar aus unserem Briefwechsel ein ordentliches Geschäfte machen? Wie beschämen Sie mich doch! Soll das etwa die Rache seyn, die Sie über meine Critik an mir nehmen wollen? Wenn ich das wüste, so wollte ich mir alle Mühe geben, noch mehr Critiken zu machen; denn im Vertrauen, gnädiges Fräulein, die Rache gefällt mir. Aber Sie möchten derselben nur zu bald müde werden, und daher will ich Ihnen billigere Vorschläge thun. Ich will dreymal an Sie schreiben, und Sie sollen mir auf die drey Brie-

se nur einmal antworten; warum sollen es denn eben drey Briefe seyn, fragen Sie? Nun, das weiß ich selber nicht, wie ich just auf diese Zahl verfalle; aber ich will Ihnen gar zehen schreiben, wenn ich eine von Ihren Zuschriften um diesen Preis verdienen soll. Damit ich aber auch Ihre Antwort nicht zu lange entbehren darf, (denn Sie können kaum glauben, wie sehr mir Ihre Briefe zu meinem Vergnügen nothwendig geworden sind) so will ich diese drey Briefe alle Woche schreiben, und so darf ich mir doch alle Woche mit einer Antwort schmeicheln. Es kann nichts richtigers gesagt werden, als das, was Sie von der Frauenzimmerphilosophie der Mademoisell Zieglerinn urtheilen; ich finde nicht das mindeste hinzu zu setzen. Wenn ich mich nicht betrüge, gnädiges Fräulein, so glaube ich, daß die Philosophie von Tag zu Tag eine angenehmere Gestalt bekommen wird, und die Feindschaft zwischen ihr und den schönen Wissenschaften dürfte wohl bald gehoben seyn. Die versprochenen Comödien kann ich Ihnen diesesmal nicht schicken, weil ich sie nicht zu Hause habe; wenn Ihnen aber in der andern Woche jemand ein ziemlich grosses

Paquet

Paquet bringt; so schließen Sie nur, daß es die Comödien sind. Hierbey werden Sie Gellerts Briefe finden, und in den Briefen eben die schöne Natur, die den Charakter aller seiner übrigen Schriften ausmacht. Empfehlen Sie mich Ihrer gnädigen Mama, und sagen Sie ihr, daß ich die Einladung mit dem empfindlichsten Vergnügen annehme, den Herbst bey Ihnen auf dem Lande zuzubringen. Ich denke, ich werde da gesunder seyn, als durch alle meine Curen, die mich der Eigensinn der Aerzte ausstehen läßt. Weil Sie gerne etwas neues lesen, gnädiges Fräulein, so bringe ich auch eine kleine Bibliothek mit. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Zwanzigster Brief.

Mein lieber Freund,

Es kömmt mir so lange vor, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, als ob wir uns schon seit acht Wochen einander nichts gesagt hätten. Woher kömmt das? Ich muß es Ihnen nur gestehen, ich bin mit Willen ein wenig faul gewesen, blos um zu sehen, ob Sie auch meine Briefe hoch genug schätzten, um mir

mein

mein Stillschweigen zu verweisen. Verzeihen Sie mir diese seltsame Zärtlichkeit: Ich hätte recht gerne einmal eine kleine Strafpredigt von Ihnen gelesen, sie würde mir um der Neuheit willen eben nicht mißfallen haben, denn ich habe Sie lange genug freundlich und gütig, aber noch nicht böse gesehen. Allein es scheint, Sie merken meine Absicht, und spielen mir den Streich, daß Sie mich durch Ihr gänzliches Stillschweigen im Ernste für das meinige strafen. Ich muß also nur schreiben. Meine kleine Ode auf die Jugend hat Ihnen wohlgefallen, wie Sie sagen; und Sie verlangen noch mehr solche Sachen aus meinem poetischen Vorrathe zu sehen: Aber, nehmen Sie mirs nicht übel, mein lieber Freund, ich schicke Ihnen nichts mehr. Es ist mir viel daran gelegen, daß Sie eine gewisse Hochachtung für mich behalten, und die möchte ich verlieren, wenn Sie mich in meiner poetischen Gestalt näher kennen lernten. Die Dichtkunst ist etwas sehr eigensinniges, und ob ich gleich Ihr recht sehr guter Freund bin, so bin ich doch darum kein glücklicher Poet. Ein jeder muß seine schwache Seite wissen, damit er sie verbergen könne. Aber warum sind Sie denn mit Ihrer

Schreib-

Schreibart unzufrieden? Sie schreiben ja so, wie Sie denken, und also müssen Sie schön schreiben. Das Manuscript, welches Sie hiebey wieder zurück bekommen, ist ein neuer Beweis davon. Wenn Sie noch einige wenige Stellen ändern wollen, so können Sie der Welt ein gutes Geschenke damit machen. Regnet es denn bey Ihnen auch so stark, wie hier? Der beste Theil dieses Frühlings wird uns hier unbrauchbar, und was meynen Sie wohl, ich habe mit dem Junius wieder angefangen einzuheizen, und trinke dabey den Pirmonter Brunnen; ist das nicht kläglich? Ich denke, die Kalenderschreiber müssen in ihren Wetterrechnungen sehr stutzig werden. Leben Sie wohl ꝛc.

Ein und zwanzigster Brief *).

Ich bin Ihnen für Ihre Gefälligkeit recht sehr verbunden, Madame. Die Geschichte der Frau von Rhut ist so sonderbar, daß ich sie vor einen Roman halten würde, wenn sie mir sonst jemand erzählet hätte; ich bemerke, daß diese Frau viel Aehnlichkeit mit der Heldin un-

*) Lettres histor. & galantes T. I. 8.

unserer Zeit hat: Doch es möchte gefährlich seyn, auf die Vergleichung allzusehr zu dringen, und es giebt Leute, von denen man niemals reden muß. Es soll nicht an mir liegen, daß Sie die Neugierde Ihrer Damen nicht befriedigen, und ich will sie wegen des Marquis von Lasse anfangen zu stillen. Sie haben ihn gesehen, Madame, und Sie wissen, daß er gut aussiehet und sehr wohl zu leben weiß; er verließ seine Provinz frühzeitig, um sich in Paris zu zeigen, wo er viel Aufwand und Staat machte, aber auch seine Sachen dadurch in große Unordnung gerathen ließ: Er war ehrgeizig, und da er glaubte, daß die protestantische Religion, in der er gebohren war, sein Glück in etwas hindern könnte: so ward er katholisch, um nach der Mode zu seyn. Seine Glaubensänderung verschaffte ihm viele Freunde, und er war eben auf dem schönsten Wege von der Welt, als ihn die Liebe aufhielt; eine Wäscherin mit Namen Mariane machte diese schöne Eroberung. Dieses Mädgen hatte überaus gute Eigenschaften, Schönheit, Verstand, ein gutes Herz: mit einem Worte, es fehlte ihr nichts als Stand und Vermögen, um eine vollkommene Person vor-

zu-

zustellen. Der alte Herzog von Lothringen hatte sie heirathen wollen, und sie hatte die Erhebung zu diesem Range ausgeschlagen, weil sie auf Unkosten ihres Herzens hätte geschehen müssen, und weil sie auch außerdem befürchtete, daß Sie sich nicht darinn erhalten könnte. Jedermann hatte ihre Klugheit und Bescheidenheit gelobet; und der Herr von Lasse, welcher sterblich in sie verliebt war, fieng sogleich an, ihr einen Heirathsantrag zu thun; allein er verwunderte sich sehr, als sie ihn sittsam ausschlug: Sie war viel zu keusch, als daß man ein anderes Mittel hätte ersinnen können, bey ihr glücklich zu werden, und der Herr von Lasse gerieth also dadurch in eine große Verlegenheit: Wie, Mademoiselle, sagte er einst zu ihr, Sie wollen mich nicht? Mißfällt Ihnen etwa meine Person? Sind Sie mit meinen Glücksumständen nicht zufrieden? Es kömmt hier nicht auf Staatsursachen noch Klugheitsgründe an, ich bin ein Edelmann, und kein Fürst; und ausserdem, daß Ihre Verdienste das ersetzen, was Ihrem Stande fehlen möchte, so ist auch der Stand einer Frau keine so nothwendige Sache; es giebt viele Herzoge, Pairs und Marschälle von Frankreich, welche aus keinem bessern Hause, als

Sie

Sie sind, Mädchens geheirathet haben, und die wahrhaftig nicht so viel werth waren, als Sie. Mit einem Worte, ich bin mein eigner Herr, ich besitze auch Vermögen genug, um Sie glücklich zu machen, und das zu ersetzen, was Ihnen das Glück nicht gegönnet hat: Was haben Sie nun vor Ursachen, mich zur Verzweiflung zu bringen? Und was muß man thun, um Ihnen zu gefallen? Es ist alles geschehen, mein Herr, sagte Mariane, Sie gefallen mir, ich schätze Sie hoch, und ich würde mich für die glücklichste Person in der Welt halten, die Ihrige zu seyn; aber ich will mein Glück nicht mit ihrem Unglücke erkaufen. Ich habe die Anerbietungen den Herzogs von Lothringen ausgeschlagen, für den ich nichts als die Achtung hegte, die man seinem Stande schuldig ist. Verlangen Sie, daß ich weniger Großmuth gegen Sie bezeugen soll, und daß ich das Glück eines Mannes verderbe, der mir, wenn ich so reden darf, am liebsten auf der Welt ist? Nein, mein Herr, ich bin Ihnen nicht anständig, Ihre Leydenschaft stellet Ihnen alles leicht vor; aber meine Neigung verblendet mich nicht: Sie sind von einem guten Hause;

aber

aber Sie müssen eine gute Heirath thun, um es zu unterstützen, und ich würde Ihnen weder große Verwandschaften noch Güter zubringen; Sie würden sich nur auf eine Reue gefaßt machen können, die mich zur Verzweiflung brächte, und der ich Sie nicht aussetzen mag. Ich bitte Sie um nichts als einen geringen Antheil Ihrer Gewogenheit, und ich werde sie zu verdienen suchen, indem ich die Gütigkeiten nicht mißbrauche, die Sie für mich haben. Nach dem Geständnis, das ich Ihnen gethan habe, sehen Sie wohl, daß ich meinem Herzen nicht trauen darf: Ich bitte Sie also, mein Herr, ebenfalls großmüthig zu seyn, und mich nicht weiter zu sehen noch zu sprechen. Der Herr von Lasse mochte sagen, was er wollte, er konnte nichts anders dadurch ausrichten; und ob ihn gleich Marianens Entschließung in Verzweiflung setzte, so konnte er sich doch nicht entbrechen, sie zu bewundern. Sie vermied die Gelegenheiten sorgfältig, ihn zu sehen, und um dieser Gefahr weniger unterworfen zu seyn, begab sie sich in ein Kloster. Es waren schon drey Monate verstrichen, daß sie der Herr von Lasse nicht gesehen hatte, als er einen kleinen Brief von ihr em-

pfieng, in welchem sie ihn bate, wegen einer nothwendigen Angelegenheit unverzüglich zu ihr zu kommen. Er verlohr keinen Augenblick, und verfügte sich an das Gitter mit aller Geschwindigkeit eines sehr verliebten Menschen, und mit der Hoffnung, seine Gebieterin in den Gesinnungen anzutreffen, die er ihr hatte beybringen wollen; aber sie hegte weit uneigennützigere Gesinnungen. Sobald er herein trat, fragte sie ihn, ob er sie noch liebte; und als er ihr alle verliebten Versicherungen von der Welt gab; unterbrach sie seine Bewegungen, und sagte ihm, daß sie durch Werke und nicht durch Worte, wollte überzeuget werden; er wollte ihr eben versprechen, um ihrentwillen die schwersten Unternehmungen zu versuchen, und den Teufel aus der Hölle zu jagen; als sie von ihm verlangte, daß er eine ungemein reiche Person heirathen möchte, die sie ihm durch den guten Vorschub einiger Nonnen aufgehoben hätte. Der Herr von **Lasse** verwarf den Vorschlag; die Liebe bestritt in seinem Herzen den Eigennutz: Allein **Mariane** bediente sich der Gewalt, die sie über den Marquis hatte, so gut, daß die Heirath nach ihrem Entwurfe geschlossen ward.

Der

Der Marquis führte seine Frau auf seine Landgüter, und durch das große Vermögen, das sie ihm zuführte, brachte er seine Umstände wieder in recht gute Ordnung. Mariane blieb in ihrer Einöde, und bat den Marquis, sie nicht zu beunruhigen: Es verstrich auch ein ganzes Jahr, da er sich nicht erkühnte ihrem Verbot entgegen zu handeln, und an sie zu schreiben. Die Frau von Lasse starb, und der Marquis, der für sie niemals mehr als die Achtung gehabt hatte, die ein ehrlicher Mann für seine Frau haben muß, folgt ihr nicht ins Grab. Nach einiger Zeit, die er dem Wohlstande gönnen mußte, kam er, zu Marianens Füssen ein Herz und ein Glück niederzulegen, das sie durch ihre ädle Sorgfalt sehr vermehret hatte. Mariane war noch unschlüßig; doch endlich behielt die Neigung, die sie zu dem Herrn von Lasse hatte, die Oberhand: Er war ihr das ganze Vermögen schuldig, das er von seiner ersten Frau empfangen hatte; folglich konnte sie sich keinen Einwurf mehr machen, daß sie ihm nichts zubrächte, noch fürchten, daß es ihm daran fehlete; aber sie hatte noch andere Bedenklichkeiten: Und als er in sie drang, daß sie doch sein Glück beschleuni-

gen möchte, so konnte sie sich nicht enthalten, ihre Bedingungen festzusetzen. Wenn ich Sie weniger liebte, sagte sie ihm, so würde ich nur auf die Vortheile sehen, die Sie mir anbieten: Allein, das ist nicht genug für mich, mein Herr, bey meinem Glücke kommt es darauf an, daß ich von Ihnen geliebt werde: Ich will es glauben, daß Sie mich jetzt lieben, und ich würde undankbar seyn, wenn ich daran zweifelte: Aber wer wird mir für das künftige Bürge seyn? Alles vergehet, und ich liebe Sie mit so vieler Zärtlichkeit, daß ich die geringste Veränderung an der ihrigen, nicht, ohne zu sterben, würde sehen können. Ueberlegen Sie es, mein Herr, ob Sie sich können nach einer Frau bequemen, die, indem sie sich Ihnen ganz zu eigen giebt, auch verlangt, daß Sie ihr ganz eigen seyn mögen, und die niemals glauben würde, Sie in dem Geräusche eines so unordentlichen Hofes, als dieser ist, erhalten zu können: Mein Vorschlag wird Sie vielleicht erschrecken, denn es ist eben der, den der Misanthrope seiner Liebsten that; aber Sie müssen sich einmal entschließen, mein Herr, entweder auf ihren Landgütern ein ruhiges Leben zu führen, oder auf ewig von mir ab-

abzulassen. Der verliebte Marquis ging alles ein und ward Besitzer von der liebenswürdigen Mariane; Sie giengen aufs Land, und liessen die Echo von ihrem Glücke wiederschallen. Mariane bildete sich kein größeres ein, und würde nicht mit der größten Königin der Welt getauschet haben. Allein der Marquis ward dieses unschuldigen Lebens müde und fand das Mittel, einen alten Proceß wieder aufleben zu lassen, damit er nur einen Vorwand haben möchte, nach Paris zu gehen. Mariane wurde durch diese Trennung lebhaft gerühret, sie hatte Ahndungen, die ihr etwas Trauriges verkündigten: Der Marquis suchte ihr durch die Zärtlichkeit seines Abschiedes einen Muth einzusprechen, und reisete sehr vergnügt ab, den Hof wieder zu sehen. Er war kaum zu Paris, so dachte er weniger an den Proceß, als an sein Vergnügen. Anfänglich schrieb er sehr ordentlich; allein er ließ bald darauf nach: Mariane beklagte sich darüber zärtlich, und füllte in ihre Melancholie aufgegebene Reimsylben, die sie dem Marquis zuschickte, und die ich Ihnen auch senden kann, weil ich sie auswendig weiß; die Reime sind ziemlich gezwungen, die Frau

des Houlieres hat sie ehemals zum Lobe des Herzogs von Saint Aignan voll gemacht. Hier sind sie:

Je Vous aime Tircis, je l'atteste, Omnibus.
Vous n'en faites pas tant, et c'est ce, qui me fâche;
Faut-il que Votre ardeur chaque jour se relâche
Quand elle a de mes feux éxigé les Tribus.
Qui peut Vous inspirer un sentiment si Lâche.
Que ne suis-je Daphne, *que n'etes Vous* Phebus.
De quoi me sert, mon rang, mon credit, mon Quibus.
S'il faut que loin de Vous ici mon frain je Mâche.
Vous ne m'ecrivez plus, c'est un terrible Item.
Vous ne revenez point, voila le Tu autem.
Des peines de l'Amour l'absence en est la Pire.
Vous a qui cet ingrat oserà dire Amo.
Ne Vous y fiez pas, lise qui voudra Lire.
Ce conseil que j'ecris, experto Calamo.

Der Marquis wurde weder von den Versen, noch von der Prose seiner Frau gerühret, und diese erfuhr bald durch das Gerüchte, daß ihr Mann zu Paris ein ziemlich liederliches Leben führete. Sie wurde dadurch so stark gerühret, daß sie alle ihre Sittsamkeit verließ, wie sie wohl vorher gesehen hatte; sie behielt den Gram bey sich und

und starb vor Liebe für den undankbarsten unter allen Mannspersonen. Der Marquis erhielt diese Nachricht zu einer Zeit, da er am wenigsten daran gedachte; die Gewissensvorwürfe, die er hatte, an dem Tode einer so tugendhaften Frau Schuld zu seyn, erweckten alle seine vorige Zärtlichkeit für sie, und stürzten ihn in Verzweiflung; Er verschloß sich in ein Kloster und wollte den Mönchsstand ergreifen: Aber wie die heftigen Leydenschaften von keiner Dauer sind, so wußte er sich auch zu trösten, und kam ganz schön und prächtig wieder an den Hof zurück, wo er die natürliche Tochter des Prinzen heirathete. Man sagt nicht, wer ihre Mutter sey; aber jedermann glaubt, daß es die Frau Gräfin von Mare ist, eine Tochter des Marschalls von Grance, und ich verweise Sie, wegen ihres Geschlechtregisters an den Grafen von Bußy, welcher die Liebeshändel des Prinzen und der Frau von Mare beschrieben hat. Sehen Sie, Madame, das ist alles, was ich davon weiß, und eben diese Brüderschaft, obgleich von der linken Seite, macht auch, daß der Marquis von Lasse sich mit dem Herrn Herzoge vergnüget, und daß ihn die Frau Herzogin im Verdacht hat, als ob

er ihm solche Ergötzlichkeiten verschaffe, die eben nicht zu ihrem Vortheile sind. Unser Erzbischof macht noch immer seine Vortheile, er hat sich mit dem Bischofe von Meaux vereiniget, um die Rache der Frau von Maintenon zu unterstützen. Er mischet sich ein, wider den Erzbischof von Cambrai zu schreiben, dem man aus einem Buch, der Telemach genannt, ein neues Verbrechen macht, wovon man ihn für den Verfasser ausgiebt, und in welchem man ihm Schuld giebt, daß er zu frey wider die Regierung spreche. Dieses Buch ist verboten, aber die Verbote dienen nur zum desto besseren Verkauf desselben; jedermann will es haben, und es kann auch nichts Schöners geschrieben werden. Es ist eine Nachahmung von der Odyssee des Homers, und man behauptet, daß es die Sätze wären, die er dem Herzog von Burgund gegeben, und die man nun in ein ordentliches Buch zusammengetragen habe. Er will diesem Prinzen, der zum Herrschen gebohren ist, einen Begriff von einer sanften Beherrschung beybringen; und weil man daran nicht die gegenwärtige erkennet, so glaubet man, daß dieser Prelat darüber eine feine Beurtheilung habe machen wollen. Man

würde

würde weit besser thun, wenn man sich die guten Rathschläge wollte zu nutz machen, die er dem Sohne des Ulysses durch den Mentor geben läßt, in welchen sich Minerva verkleidet hat. Dieses Buch ist sehr sinnreich, und man kann darinn das Angenehme bey dem Nützlichen finden. Ich zweifle nicht, daß Sie es bald zu Gesichte bekommen werden, wenn Sie es noch nicht gesehen haben, und daß es Ihnen gefallen wird. Leben Sie wohl, Madame, lassen Sie uns, wenn es Ihnen gefällig ist, unsern Briefwechsel fortsetzen! Ich mache Ihnen kein Compliment über die Länge meines Briefes, den die Geschichte des Herrn von Lasse ganz angefüllet hat. Ich bin ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief *).

Sie haben mir die artigsten Sachen von der Welt berichtet, Madame. Ich möchte Ihnen recht gerne gleiches mit gleichem vergelten; aber die Jahrzeit ist voritzt nicht fruchtbar. Man spricht hier gegenwärtig von nichts, als von Proceßen. Der Proceß des Pfarrers von

*) T. II. Lettre VI. p. 94.

Blaignac hat etwas zu lachen gegeben. Dieser arme Priester war beschuldiget worden, daß er ein Hexenmeister wäre, und man nöthigte ihn, eine scharfe Untersuchung darüber auszustehen. Nachdem er schon etlichemal vor Gericht erschienen, so ließ man ihn vor dem ganzen Parlament ganz nackend ausziehen; denn man hatte die Gerichte mit Fleis zusammen kommen lassen, und da ward der Beschuldigte auf Ansuchen seiner Kläger durchsuchet, ob man nicht etwa das an ihm sehen könnte, was man das Teufelsmaal nennet. Man glaubte alsbald gefunden zu haben, was man suchte, und gleich an dem ersten kleinen schwarzen Flecken, den man an seinem Leibe bemerkte, stach man ihm eine Nadel sehr tief ins Fleisch; aber dieser arme Priester machte ein solches Geschrey, daß man daraus schloß, man müßte sich an dieser Stelle versehen haben; und da er zu seinem Unglück eine Menge solcher kleinen schwarzen Flecken hatte, die wir Leberflecken nennen, so war er mit dem ersten Stiche noch nicht loß, er ward genöthiget sehr viele dergleichen auszustehen; aber das ist auch das einzige Uebel, das ihm von dieser Sache begegnet ist. Das Parlament hat seine Unschuld erkannt,

kannt, und ihn loßgesprochen wieder nach seiner Pfarre zu Blaignac zurückgeschickt; dieses ansehnliche Gerichte würde dem Lächerlichen eines solchen Verfahrens entgangen seyn, wenn es sich über die Hexenmaterien nach der Maxime des Parlaments zu Paris gerichtet hätte; aber diese Herren halten sich hier von selbst für geschickt genug, und wollen von andern kein Muster nehmen. Wie man sagt, so wird man ihnen einen wichtigen Proceß übergeben, welcher schon bey vielen Gerichten anhängig gewesen ist, und über welchen sie den letzten Spruch thun sollen. Ich weiß nicht, ob sie in Paris haben davon sprechen hören: Doch, dem sey wie ihm wolle; wie mir der Fall sehr außerordentlich vorkömmt, so will ich ihn immer auf gerade wohl erzählen. Eine Nonne hatte sich in einen Cavalier verliebt, der ihr seine Angelegenheiten vor dem Gitter entdecket, und entschloß sich über die Mauern des Klosters zu springen, um sich in seine Arme zu werfen. Die Liebe ist, wie man sagt, unter dem Schleyer eben so heftig, als unter der Mönchskutte; das heilige Mädchen suchte also alle Mittel, die sie nur erdenken konnte, um sich in Freyheit zu sezzen.

zen. Sie entdeckte ihren Vorsatz ihrem Liebhaber, welcher in der Ausführung desselben viele Schwürigkeiten fand: Aber ist wohl etwas, das man mit dem Beystand der Liebe nicht zu Stande bringen sollte? Sie sollen sehen, Madame, was sie unserer Nonne eingab. Sie berichtete ihrem Liebhaber; daß er sich die folgende Nacht an dem Orte einfinden sollte, den sie ihm bezeichnete, ohne sich um etwas weiter zu bekümmern, als um die Bereitschaft guter Pferde: Sie sagte ihm, daß sie dismal etwas gefunden hätte, was zur Beförderung ihrer Flucht nöthig wäre, und sogar niemand etwas davon gewahr werden zu lassen, sie bat ihn, nicht nach den Mitteln zu fragen, die sie dazu ausgedacht hätte; sondern nur für die nöthigen Dinge ihrer Reise zu sorgen; und darauf verließ sie ihn, um Hand an das Werk, zu legen. Sehen Sie nur was sie that; der Streich scheinet mir sehr kühn zu seyn. Man hatte an eben diesem Tage eine von ihren Mitschwestern begraben, und wie das Grab noch nicht zugemacht war, so gieng sie hinein, während der Zeit, daß alles in dem Kloster schlief, und trug die Verstorbene in ihre Celle, legte sie auf ihr

Bett,

Bett, und legte hernach Feuer darunter an; durch Hülfe einer Leiter, womit sie sich sorgfältig versehen hatte, und die sie hernach auch wieder wegzubringen wuste, überstieg sie die Mauern des Gartens, um sich in die Arme ihres Liebhabers zu werffen, der sie mit Ungedult erwartete. Sie hielten sich nicht lange an einem so gefährlichen Orte auf, und da man ihnen nicht nachsetzte, so war ihre Reise die glücklichste von der Welt: Denn da die Feersbrunst das ganze Kloster in Bestürzung gesetzt hatte, so waren alle Nonnen nach der Celle hin gelaufen, wo das Feuer war, und wie die verstorbene Nonne in ihren Kleidern und schon halb verbrennt war, so zweifelte man nicht, daß die Flüchtige das Opfer der Flammen gewesen wäre. Diese armen Mädchen beweineten ihr Schicksal, und stelleten Gebäter an für die Ruhe ihrer Sele, während der Zeit, daß sie vielleicht mit einer ganz andern Sorge beschäftiget war. Mit einem Worte, durch diese List fand sie das Geheimnis, nicht nur sicher zu fliehen, sondern auch noch die Ehre ihres guten Namens zu retten. Sobald die Verliebten an einem sichern Orte angelanget waren, so heiratheten sie sich, jedoch

doch unter andern Namen. Der Cavalier legte sich auf die Handlung, und erwarb darinn ein großes Vermögen; sie hatten verschiedene Kinder, die ungemein reich würden gewesen seyn, wenn sie nicht die Gewissenszweifel der Mutter in Gefahr gesetzt hätten, durch den Proceß alles zu verlieren, von dem jetzt die Rede ist. Als diese Frau ihren geliebten Mann verlohren hatte, so gieng ihre Traurigkeit darüber so weit, daß sie sich, um selbst der Welt abzusterben, in ein Kloster begab, wo die Reue über ihre ehemalige Aufführung, sie dahin brachte, davon ein Bekenntnis zu thun, dessen ihre Kinder gerne entbehret hätten: Denn da sie erklärete, daß sie eine Nonne gewesen wäre, so hat sie sie eben dadurch für unächte Kinder erkläret, die folglich nicht fähig sind, zu erben. Die Anverwandten des Verstorbenen haben auf diese Erklärung seine Hinterlassenschaft gefordert, welche die Kinder nicht gerne genöthiget seyn möchten zu missen, und beyde Theile werden es müssen darauf ankommen lassen, weil das Parlament zu Thoulouse darüber erkennen wird, in dem Falle, daß dieser Proceß dahin gebracht ist, wie man vorgiebt. Wir werden dieses nach

den

den Ferien erfahren; denn jetzo schicket man sich allmählig an, auf das Land zu gehen. Die Damen von Thoulouse, die gewohnt sind, nach dem Hofe geformt zu seyn, würden sich wohl dafür hüten in ihrer Stadt zu bleiben, indeß, daß der Hof zu Fontainebleau ist, sie machen sich ein Gesetz daraus, eben so, als wie sie an den Posttägen keine Besuche annehmen. Jedermann muß in dieser Zeit auf seine Landgüter gehen. Die, welche keine haben, besuchen ihre Freunde auf dem Lande, und von dem Parlament an bis auf den Schuhflicker und die geringste Schneiderin, verläßt jedermann Thoulouse, und giebt sich eine Mine aufs Land zu reisen. Man frägt sich einander zum voraus, wo werden sie dieses Jahr die Ferien zubringen? Man hat mir auch schon diese Frage gethan: und wie ich mich gerne nach der Mode richte, und doch auch nicht in andrer Häuser gehen mag, ob man mir gleich die Ehre erwiesen, mich darum zu bitten, so habe ich mich entschlossen, die Feyertage in Bagneres zuzubringen. Ich habe zu dem Ende eine gewisse Flußkrankheit wieder aufwachen lassen, die Sie ehemals an mir gekannt haben, und die mir zum Vorwande

dienen soll. Man sagt, daß man sich an diesem Orte überaus schön vergnüget, wo die Bäder von allen Seiten Leute herbey ziehen. Diese Versammlung ist allerdings etwas werth. Wenn ich alles das Vergnügen da finde, welches man mir daselbst verspricht, so werde ich Ihnen sorgfältig davon Nachricht geben. Es wird zum wenigsten allezeit da ohnfehlbar gespielt werden; denn es giebt Leute, die blos um deswillen dahin reisen. Ich habe hier einen Edelmann gesehen, der alle Jahr sein kleines Einkommen sehr ordentlich dahin trägt, es ist ein ganz besonderer Charakter von einem Menschen; Er ist lahm, weil sein Vater, der sich gut auf die Pferde verstund, und der ein Buch mit dem Titel, **der vollkommene Schmidt**, fleißig gelesen hatte, sich eines Tages in den Sinn kommen lies, ihm Feuer an ein Bein legen zu lassen, um eines geringen Uebels willen, das er in seiner Kindheit hatte, und welches lange nicht so gefährlich für ihn war, als die Leydenschaft, die er allezeit für das Spiel gehabt hat: Er ist darinn so weit gekommen, und hat so lustige Zärtlichkeiten in diesem Stücke, daß als er einst zu **Paris** hundert tausend Thaler gewonnen hatte, und der Her-

zog von Roquelaure, seines Vaters ehemaliger Freund, sich bemühen wollte, ihm etwas davon in Sicherheit vor dem Sturm zu setzen, und ihn deswegen bat, ihm zwanzig tausend Thaler zu leihen; er seine Absicht errieth, und ihm sagte, daß er ein viel zu ehrlicher Mann wäre, als daß er das Spiel betrügen sollte; Ich habe hundert tausend Thaler gewonnen, sagte er, ich muß sie wieder verlieren, mein Herr; er hielt noch in eben der Nacht Wort, und verlohr alles; er hatte nichts mehr als ein einziges Fünfthalerstück übrig, das er seinen Senftträgern geben wollte, daß sie ihn in den Fluß werfen möchten, welches sie aber nicht für gut fanden zu thun. Also kam der Herr von R * * * nach Hause zurück, mit dem Ruhm, daß er mit hundert tausend Thalern gespielet hatte. Uebrigens kennet man hier den Herzog von Roquelaure vollkommen, er hat hier verschiedene Reisen herum gethan, und man hat mir hundert Dinge von ihm erzählt, davon immer eines lustiger ist als das andere. Man sagte mir letzthin, daß ihn ein Frauenzimmer unvergleichlich abgeführet hätte. Er war bey den meisten Damen dieses Landes gewesen, um ihnen seinen Besuch abzu-

 statten,

statten, und hatte eine davon vergessen, die seiner Dienstgeflissenheit würdig zu seyn glaubte: Die Dame sahe diese Vergessenheit als eine Beleydigung an; sie befürchtete sogar, daß die andern dieses zu ihrem Vorzuge möchten gelten lassen; und also bat sie einen von des Herzogs Freunden, ihn mit nach ihrem Hause zu bringen. Der Freund richtete seinen Auftrag aus; aber es sey nun, daß er es zur unrechten Zeit that, oder daß der Unstern der Dame darinn seinen Einfluß hatte, der Herr von Roquelaure, der sich endlich zu diesem Besuche gedrungen sahe, versicherte, daß er kein Wort sprechen würde. Der Freund glaubte, daß er seinen Vorsatz nicht halten würde, und ließ der Dame die Stunde seines Besuches ankündigen. Die Dame sorgte auf ihrer Seite dafür, eine gute Gesellschaft bey sich zu versammlen, damit sie eben so viele Zeugen von der Ehre haben möchte, die sie erhalten sollte; aber sie hatte nicht viel Ursache, sich darüber Glück zu wünschen. Der Herr von Roquelaure kam so, wie er es versprochen hatte, warf sich in einen Armstuhl, und that den Mund nicht auf. Ein solches Verfahren brachte die Gesellschaft

fellschaft in Verwirrung. Die verachtete Dame berstete fast vor Verdruß, als ihre Tochter, ein kleines sehr artiges Mädchen, sie völlig rächete. Verdrüslich über ein so langes Stillschweigen, stund sie auf einmal auf, und nachdem sie sich dem Herzoge genähert hatte, fieng sie an mit aller Macht zu schreyen: Ach mein GOtt, Mama, der Herr von Roquelaure ist tod! Dieser lustige Einfall erweckte alle Geister der Gesellschaft. Man fragte das kleine Mädchen, was sie damit sagen wollte? Ey ja, fuhr sie fort, er ist tod, sehen sie denn nicht, daß er schon stinket, und daß er nicht spricht? ist das nicht so, als man sagt, daß wir nach dem Tode seyn werden? Der Herr von Roquelaure gieng weg, ohne sein völliges Theil zu verlangen, und lies der Gesellschaft die Freyheit, auf seine Unkosten zu lachen. Ich gestehe Ihnen, Madame, daß die Lebhaftigkeit der Leute in diesem Lande mich recht bezaubert. Man erzählte mir neulich, daß ein Gasconischer Edelmann sich an dem Hofe des Herzoges von Savoyen hätte Marquis nennen lassen: Die Herzogin fragte ihn aus Spötterey, in welchem Lande

denn seine Marggrafschaft läge? Sie liegt, allergnädigste Frau, antwortete der Gasconier ohne Anstand, in Dero Königreich Cypern. Die Antwort war etwas verwegen: Aber es giebt viele Dinge, die man um der Erfindung willen verzeihet. Ein hiesiger Herr hatte von seinem jüngsten Sohne, der in Diensten war, einen Brief erhalten, dessen Schreibart ihm nicht anstund; er antwortete ihm, daß, wenn er sich jemals vor ihm sehen ließe, so würde er ihm eine Pistole vor den Kopf schießen. Der andere schrieb ihm abermals wieder, und ließ ihn nur diese zwey Worte bemerken: **Körner an, ich reise weg.** Ich würde Ihnen lange nicht alles das Artige berichten können, was ich sagen höre, wenn ich es auch schon thun wollte. Ich glaube nicht, daß es eine Nation in der Welt giebt, die in Antworten, noch in ihren Entschliessungen geschwinder wäre, als die Gasconier. Neulich ward mir erzählet, daß ein Officier aus diesem Lande von dem Könige fünfhundert Thaler zum Gnadengeschenke erhalten hätte, und daß er zu dem Herrn Colbert gekommen sey, der damals lebte, um sich diese Summe von ihm auszahlen zu lassen. Herr Colbert spei-

sete eben zu Mittage mit drey oder vier Herren. Der Gasconier trat, ohne sich melden zu lassen, in das Speisezimmer, mit der Frechheit, die nur die garonische Luft einflöset, und mit einem Accent, der sein Vaterland nicht verleugnete. Er gieng nach dem Tische zu, und sagte ganz laut, meine Herren, mit ihrer Erlaubnis, wer von ihnen ist Colbert? Ich bin es, mein Herr, versetzte Herr Colbert, was ist zu ihren Diensten? Ey nicht gar viel, sagte der andere, nur ein kleiner Befehl vom König, mir fünfhundert Thaler zu zahlen. Herr Colbert, welcher aufgeräumt war sich zu ergetzen, bat den Gasconier sich bey Tische zu setzen, ließ ihm ein Couvert geben, und versprach ihm, seine Abfertigung, so gleich nach dem Essen zu besorgen. Der Gasconier nahm das Anerbieten ohne Complimenten an, und aß vor vier Personen, worauf Herr Colbert einen von seinen Rechnungsverwaltern kommen ließ, der den Herr Officier nach der Expeditionsstube brachte, wo man ihm hundert Pistolen zahlete; und als er sagte, daß er hundert und funfzig haben müste, antwortete ihm der Rechnungsverwalter: ganz recht, aber funfzig werden für ihr Mittagsessen

angerechnet. Was Teufel, schrie der Gasconier, ein Mittagsessen funfzig Pistolen! Ich gebe nur zwanzig Dreyer in meinem Wirthshause: Ich glaube es gerne, sagte der Rechnungsverwalter, aber sie essen auch nicht mit dem Herrn Colbert, und eben diese Ehre ist es, die sie bezahlen müssen. Nun wohlan, antwortete der Gasconier, weil dem so ist, so behalte nur alles, es ist der Mühe nicht werth, daß ich hundert Pistolen mitnehme; ich will morgen einen von meinen Freunden zum Mittagsessen hieher mitbringen, und so wird es richtig seyn. Der Herr Colbert, dem man dieses wieder sagte, bewunderte die Prahlerey, und ließ dem armen Officier die fünfhundert Thaler zahlen, der vielleicht für dasmal weiter nichts, als dieses, in seinem ganzen Vermögen hatte, und erwieß ihm hernach noch tausend Gefälligkeiten. Man erzählte die Begebenheit dem König, und man muste bekennen, daß nur ein Gasconier zu dergleichen Sachen fähig sey. Leben Sie wohl, Madame, schreiben Sie mir nach Bagneres, und berichten Sie mir so viele Neuigkeiten, als sie zusammen bringen können; denn ich bilde mir ein, daß man viele derselben hier austheilen müsse, und ich muß

doch

doch auch so gut erzählen können, als die andern: Zur Vergeltung will ich Ihnen alles berichten, was sich in diesem Lande zutragen wird. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief *).

Ich bin ganz verdrüslich, Madame, daß ich seit Ihrer Ankunft in Provence keine Nachrichten von Ihnen habe. Ich könnte nicht weniger von Ihnen wissen, wenn Sie auch in der andern Welt wären. Denkt man denn an nichts mehr als nur an das Gegenwärtige, wenn man in Provence ist? Schreiben Sie mir es doch, ich bitte Sie, weil ich in diesem Falle zu Ihnen reisen würde; denn ich wollte es lieber wagen, mich bey Hofe in Unwillen zu setzen, als niemals etwas von Ihnen zu hören. Scherz bey Seit, Madame, schreiben Sie mir. Unser Freund macht mich durch sein Stillschweigen ebenfalls unruhig. Es hat mir jemand gesagt, daß er ein Pietist geworden wäre. Sollte ihn dieses etwa verhindern, mit mir Umgang zu halten, so wollte ich eben so gerne, daß er schon im Paradiese wäre. Schreiben

*) Lettres du Comte de Bussy T. I. 58.

ben Sie mir doch, was Ihnen davon bekannt ist.

Vier und zwanzigster Brief.

Antwort der Frau von Sevigny.

Sie sehen wohl, mein lieber Vetter, daß ich allerdings zu Grignan bin. Es ist gerade ein Jahr, daß ich dahin gekommen; und ich schrieb Ihnen durch unsern Freund Corbinelli, der zween Monathe bey uns war. Seit der Zeit bin ich in Provence herum spatzieret. Ich habe den Winter mit meiner Tochter zu Aix zugebracht, welche bey ihrer Niederkunft dem Tode so nahe gewesen, als ich, indem ich ihre so unglückliche Niederkunft sehen muste. Wir sind seit vierzehn Tagen hier wieder angelangt, und ich werde bis in den September da bleiben; ehe ich nach Bourbilly gehe, wo ich Sie recht gern wünschte zu sehen. Nehmen Sie von dieser Stunde an Ihre Maasregeln, damit Sie alsdenn nicht zu Dijon seyn mögen. Ich will daselbst auch unsern großen Vetter von Toulonion besuchen; schreiben Sie es ihm.

Viel-

Vielleicht möchte ich Ihnen unsern lieben Corbinelli mitbringen. Er hat mich hier besuchet, und wir nahmen uns vor, Ihnen zu schreiben, als ich Ihren Brief erhielte. Sie werden Ihn, was die Sitten betrifft, noch eben so wenig pietistisch antreffen, als Sie ihn gesehen haben; aber er versteht seine Religion jetzt viel besser als jemals; und er wird destomehr Strafe leyden müssen, wenn er sich seine Einsichten nicht zu nutz macht. Ich liebe ihn noch immer, und sein Witz ist recht dazu gemacht, mir zu gefallen. Was sagen Sie zu der Eroberung von Mastricht? Der König allein hat alle Ehre davon. Ihr Unglück macht mir eine Traurigkeit im Herzen, daran ich wohl merke, daß ich Sie lieben müsse. Ich überlasse die Feder unserem Freunde: Wie glücklich würden wir seyn, wenn wir ihn in unserem angenehmen Schlosse Bourbilly bey uns hätten? Meine Tochter macht Ihnen ein Compliment, ob Sie gleich nicht an Sie denken.

Von dem Herrn Corbinelli.

Ich hätte es sehr stark nöthig, mein Herr, daß das Gerücht von meiner Frömmigkeit fort

daurete. Es ist schon so lange, daß man das Gegentheil höret, daß diese Veränderung vielleicht etwas in meinem Glücke ändern möchte. Nicht, als ob ich nicht völlig überzeugt wäre, daß das Glück und Unglück dieser Welt die reine und einzige Wirkung der Vorsehung sey, woran der Zufall gar keinen Theil hat. Ich rede so oft in diesem Thone, daß man ihn für die Empfindung eines guten Christen angenommen hat, ob es gleich nur die Empfindung eines guten Philosophen ist. Aber wenn das Gerüchte, welches gelaufen ist, auch wahr gewesen wäre, so würde doch wohl meine Frömmigkeit mit meinem beständigen Vorsatze, Sie zu ehren, und Ihnen eben die Gesinnungen öfters zu bekräftigen, die ich für Sie in meinem ganzen Leben geheget habe, nicht streiten. Sie wissen, wie viel Ehre ich mir allezeit aus Ihrer Freundschaft gemacht habe, und ob die bekehrende Gnade einen so vernünftigen Gedanken hätte umstoßen können. Wir schrieben Ihnen bey unserer andern Reise hieher einen langen Brief, und wir haben wohl hundertmal von Ihrer Unempfindlichkeit gesprochen. Sollte sie aber doch so weit gehen, daß Sie nicht einmal

bedaureten, jetzt nicht zu Mastricht zu seyn, und im Angesicht des Königs Holländer und Spanier nieder zu hauen? Was sagen Sie dazu? Die Poeten werden unvergleichliche Sachen sagen; denn der Vorwurf ist weitläuftig und schön. Sie werden sagen, daß ihr großer Monarch Holland und Spanien durch die Einnahme von Mastricht, binnen zwölf Tagen besieget habe, und daß seinem Ruhm nichts als die Wahrscheinlichkeit fehle. Sie werden sagen, daß er selbst der Zerstöhrer desselben sey, indem er ihn mit Gewalt unglaublich mache, und tausend schöne Gedanken, die ich nicht kenne, sowohl wegen meines wenig blühenden, als auch seit einem Jahre ziemlich trockenen Witzes, da ich mich der Philosophie des des Cartes ergeben habe. Sie kommt mir desto schöner vor, je leichter sie ist, und weil sie in der Welt nur Körper und Bewegung zuläßt, indem sie alles das nicht leyden will, wovon man keinen deutlichen und reinen Begriff haben kann. Seine Metaphysik gefällt mir auch wohl. Seine Grundsätze sind leicht, und seine Schlüsse natürlich. Warum studieren Sie sie nicht? Sie würde Ihnen nebst dem Fräulein von Bussy zur Ergetzung dienen:

Die

Die Frau von Grignan versteht sie unvergleichlich, und spricht göttlich davon. Sie behauptete mir gestern, daß je mehr Gleichgültigkeit in der Sele sey, desto weniger habe sie Freyheit. Dis ist ein Satz, den der Herr de la Forge in einem Tractat von dem Verstande des Menschen in französischer Sprache, ganz angenehm behauptet. Sehen Sie, womit wir die Feinde der Provinz schlagen können. Wir lesen den Tacitus zu Montpellier den ganzen Winter, und ich versichere Sie, wir übersetzen ihn sehr gut. Ich habe eine starke Anweisung zur Redekunst verfertiget, wie auch einen grossen Commentarius über die Dichtkunst des Horaz. Wollte Gott, Sie wären doch bey uns: Denn der Witz der Provencer ist nicht schön genug, um uns in unsern Betrachtungen zu befriedigen. Schreiben Sie uns zuweilen, wenn es Ihnen gefällt, und glauben Sie sicher, daß, wenn ich auch im Paradiese wäre, ich nicht weniger Ihr Diener seyn würde.

Fünf und zwanzigster Brief *).

Silvander an Germanen.

Mein Herr,

Auf die Frage, wes Glaubens bist du? steht in meinem kleinen Catechismus die Antwort: Ich bin ein Christ. Dieses ist die Losung, welche wir alle von uns geben müssen; aber in dem grossen Catechismus der Welt steht mirs frey, auf alle Fragen zu antworten, wie ichs für gut befinde. Wenn Sie mich also fragen: Ist der Herr ein Philosoph? So darf ich nicht gerade zu antworten, ja ich bins; sondern ich kann Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich mich bemühen möge, meine Schwäche in derselben zu erkennen; ja ich kann ungefragt hinzufügen, daß ich zugleich dasjenige fassen wolle, welches mich geschickt machet, auf die Frage zu antworten: Wie liebest du? damit man sich über meine Unwissenheit nicht beschweren dürfe. Halten Sie mich also für keinen Ketzer, wenn ich nicht ausdrücklich zur Fahne der Weltweisen schwöre, sondern zugleich einigen

*) Beluſt. des Verſt. und Witzes, vom Jahr 1743. I. Th. S. 460.

nigen Lehrsätzen aus der Secte der Liebhaber anhänge. Es scheinet mir nicht übel gethan zu seyn, wenn man ein wenig auf beyden Achseln trägt. Wenn die Weltweisen einmal eine eigne Republik haben werden: so dürfen wir es in dem letzten Stücke nicht so genau nehmen, und uns in dem ersten desto stärker machen. Aber wie würde die Welt bestehen? Man würde die Weltweisen für Carthäuser halten, und unser ganzes Geschlecht würde in funfzig Jahren nicht mehr seyn. Ich hoffe also, daß Sie selbst in sich gehen, und bedenken werden, wie übel sie thun, daß Sie der Philosophie so nachhängen, als wenn Sie zu sonst nichts geschaffen wären. Dieses soll mein Neujahrswunsch werden, den ich an Sie recht herzlich ablegen will. Wenn ich im künftigen Jahre die Erfüllung desselben erlebe, so will ich auf die Wünsche mehr halten, als bisher geschehen ist. Denn ich habe sie mit den Prophezeihungen der Kalendermacher allemal in eine Klasse gesetzt. Ich verharre ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

German an Silvandern.

Mein Herr,

Auf beyden Achseln tragen: ein wenig auf beyden Achseln tragen; dieses ist nach ihrer Lehrart unterschieden; jenes ist ein altes deutsches Sprichwort, und hat ein vor allemal seine fest gesetzte Bedeutung. Dieses aber kann gar nicht Stich halten. Sie können es noch besser als ich beweisen, daß auch durch wenig das Gleichgewichte aufgehoben wird. Wie können die Fessel der Sklaven, mit dem sanften Joche der Weltweisheit das Gleichgewichte halten? Aus diesem allein werden Sie sehen, wie weit Ihre letzte Entschuldigung gegründet ist. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich Ihre Leydenschaft tadle. Glauben Sie nicht, daß ich behaupte, ein Mensch könne davon befreyt seyn. Nur dieses haben Sie mir sollen zugestehen, ein Weltweiser könne niemals nach dem Aeußerlichen mit Kunst und Beyfall lieben. Streiten Sie nicht wider die Erfahrung. Fragen Sie die Schönen. Erkundigen Sie sich, ob nicht mancher

Stutzer

Stutzer mehr, als der scharfsinnigste Kopf, gelitten wird? Woher kömmts? Er kann sich nicht überwinden, unsägliche Tändeleyen in gehöriger Figur nachzumachen, welche eine Liebe nach der Mode erfordert. Ich will Ihnen doch einige Lehrsätze der neuern Liebhaber mittheilen, so wie ich dieselben angemerkt habe. Vornehmlich muß man in einer Secunde dreymal wenigstens lachen. Man muß alle Aehnlichkeiten der Nadel auf ein Haar wissen. Man muß die Aufführung der neuern um uns herum lebenden Leute sehr genau kennen, damit man auf Befragen, bald von jenes sinnreichen Einfalle, bald von dieses seiner Mine, und bald von eines andern wohl angebrachtem Scherze so gleich Rede und Antwort geben könne. Man muß sich besonders bemühen, die Beugung, welche itzund Mode ist, in Acht zu nehmen. Zu einer Zeit wissen, ob die Gesellschaft mit einem Handkusse, oder mit einer Beugung gegen die beyden Wangen, oder gar mit einem Kusse eröfnet wird. Man würde es einem Liebhaber nicht vergeben, wenn er sich nicht darauf verstünde, wie vielmal er in der Zeit, da er seine Lomber-Carte aufhebt, lachen müßte. Man muß bey aller

Ge-

Gelegenheit einen ädlen Aufwand zu machen wissen. Sehen Sie, mein Herr, wie viel ich Grund habe, zu sagen: daß ein Weltweiser sich fast unmöglich so weit erniedrigen könne. Ein Herkules hat gesponnen. Ich bin aber doch der Meynung, er hätte näher wegkommen können. Ich zweifle nicht, daß Ihre Leydenschaft groß sey. Allein ich leugne auch dieses nicht, daß ich Sie bejammere, wenn ich sehe, daß Sie die Sklaven beneiden. Sorgen Sie nicht für mich. Die Welt wird nach meinen Lehrsätzen nicht aussterben. Die Republiken mögen auch eingerichtet werden, wie sie wollen: so werden die Philosophen doch allezeit auf ihre Vermehrung bedacht seyn. Sokrates, Plato und Epikur sind in diesem Puncte einig. Wer hat ihnen gesagt, daß ich Nein antworten werde, wenn mich einstens der Geistliche fragen wird: Ob ich die = = zu einem ehelichen Gemahl begehre? Ich bin ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Madam,

Ich sinne schon über eine Viertelstunde, wie ich meinen Brief an Sie anfangen will. Sollte es mir denn so sehr an Materie fehlen, wenn ich an Sie schreibe? Ach nein, ich habe sehr viel mit Ihnen zu reden; ich wollte Ihnen gleich zum voraus sagen, daß ich Sie liebe und hochschätze, daß ich mich über Ihr langes Stillschweigen beklage = = Aber, das wollte ich Ihnen doch eben nicht mit diesen Worten schreiben; ich wollte es auf eine feinere Art sagen, und mein Herz will doch diesesmal keine andere Erfindungen des Witzes annehmen. Da sehen Sie, Madam, wie mirs geht, wenn ich hübsche Eingänge zu meinen Briefen an Sie suchen soll. Wenn Sie nicht damit zufrieden sind; so müssen Sie es mit meinem Herzen ausmachen. Das war die Vorrede. Auf die Vorrede habe ich Ihnen nun weiter zu sagen, daß ich wirklich jetzo im Begriff stehe, zu heirathen - zu heirathen? Der Mensch, der sonst von der Liebe so wenig Wesens machte, und nur

die

die Freundschaft erhub, der sonst so unartig von dem Ehestand urtheilte? Ja, im Ernste, Madam, der Mensch will heirathen. Lassen Sie sich nur erklären, wie das zugegangen ist; Sie werden nicht an der Möglichkeit zweifeln, denn Sie besinnen sich ja noch wohl, wie es bey Ihrer Heirath möglich war. Erst muß ich Sie fragen, ob Sie Lorchen kennen? Wenn das ist, so wissen Sie auch das ganze Geheimnis. Aber im Zweifel, daß Sie sie etwa nicht kennen möchten, muß ich Ihnen ihr Portrait machen, und ich will von der Leibesgestalt anfangen, denn die ist doch das erste, was bey der Liebe in Betrachtung kömmt; nicht wahr? Merken Sie also, Lorchen ist so groß, wie Sie; sie trägt keine Perruque, sondern ihre eigenen dunkelbraunen Haare ziehen sich das Lob ihrer schönen fliegenden Lokken zu; unter einer erhabenen sehr weißen Stirne, leuchten ein paar große himmelblaue Augen hervor, die mit ihrer zärtlichen Melancholie beredter sind, als Philippinchens feurige und blitzende schwarze Augen: (Wie mir deucht, so haben Sie doch auch blaue Augen, Madam?) Ihre Nase und ihr Mund

sind sehr proportionirt ; auf ihren gewölbten Wangen herrschet beständig eine kleine Röthe, als wenn sie eben wären geküßt worden, und ihr Mund ist stets so roth, als wenn er selbst geküßt hätte. Ihr Hals ist nicht lang, und = = doch Sie verstehen mich. Ihre Hände sind sehr weiß, ziemlich rund mit Grübchen und kurzen Fingern. Ihre Taille ist überaus vortheilhaft, ihr Gang ist prächtig, ohne daß er es seyn soll. Sie ist keine Schönheit im höchsten Grade; aber sie weiß in alles, was sie denkt, spricht und thut, eine Anmuth zu prägen, die einnehmender ist, als die Schönheit der Venus. Trauen sie etwa der Abbildung meiner Schönen, oder poetischer zu reden, meines Mädchens nicht, weil ich ihr Liebhaber bin? Gut, ich will mich gleich außer allen Verdacht setzen; denn ich will Ihnen auch ihre Fehler aufrichtig entdecken. Lorchen hat fürs erste nicht viel Verstand, denn sie hat nicht viel Geld, ihr Vater soll mit dem eingebrachten Verstand ihrer Mutter nicht zum Besten umgegangen seyn; sie sucht sich auch nicht schöner zu machen, als sie ist, und ich habe auf ihrem Nachttische, außer einem stark mit Sil-

ber

ber beschlagenen Cubach, den sie ihrer Großmutter zum Andenken nicht weglegen darf, und ausser dem Cleveland, den sie von mir bekommen, nebst einigen andern Kleinigkeiten, wenig bemerkt: Nichts von gebrannten Wassern, Salben, Schönpflästerchen und solchen wichtigen Verwahrungsmitteln wider das Alter. In Gesellschaften spricht sie wenig, ob sie gleich viel Witz hat: Sie ist so eigensinnig, daß sie sich niemals mit ihren Einsichten groß machen, oder andere Leute freundschaftlich durchhecheln will; Sie widerspricht niemals, wenn man ihre Nachbarin lobt. Aber was noch das ärgste ist, Madam, sie liest, und was meynen Sie wohl, was sie liest? Mosheims deutsche Schriften, Hagedorns Oden, Gellerts Fabeln und Erzählungen, ja neulich sagte sie mir gar eine ganze Seite aus dem Meßias auswendig vor: Ist das nicht eine Ausschweifung? Wenn es noch die Asiatische Banise oder so ein schönes Buch wäre, das könnte man noch gelten lassen. In der Kirche sitzt sie auch so verborgen und vor sich hin, als wenn die Mannspersonen hier kein Recht hätten, mit den Blicken des Frauenzim-

mers zu spielen. Ob sie eine gute Haushälterinn seyn mag? Nun das weiß ich eben so nicht, ob sie diesen bürgerlichen Fehler auch noch an sich hat: Ich habe sie noch niemals darum gefragt. Aber man spricht, daß ihre Mama die eine gute Wirthin ist, ihr alle Sorgen des Hauswesens überlasse. Soviel habe ich wohl gehört, daß sie nicht geizig seyn soll, am wenigsten gegen die Armen. Kurz, Madam, Lorchen ist so schön und so fehlerhaft wie Sie; gefällt Ihnen diese Aufrichtigkeit? Mit allen diesen Fehlern will ich Lorchen heirathen, und Sie werden sich destomehr darüber wundern, da Sie mich schon so lange unter die Hagestolze gezählet haben. Aber an den letzten Frühling will ich in meinem ganzen Leben denken. Hören Sie nur, Madam, wie mirs ging: Ich reisete im verwichenen May, der so gefährlich für die Unempfindlichen war, aufs Land, ich sah das artige Kind bey ihrem alten reichen Vetter, und ich ward tiefsinnig. Ich suchte sie öfters zu sehen, um öfters tiefsinnig zu seyn, denn ich gefiel mir in diesem Zustande nicht übel. Ich meynte, es wäre eine bloße Freundschaft, die mich

zu

zu ihr triebe, und unter diesem Namen war ich schon der verliebteste Mensch von der Welt. Die bezaubernde blaue Augen! = = Kurz, ich ward ihr gut, sie ward mir wieder gut, und so sind wir uns nun beyde gut, bis aufs Heirathen.

Wie wird sich unser Glück erheben,
Wenn sie nicht meinen Kuß mehr flieht,
Und wenn sie mich im spätsten Leben
Noch so verliebt wie heute sieht!

Haben Sie nun genug von meiner Liebe gehört? Vielleicht; da ich Ihnen ihren ganzen Lebenslauf schreibe: Aber als einem Bräutigam, der nicht aus Pflicht verliebt ist, stünde es mir nicht zu verdenken, wenn ich noch weit mehr davon schriebe. Doch, ich will auch nicht zu geschwäzzig seyn. Nur noch eins, Madam! Wollen Sie nicht auf unsere Hochzeit kommen? Wenn Ihnen etwas daran gelegen ist, in einer kleinen Gesellschaft von auserlesenen Freunden und Freundinnen zu seyn, die mit einander vergnügt sind, wenn Sie Ihrer Neugierde das Schauspiel verschaffen wollen, mich um meine Braut geschäftig und zärtlich zu sehen; so erwarten wir Ihre

Ankunft auf den zwanzigsten dieses Monats. Ich will nicht sagen, daß Sie mich dadurch ungemein verbinden werden: Ich dächte, daran können Sie wohl nicht zweifeln. Ja kommen Sie doch, Madam! Machen Sie unser Vergnügen durch Ihre Gegenwart vollständig! Es wird alles freyer und schöner zugehen, wenn Sie da sind. Bringen Sie ihren lieben braven Mann mit, und sagen Sie Ihm, daß mich die Liebe nicht hindert, sein sehr guter Freund zu seyn. Alleweil tritt jemand in mein Zimmer: dächten Sie wohl, wer? Mein liebes Lorchen überfällt mich, sie reißt mir die Feder aus der Hand, indem sie hört, daß ich an Sie schreibe, und ich muß ihr den Brief hingeben.

Ich komme noch eben recht, Madam, den übrigen Platz in dem Briefe meines losen Freundes auszufüllen. Ich bin böse auf ihn, daß er so viel von mir plaudert, und Ihrer Aufmerksamkeit nicht besser zu schonen weiß; und daß er bey dem allen doch noch das nöthigste von mir zu sagen vergißt: Ich rechne es meinem Liebhaber zu einem Verdienste mehr an, daß er das Glück hat mit Ihnen bekannt zu seyn, und daß er mir so viel Gutes von einer Dame gesagt hat, deren Freundin ich zu werden wünsche. Versichern Sie mich durch Ihre Gegenwart bey unserer Hochzeit, daß ich mir dar-

darauf Hoffnung machen kann: Wenn Sie ausbleiben, so werde ichs gewiß meinen Bräutigam empfinden lassen, daß ich ihm den Vorzug beneide, Sie zu kennen und Ihre Freundschaft allein für sich zu behalten. Ich bin ꝛc.

Acht und zwanzigster Brief *)

Sie gefallen mir in Ihrem Unmuth, mein Fräulein, und ich bin denjenigen verbunden, welche denselben verursachet haben. Ohne sie hätten Sie vielleicht noch lange nicht Gelegenheit gehabt, Ihren Zorn über die Verstellung und den falschen Witz auszulassen. Ich habe Sie inzwischen doch auch bedauert. Ich weiß, was es für eine Marter ist, mit dergleichen Charakteren zu thun zu haben. Was ist inzwischen häufiger in der Welt als dieselben? Aber man bemerket sie nicht immer so sehr, weil man sie nicht beständig vor Augen hat, und die Abwechselung des Lächerlichen macht, daß man es weniger beobachtet. Sie sagen, meine Freundinn; daß wenn jemand in einer Gesellschaft, ein sehr vergnügtes Gesicht macht, er entweder was Abgeschmacktes gesagt hat, oder

*) Der dreyzehnte Brief aus den Danziger Sendschreiben einiger Personen aneinander S. 105.

sagen will. Ihre Bemerkung ist nur mehr als allzurichtig: Ich werde Ihnen aber noch eine andere mittheilen. Nicht wahr, sind Sie nicht manchmal in einer munteren Zusammenkunft gewesen, worinnen Ihnen doch die Zeit unbeschreiblich lang geworden ist? Sie haben sich aufzuwecken gesucht, Sie haben sich heimlich gefragt woran es läge, daß Sie so ernsthaft säßen, und Sie haben davon keinen Grund finden können. Erinnern Sie sich nur, meine Wertheste, ich will wetten, es werden viele witzige Köpfe in der Gesellschaft gewesen seyn. Für mein Theil kann ich versichern, daß ich schon vorher erzittere, wenn man mir jemand unter dieser Eigenschaft ankündiget, und ich mache mir zum voraus zu einem unausbleiblichen Verdruß sichre Rechnung.

Man hat schon längst gesagt, daß die grösten, die rühmlichsten Handlungen in der Welt ausgeübet werden, ohne daß derjenige, welcher sie thut, einmal selber weiß, wie er sie verrichtet. Mit dem Witze ist es eben so. Soll er gefallen, rühren, ergötzen, so muß er so schnell, so ungekünstelt hervorbrechen, daß er denjenigen, welcher ihn besitzt, so zu reden selber erst rührt, wenn er schon

schon ausgebrochen ist. Das Nachsinnen schadet ihm gemeiniglich, und gehöret viel Geschicklichkeit dazu, einen überlegten Einfall so gut anzubringen, daß er neu scheine. Er ist wie der Blitz, der eben so plötzlich sein Licht ausbreitet, als er entsteht, und dessen Schimmer in einer gewissen Entfernung nicht mehr in die Augen fällt. Wollen Sie mir ein poetisches Bild zu gute halten, so will ich Ihnen diese Vergleichung noch weiter ausführen. Die Naturkündiger sagen, der Blitz entstehe aus dem Zusammenstossen einer schwefelichen, und salpeterreichen Wolke, woraus er mit Knallen fährt. Ein witziger Einfall wird durch das schleunige Zusammenfahren des Verstandes mit der Einbildung erzeuget, schießet eben so schnell hervor, und macht einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer. Der falsche Witz ist ein Kind ohne Vater. Er ist eine Aftergeburth der blossen Einbildung, welcher Salz und Nachdruck fehlet. Er kann wohl manchmal auch blenden, eben wie im Sommer die nächtlichen Luftreinigungen; aber er ist ohne Schall und ohne Kraft. Man vergist ihn gleich wieder. Der falsche Witz ist kindisch, er spielt mit Puppen,

pen, und mit Klapperwerk, er hat nichts Männliches, nichts Wesentliches. Die Aehnlichkeit gewisser Töne ist seine liebste Belustigung; er freuet sich, wenn er mit Worten spielen kann. Er war vor diesem überaus Mode. Sehen Sie den grösten Theil der ältern Dichter an, so werden sie ihn überall wahrnehmen. Doch er findet sich auch noch genug in etlichen von den neuern. Er hatte sich allenthalben einzudringen gewust, und war so gar bis auf die Kanzeln gestiegen. Was war ehedessen schöner, niedlicher, sinnreicher, als wenn man den Vortrag seiner Rede in ein Wortspiel einzukleiden wuste. Das Meisterstück war vollkommen, wenn es sich noch dazu reimete. Haben Sie Postillen, da werden sie diese Herrlichkeiten genug antreffen.

Ein wirklich sinnreicher Gedanke bleibet in allen Sprachen sinnreich. Man findet ihn in allen Ländern schön, und er läst sich in alle Mundarten übersetzen, ohne von seinem Salze etwas zu verlieren. Aber die falsche Scharfsinnigkeit, welche aus der gleichlautenden Tönung verschiedener Wörter entstehet, schränket sich bloß in einen gewissen Platz ein. Man ist unvermögend, die Feinheit derselben,

selben, ausser ihrem Geburthsorte, einzusehen. Nun möchte ich aber wissen, was darinn Geistreiches steckt, daß mir bekannt ist, daß zwey gleichklingende Wörter was verschiedenes bedeuten. Eben aus dieser Ursache hat die Spötterey des Cicero über den Verres Ihnen platt vorkommen müssen. Sein ganzer Witz fiel weg, wenn nicht gerade sein Widerpart so, sondern anders geheissen hätte.

Kömmt es bey einem witzigen Einfall auf den Gedanken selber an, so muß derselbe neu, fein, beissend, aber ohne Gift seyn: so bald er sticht oder beleidiget, so wird er ordentlichen Gemüthern zwar ein Lächeln ablocken, sie werden aber nicht mit einem reinen Vergnügen lachen. Seine Feinheit muß auch nicht dunkel seyn, daß man gleich die Spötterey oder Zweydeutigkeit ohne vieles Nachsinnen einsehen kann. Die Scharfsinnigkeit leidet kein ängstliches Studieren, das ist für die Tiefsinnigkeit. Vornemlich aber muß der Witz, wie Sie sehr wohl anmerken, ungezwungen seyn. Er ist zu feurig, zu lebhaft, um sich zwingen zu lassen. Man muß denselben nicht mit Gewalt herbeyziehen wollen. Dadurch wird man lächerlich, und es geht, wie

Boileau

Boileau sagt. Man mißfällt, weil man sich bestrebet zu gefallen. Es wäre demnach zu wünschen, daß ein jeder sich die schöne Lehre dieses vernünftigen Dichters einschärfte:

Was falsch ist, das ist matt, verdrüßlich, abgeschmackt,
Nur die Natur ist wahr, nur sie allein kann rühren,
Man schätzt, man liebet sie, wo sie sich lässet spüren.
Ein finstrer Geist gefällt, durch seine Finsterheit.
Dem, der natürlich bleibt, fehlt niemals Artigkeit.
Was uns verächtlich macht ist ein gezwungnes Wesen.

Le Faux est toujours fade, ennuyeux, languissant
Mais la nature est vraie, & d'abord on la sent.
C'est elle seule en tout, qu'on aime, & qu'on admire
Un esprit, né chagrin plait, en son chagrin même
Chacun pris dans son Air est agreable en soi
Ce n'est que l'Air d'autrui, qui peut deplaire en moi.

BOILEAU *Ep. 9. v. 55 suiv.*

Man hat vor diesem geglaubt, daß die Deutschen

schen mit dem Witze keine Gemeinschaft hätten, und ein eckeler Franzmann *) ist gar so weit gegangen, dieses als eine Unmöglichkeit anzugeben. Jetzo haben seit einigen Jahren hin und wieder einige witzige Köpfe, als Herr Liskow, Herr Hagedorn, und andere, die Ehre ihres Vaterlandes durch ihre Schriften gerettet, und gewiesen, daß wir in diesem Stücke vielleicht selbst den Franzosen nicht nachgeben. Wenn wir das Poßierliche mit zu dem Witzigen rechnen wollen; und mich dünkt, es gehöret mit in eine Abtheilung desselben; so können wir uns auch mit dem Abraham von St. Clara breit machen, dessen Schriften in verschiedene andere Sprachen übergesetzt zu werden verdienet haben.

Um der Trockenheit der meisten Geister zu Hülfe zu kommen, haben sich fast in allen Ländern Leute gefunden, welche Sammlungen von witzigen Reden, artigen Gedanken, feinen Einfällen, herausgegeben haben, als unter den Franzosen, Pitavall, Cartier de St. Philippe, und andere mehr. Wenn man aber die Sammlungen genau untersuchet, so findet sich,

*) Der Pater Bouhours.

sich, daß drey Viertepart ausgemerzet werden müsten.

Ueberhaupt stiften diese Sammlungen, so gut und unschuldig die Absicht derselben auch ist, mehr Schaden, als Vortheil. Der Vorsatz ist, denen Lesern eine angenehme Gemüthsergetzung zu verschaffen, oder ihnen Anleitung zu der wizzigen Art zu denken zu geben; und sie reizen manchen trägen, schläferigen Geist zu einer jämmerlichen Nachahmung.

Ich sagte so eben, daß ein sinnreicher Einfall, wenn er auf eine Spötterey hinausläuft, vornemlich nichts Giftiges an sich haben müsse. Es wäre zu wünschen, daß die Gelehrten selbst, wenn sie etwa eine Zwistigkeit mit einander haben, diese Regel nicht aus den Augen setzen möchten. Meistentheils sind ihre Stachelschriften anzüglich, und ihren Verfassern verkleinerlich. Ja, sie werden oft, ich hätte beynahe gesagt durchgehends, niederträchtig, pöbelhaft; sie legen sich aufs Schimpfen. Der sinnreiche Boileau wußte feiner zu spotten. Wie er den grossen Tragedienschreiber Corneille, wegen seiner beyden letzten Trauerspiele des Agesilaus, und des Attila tadelte, machte er es so verblümt, daß

ein

ein jeder zwar seine Spötterey merkte, Corneille selbst aber dieselbe für ein Lob hielt. Er sprach, daß der elendeste Schmierer für sein Geld das Recht erkauffe, vor der Schaubühne den Attila herunter zu machen, und weil ihm der König der Hunnen misfiel, alle Verse des Corneille für visigotisch zu schelten *).

Irre

*) S. Sat. IX. vs. 177. Es fällt mir hiebey eines von den Sinngedichten des Martials bey, das meiner Meinung nach unter die besten zu rechnen ist, und das ich, so gut ich kann, deutsch übersetzen will, um zu zeigen, daß der wahre Witz in allen Sprachen Stich hält, und sich vornehmlich in dieser Zweydeutigkeit äussert:

Der schönsten Schriften Schaar läßt du im Schranke ruhn,
Da sie doch längst, Marcell, zum Druck geschickt gewesen,
Druck sie. Nein, sagest du, mein Erbe soll das thun.
Wenn? O wir möchten dich, Marcell, schon jetzo lesen!

Plena laboratis habeas cum scrinia libris,
Emittis quare, Sosibiane, nihil?

N *Edent*

Irre ich mich, meine wertheste Freundinn, daß ich Ihr ganzes Lehrgebäude von der Verrückung der Welt auch für eine Spötterey ansehe? Mich dünkt, nein. Ich kenne schon Ihr schleichendes Wesen. Wenn man denkt, daß Sie am ernsthaftesten reden, so steckt doch eine Schalkheit dahinter. Gestehen Sie es mir nur: Ihre ganze Absicht war, denen Philosophen und ihrer Verwegenheit im Schlüßen eines anzuhängen.

Es ist auch wahr, Fräulein, man muß manchmal auf diese Herren unwillig werden. Sie machen es zu arg. Sie sticheln auf uns, daß wir tändeln, nichts Gesetztes haben, und uns mit süssen Träumen beschäftigen. Machen sie es aber größtentheils besser? Sie träumen öfters ärger als wir. Sie haben ihre Moden so wie wir; Wir in Kleidern und sie in Lehrgebäuden. Ein Lehrgebäude das vor vierzig Jahren Mode war, kömmt hernach in Verfall, und man nimmt ein neues an, das eben so wenig gründlich erwiesen ist, als das vorige. Aber es gefällt; denn es ist neu. Wir suchen die alten Moden wieder hervor: Sie auch. Der Herr * * *

hat

Edent haeredes, inquis, mea carmina. Quando? Tempus erat jam te, Sosibiane, legi.
Lib. IV. Epig. 33.

hat mir noch dieser Tage einmal aus dem Plato, Seneka und andern gewiesen, daß sehr viele von den Meynungen schon längst Mode gewesen sind, welche jetzo wieder Mode werden.

Nichts ist gewisser, als was Sie sagen, daß ein Philosoph niemals verlegen seyn darf. Sie wissen sich gleich zu helffen. Wenn sie nicht weiter fort können, so nehmen sie einen Satz an, der manchmal wahrscheinlich ist, und auf denselben gründen sich hernach tausend schöne Phantasien. Was hat man nicht schon behauptet:

Stimmt wohl ein Philosoph dem andern völlig bey,
Und folgt ein jeder nicht mehr seiner Phantasey.

Sie machen es auch so, meine Geliebte, nur mit dem Unterscheide, daß Sie es zum Spaß thun. Denn ohne mich in Ihre Schlüße einzulassen, so will ich Ihnen nur mit zwey Worten zeigen, daß Ihre Verrückung der Erde aus den Gründen, die sie angeben, nicht statt finden kann. Ist die Erde aus ihrer Stelle gewichen, so hat die Verhältniß der anziehenden Kräfte gegen einander auch einen Stoß gekriegt; und daraus würden mehr üble Folgen entstehen. Es müsten alsdenn auch unsre Jahre länger werden. Denn die Erde würde sich mehr als drey-

hundert und fünf und sechzigmal herumwelzen müssen, bevor sie auf den vorigen Punkt käme, weil ihre Laufbahn länger wäre. Nun habe ich zwar einmal gehört, daß unser Kalender nicht ganz richtig seyn soll, aber der Unterscheid kann doch nicht sehr beträchtlich seyn.

Für mein Theil, mein Fräulein, ich halte dafür, daß die Veränderungen in den Witterungen von undenklichen Zeiten eben dieselben gewesen sind, als jetzo. Ich habe eine alte Dame gesprochen, welche sich erinnert, daß es in ihrer Jugend manchmal im May und Junius eben so kalt gewesen ist, als es nun. Das hat aber wieder verändert.

Unsre Einbildung ist Schuld an unserm Vorurtheil. Wir waren jünger, wir ergetzten uns, wenn es schönes Wetter war, die Erinnerung davon bleibt in unserem Gedächtnisse kleben; wir haben die Augenblicke vergessen, die wir mißvergnügt zugebracht haben. Daher scheinet es uns, daß damals bessere Zeiten waren. Hören Sie nur alte Leute reden, sie werden Ihnen immer sagen: Zu meiner Zeit war man gegen das Frauenzimmer gefällig, da konnte man noch hier oder da einen Kuß erbeuten; jetzt küssen sie nicht.

nicht. Zu meiner Zeit machte man sich lustig, man tanzte; jetzt ist alles traurig. Liegt das aber an der Zeit? Nein, man ist noch gegen das Frauenzimmer gefällig, man küßt noch, man tanzt, man singt noch; nur daß man gegen eine alte Matrone so gefällig nicht ist, als gegen ein jüngeres Frauenzimmer, nur daß man keinen Graubart küßt. Zu ihrer Zeit ist es eben so gewesen.

Doch genug. Sie werden nun nicht klagen, daß meine Briefe kurz sind. Sie werden vielmehr wünschen, daß die unerträgliche Schwätzerin einmal schweige. Ich will es thun, und Sie nur noch aufrichtig versichern, daß niemand mit mehrerer Hochachtung ist, als ich ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

Meine schöne Freundinn,

Wissen Sie wohl, wo ich jetzt bin? Nein, das rathen Sie nicht sogleich: In dem Hause Ihrer ehrwürdigen Tante. Sie ist eben im Begriffe an Sie zu schreiben, und Sie giebt mir die Erlaubniß, in ihren Brief beyzulegen,

legen, den ich Ihnen schon so lange schuldig war. Wir schreiben Ihnen nach der Entfernung einer Gesellschaft, wobey ich nichts mehr als Ihre Gegenwart gewünscht habe; Denn ich bin Ihnen gut dafür, Sie hätten Ihre ernsthafte Miene verlieren müssen. Der Amtmann mit seiner liebenswürdigen Gehülfinn, der kleine Caplan, und das Fräulein von D. saßen eben mit Ihrer Tante beym Caffee, als ich in das Zimmer trat. Nach den gewechselten Gewohnheitskomplimenten mengte ich mich unter die Gesellschaft, und mein Unstern erwies mir den üblen Streich, daß ich meinen Stuhl zwischen der Amtmannin und dem Geistlichen bekam, wiewohl hier die Wahl überhaupt schwer fiel. So lange man sich mit dem Caffee beschäftigte, gieng noch alles ziemlich erträglich, und es konnte nicht eher eine freye Unterredung zu Kräften kommen, als bis es damit vorbey war; dann die Urtheile vom Wetter und von der Hitze hatten bald ein Ende erreicht, und wurden nur noch durch den Fächer unterstützet. Nun fieng ich an, mit meinen Nachbarn bekannter zu werden: Ich frug die Amtmannin, ob ihr Herr Sohn bald von der Universität wieder kommen

wür-

würde? Nein, ich bitte um Vergebung, sie haben geschrieben, daß sie noch gern ein Jahr ausbleiben wollten; aber der Amtmann wollen ihn nur noch ein halb Jahr da lassen. Darauf räusperte sich der Amtmann mit einer recht wirthschaftlichen Miene; ja er hat Geld genug gekostet, sprach er, und ich weiß nicht, wo man es bey den jetzigen theuren Zeiten alle aufbringen soll, meine Frau schickt ihm doch noch immer heimlich etwas - Das war das Zeichen zur Kriegsankündigung unter den beyden Eheleuten; sie ward so heftig, daß der Amtmann mit seinem eifrigen Vorrechnen zwo Tassen vom Tische schmiß. Man stiftete endlich Friede, und ich wandte mich zu meinem Caplan, aus Furcht, daß ich bey meiner Nachbarinn noch zu einem Zank Anlaß geben möchte. Er hatte mich schon lange mit einer Miene angesehen, als wann er viel Schönes zu sagen hätte. Mit Erlaubnis, fieng er an, wer wird die Pfarre zu S** bekommen? Ich kann Ihnen hierinn keine Nachricht geben, war meine Antwort, ich weiß nicht einmal, daß sie erlediget ist. Es soll eine sehr einträgliche Bedienung seyn, fuhr er fort, die ihren Mann ehrlich ernährt,

die Zahl der Competenten ist groß, und deswegen mag ich nicht anhalten; man muß seine Gemeine nicht um des Zeitlichen willen verlassen; ich habe zwar einen Patron, der viel thun kann; er ist auch mit meinen Predigten, ohne Schmeicheley, sehr wohl zufrieden; er hörte mich noch vorgestern predigen, ich stellte eben vor = = = Am vorigen Sonntage handelte ich von = = Wie gefällt ihnen dieses Thema, das ich neulich auf Mariä Heimsuchungsfeste vortrug = = Mir ward ganz angst, daß der Mann nicht seinen ganzen Jahrganz auspackte, und ich wollte es lieber noch einmal wagen, mit der Amtmannin zu reden; allein seine Dienstfertigkeit ließ darum nicht weniger nach, er rückte mit seinem Thema immer näher an mich, und ich sagte aus Gefälligkeit zu allem ja, sehr schön = der Himmel weiß, worauf es paßte, denn ich dachte längst an etwas anders. Indem fing das Fräulein von D. die lächerliche Historie von dem Gespenste an, das ihrer seinen Mama drey Tage vor ihrem Ende erschienen, und wir waren schon ganz in der Geisterwelt vertiefet, als man die Frau C ** meldete. Sie hatte kaum ihren Platz in dem Zimmer

mer genommen, da sie uns erzählte, daß sie die Brunnenkur gebrauchte, um ihre Hypochondrie zu vertreiben; und sie war hiebey so umständlich, daß sie uns alle Wirkungen des Brunnens auf die ungezogenste Weise beschrieb. Es war schon ziemlich spät, und die angenehmste Wirkung des Brunnens vielleicht war diese, daß die Frau C** den Aufbruch der Gesellschaft machte. Wie gefällt Ihnen dieser schön zugebrachte Nachmittag? Sie kennen die Originale, und also werden Sie sich alles lebhaft genug vorzustellen wissen. Wann ich nur dem beschwerlichen Manne mit dem Thema nicht noch einmal in die Hände falle!

Ich fühle, daß mir recht wohl wird, da ich mich wieder mit Ihnen unterreden kann, meine angenehme Freundinn, und ich hoffe es von meinem Glücke, daß es bald einmal persönlich geschehen soll. Schreiben Sie mir doch unterdessen, wie Sie sich auf dem Lande befinden, wo Ihre Gegenwart alles schön machen muß. Die Arien, die ich Ihnen vorlängst versprochen habe, nebst den Texten dazu, sollen Sie in der künftigen Woche haben: Vielleicht

überbringe ich sie selbst, wann Sie mir einen Kuß dafür geben wollen ꝛc.

Dreyßigster Brief. *).

Ich muß allemal lachen, wenn ich in den Werken, die von der Physionomie handeln, die erbärmlichen Urtheile über einen dicken oder kleinen Kopf, über die langen oder kurzen Nasen, über die Fettigkeit oder Magerkeit und dergleichen sehe. Sie verbinden alle mit diesen verschiedenen Zeichen einerley Eigenschaften, vermuthlich in der Hoffnung, daß die Anzahl uns blenden werde, und daß wir nicht weiter davon Rechenschaft fordern werden, wenn es nur durch viele Leute bezeuget wird. Es muß wohl so seyn; dann, ich habe noch keinen einzigen gesehen, der es für eine Schuldigkeit gehalten hätte, das zu beweisen, was er vorgab. Unter tausend Fällen trägt es sich einmal zu, daß die Vorbedeutungen, die man daraus ziehet, richtig sind, so wie diejenigen ohngefehr, die tausend Menschen einerley vorher verkündigen, in Ansehung

* Lettres philosophiques sur les Physionomies, XXXI.

sehung einiger Personen wahr prophezeyen. Lassen Sie uns also sagen, mein Herr, daß die best vermischte Materie, die vollkommenste Gestalt, dem Ansehen nach, und die am richtigsten getroffene Gleichheiten, nicht allemal auch den vollkommensten Charakter hervorbringen. Wie viele Ungeheuer giebt es nicht unter den angenehmsten Gestalten? Wie viele reizende Charaktere sind nicht unter den heßlichsten Gestalten? Wir müssen also weder auf die Schönheit noch auf die Vollkommenheit des Körpers bauen, wann wir von dem Geiste urtheilen wollen.. Wer sollte nicht jemals vollkommen schöne Gesichter gesehen haben, die nichts sagten, und die in der Länge nicht verführten, weil sie einem unbeselten Bilde allzuähnlich waren: Indeß daß es hundert andere giebt: die man für heßlich gehalten, und die uns nach einer näheren Prüfung reizend scheinen, so wie sie wirklich reizen; weil sie lebendig sind, und weil die Sele gleichsam herausdringet, um sie schöner zu machen, und durch die Lebhaftigkeit, die sie ihnen giebt, die Fehler auszutilgen, welche die Materie da gelassen hatte? Ganz Paris hat ehemals gesehen, daß eine kleine und heßliche Actrice in der

Oper

Oper gleich beym ersten Verse, den sie sang, die zwo schönsten Creaturen, die damals auf dem Theater waren, und in der Armide ihr Gefolge ausmachen, verdrang. Fast alle Leute von grossen Gemüthsgaben, von entschiedenen Verdiensten, bezaubern und scheinen schön zu werden, sobald man sie in der Ausübung eben dieser Gemüthsgaben sieht. Es ist nicht zu verwundern, daß sinnliche Werkzeuge, die zu dieser oder jenen Sache gemacht sind, den Lebensgeistern einen freyeren Lauf geben, und dadurch auch der vollkommenen Handlung der Sele, wann es auf die Ausübung eben der Sache ankömmt, wozu sie gemacht sind.

Doch, auf meine Absicht zu kommen: Man muß auf besondere Züge der Farbe und der Bildung Acht geben, um von den Menschen zu urtheilen. Ich kenne nur diese zwo Gattungen von Zeichen, welche nützlich seyn sollten; wozu ich noch die Augen rechnen will, ein so wichtiger Gegenstand, daß er allerdings eine eigene Abhandlung verdienet. Sehen Sie, mein Herr, wie ich ohngefehr diese ganze Mechanik ausgedacht habe. Die Farbe zeigt die Leydenschaften überhaupt an: Die Bildung entdeckt die Fertigkeit

keit darinn; und die Augen bestimmen einigermaßen den Grad derselben, ich will sagen, die Mäßigung oder die Ausschweifung.

Wann man nur ein wenig auf die Grundtheile nachgeforschet hat, woraus wir zusammengesetzt sind, so weiß man, daß die Säfte, indem sie in unserm Leibe und in unserm Fleische ihren Kreislauf halten, selbst das Aeußere der Kanäle, wodurch sie fließen, mit dem Elemente färben, das in ihnen die Oberherrschaft hat; es sey nun, daß unsere durchsichtige Haut es sehen läßt, was es ist; oder daß durch das Laufen und Zurücklaufen nach und nach etwas Gefärbtes an der Haut sitzen bleibt, welches durch den Schein der Farbe, uns ihre Natur anzeigt. Nun aber giebt es unter diesen Säften lebhafte und träge, rothe und dunkelblasse, es giebt gelbe und grüne, ja sogar schwarze. Ein jeder kann bemerket haben, daß die rothen, frischen Gesichter nicht traurig sind, und daß die bleichgelben Gesichter nicht lustig sind. Wer weiß nicht, daß die Lebhaftigkeit der Leute, die viel Farbe haben, groß seyn kann, aber daß sie nicht dauerhaft ist; daß die Lebhaftigkeit der blassen Leute kein Ende hat? Wenn man mir zuweilen gesagt

sagt hat, das ist ein sehr lebhafter Mensch, der beste Mensch von der Welt, der leicht verdrüslich wird, und eben so leicht wieder gut ist; so habe ich mir niemals sein Gesicht anders, als voller Farbe, vorgestellet; und wann man mir von einem melancholischen Charakter gesagt hat, dessen verborgenes Feuer niemals verlischt; so habe ich mir allemal ein Gesicht ohne Farbe vorgestellet. Wann Ihnen dieser Gedanke nicht so eingefallen ist, wie mir, so wird er Ihnen doch gewiß einfallen, mein Herr, wenn Sie über die Leute, mit denen Sie gelebet haben, eine kleine Musterung halten. Man muß bemerken, daß die Liebe zum Vergnügen mit allen denen allgemeinen Leydenschaften verknüpft ist, die durch diese Farben bezeichnet werden; nur mit dem Unterschiede, daß sie vielmehr Thorheiten hervorbringet, was nur Thorheiten bey den Leuten sind, die lebhafte Farben haben, und ernsthafte Thorheiten, was wahrhafte Unsinnigkeiten sind, bey denen, welche dunkle Farben haben. Die ersteren sind im Stande sich umzubringen, wann sie sich demselben stark ergeben; und die andern können diejenigen umbringen, mit welchen sie sich ihm ergeben. Man könnte

noch

noch hinzufügen, wie mich deucht, daß die Leydenschaften ziemlich den Farben der Gesichter ähnlich sind: Die ernsthaften und traurigen Leydenschaften drücken sich nicht mehr durch die hellen Farben aus, als die lustigen und angenehmen Leydenschaften durch dunkle Farben. Ich denke nicht, daß man sollte Lust haben, mir den elenden Einwurf zu machen, den man von der Farbe der Afrikaner hernehmen könnte. Man muß vermuthen, daß unter ihnen in dem Schwarzen ihrer Gesichter eben so viel Unterschied ist, als unter den Europäern in dem Weißen ihrer Gesichter: Und wann dieser Unterschied nicht gleich so empfindbar scheinet, als er ist, so kömmt es nur daher, daß wir gewohnt sind, Weiße zu sehen, daß wir selten Schwarze, und fast niemals viele Schwarze beysammen, zu sehen bekommen. Diese Ursache ist so wahr, als unter uns nur die Mahler und Färber die verschiedenen Grade einer Farbe genau kennen; weil sie ihr Beruf nöthiget, sie oft zu vergleichen, und sie durch Hülfe so vieler Vergleichungen, von einander zu unterscheiden.

Man würde mit Unrecht dieser Wahrheit widerstehen, weil sie die Kenntnis der Leydenschaften

ten durch die Kenntnis der Farben zu bestimmen scheinet. Ist man nicht beständig eins, daß das Rothe, welches die Schamhaftigkeit hervorbringt, weit von dem Rothen unterschieden sey, welches aus dem Zorn entstehet? Aergert man sich nicht heftig darüber, daß man bey gewissen Gelegenheiten erröthet; entweder weil man keine Waffen wider sich geben mag, so schuldig man auch ist; oder weil man nur befürchtet, für schuldig gehalten zu werden, ob man gleich unschuldig ist? Man wird mich vergebens überreden, daß der Schuldige, wann er erröthet, dem Unschuldigen ähnlich sey, der auch erröthet, obgleich aus einem ganz verschiedenen Bewegungsgrunde. Ihre Röthe ist nicht einerley: Man verwechselt sie gerne, und man urtheilet dann, mehr aus einem guten oder bösen Vorurtheil in Ansehung der erröthenden Person, als aus einer Prüfung seiner Röthe, die doch das sicherste Mittel seyn würde, die Wahrheit davon zu entdecken. Die Mahler, die sich geschmeichelt haben, die Natur auszustudieren, und deren Nachahmung sie wirklich groß und bewundernswürdig machen konnte, haben die Leydenschaften vorzüglich durch die Farben bezeichnet. Ich erinnere

innere Sie, mein Herr, beym Schlusse dieses Briefes, daß hier der Fall ist, da man sich nicht mit den Farben begnügen kann, um von dem Charakter eines Menschen zu urtheilen. Dis ist am Ende nur eins von den Zeichen, die ich angegeben habe. Es ist sogar dasjenige, das einen am leichtsten zum Irrthum bringen kann, wann man es übel anwendet. Wann man es z. E. anwendet, die wirklichen Leydenschaften eines Menschen zu bezeichnen, da es doch nur allgemeine Leydenschaften anzeiget, so wird man sich betrügen können. Man sage, jener hat diese Farbe, folglich ist er natürlicher Weise zu diesem oder jenem geneigt; so wird man sich nicht betrügen; aber wann man sagt, jener hat die und die Farbe, folglich ist er dieser Leydenschaft völlig ergeben, so wird man irren können. Wann die Farbe die Leydenschaft anzeiget, so bezeichnet sie nur den Saamen und nicht die Früchte: Die Auferziehung, die Nothwendigkeit, die Sorgfalt des Glückes, und mehr als alles übrige, die Tugend, ja selbst die Religion, ersticken oft diese Leydenschaften in ihrer Geburth; und wann man schon den Grund, die Fähigkeit und Neigung

dazu hat, so darf man doch nicht sagen, daß auch die Handlungen und wirkliche Folgen davon seyen. Ich glaube, daß man dem Eindruck nicht genug vorbauen kann, welchen meine Betrachtung machen möchte, aus Furcht, daß man sie etwa mißbrauche. Sie, mein Herr, thun es gewiß nicht. Ich kenne so viel unrichtige, unordentliche und schwermüthige Geister, welchen diese Unterscheidungen nicht deutlich in die Augen leuchten werden, und meine Furcht ist also darüber zu entschuldigen, was ich so ungerne sehen würde, wann es geschähe. Leben Sie wohl.

Ein und dreyßigster Brief *).

Ich habe Ihnen so viel von den Augen zu sagen, mein Herr, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Hier ist der Fall, da man sich über seinen Ueberfluß beklagen muß, daß er uns arm macht. Jederman sagt, oder hat geschrieben, daß die Augen der Spiegel der Selewären; und diese Erklärung, die sich so gut zu meinem Vorwurf schickt, macht Ihnen viel Ehre.

*) Lettres Philosophiques etc. XXXIII.

re. Noch mehr: Es scheinet, daß unter allen Sinnen, dieses derjenige sey, wo sie am gewöhnlichsten gegenwärtig ist, wo sie am vorzüglichsten wohnet, wo sie zum wenigsten mehr als sonst hinkömmt, wann man sie dahin ruft, und wohin sie sich nicht leicht zweymal rufen läßt. Sie bedienet sich ihrer Sprache, wann sie reden will: Weder die Stärke noch die Gelindigkeit der Stimme können dem Nachdruck und der Anmuth beykommen, deren die Augen fähig sind, um die Gedanken der Sele zu sagen. Niemand hat sich auch jemals unterstanden zu hoffen, daß er auf eine andere Art besser reden könne, als durch seine Augen. Sie sind es, bey denen man Hülfe sucht, wann die Ausdrükke fehlen. Ihre Rede bedarf der langweiligen und abgemessenen Ordnung der Worte nicht: sie sagt mit einem Worte mehr, als man mit tausend andern sagen kann; sie entscheidet in einem Augenblicke die verwirrtesten Fragen und Antworten. Wie viel Ungewißheiten, wie viel Schmerzen, wie viel Processe endet nicht ein einziger Blick! Verschiedene Gottesgelehrten haben einstimmig gesagt, daß die himmlischen Geister durch den Anblick mit einander reden, und sich

zu verstehen geben. Wir wollen einmal so kühn seyn, zu sagen, daß wenn die Augen einigermaßen die Stelle der Sprache unter ihnen vertreten, so muß die Sele sich am besten durch sie entdecken, und nicht so sehr der Materie unterworffen seyn; so muß sie bey ihnen gleichsam mehr Sele seyn, als sonst überall. Was mich noch völlig in dieser Vorstellung bestärket hat, muß ich der bewundernswürdigen Wahrheit zuschreiben, die in ihnen herrschet, es ist die Unmöglichkeit, die sie zum Betruge finden; sie stellen vielmehr die Sele vor, wie sie ist, als so, wie sie zuweilen wohl scheinen möchte. Haben Sie niemals Leute gesehen, mein Herr, die sich ärgerten, daß ihre Augen mehr sagten, als sie wollten, und als ihr Vortheil verlangte? Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit verweise ich Sie auf jene Umstände, wo die Augen ja sagen, wann der Mund nein sagt; und wo das ja der Augen nachmals gewiß das wahrhafte gewesen ist, so daß man närrisch seyn müste, wenn man es nicht verstehen wollte. Es giebt Leute, welche schreyen, und verdrüßlich sind, während daß ihre Augen sie entschuldigen. Wenn man von dem Geräusche

räusche betäubet wird, und daß man das nicht in den Augen lieſt, was man glauben muß, ſo wird man betrogen.

Alles dieſes, was ich Ihnen da ſage, mein Herr, ſcheinet Ihnen wohl nicht mit der gemeinen Meynung, wegen des Betrugs der Augen, noch mit dem, was ich Ihnen ſelbſt einmal in einem meiner Briefe davon geſagt habe, übereinzukommen. Ich redete nur damals im Vorbeygehen davon, und mehr, ſo viel zu ſagen, daß man ſich bemühete, ſie im Betrügen zu unterrichten, als zu behaupten, daß ſie wirklich betrögen, und daß ſie dieſe Unterweiſungen angenommen hätten. Die Augen betrügen niemals, wann ſie reden. Sagen Sie nur lieber, daß diejenigen, welche darinn leſen, nichts darinn verſtehen, oder die von ſonſt etwas eingenommen, alles verkehrt darinn leſen, ſich betrügen; darinn hat die gemeine Meynung Grund. Ich will es allemal behaupten, wenn mans verlangt, daß die redenden Augen allezeit wahr reden: Ich will nur bekennen, daß die Augen oft übel leſen, und anders leſen, als geſchrieben iſt. Ich ſehe tauſend Streitigkeiten über ein Buch, das man geleſen hat. Kaum iſt man über den Text eins,

so empfindbar er auch ist. Was den Commentarius betrifft, den man darüber macht, so kömmt der Verstand, den man ihm giebt, einzig auf die Leser an, oder auf die verschiedenen Leydenschaften, womit sie beselet sind, und die ihnen das Urtheil eingeben, das sie darüber fällen sollen. Es ist noch niemals geschehen, daß dieses Urtheil gleichförmig gewesen wäre. Aber würde man nicht das Buch selbst mit Unrecht beschuldigen, daß es nicht sagte, was es sagt: Die Schuld fällt nur auf die Leser zurück, daß sie das nicht darinn lesen, was darinn stehet. Sehen Sie, mein Herr, eine Erklärung der redenden und lesenden Augen. Wann mir jene junge Unbesonnene, beschämt über ihre Unbedachtsamkeit, oder zu ihrer Rechtfertigung, sagen wird, daß die Mannsperson; von der sie betrogen worden, Augen gehabt habe, darinn die Leydenschaft gemahlt gewesen; daß ihre zärtliche Sprache sie einer unveränderlichen Beständigkeit versichert habe; so werde ich ihr antworten, daß sie nicht lesen könne, daß ihre eigene Leydenschaft sie habe Sachen sehen lassen, die nicht vorhanden waren. Ich werde sie versichern, sie mag auch sagen, was sie will, daß die Augen

ihres Treulosen ihr nichts als die Freude ankündigten, sie zu besiegen; nichts als die Ungedult seiner Begierden, und des wilden Vergnügens. Alle Leydenschaften beselen die Augen; aber eine jede hat ihr besonderes Feuer, das ihr eigen ist, und das man zu unterscheiden wissen muß. Die Frauenzimmer, ob sie gleich noch so viel die Kunst zu gefallen ausstudieren, haben es noch nicht völlig dahin bringen können, in den Augen der Mannspersonen diese verschiedene Wirkungen der Leydenschaften zu verwirren: sie betrügen nur die Leute, welche vorher eingenommen, oder ohne Erfahrung sind. Indessen ist es wahr, daß sie in dieser Sache etwas voraus haben: nämlich wenn ihre Augen wider ihren Willen eben so wahrhaft sind, als die unsrigen, so lesen sie gemeiniglich besser in unsern Augen, als wir in den ihrigen. Sie bemerken es viel sicherer, was in uns vorgeht, als wir den Grund ihres Herzens beurtheilen: Und ich weis nicht, ob man nicht eben aus diesem Grunde vermuthet, daß es mehr Mannspersonen gebe, die dem Frauenzimmer unterworffen sind, als Frauenzimmer von Mannspersonen besieget worden. Habe ich Ihnen nicht auf heute genug geschrieben?

Zwey und dreyßigster Brief *).

An Chloen.

Was ich Ihnen itzt sagen werde, schöne Chloe, das hätten Sie wohl nicht von mir zu hören geglaubt. Es ist gar nicht mehr die Rede von Ihren schwarzen Augen, oder von Ihrem kleinen Munde. Daran ist nicht zu denken. Es ist die Frage, ob ich mich nicht an Ihnen versündigt habe, wenn ich Ihnen so oft vorgesagt, daß Sie liebenswürdig sind, und daß Ihnen Ihre Schönheit nicht nur ein Recht auf die Herzen der Mannspersonen, sondern zugleich die Verbindlichkeit gegeben habe, ihre zärtlichen Liebhaber nicht umsonst seufzen zu lassen.

Wenn Ihnen dieser Anfang meines Briefes etwas ungezogen und unartig zu seyn scheint; So lesen Sie um des Himmels willen nicht weiter; Sie müßten sich denn entschliessen, mir alle die unangenehmen und verdrießlichen Wahrheiten zu vergeben, die ich Ihnen in der Folge dessel-

*) Bremische Beyträge zum Vergnügen des Verst. und Witzes III. B. S. 67.

desselben noch sagen werde. Ich glaube wohl, daß Sie gar nicht wissen, wie Sie mit mir daran sind. Sie werden aber alles verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Philosoph geworden bin. Sie wissen schon, daß mir dieser Name die Verbindlichkeit auflegt, alles zu vermeiden, was unphilosophische Köpfe, und insonderheit Frauenzimmer, artig oder galant nennen.

Ich habe bey dem itzigen schlimmen Wetter, da ich auf dem Lande bin, vor langer Weile den Weltweisen des vorigen Jahrhunderts hervorgesucht, über dessen Moral wir so oft mit einander gelacht haben. Wir haben dieses schwer zu verantworten, meine gute Chloe! Es mag so lächerlich seyn, wie es will, wenn er uns vor der Schönheit so ängstlich warnet, als ob er einen Menschen zurück halten wollte, der sich ins Wasser stürzen will, und wenn er uns um alles in der Welt, ja um unsre eigene Wohlfarth bittet, nicht zu lieben: Dieses alles hindert gar nicht, daß er nicht Recht haben sollte. Ich habe seine Gründe überlegt, und von dem Augenblicke an mich entschlossen, schöne Chloe, Sie nicht mehr zu lieben. Denn lieber will

ich gar nicht lieben, als mich nach den Regeln dieses Moralisten einschränken, welche meine Empfindung doch wirklich um die Hälfte ihres Vergnügens bringen. Ich beleidige Sie durch dieses Geständniß in der That nicht; ich habe Sie vielmehr bisher beleidigt. Vergeben Sie mir dieses. Ich will es Ihnen wieder vergeben, daß Sie mich geliebt haben. Setzen Sie nur dieses Verbrechen nicht fort, und rotten Sie von diesem Augenblicke an alle Neigung zu mir bis auf die Wurzel aus.

Da sehen Sie, wie viel Gewalt die Philosophie über ein Herz haben kann! Ich muß Sie so gar um dasjenige bitten, welches mir sonst schmerzhafter gewesen wäre, als der Verlust alles dessen, was mir angenehm ist. Aber freylich weis ich mir und Ihnen nicht anders zu helfen. Bin ich wohl bisher so philosophisch gewesen, daß ich an Ihnen nur Ihre Tugend bewundert hätte, und für alle Reizungen Ihrer Schönheit unempfindlich geblieben wäre? So lange ich dieses nicht beweisen kann: So lange bleibt mir freylich der Vorwurf einer Liebe, die dem Weisen nicht anständig ist. Zwar die Macht Ihrer Tugend über mein Herz ist grösser gewesen,

sen, als sich unsre Moralisten einbilden mögen. Sie hat Ihnen bey mir Hochachtung erworben, und meine Neigung ungleich stärker, und viel beständiger gemacht. Unterdessen verstattet mir doch mein Gewissen nicht, mich zu rühmen, daß ich für Ihre übrigen Annehmlichkeiten Gleichgültigkeit genug gehabt hätte. Und das ist es eben, was ich itzt beklage, das ist es, was unsre Liebe verwerflich macht.

Ich habe bisher Dinge an Ihnen bewundert, die Sie ihrem Fleisse nicht zuschreiben können, und die Ihnen folglich keinen eigentlichen Werth beylegen. Haben Sie was darzu beygetragen, daß Sie schön sind, oder haben Sie es durch Fleiß und Nachsinnen zuwege gebracht, daß Ihre Augen so feurig, und Ihre Wangen so blühend sind? Wenn Sie dieses nicht im Ernst behaupten: So erwarten Sie gar nicht, daß ein Philosoph Sie hochschätze. Sie wissen wohl, die meisten von diesen Leuten würden gar nichts seyn, wenn sie nicht fleißig wären, und Sie können es ihnen also nicht übel nehmen, daß sie durch nichts gerühret werden, welches seinen Besitzer nicht so blaß, krank, und traurig gemacht hat, als sie selbst sind.

Sie

Sie werden hierüber ohne Zweifel lachen; und zu einer ieden andern Zeit wäre ich selbst der erste gewesen, der darüber gelacht hätte. Glauben denn diese dunkeln Köpfe, würde ich gesagt haben, daß eine schöne Gegend durch ihr eignes Verdienst so reizend geworden, und daß die Rose es durch Schlüsse herausgebracht habe, daß sie sich diese Gestalt geben, und sich in diese Farbe kleiden müße, wenn sie unter den Blumen herrschen, und die Augen der Menschen an sich ziehen wolle? Oder wollen sie uns bereden, daß eine schöne Gegend keinen Vorzug vor einer traurigen Wüste habe, und daß es einem Weisen schimpflich sey, sich die Pracht der Rosen gefallen zu lassen? So würde ich gesagt haben, wenn mir der erst erwähnte Moralist nicht gesündre Grundsätze beygebracht hätte. Es ist ja gar keine Kunst an einem solchen gelehrten Manne seinen Witz zu versuchen, der freylich durch sein tiefsinniges Nachdenken mehr herausbringen muß, als hundert andre fassen können. Spotten kann man wohl über ihn, da er es für zu geringe hält, darauf zu antworten. Aber setzen Sie ihm einmal, wenn Sie können, ernsthafte Gründe entgegen, Gründe, die desto

mehr

mehr beweisen, je weniger sie ein jeglicher faßt. Dann wollen wir sehen, ob er nicht wieder Gründe vorbringt, deren Beweis so gelehrt ist, daß Sie ihm denselben gern schenken werden.

Ich habe einige derselben aus unserm Moralisten gesammlet, und ich gebe sie Ihnen hier in einer poetischen Einkleidung, damit sie bey Ihrem unphilosophischen Verstande desto leichter Gehör finden. Sonst hätte ich freylich ihre Würde durch das Spielwerk der Dichtkunst nicht entehren dürfen. Allein, ich hoffe dem ohngeachtet, mein Beweis ist so bündig, daß er nicht überzeugender seyn kann. Und ich habe, meines Erachtens, mehr Ursache gehabt, ihn mit dem gewöhnlichen Siegsgeschrey zu beschliessen, als die Elster des Herrn Gellerts, welche dem Fuchs aus triftigen Gründen darthun wollte, daß er fünf Beine hätte, oder als unsre grosse demonstrirende Welt, von welcher die Elster und ich es gelernt haben.

Ich darf es freylich der Welt nicht verschweigen, daß diese Gedanken nicht mein sind; gesetzt auch, daß ich keine andere Ursache dazu hätte, als die Furcht, durch meine neuen Meynun-

nungen lächerlich zu werden. Unterdessen werde ich auch den Weltweisen nicht nennen, aus dem ich sie geschöpft habe. Es möchte sonst scheinen, als suchte ich ihnen erst durch den Namen dieses Mannes, der schon zu unsrer Väter Zeiten berühmt gewesen, das rechte Gewicht zu geben.

Wenn ich weis, daß Sie meiner Meynung sind: so werde ich nicht unterlassen, Sie zu besuchen; denn eher darf ich es freylich nicht wagen. Ein einziger Blick von Ihren verführerischen Augen würde meine ganze neue Sittenlehre über den Haufen werfen. Aber wie lehrreich wird sodann dieser Besuch nicht seyn! Ich werde Sie gewiß durch keine unangenehme Fragen, ob Ihr Herz auch wanken wird, böse machen. Ich werde Ihnen auch nicht durch die geringste Schmeicheley eine Röthe abjagen, oder artige Antworten von Ihnen erwarten. An statt dessen werde ich Ihnen die Thorheit und Raserey der Liebe von allen Seiten, wo sie am lächerlichsten ist, vorstellen. Ich werde Ihnen sagen, daß eine Zeit kömmt, wo Ihre Schönheit verblühet, und Ihre Wangen verwelken. Aber nicht etwan deswegen, damit Sie sich

Ihren

Ihren Lenz zu Nutze machen, ehe er verschwindet, sondern nur darum, damit Sie beyzeiten etwas anders lernen, als zu gefallen. Wenn ich Sie über dem Herrn von Hagedorn oder einem andern von denen Poeten antreffe, welche itzt die Jugend verführen, und das Alter ärgern: So werde ich Sie bitten, an dessen statt die Moral meines allertheuresten Lehrers zur Hand zu nehmen.

Noch eins, schöne Chloe! Lesen Sie, um des Himmels willen, nicht mehr die eitlen Franzosen, wenn es Ihnen anders mit Ihrer Verbesserung ein Ernst ist, und wenn Sie sich nicht völlig um die guten Grundsätze bringen wollen, deren Ihre Sele noch fähig ist. Diese windigen und seichten Gelehrten haben in der Moral schon entsetzlichen Schaden angerichtet, und Sie können nichts von ihnen lernen, als Muthwillen und Eitelkeit. Tanzen und spielen sollen Sie auch nicht mehr, wenn Sie mir folgen wollen. Und ich werde Ihnen noch manchen guten Rath geben, wenn Sie sich willig finden lassen, ihn anzunehmen.

Leben Sie wohl. So gern ich auch, nach meiner Gewohnheit, diesen Brief mit einigen

zärt-

zärtlichen Liebesversicherungen beschlösse, die mir noch immer wider meinen Willen entwischen wollen: So wenig verstattet mir dieses mein itziger Charakter. Halten Sie mich also für nichts weiter, als für

Ihren

aufrichtigen Freund,
Damon.

Drey und dreyßigster Brief.

Sie erinnern mich, Madam, daß ich Ihnen die Liebesgeschichte des Abelards und der Heloisse versprochen habe, die ich neulich nicht erzählen konnte, als wir durch den unzeitigen Besuch gestöhrt wurden. Ich will mehr thun, als Sie verlangen; ich will Ihnen zugleich einen Brief der Heloisse an Abelarden mittheilen, den einer von meinen Freunden aus dem schönen Latein des Originals, nach dem Beyspiele des Grafen von Bussy, übersetzet hat. Werden Sie sich nicht wundern, daß die Leute schon vor sechs hundert Jahren so zärtlich, und so fein geschrieben haben? Das macht, sie lieb-

ten

ten damals so schöne, wie wir jetzo, und sie hatten vielleicht noch den Vorzug, daß sie mehr ihre Empfindungen durften reden lassen, als den Witz. Erst muß ich Ihnen sagen, Madam, daß Abelard ein Mann war, der ohngefehr im Jahre 1140. unter der Regierung **Ludwigs des Jungen** in Frankreich lebte, und sowohl durch seinen Verstand als durch seine Schicksale berühmt ward. Heloisse war ein vornehmes Frauenzimmer; es war nichts schöners, als ihre Gestalt und ihr Verstand. Sie war erst funfzehn Jahr alt, als ihre Verwandten, die nichts an ihrer Erziehung spaareten, sie dem Abelard, dem artigsten und geschicktesten Manne seiner Zeit, zur Unterrichtung gaben. Er verliebte sich in sie, so bald er sie nur sahe, und seufzte nicht lange vergebens. Fulbert, so hieß der Onkel der Heloisse, ein Domher zu Paris, und der den Abelard sehr liebte, kam bald hinter das Verständnis unserer Verliebten, und sahe mit Betrübnis, daß Heloisse die Lectionen der Zärtlichkeit besser begriff, als der Philosophie. Er hielt dieses Uebel für eine Beleydigung, und entschloß sich zur Rache. Abelard traute ihm wenig, und um den Widerwärtigkeiten vorzubeugen, die ihm droheten,

so gieng er es mit Beyfall des Onkels ein, die Heloisse insgeheim zu heirathen, ohngeachtet er sich der Kirche gewidmet hatte. Doch hiemit war Fulbert nur zum Schein besänftigt. Rathen Sie wohl, was er that? Er brachte einen Bedienten des Abelards auf seine Seite, um einen Menschen in das Zimmer seines schlafenden Herrn einzulassen, der mit dem Schermesser in der Hand ihn zwar nicht tödtete, aber ihn wegen seines Verbrechens strafte, und ihn in den Zustand setzte, es nicht weiter zu begehen. Die That blieb nicht ungestrafet. Abelard fieng mit Fulbert einen Proceß an, der durch das Urtheil alle seine Güter verlohr. Der Mensch, den er zum Werkzeuge gebraucht hatte, ward verurtheilet, die Augen zu verlieren, und durch die Hand des Henkers eben die Marter auszustehen, die er Abelarden hatte ausstehen lassen. Der Philosoph nahm solche Maasregeln, die dem Stande gemäß waren, darinn man ihn gesetzt hatte. Er gieng unter die Mönche, und brachte Heloissen dahin, daß sie sich in ein Kloster begab; ja er nöthigte sie sogar, entweder aus Liebe oder aus Gleichgültigkeit, den Schleyer anzunehmen, ehe er sich noch selbst entschlossen

hatte,

hatte, das Gelübde zu thun. Er auf seiner Seite, erklärte den Mönchen zu St. Denis die Apostelgeschichte, und behauptete, aus Irrthum oder aus Schalkheit, daß der heil. Dionysius der Areopagite, niemals nach Frankreich gekommen wäre. Damals war es gefährlich, Meynungen zu haben, die wider den Eigennutz der Mönche stritten: sie empörten sich auch alle wider ihn; und Abelard, welcher eben so wenig widerrufen wollte, als er so vielen Feinden widerstehen konnte, ward gezwungen, sich in eine wüste Einöde nahe bey Nogent in Champagne zu begeben. Seine widrigen Schicksale machten ihn berühmt. Die Gelehrten suchten ihn; man fand ihn, und er ward genöthiget, das Lehramt anzunehmen, welches er so glücklich verwaltete, daß er in kurzer Zeit ein grosses Vermögen sammlete, wovon er eine Kapelle nebst einem Hause, unter dem Namen Paraklet, bauen ließ. Kaum hatte er sich in seiner Einöde eingerichtet, als man ihn anklagte, daß er allerhand Ränke spielte; er ward dadurch gezwungen wegzugehen, um sich zu rechtfertigen, und bat sich von dem Bischoff zu Troyes die Erlaubniß aus, daselbst

eine Klostergemeine von Frauenzimmern aufrichten zu dürfen: Er erhielt sie, und ernannte die Heloisse zur Vorsteherin dieses Klosters. Als er sie eingeführet hatte, begab er sich weg. Während seiner Abwesenheit schrieb er oft an einen seiner Freunde ohnweit dem Paraklet. Einer von seinen Briefen fiel einst der Heloisse in die Hände; die ihrem Geschlechte eigene Neugierigkeit machte, daß sie ihn aufbrach und las. Der Schmerz, einen Brief von ihrem Liebhaber zu sehen, der nicht an sie gerichtet war, zwang sie, folgenden Brief an ihn zu schreiben:

Heloisse an Abelard.

Vor einiger Zeit hat man mir ganz von ohngefehr einen Brief gebracht, den ihr an einen eurer Freunde geschrieben habt. Weil ich eure Hand erkannte, so erbrach ich ihn: ich schmeichelte mir, diese That zu entschuldigen, bloß mit dem Rechte, welches ich über alle eure Sachen haben soll. Allein meine Neubegier hat mir Thränen genug gekostet, da ich in diesem Briefe nichts als eine weitläuftige Abschil-

schilderung unserer Begebenheiten fand. Diese Vorstellungen quälten mich erschrecklich: Es kam mir sehr unnöthig vor, mit eurem Freunde so aufrichtig von unserm Unglücke zu reden, da ihr ihn doch nur wegen eines sehr erträglichen Unfalls trösten wolltet. Was machte ich hier nicht für Ueberlegungen?

Die Zeit fieng schon an die Erinnerung unserer Unglücksfälle bey mir auszulöschen, allein da ich sie von eurer Hand aufgezeichnet las, so empfand ich den Schmerz mehr als jemals in seiner völligen Grösse. Ich stellete mir euer um meinethalben erlittenes Unglück auf das lebhafteste vor, wie viel euer Geist euch Feinde und Neider zuzöge, ich betrachtete das beständige Gefängnis, womit man euch dräuete, Dinge zu bestrafen, die ihr nicht einmal eingestehet: Mein Gedächtnis war mir auch nicht soweit untreu, daß es mich im geringsten in der Vorstellung unsers Elendes täuschte. Die Verfolgung, welche euch jene beyden Männer auf der Versammlung zu Rheims erwecket haben, wurde keinesweges vergessen, eben so wenig wie das Aergerniß, dessen man euch durch den Nahmen Paraklet

raklet beschuldigen wollte, den ihr diesem Hause begelegt habt, und die Verfolgung der Mönche, die ihr nunmehr mit dem Nahmen eurer Brüder beehret.

Die Erzählung, die ihr hievon eurem Freunde thut, ist so lebhaft und so natürlich geschrieben, daß ich vor Schmerz und Betrübnis zu sterben dachte. Ich würde das Vergnügen gehabt haben euch euren Brief mit meinen Thränen benetzt wieder zurück zu schicken, wenn er mir nicht ein wenig zu früh wäre wieder abgefordert worden. Er hinterließ mich sehr bewegt, und ich gestehe es, daß er bey mir alle Bewegungen meines Hasses gegen unsere Feinde wieder erwecket hat. Da die Zeit, die sonst alles zu ändern pflegt, nichts destoweniger von ihrem Hasse gegen euch nichts nachgelassen, und eure Tugend täglich verfolgt wird, so habe ich mich entschlossen, unser Unglück in allen Sprachen gemein zu machen, um die ungerechte Welt, die euch nicht erkannt hat, zu beschämen. Ich will nichts verschonen, weil ihr von keinem seyd verschonet worden, und ich will euch so vieles Mitleyden zuziehen, daß keiner anders als mit

Thränen

Thränen von meinem geliebten Abelard reden soll. Ich, die ich nichts als euer Unglück empfinde, ich sage euch nichts von meinem Zustande, darinn ich mich aus Liebe zu euch befinde: Verlassen, betrübt, und ohne Trost (denn ich kann von keinem andern, als euch, Trost annehmen) empfange ich nicht einmal von euch einige Nachricht. Schlaget mir doch zum wenigsten eure Hülfe nicht ab, ich beschwöre euch deswegen, und erzählet mir alles aufrichtig, was euch angeht, es mag so schmerzhaft seyn wie es will. Wenn es wahr ist, daß ein getheilter Schmerz leichter zu ertragen sey, so werdet ihr einigen Trost empfinden, wenn ihr mir die eurigen erzählet. Entschuldiget euch nur nicht damit, daß ihr meine Thränen schonen wollet, euer Stillschweigen kostet mir derselben eben so viel, als mir die Erzählung eures Unglücks kosten würde. Wenn ihr aber mit eurem Schreiben so lange verziehen wolltet, bis ihr mir angenehme Sachen zu berichten hättet, so fürchte ich, würdet ihr gar zu lange warten müssen. Glück und Tugend sind selten beysammen. Wenn ihr weniger tugendhaft wäret, so würdet ihr vielleicht glücklicher seyn. Gönnet mir also das Vergnügen,

von euch Briefe zu empfangen, ohne ein Wunder des Glücks abzuwarten. Dieses ist die einzige Freude, deren ich in eurer Abwesenheit fähig bin, dieses ist die Freude, die selbst den Seneka rührte (den ihr mich lesen lasset), so ein großer Weltweiser er auch war, wann er von seinem Lucil Briefe empfieng. In der Erwartung, daß ihr mir bald ein ähnliches Vergnügen macht, beschäftige ich mich mit der Betrachtung eures Bildes; ich achte es nicht, wenn ich euch sehe, eure Abwesenheit aber macht es mir nur angenehmer. Allein, wenn ein blosses Gemählde so viel Vergnügen macht, was müssen die Briefe nicht für Freude erwecken, sie, welche das Feuer unserer Begierden erwecken und unterhalten. Eine so unschuldige Belustigung ist uns nicht untersagt: Laßt uns durch unsere Saumseligkeit nicht noch den einzigen Trost verlieren, der uns noch übrig geblieben ist. Ich werde in euren Briefen lesen, daß ihr mein Gemahl seyd, und in den meinigen werde ich mit euch als eure Frau reden; denn ohngeachtet eures Unglücks, werdet ihr mir dennoch alles seyn. Die Briefe sind bloß zum Trost derjenigen Personen erfunden worden, die so eingeschlossen

leben

leben müssen, wie ich. Die eurigen werde ich täglich bey mir tragen; ich werde sie unaufhörlich küssen; allein ich will nicht, daß sie euch Mühe verursachen. Schreibet mir nur ohne Kunst, mit Nachläßigkeit, lasset euer Herz mit mir reden und nicht euren Witz. Ich kann nicht länger leben, wenn ihr mich nicht eurer Liebe versichert. Diese Sprache muß euch schon so gewöhnlich seyn, daß ich nicht glaube, daß ihr eine andere gegen mich führen könnet. Zudem, so ist es sehr billig, daß ihr durch ein neues Zeichen eurer Liebe die Wunden wieder heilet, die ihr mir durch die Erzählung eures Unglücks wieder eröfnet. Ich sage euch dieses nicht, um euch das unschuldige Kunststück zu verweisen, dessen ihr euch zum Troste eures Freundes bedienet, indem ihr ein Elend mit einem größeren in Vergleichung gestellet habt. Das Mitleyden ist sinnreich; und ich lobe euch deßwegen; allein ihr seyd mir noch etwas mehr schuldig als eurem Freunde. Man nennt uns eure Schwester, und wir geben uns den Nahmen eurer Töchter; und wenn die Natur noch zärtlichere Benennungen hätte, so würden wir uns deren bedienen, um euch dasjenige zu bezeugen, was wir euch sind, und

euch der Pflicht zu erinnern, die ihr uns schuldig seyd. Was uns betrifft, wenn wir auch undankbar genug seyn sollten, die Erkänntlichkeit zu vergessen, die euch gebühret, so würde uns doch dieses Haus, diese Altäre, diese Kirche genugsam daran erinnern. Ihr seyd es, der diesen Ort geheiliget hat, welcher nur durch Mord und Rauberey bekannt war, und der aus dieser Mördergrube ein Bethaus gemacht hat. Diese Klöster haben den öffentlichen Allmosen nichts zu danken. Der Wucher und die Busse der Zöllner haben uns nicht bereichert. Ihr allein habt uns alles gegeben, und von euch allein hat dieser Plan seinen Anfang, und alles was er hat. Obschon die Gnade des Berufs durch das Gelübde und die Einschließung sicher zu seyn scheinet: Ob gleich die spitzigen Gitter alle Zugänge zu uns hemmen; so wird doch dieser Saame Adams, der so unmerklicher Weise sich unsern Herzen nahet, desselbe verderben, wenn ihr uns nicht durch euren Rath helfet, es zu erhalten. Ich weiß wohl, daß ihr nicht müßig seyd, aber ihr arbeitet nicht für uns. Ihr werfet die Reichthümer der Kirchen vor die Säue, und versäumet unterdessen unschuldige Schäflein,

lein, die euch bis auf die Spitzen der Berge nachfolgen würden. Allein ich bemerke, daß ich mich nicht einmal unterstehe, allein in meinem Nahmen mit euch zu reden: Unterdessen muß ich noch andere Dinge und noch andere Thränen anwenden euch zu rühren?

Augustin, Tertullian, Hieronymus haben an die Paula, Eudoxia und Menalia geschrieben. Wenn ihr diese Nahmen leset, vergesset ihr denn des meinigen? Müsset ihr mich nicht mit dem heiligen Hieronymus bilden, mit dem Tertullian die Strenge predigen, und mit dem heiligen Augustin von Gnade reden? Eure Wissenschaft muß vor mich kein unfruchtbares Gut seyn. Wenn ihr an mich schreibet, so werdet ihr an eure Gemahlinn schreiben. Die Einsegnung der Kirche hat unsern Umgang geheiliget. Ihr könnt mich sogar ohne Gefahr sehen, wenn unsere Gelübde keine Verhinderung an unsern Vergnügen seyn sollten. Fliehet mich also nicht weiter, erhöret meine Seufzer; seyd ein Zeuge davon, da ihr die Ursache davon seyd!

Ich bin hier nach den Gründen der Vernunft; helfet mich überreden, daß ich hier auch

nach

nach den Regeln der Tugend bleibe. Ach! wenn ihr euch noch erinnert, (vergist man es aber auch wohl, wenn man geliebt ist?) wie ich die Tage hinbrachte euch zu erwarten, mit was vor einem Vergnügen ich mich aller Welt entzog, um an euch zu schreiben; was mir ein jedes Briefgen vor Unruhe verursachete, ehe ihr es empfangen hattet; was ich vor List und Behutsamkeit anwendete, euch zu sehen! Diese Abschilderung macht euch bestürzt: Ihr fürchtet die Folgen davon zu vernehmen; allein diese Erzählung tröstet mich, ich erröthe nicht darüber; und weil meine Zärtlichkeit gegen euch keine Gränzen hat, so will ich auch dem Vergnügen, davon zu reden, keine setzen. Ich habe mich selbst gehast, um euch eine desto stärkere Liebe zu zeigen. Ich bin hieher gekommen, mich ins Verderben zu stürzen, um euch in Ruhe leben zu lassen.

Das Laster hegt dergleichen Empfindungen nicht. Wenn man sinnlich liebt, so liebt man gewiß keinen Todten. Mein Onkel hat geglaubt, daß ich denen andern Frauenzimmern gleich, nichts als euer Geschlecht liebte; allein er hat sich in seiner Muthmassung betrogen, da

er

er es euch genommen; und ich räche mich an ihm, indem ich euch meine ganze Zärtlichkeit erhalte. Ihr wißt es selbsten, daß in der Zeit, da unsere Liebe noch nicht so rein seyn konnte, ich niemals das Männliche in euch geliebt habe. Wie viel Widerstand habe ich euch nicht gegen die Ehe bezeuget, ohngeachtet ich wuste, daß der Name einer Ehefrau prächtig unter den Leuten, und heilig in der Religion wäre? Ich fand mehrere Reizungen den Namen eurer Geliebten zu führen. Die Ketten der Ehe erfordern eine so nothwendige Verbindung, die nur den Ruhm der Liebe benimmt, den ich mir doch erhalten wollte. Alle diese zarten Empfindungen habt ihr bemerket, ich sehe es selbst aus dem Briefe, den ihr an euren Freund schreibet, daß ihr euch noch mit Vergnügen dessen erinnert, und daß ihr es keinesweges vergessen habt, wie ungereimt ich dergleichen Arten von Verbindungen fand, die nichts als der Tod trennen kann, und die aus der Liebe eine Pflicht machen. Wie oft habe ich euch nicht bezeuget, daß es mir viel angenehmer wäre, mit dem Abelard wie seine Geliebte zu leben, als eine Käyserin mit August zu seyn,

und

und daß ich mehr Reiz darinn finde, euch zu gehorchen, als den Herrn der Welt unter meine Gesetze gebeugt zu sehen. Die wahre Zärtlichkeit unterscheidet von dem Liebhaber alles, was er nicht selbst ist: Sie suchet weder Ehre noch Glück: Ich bin feste überzeugt, daß wenn hienieden ja einige Glückseligkeit zu hoffen ist, dieselbe nur in der Vereinigung zweyer Herzen bestehe, die eine verborgene Regung mit einander verbindet, und daß nur das Verdienst und die vereinigte Liebe glücklich machen. Sie haben alsdenn nichts Leeres in ihren Herzen, alle Begierden desselben sind ruhig, weil sie vergnügt sind. Wir sind auch unter dieser Anzahl gewesen: Wir lebten vergnügt, weil wir eines von dem andern eingenommen waren: Euer Ruf machte meiner Wahl Ehre. Es ist keine Provinz, wo man euch nicht verlangt hat. Man hat euch niemalen ohne Schmerz verlassen können; man machte sich ein rechtes Vergnügen daraus, wenn man sagen konnte: Ich habe Abelarden gesehen. Die ernsthaftesten Frauenzimmer würden gegen euch nicht grausam gewesen seyn, wenn ihr sie hättet verführen wollen. Was hatte

man

man vor Mittel übrig, sich in acht zu nehmen, daß man von eurer Art, von eurem Anstande, von eurem lebhaften Witze, von euren spielenden Augen und von der Annehmlichkeit eures Umganges nicht sollte gerühret werden? Euer ganzes Wesen erhebt euch. Ihr seyd ganz unterschieden von denen Gelehrten, welche ausser der Kunst zu gefallen, alles wissen: Die Wissenschaft selbst ist bey euch liebenswürdig, und erwecket ein Verlangen, sie auch zu besitzen. Mit was für leichter Mühe verfertigtet ihr nicht die schönsten Gedichte? Kein Mensch scherzet so wie ihr: Es ist niemand in der Welt, der so angenehm schmeicheln kann als ihr: Diese artige Rose soll der Nachwelt ein Beyspiel und ein Muster davon seyn. Alles was von euch kömmt, bis auf die kleinsten Lieder, ist voller Reiz. Wie viel Nebenbuhlerinnen machten mir nicht diese Artigkeiten? Wie viele habe ich nicht selbst gekannt, die sich aus blosser Eigenliebe nach einem einzigen eurer Besuche einbildeten, sie wären die Schönen, die ihr besänget? Aber wo sind die Zeiten, von denen ich rede? Ich beweine itzo meinen Liebhaber, und meine entflohene Freude. Ihr, die ihr ehemals auf mein Glück eifersüchtig gewesen seyd, vernehmen

nehmet itzo, daß derjenige, den ihr mir misgönnet, weder für euch noch für mich mehr übrig sey! Meine Liebe hat sein Verbrechen, seine Strafe, und meine Verzweifelung verursachet. Der rachgierige Zorn meiner Anverwandten hat unsere Ruhe zu einer Zeit unterbrochen, da wir auf nichts anders gedachten, als uns zu lieben und uns zu gefallen. Wenn das ein Verbrechen ist, auf eine solche Art zu leben, so liebe ich die Verbrechen, und ich bin wider meinen Willen unschuldig. Wenn ich zu der Zeit bey euch gewesen wäre, da man euch in die betrübten Umstände gesetzet hat, darinn ihr euch befindet; so würde ich euch mit Gefahr meines Lebens vertheydiget haben; allein wir wollen nicht weiter davon reden. Man kann auch im Schweigen beredt seyn, nämlich zu einer Zeit, da unser Unglück alle Ausdrücke übersteigt. Sagt mir doch nur, warum ihr mich seit der Zeit meines Nonnenstandes so vergessen habt, da ihr doch wisset, daß ich keinen andern Beruf dazu gehabt habe, als die Begierde euch zu gefallen, und euch vielen Schmerz zu ersparen? Da ich keine andere Einwilligung als wie die eurige hatte? Woher kommt bey

euch

euch diese Kaltsinnigkeit? Sollte auch wohl die Uebermaaße meiner Zärtlichkeit, welche euren Begierden nichts mehr zu wünschen überläßt, euer Feuer verlöscht haben? Eine traurige Erfahrung überzeugt mich nunmehro, daß man diejenigen fliehet, denen man gar zu viel Verbindlichkeit schuldig ist, und daß die überhäuften Wohlthaten uns, an statt der Erkenntlichkeit, die Verachtung der Leute zuziehen. Ich habe mein Herz viel zu schlecht vertheidiget, ihr habt es ohne Mühe eingenommen, ihr gebt es auf eben die Art wieder zurück, Undankbarer! Allein ich willige noch nicht darein: Denn ob ich hier schon keinen Willen haben darf, so habe ich doch wider meinen Willen, die Begierde von euch geliebt zu seyn und euch bis in meinen Tod zu lieben, beybehalten. Da ich meine Gelübde ablegte, so hatte ich ein Briefgen von euch bey mir, darinn ihr mir schwuret mir beständig getreu zu seyn: Auf die Art habe ich euer Herz zugleich mit dem meinigen GOtt dargeboten, und ich habe ihm geschworen, eher zu sterben, als euch nicht mehr zu lieben.

Duldet doch zum wenigsten meine Leydenschaft, als eine Rache, von der ihr euch nicht befreyen

 könnt.

könnt. Mein GOtt! welch eine Niederträchtigkeit, so zu reden. Ich darf an nichts als an GOtt denken, und rede beständig von einem Manne. Ihr zwingt mich dazu, Grausamer! Warum liebt ihr mich nicht mehr? Warum betrügt ihr mich nicht zum wenigsten damit? Ihr würdiget mich nicht einmal, mir ein einziges Mittel zu lassen euch zu entschuldigen. Wie? Könnt ihr euch wohl entschliessen mich niemalen zu sehen. Ach! schreibt mir doch einigemal. Betrügt euch darinnen nicht: Eure Eydschwüre haben euch mir zu eigen ergeben, und ich habe kein ander Gelübde gethan, als beständig die eurige zu seyn. Nichts in der Welt muß unsere Herzen trennen. Ich habe mich eingeschloßen, weil ihr es so gewollt habt. Dies ist mein ganzer Beruf: Ihr wisset es wohl, und inzwischen ist eure Kaltsinnigkeit doch nur die einzige Belohnung meiner Gefangenschaft. Ich muß mich unter den Verlobten GOttes schämen, daß ich einzige die Magd eines Menschen bin. Ich bin das Haupt einer ganzen Communität, ich sollte ihnen mit guten Exempeln vorgehen, und ich bin einzig und allein dem Abelard gewidmet. Welch ein Aergerniß! Erleuchte mich doch, allmächtiger GOtt!

Macht

Macht es deine Gnade, daß ich so rede, oder ist es die Verzweifelung, die mir diese Betrachtungen entreißt? Mitten durch das Feuer, das mich verzehret, betrachte ich mich zuweilen als eine Sünderin, die ihre Sünden beweinen müste, und ich Elende, ich beweine nichts wie meinen Liebhaber. Ich erinnere mich alle Augenblicke meiner vorigen Sünden; allein es gereuet mich nicht, daß ich sie begangen habe, sondern daß ich sie nicht mehr begehen kann. Zu was vor Unordnungen bringt ihr mich nicht, Abelard? Ich bekenne euch meine Schwachheiten; ich verweise euch eure Härte; ich weiß nicht mehr was ich sage, die Uebermaaß meiner Liebe reißt mich dahin, ich kann mich nicht länger zurückhalten. Ach! wie hart ist es nicht, geliebter Abelard, eine so lange Gewohnheit im Lieben zu bestreiten! In diesem Augenblick fühle ich die Empfindungen der Frömmigkeit, die mir GOtt einbläßt; in dem folgenden Augenblicke aber erfüllet sich meine Einbildungskraft schon mit alle dem, was die Zärtlichkeit angenehmes hat, und denn überlasse ich mich diesen Gedanken. Heute sage ich euch alles, was ich euch gestern gar nicht sagen wollte. Bisweilen will ich euch gar nicht mehr lieben,

allein die Liebe rächet sich recht grausam an mir wegen dieses Vorhabens, indem sie die Marter der Liebe verdoppelt, und mich bey nahe für euch sterben läßt. Um GOttes willen, helfet mich doch von meiner Liebe heilen, so wie ihr von der eurigen geheilet seyd. Tröstet mich doch als mein Liebster, als mein Gemahl, oder als mein Vater. Sollten euch diese Nahmen nicht aus Liebe, nicht aus Religion bewegen? Kommt und bemüheit euch meine Leydenschaft zu ersticken, und mich in meinen guten Vorsätzen zu unterstützen. Verhindert mich doch, daß ich meinen Beruf nicht länger entheilige: Wir wollen uns unter die Vorsehung GOttes demüthigen, die sich aller Sachen zu unserer Rechtfertigung bedienet, und die uns durch eine Wirkung der ewigen Gnade öfters wider unsern Willen reiniget, indem sie uns die Augen öfnet, und uns zur Erkenntniß unsers Elendes bringet.

Hier glaubte ich meinen Brief zu endigen, allein mein Herz ist noch nicht vergnügt. Da ihr euch dazu verbandet, mich GOtt zu widmen, versprachet ihr mir, an eurer Seite eben das zu thun: Inzwischen habt ihr mir nicht Wort gehalten. Wenn meine Tugend und mein Geschlecht euch abhielten, mich

in

in der Welt zu lassen, so müste euch doch mein Leben, meine Treue und mein Herz, welches ihr doch kennen müsset, von aller Furcht befreyen. Ich gestehe es, euer Mißtrauen rührte mich empfindlich. Wie! sagte ich bey mir selbst, Abelard traute mir sonst auf das erste Wort, und itzo müssen erst Altäre und Gelübde angewandt werden, um ihn meiner Treue zu versichern! Ihr brauchtet mir nur Gesetze vorzuschreiben, ohne mich einzuschließen. Habt ihr denn wohl geglaubt, daß ihr im Laster besser befehlen könntet, als in der Ausübung der Tugend? Alles, was von euch kömmt, hat gewisse Reizungen für mich, und nichts würde mir schwer gewesen seyn, unter euren Befehlen und unter eurer Anführung zu vollführen. Ihr seyd weit mehr in Gefahr, da ihr mich allein lasset. Ich bin zu schwach, wenn ich alleine bin, und ich liebe euch itzo mehr als ich jemals gethan habe. Dieses muß mich zum wenigsten überzeugen, daß meine Liebe rein gewesen ist. Wenn ich damals die Wollust geliebt hätte, als man so grausam mit euch verfuhr, so war ich ja nicht älter als zwanzig Jahr. Ich konnte Vergnügen haben, und andere auch vergnügen,

wenn ich zu einem andern Vergnügen wäre fähig gewesen, als zu dem, welches ich in der Liebe gegen euch fand. Ich verachtete alles in der Welt mit Freuden, Reichthum, Ehre und alles, bis auf euch, mein liebster Abelard. Lasset mich doch hoffen, daß ich nicht ganz vergessen bin! Ich beschwöre euch bey den Banden, die ich hier trage, daß ihr doch kommet und mir ihr Gewicht erleichtert; Ich werde sie sehr leicht finden, wenn ihr sie mir tragen helfet. Ihr werdet mir die Grundsätze einer heiligen Liebe einflößen. Ist es nicht billig, daß ihr mein Glück mit mir theilet, da ihr mich erst in den Hafen der Gnade eingeführet habt? Wir wollen nur andere Vorwürfe wählen, ohne unser Herz zu verändern: Wir wollen unsere Seelen bis zu GOtt hinauf schwingen: Wir wollen keine andere Freude suchen, als in seiner Ehre. Ich erwarte dieses von seiner Barmherzigkeit. Er hat besondere Rechte über die Herzen der grossen Leute. Er entführet sie, so bald er sie rühret; bis dahin gedenket doch an mich. Erinnert euch meiner Zärtlichkeit und meiner Treue. Liebet mich als eure Liebste, und hegt für mich die Zärtlichkeit eines Vaters, eines Bruders

und

und eines Gemahls. Gedenket, daß ich euch bis aufs äusserste liebe, ob ich schon öfters wider diese Liebe streite. Aber welch eine Lästerung! Euch nicht mehr lieben? Ich zittre recht davor, und ich habe bald Lust, das Wort wieder auszustreichen. Endlich schliesse ich diesen langen Brief, mein liebster Abelard, indem ich euch das letzte Lebewohl sage.

Vier und dreyßigster Brief.

Sagen Sie mir doch, warum Sie mit meinem Landleben nicht zufrieden sind, und warum Sie sich so viele Mühe geben, mich wieder in die Stadt zu locken? Sie trauen Ihrer Stadt gewiß zu viel, wenn Sie glauben, daß ich Sie beneide, und mit allen Ihren Bewegungsgründen bekehren Sie mich bey diesem schönen Herbste nicht. Nennen Sie es, wie Sie wollen, Eigensinn, üblen Geschmack, Vorurtheil; das alles macht mich in meinem System nicht unruhig. Wenn Sie jetzt von mir eine weitläuftige Abhandlung von den Vorzügen des Landlebens vor dem Stadtleben ver-

muthen werden; so muß ich Ihnen sagen, daß Sie sich irren. Ich würde es der schönen Ode des Horaz doch nicht gleich thun. Es ist Ihnen ohne Zweifel eine Menge solcher Abhandlungen schon bekannt, davon aber vielleicht die meisten in ihren Gemählden übertrieben sind. Man hat die Natur verschönern wollen, und dadurch hat man sie eben nicht zum besten vorgestellet; man ist mehr der Einbildungskraft als der Empfindung nachgegangen, und ich glaube noch immer, daß die prächtigsten Lobreden des Landlebens von solchen Personen herrühren, die mit ihrem Zustande in der Stadt mißvergnügt waren; man setzet es in die Schilderung der Elisäischen Felder, weil man die Stadt für einen Acheron hält. Man stellet sich alsdann das Gegenseitige allemal süßer vor, als es ist, und die Bezauberung fällt, sobald man es einige Zeit empfunden hat. Sie wissen, was Horaz sagt:

Agricolam laudat juris legumque peritus,
Sub Galli cantum consultor vbi ostia pulsat:
Ille, datis vadibus qui rure extractus in vrbem est,
Solos felices viuentes clamat in vrbe.

Da mir eben Horaz einfällt, so erinnern Sie sich

sich auch, mein lieber Freund, seiner Fabel von der Stadt- und Feldmaus: Doch mit Erlaubnis, daß wir uns mit Mäusen vergleichen dürfen. Ohne alle Fabeln zu reden, mein Werther, so will ich Ihnen nur einen kurzen Abriß von meiner Lebensart auf dem Lande machen. Erst müssen Sie wissen, daß ich eben nicht den schlechtesten Winkel der Erde bewohne: Die Natur hat hier ihre Annehmlichkeiten gleichsam im Kleinen zusammengezogen. Unser Dorf liegt in einem fruchtbaren Thale, das an einem mittelmäßig großen Fluße durch lauter Wiesen und Auen über zwo Stunden Weges führet. Aus meinem Garten, der an einem sehr bequemen Wohnhause liegt, kann ich sogleich ungesehen in einen schönen Buchwald gehen, wo ich oben von einer freyen Anhöhe neben einem alten verfallenen Schlosse drey Meilen weit um mich schauen, und über sechs Städte und Dörfer zählen kann. Im Sommer stehe ich alle Morgen um vier Uhr auf, und mache an dem Fenster meine Betrachtungen über die Herrlichkeit GOttes auf den Feldern: O was sind diese Stunden süße, mein Freund! Denn sinne ich meinen Geschäften des Tages nach, bis

drey junge Leute, die ich zu mir genommen habe, um sie der Welt brauchbar zu machen, in meine Stube kommen; mit diesen nehme ich die ersten Gründe der Weltweisheit und der freyen Künste vor. Die Arbeit geschiehet mit Lust, weil sie mich lieben, und viele Fähigkeit haben. Eine Stunde vor Tische bringen wir zusammen in dem Garten zu, wo ich Gelegenheit habe, ihr Vergnügen mit allerley physikalischen Anmerkungen zu beschäftigen. Dieses gefällt ihnen ungemein, und ich habe sie schon so aufmerksam gemacht, daß ich beständig auf eine neue Frage zu antworten habe. Den Nachmittag bringe ich allein in meinem Kabinette, mit Lesen und Schreiben zu, darinn mich niemand stöhren muß. Gegen Abend um sechs Uhr versammlet sich meine kleine Akademie wieder, und alsdann gehen wir hinaus spatzieren,

Dann irrt das Auge froh durchs Thal,
Und sieht die Schönheit ohne Zahl,
Die der Natur die Kunst nie stahl,
Aus den belebten Feldern prangen:
Wie dort des Landmanns Seegen reift,
Wie der verjüngte Wald um jene Hügel schweift,
An welchen satte Heerden hangen.

Wir

Wir ergetzen uns an dem Fleis der Landleute, die auch für uns arbeiten und einsammlen; ich lasse mich zuweilen mit ihnen ins Gespräch ein, und finde in ihren Reden, denen die Unschuld viel Beredsamkeit giebt, öfters mehr Vernünftiges, als in dem Umgange mancher Gelehrten:

Was Epiktet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehret, und ungezwungen üben.

Ja ich lerne zuweilen von ihnen manches im Landbau und in der Naturlehre, das mir Vergnügen giebt. Ich frage unter Weges meine kleine Gesellschaft, ob sie den Nachmittag dazu angewendet haben, wozu er ihnen des Morgens bestimmt worden; sie müssen mir von allem Rechenschaft geben, und ich treffe immer eine Gelegenheit an, sie bald aus einem Poeten, bald aus einem andern guten Scribenten eine Stelle sagen zu lassen, wobey ich ihnen sogleich in der Natur selber zeige, wie die Schilderung getroffen sey. Wir gehen zuweilen nach dem Berge, wo das alte Schloß liegt: Bey diesem Denkmahl der vorigen Zeiten suche

ich

ich meinen Begleitern etwas von der Geschichte unserer Vorwelt und von den deutschen Alterthümern zu sagen. Ihre Neugierigkeit, die sie dabey bezeigen, freuet mich. Das gröste Vergnügen aber finde ich darinn, wenn ich sie aus den Werken der Natur von der Majestät und Liebenswürdigkeit des Schöpfers unterhalte, und meinem Herzen wird dabey recht wohl, daß es seine Empfindungen nicht in sich allein verschließen darf, sondern andern mittheilen kann. Wann wir zu Hause angelangt sind; so bringe ich nach der Abendmahlzeit zwo Stunden allein mit meinem Verwalter zu, den ich vor das ganze Hauswesen sorgen lasse; er muß mich von allen Vorfällen des Tages unterrichten, ich bemerke das Nöthige in meinem Handbuche, ich höre seine Meynungen, und gebe ihm neue Verhaltungsbefehle. Dieser Mann hat das Unglück, daß er einen unreifen Witz besitzt, und sehr darinn verliebt ist. Er erzählt mir nichts, ohne einen guten Einfall von seiner Art dabey anzubringen, auf den er sich vielleicht schon zween Tage vorher gefreuet hat; er füllt sogar seine Strafpredigten auf das Gesinde mit diesem Witze an, und in seinen Re-

Nebenstunden macht er Verse; er will sie auf seine Kosten drucken lassen, und hat mich um eine Vorrede dazu gebeten. Ich rechne den Mann von dieser Seite unter das unentbehrliche Hauskreuz, und ich würde ihn schon längst seines Witzes wegen abgedankt haben, wenn er nicht sein Amt sehr wohl in acht nähme: Um des guten Verwalters willen muß ich also die Unbequemlichkeit des witzigen Kopfes mit Gedult ertragen. Nun sollte ich Ihnen eine angenehme Ruhe wünschen, mein Werther, dann nach der Unterredung mit dem Verwalter, pflege ich mich niederzulegen. Allein ich will Ihnen zu gefallen, diesesmal etwas länger wachen. Die meisten Tage verstreichen also auf die beschriebene Art, wenn mich kein Besuch überfällt: dieses geschiehet gemeiniglich alle Woche ein paarmal, entweder von dem Prediger, oder von dem Amtmann. Diese beyden Männer sind meine Freunde, und welches was seltenes ist, sie sind es unter sich selbst. Mit dem Prediger bin ich besonders wohl zufrieden; seine Predigten sind rührend, ohne daß er sie selber rühmt, und sein schöner Wandel hat einen Einfluß in die Sitten unsers ganzen Dorfes.

Bey

Bey mir wird nicht gespielt, nicht, als ob ich es für unerlaubt hielte, sondern weil man sich mit etwas Bessers unterhalten kann, und weil es bey uns unnöthig ist, böse Gespräche dadurch zu verhüten. Das Spiel macht die Gesellschaft ungleich, und an statt, daß es belustigen sollte, führt es endlich einen Zwang ein. Doch habe ich mir ein Billard machen lassen, und meine Gesellschaft findet dieses Spiel angenehm. Im Herbste mache ich mir zuweilen das Vergnügen, einer Fischerey oder dem Vogelfange beyzuwohnen; gemeiniglich aber reise ich um diese Jahreszeit nach meinem Vaterlande. Das alles ist gut, werden Sie sagen, aber wie geht es mit dem traurigen Winter auf dem Lande? Nun, mit dem traurigen Winter = das gehet noch an. Er scheinet freylich in der Stadt nicht so beschwerlich zu seyn, als auf dem Lande. Man hat wenige Gesellschaft, es ist wahr; aber dagegen nöthiget uns auch kein eigensinniger Wohlstand zu manchen Gesellschaften, die uns verdrüslicher sind, als alle Einsamkeit: Ich habe überdas eine gute Büchersammlung, ein schönes Clavecin, und einen starken Briefwechsel; dadurch empfinde ich den Winter kaum halb, und zur Vergel-

tung

tung ist auch ein einziger schöner Frühlingsmorgen bey uns mehr werth, als ein ganzes Jahr in den todten Mauren Ihrer Stadt. Ich mache Ihnen keine rhetorische Figur. Wenn ich jetzt nur drey Tage in der Stadt bin, welches öfters um einiger Bekannten willen geschiehet, oder auch um eine Zerstreuung zu haben, die mich mein Dorf noch angenehmer finden läßt; so wird mir schon die Zeit ganz lange, und ich denke mit Sehnsucht:

O rus, quando ego te adspiciam? quandoque licebit
Nunc veterum libris, nunc somno, et inertibus horis
Ducere sollicitae iucunda obliuia vitae?

Kurz, mein lieber Freund, es fehlet mir hier zu meinem vollkommenen Vergnügen nichts, als Ihre öftere Gegenwart, und dieses ist kein Compliment. Aber wann ich dieses Glück, wegen der ziemlichen Entfernung unsers Aufenthalts nicht hoffen darf; so schicken Sie mir doch wenigstens Ihr Portrait. Ich habe einen eigenen Saal zu den Bildnissen meiner angenehmsten Freunde gewidmet: Ohngeachtet ich schon lange daran

daran sammle; so siehet es doch noch ziemlich leer darinn aus.

Urtheilen Sie nun, ob ich nach diesen Neigungen fähig bin, in einer Stadt vergnügter und glücklicher zu leben, ich, der ich über zwanzig Jahre die Gemüthsruhe in Städten vergebens gesucht habe? Jetzt finde ich sie; und Sie wollten mir sie mißgönnen? Nein, lassen Sie mich in meiner Einöde! Ich will eben so billig seyn, und Sie nicht durch eine verhaßte Abbildung der Stadt, zum Landleben ermuntern. Es hat alles seine gute und schlimme Seite, der Landmann hat seine Beschwerlichkeiten, wie der Bürger, und ich kenne viele, die auf dem Lande mißvergnügt leben, so wie viele in der Stadt vergnügt sind. Es kömmt hier nicht sowohl auf den Ort an, wo wir sind, sondern was für Neigungen und Leydenschaften unser Herz dahin mitbringt. Leben Sie vergnügt in Ihrer Stadt: so rathe ich Ihnen nicht, auf das Land zu ziehen; Sie würden aus Ihrem Zirkel herauskommen, Sie würden sich in ein grenzenloses Feld wagen, wodurch vielleicht in Ihrem Herzen viel Leeres entstehen möchte, Sie würden andere Gewohnheiten, andere Beschäftigungen, andere Neigungen

gungen annehmen müssen. Es giebt viele Ergetzlichkeiten in der Stadt, zumal auf einer Universität, die Sie auf dem Lande vergebens suchen würden; aber man muß sie ohnpartheyisch gegen einander wägen, wenn man sich nicht will blenden lassen. Wenn ich alles wohl überrechnet habe, so finde ich, daß die große Kunst, stets frölich zu seyn, sich besser auf dem Lande lernen lasse, als in der Stadt. Ich bin ꝛc.'

Fünf und dreyßigster Brief*).
An Carolinen.

Sehen Sie wohl, schöne Caroline, daß ich recht gemuthmaßet habe? Mir wollten Sie nicht glauben, daß Ihnen der französische Alciphron und Aristenät nicht gefallen könnten. Itzt gestehen Sie mir es selbst. Bey nahe verdienen Sie das kleine Misvergnügen, welches Ihnen diese Briefe verursachet haben. Warum sind Sie so neugierig? Allem

*) Bremische Beyträge zum Vergnügen des Verst. und Witzes II. B. S. 245.

Ansehen nach müssen Sie auf diese Griechen noch recht böse gewesen seyn, als Sie mir geschrieben haben. Wie muthig haben Sie dieselben nicht angegriffen? Ihr Zorn machet Ihnen Ehre, und ihr guter Geschmack bestätiget die Vorzüge unserer Zeiten. Sie haben darinn recht, schöne Caroline, daß die griechische Galanterie für uns nicht von allen Seiten annehmlich ist. Sie ist gegen die Höflichkeit in einigen Fällen gar zu gleichgültig. Sie ist mehr offenherzig, als anständig. Sie saget auch zuweilen mehr heraus, als man wissen darf. Ein unreiner, kränklicher Epikur, der häßlichste Mensch von der Welt, ist eben keine Zierde eines galanten Briefes. Leontium, seine Schöne, die den geheimen Sieg umständlich erzählet, den Timarch über Sie erhalten hat, kann für keine Leserinnen geschrieben haben, und ihren Lesern trauet sie zu viel Verschwiegenheit zu. Die griechischen Liebhaber sind zuweilen wie unsre heutigen jungen Herren. Sie nehmen sich beyde gewisse Dinge sehr wenig übel, wenn sie dem schönen Geschlechte aufwarten. Und sie gefallen auch beyde nur unter einer gewissen Gestalt in galanten Schriften.

Ist

Ist dieses aber diejenige Gestalt, unter der Thais den Euthydem liebenswürdig findet? Würde eine Liebhaberinn sich zu unsern Zeiten von ihrem Liebhaber die Gefälligkeit ausbitten, daß sie ihm den Schweiß abwischen dörfe? Hierinn und vielleicht in noch mehrern Stellen muß man Ihnen Beyfall geben, schöne Caroline. Sie sind eben nicht die artigsten. Aber gehen Sie nicht etwan darinn zu weit, daß Sie deswegen die ganze Sammlung verwerfen wollen? Was wollen Sie mit denen Stellen machen, deren Artigkeit Sie auch wider ihren Willen empfinden müssen? Finden Sie denn die Art nicht schön, mit welcher Thais den Vorzug der Frauenzimmer, die zärtlich sind, vor den stolzen und eigennützigen Weltweisen behauptet? Wir halten mehr auf die Religion, als die Sophisten, saget sie; wir sagen nicht, daß es keine Götter gebe; wir glauben vielmehr unsern Liebhabern, wenn sie uns bey den Göttern schwören, daß sie uns lieben. Diese, und viele andere Stellen, die auch Crebillon, den Sie doch für einen Meister in galanten Schriften halten, vielleicht nicht hätte besser sagen können, sind ein gewisses Zeugniß, daß ihre Verfasser auch diejenigen für schön be-

funden haben müssen, die wir theils übersehen, theils gar für schlecht halten. Denn wer einen schönen Einfall erfinden kann, der wird auch zu verhindern wissen, daß der folgende ihn nicht entehre. Wenn uns Alciphron misfällt: So misfällt er uns, weil wir so viele Jahrhunderte später leben, als er. Wir haben eine andre Religion, andre Sitten, und eine andre Sprache. Ursachen genug, warum Sie lachen, wenn Sie bey der Venus und Ceres schwören hören, und warum Sie durch manche Schmeicheleyen nicht gerühret werden. Sie werden sich auf alle diese Vorstellungen doch nicht wieder mit dem Alciphron und Aristenät aussöhnen. Ich sehe aber auch, daß Sie bey dem Verluste so vieler artigen Einfälle nicht unempfindlich bleiben können. Ich will Ihnen eine Uebersetzung aus dem Alciphron und Aristenät mittheilen, die Sie, ohne roth zu werden, lesen können, und ich will dasjenige kühn weglassen, oder ändern, wodurch ihr Geschmack verdrüßlich gemacht werden könnte. Ich weis, die Kunstrichter werden mir es vergeben, daß ich diese Griechen für das schöne Geschlecht habe gesitteter machen wollen.

Aus

Aus dem Griechischen des Alciphrons.

Der 34. Brief des 1. Buches.

Thais an den Euthydemus.

Seit dem Sie sich in den Kopf gesetzet haben, ein Philosoph zu seyn: haben Sie sich auch ein rechtes Ansehen gegeben, und eine rechte vornehme Miene angenommen. Sie haben sich, wie ein Philosoph, gekleidet. Sie haben ein Buch unterm Arme, und gehen also mit stolzen Schritten in die Akademie. Sie gehen vor unserm Hause vorüber, als wenn Sie es vorher nie gesehen hätten. Einfältiger Euthydemus! Sehen Sie denn nicht, was hinter diesem sauertöpfischen Sophisten stecket, der Ihnen solche seltsame Dinge vorsaget? Dieser Sophist hat sich lange Zeit, und wie lange meynen Sie wohl? ganzer sechs Monate hat er sich viele Mühe gegeben, bey mir glücklich zu werden. Und itzt ist er in die Herpyllis, das Mädchen der Megare, sterblich verliebt. Damals wollte ich ihm freylich keinen Zutritt bey mir verstatten; denn ich wollte lieber Ihr Herz besitzen, als das Gold aller Sophisten dafür nehmen. Nunmehr aber will ich ihm Gehör

geben. Denn er hat Sie doch unserm Umgange nun einmal entzogen. Sie sollen ihren werthen Lehrer, diesen Feind des Frauenzimmers, wenn es Ihnen gefällt, bey mir in seinen verliebten Thorheiten sehen. Wenn Sie doch einmal sehen wollten, verblendeter Euthydemus, daß die Sophisten, durch Pralerey und Stolz nur ihren Gewinnst suchen! Meynen Sie denn etwan, daß zwischen einem Sophisten, und zwischen einem Frauenzimmer, das zärtlich liebet, ein grosser Unterscheid sey? Vielleicht ist dieses der einzige, daß sie nicht beyde einerley Mittel zur Ueberredung gebrauchen. Unterdessen haben sie doch beyde den Gewinn zu einer Absicht. Jene suchen, Geld; wir suchen, Herzen zu gewinnen. Wir sind aber auch noch besser, als die Sophisten. Halten wir nicht mehr auf die Religion als sie? Wir sagen nicht, daß es keine Götter gebe: Wir glauben vielmehr unsern Liebhabern, wenn sie uns bey den Göttern schwören, daß sie uns lieben.

Doch vielleicht sind wir in Ihren Gedanken weit unter den Sophisten, weil wir nicht wissen, woher die Wolken entstehen, und wie die Sonnenstäubchen beschaffen sind. Aber ich habe

mich

mich auch auf diese Sachen gelegt, und vielfältig darüber disputirt. Unsere Freunde lassen sich nicht einmal im Traume einkommen, Tyrannen zu werden, oder in der Republik einen Aufruhr zu stiften. Wenn sie bis an den Morgen getrunken haben, und berauschet sind: so halten sie bis drey oder vier Uhr ihre Ruhe. Wir unterrichten die Jugend eben so gut, als die Sophisten. Vergleichen Sie nur einmal, wenn es Ihnen gefällt, die artige Aspasia mit dem Sophisten Sokrates. Stellen Sie eine Untersuchung an. Wer hat von ihnen die jungen Herren am besten unterrichtet? Perikles war ein Schüler der Aspasia, Kritias hingegen des Sokrates Schüler. Legen Sie also diese Eitelkeit und dieses verdrießliche Wesen ab, mein liebster Euthydemus. Es schicket sich nicht für solche Augen, wie die Ihrigen sind, daß sie finster aussehen. Kommen Sie zu Ihrer Geliebten wieder, wie Sie vor dem oft zu thun gewohnt waren, als Sie noch vom Tanzboden kamen, um sich bey mir wieder zu erholen. Alsdann wollen wir einander, nach einem kleinen Rausche, die zärtlichsten Versicherungen der Liebe geben. Und alsdenn werden Sie mich

für sehr weise halten. Der Himmel gönnet uns nur eine kurze Zeit zu leben. Sind Sie leichtsinnig genug, diese kurze Zeit auf Näzel und Gewäsche zu verwenden?

Aus dem Griechischen des Aristenäts.

Der 24. Brief des 1. Buchs.

Musarium an ihren geliebten Lysias.

Gestern Abend hatten sich meine vornehmsten Anbeter bey mir versammlet. Anfänglich waren sie stumm. Der eine winkte dem andern; und jedweder verlangte, daß sein Nachbar mir alles dasjenige vorsagen sollte, worüber sie alle vorher mit einander einig geworden waren. Endlich fieng der muthigste unter ihnen an. Er that, als ob er mir einen guten Rath mittheilen wollte. Im Herzen aber war er auf Sie eifersüchtig, Lysias, und suchte Sie bey mir verhaßt zu machen. Hören Sie nur, was er mir für wunderliches Zeug vorgesaget hat: Sie haben vor allem Frauenzimmer einen Vorzug in der Schönheit. Aber alles übrige Frauenzimmer kennt den Werth der Geschenke besser, als sie. Und diesen Vorzug müssen

müssen sie ihnen lassen. Sie könnten Geschenke über Geschenke erhalten, wenn sie einen unter uns wählen wollten. Aber sie verachten uns, und unsere Geschenke kommen ihnen nicht beneidenswürdig vor. Dem einzigen Lysias haben sie ihren jugendlichen Reiz, ohne Nebenabsichten, aufbehalten. Wenn er noch schön wäre, so müste man sich freylich darein finden, daß der Reiz eines einzigen so viele Liebhaber verdrängen könnte. Man würde es ihnen alsdenn vielleicht vergeben, daß sie ein hübsches und ausserordentliches Gesicht reichen Liebhabern vorziehen. Aber Lysias ist doch eben der schönste nicht. Gleichwohl können sie ihrem Lysias, in unserer Gegenwart, so viele Lobreden halten, daß sie uns schon ganz damit betäubet haben. Sie haben uns den Kopf vom Lysias so voll gemachet, daß es uns vorkömmt, als wenn wir ihn beständig nennen hörten. Wir schlafen darüber ein, und hören ihn wieder, wenn wir erwachen. Sie müssen bezaubert seyn. Nein, so weit geht keine Liebe. Wir bitten sie nur um dieses einzige; entdecken sie sich: Wollen sie denn den Lysias allen andern vorziehen? Wir wollen ihrem Geliebten nicht im Wege stehen.

Dergleichen Dinge schwaßte er mir den ganzen Abend vor. Und ich würde einen ganzen Tag zubringen müssen, wenn ich Ihnen jedwede Kleinigkeit erzählen wollte. Aber ich ließ sein Gewäsch größtentheils zu einem Ohre hinein, und zum andern wieder hinaus gehen. Endlich aber konnte ich mich nicht länger halten. Ich sagte ihm rund heraus: Mein Herz hat selbst den Lysias gewählet. Ich gestehe es, meine Zärtlichkeit gegen ihn nimmt Tag und Nacht zu. Meynen Sie aber, geliebter Lysias, daß sich ihre Nebenbuhler hiedurch abschrecken liessen? Nichts weniger; hören Sie nur: Sie fiengen an zu schreyen, und fragten mich ganz boshaft und spöttisch: Wer liebt denn diesen unangenehmen und verdrießlichen Menschen? Wer ihn liebt? versetzte ich; ich. Bey diesem Geständnisse hielt ich die Hand vors Gesicht, weil ich in der That ein wenig roth wurde. Leben sie wohl, meine Herren, setzte ich hinzu. Machen sie mir und meiner Liebe keine Vorwürfe. Ich verliebe mich in keine Geschenke. Ich schenke nur demjenigen mein Herz, den ich besitzen will. Ich will aber den Lysias besitzen, ohne sie dazu zu nehmen, meine Herren. Darauf

gieng

gieng ich fort. Besuchen Sie mich doch, geschwind, geschwind, mein allerliebster Lysias. Die Eilfertigkeit schickt sich zur Liebe. Säumen Sie ja nicht, wenn Sie mir auch nur einen Kuß mitbringen sollten. Ich will Sie beym Ohrläppchen kriegen, und Ihnen drey Küsse wieder geben. Ja ich will Sie recht schön küssen. Ich bitte Sie nochmals, Lysias, kommen Sie ja so geschwind, als Sie können. Itzt, da ich Ihnen schreibe, wollte ich daß Sie schon da wären. Alle ihre Nebenbuhler sind Menschengesichter gegen Sie. Die Narren!

Sechs und dreyßigster Brief.

Was ich von den Freundschaftsversicherungen des Herrn D** halte? Wann ich die Ihrigen und noch ein paar wenige ausnehme, so halte ich von den andern meiner Bekannten zusammen nicht viel. Ich sehe die meisten als eine Ceremonie an, die man mitmacht, ohne daran zu denken, und wo das Wort Freundschaft im allerweitläuftigsten

Ver-

Verstande oder gar als ein leeres Wort genommen wird. Herr D** ist einer von denen, die mich durch ihre aufrichtige Miene hintergangen haben, die aber nicht zum zweytenmale betrügen kann, wenn man das Herz kennt. Zum guten Glücke hat er die Larve früh abgezogen, und das ist durch eine Handlung geschehen, die für mich hätte gefährlicher werden können, wann er die Verstellung weiter getrieben hätte. Mündlich will ich Ihnen mehr davon sagen. Nehmen Sie sich nur für ihm in Acht; denn er drohet Ihnen ebenfalls mit seiner schädlichen Freundschaft. Dieser schleichende und äusserlich gefällige Charakter gehöret zu jenen heßlichen Menschen,

Die darum Freunde sich erwerben,
Um Freunde sichrer zu verderben.

Halten Sie mich für keinen Menschenfeind, mein lieber S** wann ich in der Wahl der Freunde überaus schwürig bin. Die Freundschaft ist für mich so was Erhabenes, und die Versicherungen derselben kommen mir so heilig, so ehrwürdig vor, daß mir diejenigen nicht viel besser als Gotteslästerer scheinen, die damit einen Mißbrauch

brauch treiben. Ich nenne mich wenigstens lieber zehnmal einen unterthänigen Knecht des andern, als seinen Freund, wann ich weis, daß er unfähig ist, mein Freund zu seyn. Mein Freund muß drey Eigenschaften besitzen, nach welchen ich ihn zuvor prüfe, ehe ich wähle: er muß einen großen Grund von Ehrlichkeit besitzen; er muß vernünftig und tugendhaft seyn; er muß ein Geheimnis behalten können; kurz, er muß so seyn, wie Sie, mein Werther. Glauben Sie ja nicht, daß ich so eigensinnig sey, einen Freund ohne alle Fehler zu verlangen. Ich weiß, daß wir noch hier in der Welt leben, und daß das Vollkommene nicht für Sterbliche ist. Diejenigen, welche ihre Forderung gar zu hoch treiben, und uns unaufhörlich mit Klagen ermüden, daß die Welt von Freunden ausgestorben sey, mögen ihre Freunde in Platons Republik suchen, oder vielmehr sich selbst besser kennen lernen. Ich kann gewisse Fehler an meinem Freunde ertragen und verzeihen; aber sie müssen niemals Antheil an seinem Herzen haben: Die Grundstützen unserer Freundschaft müssen dadurch unbeschädigt bleiben. So bald nur eine sinket; so sinken sie nach meiner

Mey-

Meynung alle. Wie weit könnte ich Sie noch in einer so reichen Materie führen? Doch Sie empfinden alles besser, als ichs Ihnen sagen kann. Lassen Sie mir die Stelle, die mir einmal Ihr ädles Herz eingeräumt hat, und glauben Sie, daß ich Sie nicht blos mit der Miene liebe, ꝛc.

Sieben und dreyßigster Brief. *)

Mademoiſell,

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich nicht über mich beschweren, und ich versichere Ihnen auch, daß Sie dazu so wenig Ursache haben, als jemand in der Welt. Es wundert mich nur, daß diejenigen, welche mich ihrer Liebe würdigen, meine Faulheit tadeln, wie Sie schreiben; und daß sie selber so faul sind, mir dieses durch jemand anders verweisen zu lassen. Es würde in dem Zustande, worinn ich bin, vernünftiger seyn, mir Trostschreiben zu schicken, als Klagen, und das sind wohl nicht die Bedrängten, die Verstoßenen, die ihrer Güter Beraubten, welche andern sollten Vergnügen ma-

*) VOITVRE Lettre XIX.

machen. Indem ich das sage, so glauben Sie nicht, Mademoiſell, daß ich mich über jene ſeltene Perſon beklage, welche ihr Verdienſt und ſchwache Geſundheit über alle Arten von Pflichten hinausrücken. Sondern die, welche aus frölichem Herzen ſchreiben, und nur, um Artigkeiten zu ſagen, ſind, wie mich deucht, nicht zu entſchuldigen, daß ſie mir dieſe Ehre nicht gegönnet haben. Ich verſichere Ihnen, daß niemals eine Traurigkeit der meinigen gleich geweſen iſt; und wann ich mich getrauete kläglicheBriefe zu ſchreiben, ſo wollte ich Ihnen Dinge ſagen, die Ihnen das Herz durchſchneiden ſollten. Aber aufrichtig zu reden, ich werde es gerne ſehen, daß es ganz bleibe; ich würde beſorgen, wann es einmal durchſchnitten wäre, daß es ſich in meiner Abweſenheit vertheilen möchte. Sie ſehen, wie ich mich der artigen Sachen zu bedienen weiß, die ich ſagen höre: Aber Sie, Mademoiſell, von der ich dieſes habe, und von der ich keinen einzigen Einfall ſogar zwey Jahre hernach, als ich ihn gehöret, vergeſſe, ſchreiben Sie mir doch einige, weil ich mir ſie ſo wohl zu Nutze zu machen weiß, und ſchicken Sie mir einige Worte,

deren

deren ich mich so lange als dieser, erinnern soll. Alle, die ich noch bisher von Ihrer Seite gesehen habe, sind so gleichgültig, daß sie nichts von meinem Verdruße verringert haben: Schikken Sie mir doch einige, ich bitte Sie gehorsamst, welche mehr Kraft haben, da Sie ja Ihren Worten alle Kraft geben können, die Ihnen nur beliebt. Wo nicht, so werde ich glauben, daß diese schleunige Aussöhnung, welche kurz vor meiner Abreise geschahe, falsch gewesen ist; und daß nichts Aufrichtiges an Ihnen gewesen sey, als ihr Kaltsinn und Ihre Gleichgültigkeit. Denken Sie nur einmal, ob es möglich ist, daß ich bey dieser Einbildung lebe, und ob Sie nicht die böseste Person von der Welt sind, wann Sie mich in diese Gefahr stürzen. Ich beschwöre Sie, sorgen Sie etwas besser für mich, Mademoisell; dann ich glaube, Sie sind nicht wenig dazu verbunden.

Da ich diesen Brief schon geschrieben hatte; so ist es mir vorgekommen, als wann über fünf bis sechs Unzen Liebe darinn wären: Aber es ist schon so lange, daß ich nichts davon geredet habe, daß ich mich dessen nicht habe ent-

enthalten können, und überdas bin ich so klein, daß es mit mir eben keine Gefahr hat.

Acht und dreyßigster Brief *).

Ich weiß zwar noch nicht eigentlich, wer Sie sind; aber ich bin überzeugt, daß der Brief, den ich erhalten habe, nur von dem besten Manne in der Welt herkommen kann; und ich darf dereinst viel Beystand von Ihnen erwarten, wann es wahr ist, was Sie sagen, daß Sie mir besser dienen könnten, als schreiben. Sind Sie derjenige, den ich mir vorstelle, so konnte mir dieses Gute von keiner angenehmern Seite kommen, und ich freue mich ungemein, so viel Gütigkeit in einer Person zu sehen, an der ich schon alle andere vortrefliche Eigenschaften bemerket hatte. Wie Sie mir dadurch mehr Ehre erwiesen haben, mein Herr, als ich vermuthen konnte, so versichere ich Sie auch dagegen, daß ich erkenntlicher dafür bin, als Sie sich vielleicht vorstellen können, und daß ich nicht weniger

*) VOITVRE Lett. XLV.

ädel genug bin, diese Gewogenheit zu empfinden, als Sie, mir dieselbe zu gönnen. Sie denken zu gut von mir, als daß Sie dieses nicht glauben sollten; und Sie, mein Herr, da Sie aller Herzen gewinnen, die Sie sehen, wenn Sie sich blos kennen lassen, Sie dürfen nicht zweifeln, daß Sie nicht ungemein von denen geliebet werden, die Sie so besonders dazu verbinden. Indessen kann ich Ihnen schwören, mein Herr, daß unter so vielen Zuneigungen, die Sie sich erworben haben, keine mit so vieler Ehrerbietung und Ergebenheit begleitet sey, als die meinige, und daß ich mehr als jemand bin ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief *).

Ich möchte wohl wissen, warum Sie sich über unsern guten Freund, den Ritter, so stark aufhalten, daß er ein gemeines Mädchen liebet? Meynen Sie denn, man könne ein Herz nicht anders erlangen, als den Maltheserorden, bey

*) S. des Hrn. von Fontenelle Briefe, den vierten, nach des Hrn. Hofrath v. Steinwehrs Uebers.

bey dem man erst seine Ahnen beweisen muß! Für meinen Theil halte ich ein paar schöne Augen für so etwas ädles, als ein königliches Herkommen, und begehre nicht, daß sie mir andere Güter, als Lebhaftigkeit und Anmuth zubringen sollen. Glauben Sie wohl, daß ich einem Gesichte seine Häßlichkeit verzeihe, weil es von zwanzig Herzogen herstammet? Keinesweges. Alle Häßliche sind in meinen Augen Bürgermädchen. Dennoch habe ich gewisse Leute gesehen, die an einem ziemlich ungestalten Frauenzimmer allein ihre vornehme Ahnen und ihr hohes Haus liebten. Ich gestehe es Ihnen aber ganz gerne: Solchen hohen Geist habe ich nicht, daß ich in einen Stammbaum verliebt seyn kann. Wäre unser Ritter in einem Lande, wo man die Könige nach ihrem guten Aussehen wählet, so würde er itzo gewiß eine Prinzeßinn lieben. Weil er aber in Frankreich ist, so liebet er nur ein geringes Mädchen. Wohlan, er darf sich ja nur einbilden, es sey eine fremde Prinzeßinn, die man nicht davor erkennet. Jedoch ernstlich davon zu reden: Wenn Sie befänden, daß Ihr Herze eben auf dem Puncte wäre, sich einer angenehmen Person

zu ergeben, würden Sie es wohl aufhalten, und zu ihm sagen: Warte, warte, mit der Schönheit sind wir zufrieden; aber wir haben noch nicht den Adel untersuchet? Ich bin gewiß, Ihr Herze würde Ihrer Untersuchung zuvor kommen. Mir scheinet der Geschmack des Ritters ganz gut zu seyn. Bey vielem vornehmen Frauenzimmer ist fast nichts mehr natürlich; weder ihre Farbe, noch ihre Leibesgestalt, noch ihr Denken. Die Natur ist zu dem gemeinen geflüchtet: Und da will sie der Ritter suchen. Sein ganzes Unglück ist dieses: Daß er nicht in sieben prächtigen ausgepußten Gemächern, die alle neben einander liegen, seufzen, und in dem ganzen Hause nichts so schönes antreffen wird, als sein Mädchen. Hat er aber den Vorsatz sie zu betrügen, so halte ich gar nichts mehr von ihm. Leute von seiner Art pflegen gemeiniglich solchen schönen Kindern einzubilden, es stünde nicht gut, wenn man sich lange wehrete; das vornehme Frauenzimmer machete es ganz anders: Und darüber ergeben sich die armen Kreaturen, bloß um zu zeigen, daß sie zu lieben wissen. Ich verlange, daß man der Einfalt ihre gebührende

Ehre

Ehre gebe. Will man aber ein Betrüger seyn, so sey man es bey den Vornehmen, unter denen ein betrügerischer Umgang schon eingeführet ist.

Vierzigster Brief *).

Mein Herr,

Beantworten Sie mir einmal eine Gewissensfrage, die mich beunruhiget; ich bitte Sie darum. Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen, als zu einem sehr erleuchteten Lehrer. Ich liebe, oder besser zu sagen, ich besuche eine sehr artige Frau. Sie ist jung, und kann durch ihre Person allein schon verliebt machen. Nur bestehet ihre Thorheit in dem Sinnreichen. Sie will nichts als sinnreiche Leute sehen: Sie will einen sinnreichen Umgang haben, alles soll sinnreich seyn. Und doch ist es wahr, daß wofern sie es selbst jemals ist, so hat sie es allein der Kunst und keinesweges der Natur zu danken. Sie besitzet eine Gabe falsch zu denken, und eine Sache verkehrt

*) S. des Hrn. von Fontenelle Briefe, den 35ten.

anzusehen, das mir nicht gemein vorkömmt. Ueber ein Galimatias geräth sie in Entzückung. Sobald man anfängt zu reden, machet sie ein Paar grosse Augen, die vor Ungeduld sterben, aller Orten etwas feines anzutreffen, und doch nichts davon verstehen. Sie hat geglaubet, ich wäre nicht ganz dumm, und auf die Meynung nimmt sie mich freundlich auf. Ich bin sogleich von ihrer Schönheit gerühret worden, und glaube, ich könnte durch das Sinnreiche so weit kommen, daß ich von ihr geliebet würde. Man dürfte ihr nur bloß auf dieser Seite schmeicheln. Wenn man sie nur ein wenig auf das Garn zu triebe, so würde sie gar bald selbst hineinlaufen. Allein, wenn ich ihr auf einmal einbilde, daß sie sinnreich ist, so ist sie verderbet, und wird ihr Tage nicht wieder zu sich selber kommen. Ist es nun wohl erlaubet, um sie zur Liebe für mich zu bewegen, daß ich eine Hochmüthige aus ihr mache, vor der alle Welt laufen wird? Es ist das beste Weibchen, das ich kenne: Vor ihre Freunde sollte sie ihr Leben hingeben: Und wenn man ihr ihre Grillen benähme, so würde sie recht liebenswürdig seyn. Wahrhaftig, ich ma-

che

che mir ein Gewissen, sie darinnen zu bestärken. Das weiß ich: Sobald ich sie für sinnreich erkläre, so wird sie mich lieben. Aber das gehet mir eben so nahe: Sie wird darüber verrückt werden. Sie sehen wohl, was für ein gutes Herz ich habe. Bey der Liebe hat man eine gewisse Schelmerey eingeführet, die ich nicht gar zu sehr billige. Mein GOtt! was könnte sie mir für ein Vergnügen machen, wenn sie mich liebete, ohne daß sie sinnreich wäre: Allein ich glaube nicht, daß sie es auf diese Bedingungen jemals thun wird. Helfen sie mir doch aus der Verwirrung, darinn Sie mich sehen, und schicken mir auf das eiligste eine zuverläßige Antwort.

Ein und vierzigster Brief.

Mademoisell,

Kennen Sie die *Lettres Turques* noch nicht, die man dem Herrn von Montesquiou, dem Verfasser der *Lettres Persanes*, zuschreibt? Ich habe sie erst vorgestern zum erstenmale gelesen, und ich bin etwas böse

auf mich selbst, daß ich sie nicht eher gelesen habe. Eine angenehme Türkinn kommt nach Frankreich, und schreibt an ihre zurückgebliebene Schwester: Die Briefe enthalten lauter kurze Schilderungen und Urtheile über die Sitten und Charaktere der französischen Nation; es ist die schönste Satyre über das Lächerliche dieses Volks, womit es auch Deutschland guten Theils versorget; und die Satyre gefällt besonders, weil sie mit so vieler Unschuld vorgetragen wird. Im zweyten Theile wechselt der Secretär der türkischen Gesandschaft zu Paris mit seinen Freunden ähnliche Briefe. Sind Sie nicht neugierig zu wissen, Mademoisell, wie Rosalide (so heißt die schöne Türkin) nach Paris gekommen ist? Vielleicht mit dem Secretär oder Abgesandten, werden Sie denken: Nein, diese haben nichts mit ihr zu thun. Sie hat uns einen Brief ihres Liebhabers aufbehalten, der die ganze Begebenheit erzählet. Hier haben Sie den kleinen Roman:

Schreiben des Grafen Mazaro an den Marquis Piniani zu Venedig.

Du weißt, mein lieber Vetter, daß ein unglückliches Duell mich nöthigte, mein Vaterland

zu

zu verlassen; das Schiff, worauf ich mich begab, um nach Sicilien zu gehen, ward durch einen Seeräuber von Smirna angegriffen; ich will dir keine unnöthige Erzählung unseres Streits machen; es fehlte sehr viel, daß unsere Macht der andern gleich gewesen wäre. Wir wurden gefangen genommen, in Ketten und Banden gelegt, weggeführet, und zu Constantinopel verkauft. Der Aufseher über die Sklaven des Großveziers Hussem kaufte mich, und ließ mich in den Gärten arbeiten.

Ich seufzte schon über drey Monathe in der härtesten Sklaverey, als sich einsmals der Vezier dem Orte näherte, wo ich arbeitete. Nachdem er mich ziemlich lange sehr aufmerksam betrachtet hatte, so that er mir verschiedene Fragen über meinen Stand, und über mein Vaterland; ich suchte ihm nichts von der Wahrheit zu verheelen: er schien durch die Erniedrigung gerühret zu werden, worinn mich das Schicksal brachte; er befahl, daß man mir gut begegnen sollte, und seitdem gieng er niemals spatzieren, daß er mich nicht rufen ließe, um sich einige Augenblicke mit mir zu unterreden.

Die Stunde, darinn er gewohnt war zu erscheinen, war schon verflossen, als ich ihn an einem Abend mit einer jungen Person kommen sah, der, wie ich wohl sagen kann, mein Herz gleich entgegen flog. Bey jedem Schritte, den sie that, merkte ich, daß es hüpfete; ja, ich liebte schon, ob ich gleich noch nicht recht die Reizungen deutlich unterscheiden konnte, die ich anbeten wollte. Sie kam heran, und der Vezier blieb stehen, um mit mir zu reden; aber ich war unbeweglich, und ohne ihm zu antworten, in demjenigen Erstaunen, wo das bezauberte Herz glaubt, daß ihm die Augen noch nicht alles das Vergnügen schaffen, das es empfinden müßte; er lächelte über meine Verwirrung, indem er seine Tochter ansah, dann dies war das Frauenzimmer; sie ward roth, und zog ihn bey dem Arm in eine andere Allee.

Ich brachte die übrige Zeit des Abends und die ganze Nacht in einer Verwirrung und Unruhe zu, die mir nicht erlaubten ein Auge zu zu thun; die unvergleichliche Tochter des Hussem lag mir beständig in Gedanken: Ich fühlte mich von einer Neigung fortgerissen, die tausend.

sendmal stärker war, als alle Ueberlegungen, und der ich würde vergebens widerstanden haben. Sobald es Tag war, gieng ich in den Garten; ich wollte mich auf eine Bank setzen, worauf sie sich am vorigen Abend gesetzt hatte; ich blickte alle Stellen an, wo sie gegangen war. Wie ward mir zu Muthe! Nein, es ist unmöglich das auszudrücken, was ich empfand, als eine von ihren Sklavinnen mich aus meiner Tiefsinnigkeit stöhrte, und mir sagte, daß ich ihr Blumen bringen sollte. Mit welchem Eifer gieng ich nicht hin, sie zu brechen! Mit welcher Bewegung überbrachte ich sie nicht! Wie glänzend kam mir nicht damals die Bedienung vor, wozu mich die Sklaverey verband, und wie schön zieret die Liebe nicht alles, was sie ihrem Gegenstande näher bringt! Sie war noch im Bette, sie streckte ihre schönen Arme heraus, um diese Blumen zu theilen und auszusuchen, und in der Bewegung, die sie machte, glaubte ich mit diesen Armen alle Annehmlichkeiten, alle Liebesgötter, alle Reizungen der Natur erscheinen zu sehen. Ihr Vater hatte ihr gesagt, daß ich auf verschiedenen Instrumenten spielte, sie ließ mich merken, daß sie wünschte,

mich

mich zu hören; ich näherte mich einem Clavecin; nachdem ich einige italiänische Arien voraus gespielt hatte, so sang ich, und bediente mich solcher Worte, die ein großes Verhältnis auf meinen Zustand hatten; es kam mir vor, als ob sie mich mit einer gewissen Aufmerksamkeit anhörte, die nicht blos von dem Vergnügen des Ohrs herrührete. Was soll ich dir sagen, mein lieber Vetter? Diesen kostbaren Augenblicken folgten tausend andere; es vergieng kein Tag mehr, daß ich sie nicht sahe, und daß ich nicht über zwo oder drey Stunden bey ihr blieb: Aber ohngeachtet aller Liebe, wovon ich brannte, war ich furchtsam, zerstreut, allezeit verwirrt, wann ich mit ihr sprach; und ich würde es niemals gewagt haben, mich zu erklären, wann mir der günstige Zufall nicht einen Dollmetscher verschaft hätte, dessen ich mich gar nicht vermuthete.

Ich hatte zum Zeitvertreib Vögel aufgezogen, und sie einige Arien wiederhohlen gelehrt; einen davon, den ich mehr liebte als die andern, hatte ich unterrichtet, ich liebe dich auszusprechen. An einem Morgen, als ich zur Rosalide gieng,

fliegt

fliegt er von meiner Schulter weg an ihren Hals, und indem er sie ins Ohr beißt, sagt er zu ihr: ich liebe dich. Ach! wie er so artig ist, rief sie, indem sie ihn küßte: Mein getreuer Schüler lispelt ihr auch in den Mund: ich liebe dich; und bey jeder Schmeicheley, die sie ihm weiter machte, wiederhohlte er seine Lection vortreflich. Aber weiß er nichts, als das, frug sie mich? Er erwartet, sagte ich, Ihre Antwort; er weiß sie schon, antwortete sie mir, rufen Sie ihm nur, er wird sie Ihnen sagen. Ich wollte mich eben zu ihren Füssen werffen, als ihr Vater herein trat; ich mußte mich zurück begeben, ohne ihr anders, als durch meine Blicke, die ganze Entzückung ausdrücken zu können, wovon mein Herz voll war.

Ich hofte, daß sie den Abend in den Garten kommen würde; ich erwartete das Ende des Tages mit einer Ungedult, die meiner Liebe gleich war; ich konnte weder tiefsinnig seyn, noch mich zerstreuen; ich gieng spatzieren, ich setzte mich nieder, ich wollte zuweilen an die Arbeit gehen, und im Augenblick verließ ich sie wieder; man hätte sagen sollen, daß ich aus Macht, die Stelle

zu verändern, den Augenblick wollte beschleunigen, den ich wünschte. Endlich kam die Nacht heran, aber ich sahe niemand, als den Vezier kommen: Er hatte ein finsteres und niedergeschlagenes Wesen; er gab mir ein Zeichen, ihm in eine bedeckte Allee zu folgen, und als wir da zusammen waren, so sprach er ohngefehr mit folgenden Worten zu mir:

„Ich bin zu Thessalonich von griechischen „Eltern gebohren, und ward nach Constantinopel, „eben so wie du, als Sklave gebracht; meine „Munterkeit, mein Eifer, und vielleicht einige „Annehmlichkeiten in meiner Gestalt, zogen mir „die Blicke der regierenden Sultanin zu; sie „gebrauchte mich in verschiedenen Angelegenhei„ten, worinn ich glücklich war. Als ihr Sohn „das Alter erreichet hatte, selber zu regieren, „so sprach sie ihm so vortheilhaft von mir, daß „er mich in seine Dienste nahm. Ich war an„fänglich oberster Thürhüter, hernach zu der „Würde eines Bassa von Aleppo erhoben, und „einige Jahre hernach zum General Stadthalter „über Mesopotamien gemacht. Der Sophi „hatte sich eines Theils von dieser Provinz be„mäch-

„mächtiget, und schmeichelte sich im nächsten „Feldzuge sie ganz zu erobern. In weniger Zeit „als vier Monathen, nahm ich ihm nicht nur „alles wieder ab, was er an sich gerissen hatte, „sondern ich brachte ihn auch so weit, daß er „seine eigene Grenzen vertheydigen und bald „darauf um Frieden bitten muste: Wir haben „niemals einen rühmlichern Frieden mit Per„sien gemacht, als diesen. Sobald er geschlos„sen war, rief mich der Sultan an seinen Hof „zurück, und zur Belohnung meiner Dienste, „ja ich könnte wohl sagen, zur Befriedigung „des allgemeinen Verlangens, machte er mich „zum Reichskanzler. Der Himmel ist mein „Zeuge, daß ich seit den sieben Jahren ohn„gefehr, da ich Vezier bin, kein anderes Au„genmerk gehabt habe, als den Ruhm des „Herrn und die Wohlfarth der Unterthanen. „Aber was erfindet der Neid nicht wider diejeni„gen, die er stürzen will! Ich bemerke seit ei„niger Zeit, daß meine Gunst abnimmt, und „daß meine Feinde im Begriffe sind, zu siegen. „Um dem Stoß zuvorzukommen, der mir dro„het, so will ich zu den Christen fliehen. Ich „habe nur zwo Töchter; die älteste ist an den

„Ober-

„Oberaufseher der kaiserlichen Lustgärten verhey-
„rathet; du kennest die jüngste; du liebest sie,
„und du hast ihr gefallen; ihre Mutter, die
„eine Französin war, hat sie in deiner Religion
„erzogen; ich will euch beyde in einem freyen
„Lande vereinigen. Bemühe dich, ein Schiff
„bereit zu halten; ich sage dir nichts von den
„Fürsichtigkeiten, die du dabey nehmen must;
„ich verlasse mich schlechterdings in allem auf dei-
„ne Freundschaft, auf deine Sorgfalt und
„Klugheit.„ Als er dieses gesagt hatte, wollte er mich umarmen; ich warf mich zu seinen Füssen, und bemühete mich, ihm die ganze Zuneigung, die ganze Zärtlichkeit, die ganze Erkenntlichkeit auszudrücken, wovon meine Seele durchdrungen war.

Des andern Tages gieng ich nach dem Hafen. Das Schicksal, welches mich nur darum schiene in Fesseln geschlagen zu haben, um mich zum grösten Glücke zu führen, ließ mich bey meiner Ankunft einen Mann antreffen, in den ich das gröste Vertrauen von der Welt setzen konnte; es war ein reicher Kaufmann von Marseille, der grosse Handlung nach Venedig trieb,

und

und den ich oft bey meinem Vater gesehen hatte. Kaum hatte er mich erkannt, als er mich mit thränenden Augen in seine Arme schloß, und mir seinen ganzen Beystand anbot, um mich aus der Sklaverey zu ziehen. Ich trug kein Bedenken, ihm meine Begebenheit zu erzählen; nachdem er sie angehöret hatte, versicherte er mich von neuem, daß er mir ganz zu Diensten stünde, daß sein Schiff im Hafen wäre; daß er aufs längste in fünf Tagen im Stande wäre unter Segel zu gehen, und daß er so gute Maasregeln nehmen wollte, daß er hoffte uns ausser Gefahr zu setzen. Der Vezier, dem ich von einem so glücklichen Anfange Nachricht brachte, öfnete mir seine Schätze, und in verschiedenen Reisen hatte ich schon heimlich über vier Millionen an Gold und Juwelen in das Schiff getragen. Wir sollten uns in der Nacht des folgenden Tages einschiffen, als ich bey meiner Zurückkunft in den Pallast, am Abend des vierten Tages, erfuhr, daß mein Herr, mein Wohlthäter, mein Vater, dieser so ehrwürdige Mann, gegen den ich so viel Verbindlichkeit hatte, von seinen Feinden war übereilt worden; man hatte ihm einen Befehl des Kaisers gebracht, ihm

seinen Kopf zu schicken; er bat sich aus, mit dem Sultan zu reden; er hat mir nicht befohlen, sagte der oberste Thürhüter, dich vor ihn zu führen, sondern dir augenblicklich das Leben zu nehmen. Thue also deine Schuldigkeit, antwortete der Vezier, indem er den Henkern seinen Hals darreichte.

Meine liebe Rosalide hatte sich zu ihrer Schwester begeben, und es waren schon einige Tage verflossen, daß ich nichts von ihr gehört hatte, als sie mir schrieb, daß ich immer fortfahren möchte, alles zu unserer Abreise zu veranstalten: ich antwortete ihr, daß alles bereit wäre, daß ich nur auf ihre Befehle wartete, daß der Wind günstig wäre, und wann sie mir wollte anzeigen, wo ich sie abhohlen sollte, so würden wir noch vor dem Ende der Nacht weit von Constantinopel seyn. Ich sahe sie bald in der Verkleidung eines jungen Armeniers ankommen: unsere Schiffarth hätte nicht glücklicher seyn können; wir langten gestern zu Marseille an, von da wir binnen einigen Tagen nach Paris reisen werden. Komm doch dahin zu uns, mein lieber Vetter; komm dahin, um das Vergnügen zu

haben,

haben, deinen Freund in seiner völligen Glückseligkeit zu sehen. ꝛc.

Zwey und vierzigster Brief.

An Phyllis.

Wie lange wollen Sie doch meine Treue noch prüfen? Sie werden mich durch Ihr hartes Bezeugen niemals zum Wankelmuth, wohl aber zur Verzweiflung bringen. Sie besitzen einmal mein Herz, und Sie sollen es ewig besitzen, ob Sie es gleich gestern wieder verschenken wollten. Ach was war das für ein grausamer Scherz, falsches Kind, den Sie mir gestern Abend in der Lindenlaube erwiesen? Ich eilte mit dem grösten Verlangen zu der Versammlung, ich hofte so glücklich zu seyn, Sie bey dem Spazierengehen an meiner Hand zu führen; Sie Selbst hatten mir die angenehmste Hofnung dazu gegeben, ich zählte schon alle Augenblikke, die mich unsrer Unterredung näherten, ich suchte schon neue Ausdrücke, Ihnen das Inner-

ste meines Herzens recht lebhaft zu schildern; und wie der so sehnlich gewünschte Augenblick herannahete, waren Sie so grausam, sich nicht nur meiner Hand zu entziehen, sondern um meine Verwirrung noch zu vergrössern, mir die geschwätzige und buhlerische Selinde zuzuführen. Ach! konnten Sie meine Bestürzung, die selbst Selinde merkte, mit einer so gleichgültigen Miene, womit Sie diese Schalkheit begleiteten, ansehen? War Ihnen dann mein Schmerz so gleichgültig, daß Sie Ihre ausserordentliche Munterkeit in der ganzen Gesellschaft ausbreiteten? Oder halten Sie mich für eben so unempfindlich, als Sie einige Zeit her gegen mich gewesen sind? Wäre doch mein Herz nicht so zärtlich, und mein Gemüth nicht so beständig, so könnte ich vielleicht meine schmerzlichen Empfindungen erstikken! Doch wohin verleiten mich meine traurige Gedanken? Sollte ich die einzigen Eigenschaften, um derentwillen Sie mich ehemals Ihrer Gunst würdigten, sollte ich meine Liebe und meine Beständigkeit verleugnen! Nein! Und wann sie auch meinen Gram noch täglich vermehrten, so sollen sie doch beständige

ständige Gefährtinnen meines Unglücks seyn. Werden sie gleich Ihr Herz nicht erweichen, so werden sie das meinige doch zärtlicher, ädler und Ihnen würdiger machen. Und wann sie dann die Blüthe meiner Jugend vertrocknet und meine Kräfte verzehret haben; dann wird vielleicht mein Schattenbild Ihnen Mitleiden erregen, dann werden Sie meine Treue erkennen, und ihre Härte bedauren. Doch wer weiß, GOtt, welch ein trauriger Gedanke! Wer weiß, ob Ihnen jemals meine Leyden zu Herzen gehen werden? Vielleicht fällt es Ihnen nicht einmal ein, an mich zu gedenken, indem mich Ihr schmerzliches Angedenken verzehret. Vielleicht ergetzen Sie Sich in einer lustigen Versammlung an den Gefälligkeiten eines würdigern Liebhabers in eben dem Augenblicke, da mich mein Gram in einsame Oerter treibt, und endlich vielleicht den müden Geist von mir hinweg nimmt. Ich muß aufhören und meinen Thränen Raum geben. Leben Sie wohl, zu sehr geliebte Phyllis, und wann Sie noch einige Zärtlichkeit gegen mich hegen, so bedauren Sie mich.

R.

Drey und vierzigster Brief.

Antwort.

Bedauren will ich Sie nicht, Damon, weil Sie sich so viel Unruhe ohne Noth machen. Wie! Sie werden melancholisch, wann ich scherze, Sie beklagen sich über meine Härte, und Sie fangen schon ordentlich an, eifersüchtig zu seyn? Bey nahe verdienten Sie es, daß ich Ihnen im Ernste dazu Ursache gäbe. Ach! unsere Liebe, Damon, ist besserer Stunden werth. Kommen Sie heute zu mir, es soll nicht an mir liegen, wann Sie eine neue Erklärung verlangen, daß Sie unter die glücklichen Liebhaber gehören. Aber erst müssen Sie erkennen, daß Sie unrecht haben, und daß mich Ihr Brief beleydiget. Hören Sies, schreiben Sie mir ja solche Sachen nicht mehr! ꝛc.

Vermischte Briefe.

Zweytes Buch.

Erster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich soll Ihnen einen Streit berichten, wobey die Partheyen Sie zum Schiedsrichter erwählet haben. Ist das Trauerspiel dem Lustspiele vorzuziehen? Hierüber disputirte die Frau von C** mit mir, als wir gestern Abend aus der Comödie kamen, wo wir eben den poetischen Dorfjunker des Destouches hatten vorstellen gesehen. Sie gab dem Lustspiel den Vorzug, und ich erklärte mich für das Trauerspiel. Vielleicht hatte das schöne Stück, das man eben gespielt hatte, und das sehr gut vorgestellt ward, denjenigen Einfluß in die

Meynung der Dame, welchen sich vielleicht das Trauerspiel zugezogen hätte, wann wir eben von der Zaire oder Merope gekommen wären. Doch, dem sey wie ihm wolle, wir geriethen so weit in der Streitfrage, daß sie das Lustspiel schlechterdings über das Trauerspiel erhub. Ehe ich Sie um Ihre Meynung bitte; so muß ich Ihnen vorher die Gründe der meinigen sagen, damit Sie mir einen Irrthum desto besser benehmen mögen, wann Sie sich etwa zur Gegenparthey schlagen sollten. Es ist gar nicht die Frage, mein Herr, ob ein gutes Lustspiel nicht besonders hochzuschätzen sey, und ob ein gutes Lustspiel nicht allemal den Vorzug vor einem schlechten Trauerspiele verdiene: Wir müssen den Fall gleich setzen, und Meisterstücke gegen Meisterstücke halten. Unter dieser Verhältniß behaupte ich also, daß das Trauerspiel vorzüglicher sey, weil es die Zuschauer mehr interessirt, als die Comödie. Die Wichtigkeit der Handlung, die Hoheit der Personen, für die sonst allein das Glück dienstbar zu seyn scheinet, und deren Unglücksfälle einen Einfluß in ganze Länder haben, ganze Völker aufmerksam machen, geben dem Zuschauer ohne Zweifel einen

grösse-

gröſſeren Eindruck, als die Schilderung einiger Privatperſonen und lächerlichen Charaktere. Setzen Sie noch hinzu, mein Herr, daß uns die Traurigkeit der Perſonen, denen wir gewogen ſind, weit mehr an ſie ziehet, als ihre Luſtigkeit. Ich brauche hier zu meinem Beweiſe nichts, als die Empfindung. Mein Herz ſagt mirs, wann ich einen Freund in Traurigkeit verſenket ſehe, daß mich ſein Zuſtand weit tiefer rühret, als ſein Vergnügen würde thun können. Sind die Helden des Trauerſpiels tugendhaft und dabey ſehr unglücklich; Was für Verwirrungen entſtehen in unſerer Seele, wie groß wird unſer Mitleyden! Die Wehmuth, die ſich im Herzen nicht mehr verſchlieſſen kann, tritt in die Augen, und läſſet Thränen flieſſen, angenehme Thränen, mit welchen unſer Herz ſo zufrieden iſt, daß ſie den Unglücklichen, den Verlaſſenen noch eines Freundes verſichern. Ja, wir tragen in uns ſelbſt einen Saamen von Gewogenheit, der allemal bereit iſt, zum Vortheil der Menſchlichkeit und der Tugend auszubrechen, ſo lange keine widrige Leydenſchaft es verhindert. Die erhabenen Bewegungen der Gewogenheit und des Mitleydens halten ſelbſt mitten in der Traurigkeit etwas

süßes und angenehmes in sich, das sich weit besser fühlen, als beschreiben läßt. Was für eine holde Wehmuth! ich kann mich nicht entbrechen, eine Stelle aus dem Boileau herzusetzen:

Ainsi pour nous charmer la Tragédie en pleurs
d' Oedipe tout sanglant fit parler les douleurs,
d' Oreste parricide exprima les allarmes,
Et pour nous divertir nous arracha des
larmes.

So grosse Bewegungen verschaft uns die Comödie entweder gar nicht, oder doch sehr selten. Ich glaube schon auf den Einwurf geantwortet zu haben, mein Herr, daß man eher den Endzweck eines Schauspiels bey der Comödie erreiche als bey dem Trauerspiel, welcher darinn bestehen soll, eine Gemüthsermunterung zu haben, und fröhlich zu seyn. Dieser Einwurf ist elend, und sagt nichts. Wer kann denn behaupten, daß man nur zu einem Schauspiele komme, um zu lachen? Der Endzweck aller Schauspiele bestehet, nach dem Aristoteles, darinn, daß sie unsere Leydenschaften reinigen sollen; und wie sehr geschiehet dieses nicht bey einem schönen Trauerspiele? Noch mehr: Wann

wir

wir auf die Erhebung des Trauerspiels in dem rührenden Ausdruck Achtung geben; wie tief lässet sie nicht da die Comödie unter sich? Was für Empfindungen! Was für grosse Gedanken! Wie glücklich ist man, sie zu fühlen, und zärtlich zu seyn! Wann ich die Comödie ansehe; so sehe ich Abbildungen lächerlicher Charaktere. Ich belache die Helden, welche die Unkosten dazu hergeben müssen, es ist wahr: Allein ich spühre allezeit dabey einen kleinen Unwillen, daß es Menschen giebt, die so wenig werth sind es zu seyn, daß ich Menschen in so grosser Unvollkommenheit und Erniedrigung ihrer selbst erblicke. Und dann werde ich ungewiß, ob ich das Lächerliche belachen, oder darüber Mitleyden haben soll. Kurz, mein Herr, gönnen Sie der Tragödie, als einer weit älteren Schwester der Comödie, den Vorzug.

Aber was soll ich Ihnen antworten, wann Sie mir sagen, daß unser ganzer Streit eine Sache des Temperaments sey; daß ich vielleicht mit keinem besseren Grunde das Trauerspiel der Comödie vorziehe, als der Liebhaber der Musik, die Pantomimen und Opern? Ich weiß zwar nicht, wie weit mein Temperament in die-

diesen Streit gehört: Sollte aber alles nur darauf ankommen; so sehen Sie leicht von selbst ein, daß ich schwer zu bekehren seyn werde; und mir bleibt allemal ein gleiches Recht übrig, Ihre Entscheidung durch Ihr Temperament verdächtig zu machen. Ist Ihnen viel an der Gewogenheit der Frau von C** gelegen, wie ich stark glaube; so sprechen Sie immer für das Lustspiel. Nur verlangen Sie nicht von mir, daß ich der Comödie eine Ehrenerklärung thun soll: Dann ich habe ihr ja im Ernste nichts böses nachgesagt. Im Vertrauen: ich bin sogar nicht gut dafür, ob ich nicht meine Meynung künftiges Jahr widerrufe, da unsere La Chaussee und Gellerte anfangen, für die Comödie so viele Schönheiten des Trauerspiels zu erobern.

Zweyter Brief.

Wenn ich Ihnen lange nicht geschrieben habe, theuerster Freund, so messen Sie es einer Reise bey, von der ich jetzt erst zurückgekommen bin. Ich habe mein Vaterland besuchet, von welchem mich nun das Schicksal seit acht Jahren geschieden hat; ich habe

habe das geliebte G*** wieder gesehen, wo die schönsten Tage meines Lebens verstrichen sind:

Wo noch der Scherz, die Unschuld und die Jugend
Das Vorbild der gefäll'gen Tugend
Zur Freude mich empfindlich sah'n:
Hier wo der Lenz, in keinen Gram ergossen
Mein Herz mit reger Lust durchflossen,
Sah ich ihn mir erschaffen an.

Bey jedem Schritte, der mich der lieben Gegend näher brachte, die mich hat aufwachsen gesehen, spührte ich aufs neue jene Empfindungen, deren meine frohe Jugend werth war. Dort sahe ich einen Berg mit traurigen Birken bewachsen, wo ich so oft die Eklogen des Virgils mit meinen Schulfreunden gelesen; Dort erblickte ich die grosse Aue, wo ich so oft mit meiner Spaziergesellschaft dem Abendstern entgegen gegangen; Hier bemerkte ich das väterliche Haus — aber ach, was für Bewegungen verursachte mir dieser Blick! Es war für mich ausgestorben, ob es gleich noch bewohnt war: Ich suchte diejenigen Personen in allen Zimmern vergebens, die

die mir am liebsten auf der Welt gewesen sind. Die Einbildung betrog mich dennoch oft so weit, daß ich glaubte sie noch an denen Oertern anzutreffen, wo ich so oft mit ihnen gesprochen hatte, wo ich so zärtlich war von ihnen umarmet worden, wo ich so manche Wohlthat von ihnen erhalten, wo ich so ruhig, so zufrieden, so sicher, mich in ihrer Gesellschaft gedacht hatte. Ich fühlte noch immer einen geheimen Zug des Herzens nach diesen Oertern, die die Natur und die besten Eltern für mich so angenehm gemacht hatten.

Wie sehr kam mir alles verändert vor! Jünglinge, die sich mit mir in jugendlichen Spielen ergetzet hatten, waren jetzt Männer und sassen in Bedienungen, oder waren in fremde Länder zerstreuet, oder waren gestorben, unter denen einer von meinen liebenswürdigsten Freunden war, der mir einst das Leben gerettet hatte. Niemals habe ich so lebhaft den schnellen Ablauf der Zeiten, mein fortrückendes Alter, und die Vergänglichkeit der irrdischen Dinge gefühlet, als damals. Hier, wo mein Lenz verstrichen war, merkte ich erst überzeugend, daß meine Jahre ihrem Herbste zueileten. Ich besuchte meine Bekannten, die Freunde, die

mir

mir mein Vater erworben hatte, und die schon von meiner Kindheit auf meine Wohlthäter gewesen waren; wir umarmten uns mit Freudenthränen, sie wünschten so sehr, mich bey ihnen glücklich zu sehen, sie boten mir ihren Beystand mit der ädelmüthigsten Art von der Welt an, sie erzählten mit einer wahren Zärtlichkeit von den Tugenden meines Vaters.

Ich ward traurig, und dennoch hätte ich ihren Umgang um vieles nicht vertauscht. Ich muß Ihnen sagen, mein Werther, daß die Leute in dieser Gegend viel Güte des Herzens und viel Unschuld haben: Sie wissen wenig von der Klugheit, die man zum Schaden seines Nächsten, und nur zu seinem Eigennutz anwendet; es herrschet in ihrem Wesen eine Offenherzigkeit, die den Zwang frostiger Ceremonien ungern verträgt; sie wissen uns verbindlich zu machen, ohne eine Herrschaft über uns zu verlangen. Glauben Sie nicht, daß mich die Liebe meines Vaterlandes blendet, dieses zu sagen: Ich lasse ihm nur Gerechtigkeit wiederfahren, und ich würde mich auf Ihre Empfindung berufen, wann Sie einige Zeit in dieser glückseligen Gegend wohneten. Die Welt ist überall verderbt, es ist wahr; man

 findet

findet auch hier heßliche Charaktere; aber sie werden in Ansehung des Ganzen ziemlich unsichtbar, und wann ich insonderheit Beyspiele einer schönen Freundschaft aufstellen sollte; so würde ich sie vorzüglich in dieser Gegend suchen, wo die Moden keinen Theil daran haben.

Ich gehe mit meiner Gesellschaft spatzieren: Alles erinnert mich an die vorigen Zeiten; ich sehe Bäume, die mit mir aufgewachsen sind; ich sehe die Abbildung meiner Kindheit in den Spielen der scherzenden Jugend; ich höre die Nachtigall singen, und ich glaube noch eben diejenige zu hören, die schon vor zwanzig Jahren mich gerühret hatte. Die vorübergehenden Leute sehen mich aufmerksam an, sie erkennen mich, sie sagen sich einander ins Ohr, daß ich es sey; sie kommen auf mich zu, und reichen mir voller Zufriedenheit die Hand. Wie sehr gefällt mir diese ehrliche Einfalt vor allen studierten Complimenten, womit man sich so oft ergebenst hintergeht! Ich konnte mich einer Thräne nicht enthalten, als ich mich ohnvermuthet von einem ehrwürdigen Greiße umarmen sah, der meinen Eltern viele Gefälligkeiten erwiesen, und den ich schon längst für todt gehalten hatte: Einer

von

von denen, die nach unserm Wunsche niemals sterben sollten. Wir näherten uns einem stillen Haine; und ich erblickte ihn kaum, als ich ganz außerordentlich bewegt ward. Ach was fühlte ich da in meinem aufwallenden Herzen für Gedanken! Hier war es, liebster Freund, wo ich meiner Belinde zuerst das angenehme Bekenntniß entriß, daß sie Zärtlichkeit für mich hegte: Hier war es, wo ich zuerst die Macht der Liebe empfand, wo einst

= = = die himmlische Liebe
Unsichtbar stand, in mein Herz die ersten Empfindungen hauchte,
Und das verlangende Zittern mich lehrte, die Schöne zu finden,
Die, erschaffen für mich, dis heilige Zittern auch fühlte.

Ich sonderte mich etwas von meiner Begleitung ab, um meine Verwirrung destoweniger sehen zu lassen; ich suchte die einsamsten Oerter der Gegend; bald blieb ich stehen; bald gieng ich weiter: Hier ist die Stelle, sprach ich zu mir selbst, wo ich sie so oft belauschte, wann sie in ihrer zärtlichen Tiefsinnigkeit ungesehen und ungehört zu seyn glaubte, wo sie so ungern vor

mir flohe, wann sie mich ohngefehr entdeckt hatte; hier ist die Stelle, wo sie saß, und mit einer Thräne, die nur für mich geweint ward, endlich meine Erklärung annahm. O welchen Himmel erschuf sich da nicht mein Herz! Ich setzte mich auf eben diese Stelle nieder, und glaubte keine größere Ruhe zu finden, als hier: Aber vergebens. Belinde ist nicht mehr! schrie ich, was nützet mir dieser ganze Hain, der nur ein Zeuge meines Verlustes ist? Es überfiel mich eine Schwermuth, die mich verstummt machte; meine Seufzer redeten nur. In diesem Zustande überfiel mich meine Gesellschaft, die mich aufgesucht hatte; ich merkte, daß meine Augen naß waren, und ohngeachtet des Zwangs, den ich annahm, bemerkten sie meine Gemüthsbewegung. Sie waren so bescheiden, daß sie sich deswegen nicht neugierig stelleten, und sie erwiesen mir auch den Gefallen, daß sie mich mit keiner gezwungenen Frölichkeit bestürmten; sie suchten nur meiner Traurigkeit durch muntere Gespräche eine Zerstreuung zu geben. Wir kamen wieder nach Hause. Nach dem Abendessen bat ich meinen großmüthigen Freund, bey dem ich meinen Aufenthalt

enthalt hatte, mir einige Stunden Einsamkeit zu lassen, ohne zu glauben, daß ich seiner Gesellschaft überdrüßig wäre: Vielleicht, sagte ich, wann Sie mich meiner Phantasie überlassen, werde ich meiner Niedergeschlagenheit von selbst müde. Allein, ich betrog ihn und mich. Meine Melancholie trieb mich nach dem Kirchhofe hin, der nicht weit von da liegt; sie bekam dadurch neue Kräfte. Umschlossen von der schauernden Todesstille besuchte ich mit bebendem Schritte die Ruhestatt meiner liebsten Eltern. Ich setzte mich zwischen ihre Gräber, und stützte mich mit beyden Armen auf ihre Leichensteine, die von einem fruchtbaren Baume überschattet waren. GOtt! in was für wehmüthige Empfindungen zerfloß meine Seele! Ich weinte mich herzlich aus: Sie sind vorüber, sprach ich, die beyden Aedlen, meine höchsten irrdischen Wohlthäter, die auch in ihrem Tode vereiniget sind, sie sind vorüber vor den Stürmen dieser Welt, und genießen des unsterblichen Lohns ihrer Tugend: Nur mich haben sie in der Unruhe gelassen; nur ich fühle das ganze Schreckliche dieser Trennung. Warum liege ich nicht hier mit ihnen vereint? Warum kann ich nicht ihr Schicksal

mit ihnen theilen? Würde doch meinem Herzen der Trost noch einmal gegeben, daß ich sie sehen, daß ich sie sprechen, daß ich ihnen für jede Tugend, die ihren Nachruhm bildet, für jede zärtliche Gesinnung gegen mich, für jede Wohlthat, Hochachtung und Dank beweisen könnte! Ich hätte ohne Zweifel in diesem Zustande die Mitternacht überwachet, wann mich nicht mein verehrungswürdiger Freund, der mich von ferne beobachtet, nach Hause geholet hätte.

Was soll ich Ihnen weiter sagen, mein Werther? Ich blieb noch über acht Tage in G*** und sie verstrichen nicht so traurig, wie dieser. Ich habe mich entschlossen, alle Jahre eine Reise dahin zu thun, denn ich merke wohl, daß dis mein grösstes Vergnügen in der Welt seyn wird. Wollen Sie nicht einmal mitreisen? Vielleicht erfüllet die Vorsehung meinen Wunsch, daß ich da meine Tage endigen kann: Ja, ich hoffe es,

Là, pour couronner ma vie,
La main d'une Parque amie
Filera mon dernier jour.
Là reposera ma cendre.
Là Tyrsis viendra repandre
Les pleurs dûs à notre amour.

Ihr

Ihr Herz verspricht mirs, daß Sie das thun werden, wann mich das Grab von Ihnen nimmt. Aber warum schreibe ich Ihnen einen so weitläuftigen und schwermüthigen Brief? Entschuldigen Sie mich. Da ich Ihnen nur sagen wollte, daß ich mein Vaterland gesehen hätte; so stellte mir die Erinnerung dieses alles wieder so lebhaft vor, daß ich ihr gänzlich im Schreiben folgte. Ach, es ist zu angenehm, seine Empfindungen vor einem Freunde auszuschütten, von dem man geliebet wird, und den man so sehr liebet, als ich Sie liebe. ꝛc. ꝛc.

Dritter Brief *).

Von dem Glücke.

Wie! mein Herr, kann ein so vernünftiger Mann, wie Sie, wohl sagen, daß man nur glücklich seyn müsse, um für einen grossen Mann gehalten zu werden? Ich gestehe, daß das Glück öfters Handlungen,

*) Vom Hrn. von VAVMOVRIER aus den *Lettres de l' Academie Françoise.*

Werth und Glanz giebt, die ohne seinen Beystand würden in der Dunkelheit vergraben liegen. Ich gebe sogar zu, daß das Glück zuweilen statt des Verdienstes dienen, und den Mangel guter Eigenschaften ersetzen könne. Aber bekennen Sie auch, mein Herr, daß dieses sehr selten ist, und daß man es mit Unrecht würde zum Exempel annehmen. Ich weiß, daß der Zufall Dinge gelingen läßt, die die Kunst nicht zu eben der Vollkommenheit bringen würde, und daß es zweymal geschehen ist, daß ein mit Verdruß hingeworfener Pinsel, den Schaum eines Pferdes und eines Hundes, unvergleichlich gemahlet hat. Aber man werfe immer einen Pinsel so lange herum, als man will; wird er wohl jemals ein ganzes Pferd bilden, oder einen Hund, an dem nichts fehlet? Lassen Sie uns also sagen, mein Herr, daß es gut sey, um was vollkommenes zu machen, wann die Kunst und das Glück dabey im Spiele sind, und sich einander die Hand bieten; sonst siehet man nur unvollkommene und mangelhafte Sachen. Ein Soldat kann durch einen ungestümen Muth und durch Hülfe des Zufalls sich hervorthun, und einen großen Vorzug davon tragen; aber wann

er

er das Handwerk nicht wohl verstehet, so wird er, anstatt ein großer Feldherr zu werden, in beträchtliche Fehler fallen, und bald das Ansehen verlieren, das er sich nur durch einen Streich des Glückes erworben hatte. Es würde einem Unwissenden noch schwerer fallen, sich in den andern Ständen berühmt zu machen. Würde es wohl ein Staatsmann verdienen, lange in dem Kabinet des Fürsten zu seyn, wenn er weder überhaupt eine Staatskunst verstünde, noch das Interesse der Nationen insbesondere wüßte? Der Fürst würde sehr übel thun, wenn er sich auf ihn verließe, und nicht sähe, daß es im Staatsrath eben so wenig als im Kriege erlaubt ist, oft zu fallen, und daß die ersten Fälle insgemein tödtlich sind. Ich denke auch, daß wann das Glück allein einen Menschen ohne Verdienst zu den höchsten Ehrenstellen erhübe, so würde es, weit gefehlt ihn tugendhaft zu mahlen, seine Laster nur deutlicher entdecken, wie ohngefehr ein Bildhauer eine Statue noch viel kleiner vorstellen würde, als sie in der That wäre, wenn er sie auf die Spitze einer Pyramide setzte. Lassen Sie uns auch gestehen, daß das Glück öfters eben so viel Bosheit und Eigensinn hat,

wenn es Leute erhebet, die seine Schmeicheleyen nicht verdienen. Es ziehet ihnen dadurch Spott und Verachtung zu, indem es ihre Fehler in ein grösseres Licht setzet, wie ich gesagt habe, oder es bereitet ihnen einen desto gefährlichern Fall. Glauben Sie mir, mein Wertheſter, lassen Sie uns in Ruhe leben, ohne seine Schalkheiten zu fürchten, und ohne seine Wohlthaten zu wünschen. Ich für mein Theil, möchte ihm nicht einmal Ihre Freundschaft schuldig seyn. Ich will sie mir durch meine Dienste erwerben, und mich ihrer durch die Gesinnungen der Ergebenheit und der Ehrerbietung würdig machen, die ich Lebenslang für Sie hegen werde. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief *).

Von den Wohlthaten.

Ich gestehe, daß die Welt voller Undankbaren ist; aber wissen Sie wohl, mein Herr, daß ihre Anzahl nicht so groß scheinen würde, wann man die wahre Ursache ihrer vorgegebenen Undankbarkeit untersuchte? Wann wir

*) Von eben demselben.

wir bis in die Absichten derjenigen dringen, die uns Gutes thun, so entdecken wir öfters Bewegungsgründe darinn, die ihnen nicht vortheilhaft sind, und die uns eben zu keiner grossen Erkenntlichkeit verbinden. Derjenige, der mir nur giebt, daß es jedermann wissen soll, muß zufrieden seyn, wann es jedermann weiß; er ist nicht mehr berechtiget, etwas anders zu verlangen. Wann er mir bloß hätte die Sorge überlassen wollen, die Wohlthat bekannt zu machen, so hätte er Ursache gehabt sich zu beklagen, wann ich es nicht getreulich gethan hätte. Aber er hat sich deswegen nicht auf mich verlassen wollen, er hat das selbst gethan, was ich thun sollte, ich bin also entladen, und ich brauche nur ruhig zu seyn. Er hat sich selbst bezahlet; wäre es wohl billig, daß ich ihn zum zweytenmale bezahlte? Er kann ja schweigen, wann er verlangt, daß ich spreche. Ein grosser Dichter unserer Zeit drückt diesen Gedanken in zween Versen unvergleichlich aus. Ein König antwortet dem General seiner Armeen, der ihm die wichtigen Dienste vorwirft, die er ihm geleistet hätte:

Je vous dois mes Etats, j'aime à le publier:
Mais quand je m'en Souviens, vous devez
l'oublier.

Was für eine Verbindlichkeit ist man außerdem solchen Leuten schuldig, die es erst bis aufs äußerste ankommen lassen, das zu geben, warum man sie bittet? Nämlich, wann sie nicht mehr können, und keine Kraft mehr haben, die Stürme eines Ungestümen auszuhalten, der sie belagert, und so enge einschließt, daß er sie kaum frey Odem hohlen läßt. Würden Sie es wohl einem furchtsamen Menschen Dank wissen, der zu gar keiner Großmuth fähig wäre, und der Ihnen nur eine Gefälligkeit erwiesen hätte, weil er nicht beherzt genug gewesen wäre, sie Ihnen abzuschlagen? Die Verschwender haben keine bessere Absichten, als diese schwache Personen. Das Geld fällt ihnen aus den Händen; sie geben es nicht, sie werffen es gleichsam weg, als ob sie einen Abscheu dafür hätten. Man nennet sie löcherichte Körbe. Die, welche das auflesen, was herausfällt, brauchen den Körben keinen Dank zu sagen. Es giebt auch noch Leute, die erst den Unglücklichen das Elend hart verweisen, darinn sie Beystand verlangen.

Sie

Sie verkaufen die Gewogenheiten, die sie ihnen ertheilen, so theuer, daß man sagen kann, sie schlagen sie mit eben der Hand, womit sie ihnen die Allmosen geben. Ich will mich nicht über eine so weitläuftige Materie ausbreiten, wann ich ihnen auch einiges Vergnügen erwiese, die Fehler zu erzählen, die man wider die Freygebigkeit, Ihre liebste Tugend, begehet. Ich will nur noch hinzusetzen, daß die Undankbarkeit als ein Ungeheuer in der bürgerlichen Gesellschaft würde angesehen seyn, wann sie etwas nicht so gemein wäre, und wann wir weniger daran gewohnt wären. Indessen, mein Herr, wenn auch ein Wohlthäter mit schlechter Art gegeben hätte, und sein Geschenk gar so weit verdorben, daß er es mit einer beleydigenden Art machte; so dünket mich doch, daß man nicht unterlassen darf, die Verbindlichkeit zu sagen, die man ihm schuldig sey, wann man nur ein wenig Ehrlichkeit des Herzens hat. Man muß sogar mit größerem Eifer einem Glaubiger von solcher Gemüthsart, seine Schuld abzutragen suchen. Wann wir keine Gelegenheit dazu finden, so mögen wir uns über das Glück beklagen, wenn wir wollen.

Wir

Wir mögen ihm seine Ungerechtigkeit verweisen; aber wir müssen niemand Ursache geben, sich über die unsrige zu beklagen. Ich bitte Sie um Verzeihung, wann ich von einer Materie so viel gesagt habe, darinn Sie mir schöne Lektionen machen könnten. Sie sind darinn Meister, wie in allen Arten der Wissenschaften, und ich würde darinn nicht weniger gerne seyn, als ich bin ꝛc.

Fünfter Brief *).

Von der Mahlerey.

Ich weiß nicht, Madam, ob ich Ihnen über die Mahlerey alle die Erläuterung werde geben können, die Sie verlangen; doch, bis ich Ihnen das schicken kann, was der Herr Felibien davon geschrieben hat, belieben Sie sich einsweilen mit denen besonderen Umständen zu begnügen, die ich neulich in einer Abhandlung anmerkte, welche man mir zu lesen gab. Ich sahe, daß wann schon die Mahlerey zur Bequemlichkeit des Lebens nicht nothwendig war, sie

*) Von eben demselben.

sie dennoch einen sehr alten Ursprung habe. Die Aegyptier rühmten sich, sie verschiedene Jahrhunderte zuvor erfunden zu haben, ehe sie den Griechen noch bekannt war: Aber es bleibt darum doch unstreitig, daß die letzteren diese schöne Kunst zu einem Punkt der Vollkommenheit gebracht haben, die man sich kaum einbilden kann. Anfänglich fiel man nur darauf, die Linien um den Schatten eines Menschen zu bezeichnen, und man sagt, daß der erste, der diesen Versuch gemacht, ein Aegyptier mit Namen Philokles gewesen sey. Andere geben vor, daß man diesen Anfang einem Griechen von Corinth, Namens Kleanthes, zu danken habe; ich an meinem Theile, möchte lieber der gemeinen Meynung folgen, welche diesen Ursprung der Liebe zuschreibt. Ich habe sagen gehört, daß ein Liebhaber, der im Begriff war, eine weite Reise zu thun, den Grundriß von dem Gesichte seiner Liebsten nach der Abbildung seines Schattens zeichnete, um einigermaßen ein Bild ihrer Züge zu behalten, das den Verdruß ihrer Abwesenheit lindern könnte. Nach der Zeit fieng man an zu mahlen; aber das geschahe nur

mit

mit einer einzigen Farbe; darauf gebrauchte man mehrere, und man fand endlich die geriebenen Farben, die verschiedenen Mäßigungen der Farben, die Erhebungen des Lichts, die Uebereinstimmung, die Abwechselung des Lichts und Schattens, die Stellungen, den Contrast, und die Vereinigung der Theile mit ihrem Ganzen.

Man erzählet, daß ein Mahler, Namens Simon, der erste gewesen sey, der Grundrisse mahlte, der die verschiedenen Gestalten des Kopfs ausdrückte, der die Glieder durch Fugen theilete, der die Adern bezeichnete, der das Mittel erfand, eine Kleidung zu mahlen, und ihre Falten zu ordnen. Ein anderer, mit Namen Paneus, war noch verwegenener, er unterstand sich, die berühmte Schlacht bey Marathon zu mahlen, und war so glücklich, daß er darinn die vornehmsten Feldherren der Athenienser und der Perser kenntlich machte. Apollodorus war der geschickteste Mahler seiner Zeit; aber Zeuxis übertraf ihn bald hernach, und zog sich die Bewunderung von ganz Griechenland zu. Indessen wagte es doch Parasius

sius wider ihn in die Laufbahn zu treten, und man sagt, daß er den Preis auf eine Art davon trug, welche verdienet, Ihnen erzählt zu werden. Zeuxis hatte Weintrauben so natürlich gemahlt, daß die Vögel dahin flogen, daran zu picken: Aber Parasius mahlte einen Vorhang so unvergleichlich, daß ihn Zeuxis selbst wegziehen wollte, um zu sehen, was darunter wäre. Dieses nöthigte ihn, sich für überwunden zu bekennen, und zu sagen, daß es ein weit grösserer Ruhm sey, die Menschen zu betrügen, als die Thiere. Nächst diesen erlangte Apelles einen unsterblichen Ruhm. Alexander besuchte diesen grossen Mahler öfters. Er sahe ihn gerne arbeiten, und ihm allein gab er die Erlaubniß, sein Bildnis zu mahlen. Apelles traf so richtig, daß ein geschickter Physionomiste nur seine Gemählde zu sehen brauchte, um von den Personen, die sie vorstelleten, richtig zu urtheilen. Sie wissen ohne Zweifel, Madame, was man ehemals von einem Portrait des Alexanders, welches Apelles gemacht hatte, sage, daß zween Alexander wären, und wann der Alexander des Philippus unüberwindlich wäre, so seye der Alexan-

der des Apelles unnachahmlich. Mit einem Worte, die Werke der Mahlerey sind eine Art der Schöpfung, und wann die Dinge, die sie uns vorstellet, unempfindlich und unbelebet sind, so können wir auch sagen, daß sie zuweilen mehr Annehmlichkeit haben, als die, welche leben. Ich könnte Ihnen noch mehrere Griechen anführen, welche die Mahlerey berühmt gemacht hat; aber es ist besser, daß ich Sie von dem Wachsthum unterhalte, welche diese schöne Kunst in dem alten und neuen Italien gehabt. Ich habe gelesen, daß eine vornehme Person aus der berühmten Familie der Fabier sichs für eine Ehre gehalten, den Beynamen eines Mahlers zu tragen, und daß er selbst im Jahre 450. der Erbauung Roms, den Tempel der Wohlfarth gemahlet habe. Die grösten Männer dieser Zeit legten sich auf die Mahlerey, und das dauerte bis unter die ersten Kaiser. Aber durch eine Veränderung, die bey schönen Sachen nur allzugewöhnlich ist, ward die Mahlerey einige Zeit hernach verlassen, und blieb unter den Ruinen der andern Künste und Wissenschaften vergraben. Sie fieng erst lange Zeit nachher wieder an, in Italien zu erscheinen. Der Lehrmeister des

Michael

Michael Angelo trug viel zu ihrer neuen Erhebung bey, ob gleich sein Pinsel noch ziemlich matt und gothisch war; allein sein Schüler ließ ihn bald hinter sich, und erlangte eine allgemeine Hochachtung. Er war besonders in der Zeichnung vortreflich. Indessen erwarb sich Raphael von Urbino noch mehr Ruhm, als Michael Angelo, und er trieb seine Kunst so weit, daß es scheint, als ob er die Natur in vielen Dingen übertroffen habe. Man bemerket, daß er die Gabe hatte, seinen Figuren alle Annehmlichkeiten zu geben, deren sie nur fähig waren, und jemehr man seine Stücke siehet, desto mehr bewundert man sie. Er hatte den Peter Perugin zum Lehrmeister, aber der Schüler ward unendlich weit geschickter, als der Lehrer. Julius der Römer, Polidorus, Leonard von Vinci, le Gergion, le Titian, Paul von Verona, und Tintoret, traten fast zu einer Zeit auf. Sie haben alle in einigen Theilen der Mahlerey den Preis gehabt, und einige unter ihnen sind fast in nichts darinn unwissend gewesen. Julius der Römer ist derjenige, dem es unter allen Schülern des Raphaels am besten gelungen ist. Seine Erfindungen waren ädel und erhaben;

er hatte einen reinen und lauteren Geschmack; er war ein großer Nachahmer der Alten, und hatte sie als Muster zum Augenmerk. Seine Wahl der Stellungen war unvergleichlich. Polidor zeichnete sehr gut, und traf die Zusammensetzung vieler Bilder vollkommen schön. Leonard von Vinci war sehr gründlich in der Mahlerey. Sein Verdienst ist durch einen einzigen Umstand seines Lebens genugsam festgesetzet; Franciscus der erste ließ ihn nämlich aus Italien kommen, und nachdem er in Frankreich gearbeitet hatte, so starb er zu Fontainebleau in den Armen dieses Monarchen, der den Tod des geschickten Mahlers mit seinen Thränen beehrete. Le Georgion war für die Portraits und großen Werke. Er verstund die Figuren unvergleichlich, und arbeitete seinen Vorwurf mit aller Größe und mit allem möglichen Anstand aus. Le Titian war der gröste Coloriste, der jemals gewesen ist. Er verstund die Vertiefungen des Lichts oder Schattens, die Vereinigung und die Einrichtung des Ganzen zusammen, vollkommen. Er mahlte die Weibspersonen und die Kinder vortreflich, und er gab ihnen ein gewisses angenehmes, feines und zärtliches Wesen, welches unnach-

nachahmlich war. Seine Portraits und Landschaften sind bewundernswerth. Er gab einer jeden Sache die Anlagen, die ihr gemäß und besonders waren. Alle diese großen Eigenschaften erwarben ihm den Namen des göttlichen, nebst sehr ansehnlichen Gütern, und die Freundschaft Carls des fünften. Man sagt, daß die Grossen am Hofe dieses Kaisers sich eifersüchtig bezeiget hätten, daß er ihnen le Titian vorzöge, und daß er ihnen gesagt habe: Es würde ihm nie an Höflingen fehlen, aber er würde nicht allezeit einen Titian haben. Paul von Verona war zwar nicht sehr regelmäßig, aber die Schönheit seiner Colorit diente den Fehlern seiner Zeichnung zur Schminke. Seine Abbildungen von Frauenzimmern waren sehr anmuthig, und er machte die Bekleidung sehr mannigfaltig. Tintoret hatte viel Genie in der Mahlerey. Er hat vortrefliche Gemählde gemacht, aber er ist besonders in der Colorit unvergleichlich, worinn die Sele der Mahlerey steckt.

Es giebt noch andere berühmte Mahler in Italien, welche entweder Zeitgenossen der vorigen gewesen sind, oder die doch bald auf sie ge-

folget, als wie die Bassans, Correge, Parmesan, die Carracher, Guide, Albano, Dominican, Poußin, und einige andere. Die Bassans haben die Thiere sehr schön gemahlt, und hatten einen sehr guten Geschmack in den Farben. Correge mahlte mit Anmuth und Leichtigkeit. Er mischte eine Anmuth darinn, die seinen Gemählden einen besondern Charakter gab, und durch die geschickte Austheilung des Lichts und Schattens, hatte er das Geheimnis, seinen Figuren viel Ründung, Stärke und Erhebung zu geben. Er wußte ein Gemählde auf eine unvergleichliche Art zu führen, und zu endigen, und man bemerket darinn so viel Einheit, daß seine gröſten Werke scheinen von einerley Farbenbrette gemacht zu seyn. Parmesan trug die Farben sehr gut auf, er war vollkommen in der Erfindung und Zeichnung. Die Annehmlichkeiten verließen ihn niemals, und man kann sagen, daß er alle Eigenschaften eines großen Mahlers besaß. Die Carracher sind ebenfalls berühmte Männer in ihrer Kunst gewesen. Ludwig Carrach war in der Zeichnung und in der Wahl der Farben vortreflich. Hannibal Carrach hatte alle Theile der Mahlerey in

seiner

seiner Gewalt, und seine Stücke hatten ein Ansehen der Grösse, wozu wenig andere kommen. Augustin Carrach gab an Geschicklichkeit seinem Bruder Hannibal nichts nach, und er hatte einen natürlichen Sohn, Namens Anton, der sie alle würde übertroffen haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Guide, indem er die Gemählde Albrecht Dürers, nach seiner Art wieder herstellete, hat mehr Geld erworben und mehr Ansehen erlangt, als ein grosser Theil derjenigen, die vor ihm gewesen waren, und die nach ihm gefolget sind. Dominican ersetzte durch seine große Arbeit die wenige Fähigkeit, die er zur Mahlerey hatte, und machte sich darinn sehr geschickt. Der berühmte Poußin hat die schönsten Statuen des Alterthums wieder aufleben lassen; er wußte, daß sie eine sichere Vorschrift für die schönen Werke sind, er war auch in Landschaften vortreflich, und sein Baumschlag ist unvergleichlich.

Außer diesen großen Mahlern, die in Italien geblühet haben, waren noch andere sehr geschickte in verschiedenen Theilen von Europa. Albrecht Dürer in Deutschland, Holbein in der Schweiz, Lucas in Holland, in Flandern Ru-

ben, der geschickteste unter allen Mahlern in der Austheilung des Lichts, in der Kunst, die Leydenschaften der Sele auszudrücken. Van Dick, sein Schüler, verstund sich sehr auf galante Gemählde, und es sind noch andere große Mahler gewesen, von denen man sagen kann, daß ihre Namen niemals sterben werden.

Unterdessen ist diese unvergleichliche Kunst, die todte Sachen belebet, gegenwärtig fast überall versäumet, ausgenommen in Frankreich. Es scheinet, daß sie sich nebst den andern Künsten und Wissenschaften unter den Schutz des großen Königs begeben habe. Der Herr le Brun hat sie schon in eine solche Vollkommenheit gesetzet, daß wir vielleicht dem alten Griechenlande und dem neuen Italien gleich kommen werden. Sie wissen, wie hoch man seine Gemählde schätzet, Sie haben auch einige von dem Hrn. Mignard gesehen, und ich zweifle nicht, daß die Kenner, die sie Ihnen gezeigt, Ihnen den Werth derselben besser vor Augen gelegt haben, als ich würde sagen können. Also will ich auch nicht weiter davon reden, Madam, und ich will einen Brief schließen, der schon allzulang ist. Sie würden mir darüber gewiß Verweise geben,

wann

wann Sie mich nicht genöthiget hätten, in dieser Materie weitläuftig zu seyn, und wann ich nicht so schlechterdings Ihr ergebenster Diener wäre, als ich bin.

Sechster Brief *).

Eine kurze Beschreibung von China.

Worüber Sie mich fragen, mein Herr, davon will ich Ihnen nur das antworten, was glaubwürdige Leute erzählen. China ist eben so groß, als ganz Europa, und ein Kaiser dieses Landes, als er die Schatzung des gemeinen Volks vorgenommen, fand ohngefehr sechzig Millionen Menschen, darinn noch nicht die Verschnittenen, die Soldaten und die Gelehrten mit begriffen waren. Dieses große Land ist voller schönen Städte; und Nankin, die Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens, war ehemals so groß, daß ein Mensch zu Pferde ihre Mauern kaum in zween Tagen umreiten konnte. Man brachte ohnlängst einen jungen Indianer daher, welcher die Ehre hatte, dem König zu

*) Von eben demselben.

Versailles die Aufwartung zu machen. Er war mit einem reichen Unterkleide von goldenem Brocad mit blauem Grunde, und Figuren von Drachen, gekleidet, und ein fürchterlicher Kopf war auf jedem Ermel abgebildet. Er trug darüber eine Art eines Rocks von grüner Seide. Der König ließ ihm etwas zu essen geben, um zu sehen, ob die Chineser bey Tische auch so reinlich wären, als man sagt. Der Indianer ward nicht verwirret, und bediente sich mit einer unvergleichlichen Geschicklichkeit zweer kleinen Stäbe von Elfenbein, die er in der rechten Hand zwischen zween Fingern hielt. Er hatte viele Seltenheiten aus seinem Lande mitgebracht, und verschiedene Portraits auf chinesischen Taffet. Man sahe unter andern dabey das Portrait von dem Weltweisen Confucius, der ehemals unter den Chinesern das war, was Aristoteles hernach unter den Griechen gewesen ist. Die Mandarinen und die Lehrer, waren mit Rosenkränzen gemahlt, denn das ist vielleicht die Mode der Chineser, so wie bey den Türken, bey einem jeden Korn zu sagen, GOtt, erbarme dich unser.

Was die Sprache und die Schrift der Chi-

neser

neser betrifft, so würde ich Ihnen tausend besondere Sachen davon sagen können. Ihre Dinte ist diejenige, welche wir chinesische Dinte zu nennen pflegen. Ein langer Pinsel dienet ihnen statt der Feder; sie schreiben von oben herunter, und ihre Linien sind perpendicular. Zu einem Worte braucht man nur einen Buchstaben. Ihr Alphabet ist aus mehr als achzig tausend verschiedenen Buchstaben zusammengesetzt, dergestalt, daß man wohl dreyßig Jahre nöthig hat, um lesen zu lernen, und um den Begriff und die Bedeutungen dieser verschiedenen Charaktere zu behalten. Man irret sich niemals im Lesen wegen der Verschiedenheit dieser Charaktere, aber man muß so sprechen, als wann man sänge, um die verschiedenen Bedeutungen durch die Verschiedenheit der Accente und Töne der Stimme, zu bezeichnen.

Sie wissen, daß die Chineser abgöttisch sind, daß die Sonne, der Mond und die Sterne ihre vornehmsten Gottheiten sind; aber Sie werden es sehr seltsam finden, daß sie auch den Teufel anbeten, damit er sie in Ruhe leben lasse. Sie setzen sein Bild auf das Vördertheil ihrer Schiffe, und die meisten Leute tragen es gar auf ihren

Klei-

Kleidern, so wie ich Ihnen gesagt habe, daß fürchterliche Köpfe oben an den Ermeln des Indianers saßen. Sie haben eine besondere Ehrfurcht vor einem Götzenbilde mit drey Köpfen, welches ihre drey großen Philosophen vorstellet, den Confucius, Xekiam und Tauzu. Sie hegen die Meynung des Pythagoras von der Selenwanderung. Sie haben viele große Schulen, und eine so große Menge Hospitäler, daß man keine Bettler unter ihnen siehet. Ihre Priester sind schwarz gekleidet. Sie haben Mönche, Nonnen, Einsiedler, und gar gewisse Berge, welche sie für heilig ausgeben, und wohin sie Wallfarthen anstellen. Die Tage des jungen Lichts und Vollmonds sind ihre Festtage, und der vornehmste ist im Neumond des Februars, weil dieses ihr Neujahrstag ist. Der Geburthstag des Kaisers ist ebenfalls sehr feyerlich, und jedermann feyret seinen eigenen Geburthstag. Sie haben gar keine Kenntniß von dem Guten oder Bösen der andern Welt, und sie unterlassen doch indessen nicht, ihre Verwandten mit vielen Ceremonien zu begraben. Wann sich Finsterniße ereignen, so glauben sie, daß ihre Götter wider sie erzürnet seyen.

Wei-

Weiter will ich Ihnen jetzt nichts sagen, mein Herr. Wenn Sie so neugierig sind, etwas Weitläuftigers zu lesen, so will ich Ihnen eine Beschreibung schicken, die mir neulich ein Freund geliehen hat. Leben Sie wohl; ich bin ganz der Ihrige ꝛc.

Siebenter Brief *).

Mein Herr,

Sie haben nunmehr lange schon keine Briefe und Nachrichten von mir bekommen. Mein letztes Schreiben werden Sie aus Quebec erhalten haben, und ich glaube, daß es schon etliche Jahre sind, daß ich es geschrieben habe. Wenn ich nicht wüßte, wie adel ihr Herz gegen mich gesinnet ist: So würde ich glauben, Sie hätten schon lange um mich ausgetrauert, und mich vergessen. Die Gedanken, daß ich Ihnen immer noch zuweilen werde eingefallen seyn, sind so angenehm, daß ich mich beständig mit denselben unterhalte. Ich befinde mich itzt in Martinique, und meinem Vergnügen fehlt weiter

*) Bremische Beyträge zum Vergn. des Verst. und Witzes I. B. S. 70.

weiter nichts, als daß ich nicht bey Ihnen seyn und Sie umarmen kann. Doch ich hoffe bald so glücklich zu werden, indem ich nur auf ein französisches Schiff warte, um darauf nach Frankreich, und von dar nach Hamburg abzugehen. Unterdessen ist es eine von meinen anmuthigsten Beschäftigungen, die ich mit meiner kleinen Amerikanerinn habe, daß ich von Ihnen und Ihren liebenswürdigen Eigenschaften rede. Ich mache mir eine angenehme Vorstellung davon, wie Sie erstaunen werden, wenn Sie mit ihren Augen in meinem Briefe hieher werden gekommen seyn. Vielleicht lesen Sie diese Zeilen noch einmal, sich zu überzeugen, daß Sie recht gelesen haben. Vergeben Sie mir, wenn ich meiner Eigenliebe zu viel schmeichle. Wie gern wäre ich zugegen, ihre Augen zu sehen, wenn es andem ist, daß sich die Gedanken in den Augen abbilden. Ich könnte die Fragen errathen, die Sie innerlich der kleinen Amerikanerinn wegen thun werden. Wenn Sie sich eine irrige Vorstellung von ihr machten, so könnte ich Ihnen mit einem grössern Vergnügen sagen, daß sie keine Schöne aus Canada oder Neufrankreich wäre. Ohne Zweifel wird hier

ihre

ihre Verwunderung noch grösser werden. Sie fangen wohl gar an zu vermuthen, daß ich in der Zeit, da ich nicht an Sie geschrieben, einen kleinen Roman ausgesonnen habe, Sie damit zu belustigen. Sollten Sie mir keinen völligen Glauben beymessen: So hoffe ich, daß ihre Zweifel aufhören werden, wenn Sie mich mit meiner artigen Wilden in Hamburg erblicken werden.

Ohne Zweifel, werden Sie denken, müssen sich diese Zufälle von einer Reise und Schiffarth anfangen. Auf der See wird sich nahe an einer Insel ein grausamer Sturm erhoben, das Schiff zertrümmert, und diejenigen, welche sich darauf befunden, an ein fremdes Land geworfen haben. Was die Reise und Schiffarth betrift: So irren Sie sich in ihren Gedanken nicht. Was aber den Sturm anbelangt: So hätte freylich ein so grosses Unglück vor dem grossen Glücke, welches mir wiederfahren ist, vorhergehen sollen. Allein die Sturmwinde und Ungewitter sind nicht mehr so gewöhnlich, als vordem, da sie in einer jeden Nachricht die Leser in Furcht setzten, Schiffbruch zu leiden.

Das

Das Schiff, auf welches ich mich gegeben hatte, seegelte aus dem Nordmeere in die Südsee nach den salamonischen Inseln. Die Winde hatten, wie gesagt, nicht so viel Gefälligkeit gegen mich, daß sie mir eine Gelegenheit verschafften, wo ich den Schiffern bey der nahen Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden, meine Standhaftigkeit hätte zeigen, und einen Muth einsprechen können. Das Wetter war uns beständig günstig; endlich fiengen wir an, Mangel an frischen Wasser zu leiden, denn an etwas mußte es uns doch fehlen. Wir warfen vor der Insel Kalifornien Anker, welche groß, und den Europäern wohl dem Namen, aber nicht ihrer innerlichen Beschaffenheit nach bekannt ist. Wir stiegen in dem Hafen de la Conception an das Land, unsere Tonnen mit frischem Wasser zu füllen. Ich war viel zu ehrgeizig, als daß ich den englischen Admiral Draken in dem ruhigen Besitze des Ruhmes lassen sollen, daß nur er von dieser Insel die beste Kundschaft eingezogen hätte. Wenigstens trieb mich die Neubegier darzu an. Ich ritt daher tiefer in das Land hinein. Ich schweifte eine lange Zeit hin und her, und verirrte mich darüber

über dergestalt, daß ich den Weg zum Ufer nicht wieder finden konnte. Ich erreichte dasselbe erst in einigen Tagen, binnen welchen mich die Hamadryaden hatten erhalten müssen. Das Schicksal hatte gewollt, daß ich, nur die ängstliche Philosophie ausgenommen, ein andrer Cleveland werden sollen. Das Schiff war unter Seegel gegangen; man hatte mir die Nachricht zurückgelassen, daß es meinetwegen noch zween Tage vor Anker gelegen, bis man endlich an meiner Zurückkunft gezweifelt und befürchtet hatte, den guten Wind zu verlieren. Man hatte mir aber doch Lebensmittel und Pulver zurückgelassen. Nunmehr war ich hier König und Unterthan. Doch dieses Glück hätte ich manchem herrschsüchtigen Prinzen wünschen und gönnen wollen, ohne ihn darum zu beneiden. Ich wünschte, daß ich Quebec niemals verlassen haben möchte. Was sollte ich thun? Sollte ich am Ufer auf Schiffe warten? Diese Hoffnung war sehr ungewiß, weil die europäischen Schiffe nicht allzuoft dahin kommen, wo sie keine grosse Schätze wegführen können. Ich faßte daher den königlichen Entschluß, mich in meinen Reichen umzusehen.

Wenn Ihnen nicht schon tausend Wege bekannt wären, in unbekannte Länder zu gelangen: So würde ich Ihnen eine weitläuftige und wunderbare Erzählung machen, wie ich endlich auf ein großes Gebürge, und von demselben in ein unbekanntes, aber doch bewohntes, Land gekommen wäre. Die Einwohner hatten mich auf diesen Bergen, wo sie gejagt, schlafend gefunden, und mich also in ihre Wohnungen gebracht. Sie waren so scharfsinnig, als die Sternseher, gewesen, welche aus der Aehnlichkeit eines andern Planeten mit unsrer Erde folgern, er werde wohl auch eine Erde seyn; denn sie hatten aus der Gleichheit meiner Gestalt mit der ihrigen geschlossen, daß ich wohl keine andre Creatur, als sie selbst, seyn möchte. Ich wunderte mich im Anfange, daß ich mich unter Menschen befand, die mich so wenig verstunden, als ich ihre Reden begreifen konnte. Dennoch aber freute ich mich, in menschlicher Gesellschaft zu seyn. Wie gern legte ich nicht die Krone ab, die ich mir in meinen Gedanken vorher aufgesetzet hatte! Ich fühlte mich von einer überausgroßen Bürde befreyet, da mir zumal von allen ungemein liebreich und freundschaftlich begegnet

net wurde. Ob gleich viele Verfasser von Nachrichten so bequem und nachläßig sind, daß sie von fremden Völkern, unter welchen sie sich eine Zeitlang aufgehalten haben, weiter nichts als ihre Wohnungen oder einige Grabschriften von ihren Kirchhöfen beschreiben: So will ich diese Geschichtschreiber doch in diesem Stücke nicht nachahmen. Ich kann Sie, mein Herr, von wichtigern Sachen, als von den Thoren der Hauptstädte, oder den besten Wirthshäusern darinnen, unterhalten. Die Einwohner und Einwohnerinnen dieses Landes sind so beschaffen, als man es wünschen kann.

Ich pflege dieses Land das amerikanische Arkadien zu nennen. Die hiesigen Schönen gehen auch fast wie die Schäferinnen gekleidet; denn sie tragen Schäferhüte, und an ihren Festtagen, Blumenkränze. Sagen Sie doch dieses einigen Dichtern; vielleicht begiebt sich eine Colonie von Tibullen und Properzen auf diese Insel. Das erstemal, da Sie mich wieder sehen werden, sollen Sie mich in der Kleidung eines Kaliforniers und meine kleine Wilde in eben der Tracht erblicken. Was die Gemüthsbeschaffenheiten der Einwohner betrift, so werden Sie dieselben sowohl

aus dem Verfolge meiner Geschichte, als aus den mündlichen Unterredungen mit meiner Naide mehr kennen lernen. Ich erlernte die kalifornische Sprache in einigen Monaten. Meine zärtliche Naide machte sie mir desto leichter, je schneller und begieriger man dasjenige faßt und behält, was man aus einem schönen Munde hört. So bald ich diese Sprache nur ein wenig verstund: So hielt ich mich für weit gelehrter, als einer, der Armenisch reden und Aethiopisch buchstabiren kann; denn ich konnte nunmehr die schönen Gespräche meiner Kalifornierinn empfinden. Zum Beweise will ich Ihnen einige Wörter übersetzen. Tanley zaare Mally heißt in unsrer Sprache so viel, als einander zärtlich lieben. Der kalifornische Ausdruck ist stärker, als der deutsche. Seinem Ursprunge nach sagt er so viel, als durch ein gerechtes Lob, und durch einen redlichen Tadel einander seine Hochachtung bezeigen; da hingegen im Deutschen, einander zärtlich lieben, oft so viel heißt, als einander unverschämt schmeicheln. Der kalifornische Ausdruck wird sowohl von der Liebe zwischen rechtschaffenen Freunden, als von der Zärtlichkeit eines Liebhabers und einer Geliebten gegen einander gebraucht.

braucht. Malitly heißt eine Frau und zwar in dem alten und nur noch hie und da üblichen Verstande des deutschen Wortes. Seiner Anleitung nach bedeutet das kalifornische Wort eine Freundinn und Gehülfinn, welche sich alle nur ersinnliche Mühe giebt, ihren Mann zufrieden und vergnügt zu machen, da itzt das Wort Frau im Deutschen nichts anders als eine Köchinn, oder wohl gar eine Magd, oder auch eine Furie heißt, welche sich bestrebt, ihrem Manne das Leben verdrießlich und verhaßt zu machen. Wenn ein Kalifornier seine Geliebte auf das zärtlichste und ehrerbietigste liebt, und ihr solches durch zärtliche Namen bezeugen will: So nennt er sie seine Frau, wenn gleich die Ehe noch nicht vollzogen worden ist. Eben diese Anmerkung hat bey dem Worte Naatem statt, welches einen Mann bedeutet. Ich will es bey der Uebersetzung dieser Worte bewenden lassen. Wenn Sie glauben, ich wüßte keine Wörter mehr als diese: So werde ich dabey nichts einbüßen, da es Leute giebt, die nicht mehr Wörter aus fremden Ländern mitbringen, und sich doch mehr, als ich, mit denselben wissen. Da ich Ihnen nun einmal keine vollständige Reisebeschreibung

machen will: So werde ich Ihnen nur von einer der merkwürdigsten Gewohnheiten in diesem Lande Nachricht geben, welche ihrer Verwunderung noch am würdigsten ist. Erinnern Sie sich, wie schwer es in Deutschland ist, ein Frauenzimmer zu küssen. Wie viele Besuche, Complimente, Schmeicheleyen und Lieder müssen nicht die jungen Herren bey uns vergebens machen, ehe sie sich dieses Glückes rühmen können! Wie würden sie nicht wünschen, hier zu seyn, wenn sie wüßten, daß man hier nichts weiter braucht, ein Frauenzimmer zu küssen, als daß man es kennt! Diese Küsse sind zwar nicht feuriger, als diejenigen, welche in Deutschland in den meisten Ehen gegeben werden; unterdessen sind es doch Küsse. Doch ich würde Ihnen dieses nicht als etwas so gar besonderes erzählen, da Sie Länder kennen, wo die Küsse sehr gewöhnlich sind, wenn nicht der Ursprung dieser Gewohnheit besonders wäre. Unterdessen kam sie mir im Anfange etwas fremd vor. Vornehmlich war ich unruhig, wenn meine Maide, die Tochter desjenigen, welcher mich in sein Haus aufgenommen hatte, geküßt wurde. Denn ich hatte mich selbst noch nicht unterstanden, sol-

ches

ches zu thun. Sie, mein Herr, kennen die Liebe. War solches nicht ein Anfang darzu? Fängt sie nicht mit einer Schüchternheit und kleinen Eifersucht an? Nicht lange darauf ward ich auch ein Poet, und welches ich nicht vergessen darf, in kalifornischer Sprache. Ich will es Ihnen doch ins Deutsche übersetzen.

Was stört die angenehme Stille,
Daß sie aus meiner Brust entflieht?
Was sucht der unzufriedne Wille,
Den keine Lust mehr an sich zieht?
Mein Blut wallt schneller aus dem Herzen.
Mit solcher Unruh schlug es nie.
Was fühl ich nicht? Ich fühle Schmerzen,
Und mit Vergnügen fühl ich sie.

Das Schönste kann mich nicht entzücken,
Das durch Naiden nicht gefällt.
An allem werd ich was erblicken,
Was meine Traurigkeit erhält.
Wie schön seyd ihr, ihr Gegenstände,
Woran mein Blick ihr Bildniß sieht!
Doch ihr macht meiner Lust ein Ende,
Wenn ihr mir neidisch dieß entzieht.

Ihr reizt mich nicht, ihr stolzen Rosen
Selbst in der angenehmsten Pracht.

Wenn euch der West, euch liebzukosen,
Durch seinen Kuß noch röther macht;
Allein wenn ihr, von ihr gebrochen,
Auf ihrer Brust erblaßt und sterbt:
So seyd ihr schnell an mir gerochen,
Weil ihr euch meinen Neid erwerbt.

Ich wünsche nichts, als sie, zu sehen;
Doch wenn sie freundlich mit mir spricht:
So bleib ich schüchtern vor ihr stehen,
Und meine Blicke sehn sie nicht.
Die Augen schlag ich furchtsam nieder.
Kaum irren sie noch seitwärts hin.
Ich werde blaß, ich glühe wieder.
Und weis nicht, daß ich zärtlich bin.

Wie sehn ich mich, mit ihr zu sprechen!
Doch wenn sie redet; schweig ich still.
Was muß die Neigung unterbrechen,
Wenn ich ihr etwas sagen will?
Der Gott der Liebe sey mein Zeuge!
Aus blosser Ehrfurcht red ich nicht.
Doch wenn ich ihr zu Ehren schweige;
Warum entfärbt sich ihr Gesicht?

Wenn sie so viele Lippen küssen,
Erwacht in meiner Brust der Neid.
Naide soll die Klagen wissen,
Denn ich verlängre nur mein Leid.

Soll sich mein Herz noch nicht erklären,
Das Lieb und Zärtlichkeit gerührt?
Sie kann mir meine Ruh gewähren,
Die mir manch heimlich Ach entführt.

Ich veranstaltete es so, daß Naide dieses Gedicht finden mußte; allein ich erhielt keine Antwort darauf. Dennoch ward ich durch der andern Beyspiel so kühn gemacht, sie zu küssen. Sie verwehrte mir solches nicht. Ich küßte sie oft; denn Sie wissen, wie gern man küßt. Allein darüber verlohr ich die freundlichen und lebhaften Unterredungen, welche Naide vorher mit mir gehalten hatte. Endlich floh sie mich sogar. Gleichwohl wußte ich nicht, womit ich sie beleidiget; da ich kein andres Frauenzimmer angesehen und geküßt hatte. Ich verwunderte mich darüber, und ich war in großer Angst, bis ich es erfuhr. Sie hatte meiner Bescheidenheit wegen einige Neigung auf mich geworfen. Als aber meine Liebe, und ihre Schönheit den einzigen Inhalt meiner Gespräche mit ihr abgaben; als ich sie immer zu küssen verlangte: So hatte sie geglaubt; ich wäre entweder ein Schmeichler, oder kaltsinnig geworden. Denn die Begierde, zu küssen, ist in diesem Lande

kein Kennzeichen einer zärtlichen Liebe, weil das Frauenzimmer sich überredet, daß sie der Anfang zur Verachtung ihrer Person sey. Die Küsse, die alsdann die Liebhaber von ihnen erhalten, sind Merkmale des Unwillens und des Kaltsinns, oder wenigstens nichts bedeutende Complimente. Können sie wohl glauben, daß ein Stuzer an diesem wunderbaren Lehrgebäude Ursache ist? Vor hundert Jahren ist hier eine in klugen Augen so lächerliche Art zu lieben gewesen, daß ich mich auf kein Land in Europa besinnen könnte, welches so wunderliche Gebräuche hätte. Die einzige Beschäftigung der Kalifornierinnen war, vor dem Nachttische mit einer ängstlichen Sorgfalt jeden Morgen Bänder auszusuchen, welche sie wieder weglegen wollten; vor den Spiegel zu treten, um über ein Blätterchen zu erblassen; auf neue Geberden zu sinnen, welche den bewundernden Ausruf der jungen Herren verursachten, und auf sonderbare Bewegungen mit ihren Fliegenklatschen zu studiren, worüber die Stuzer seufzen müßten. Sie müssen wissen, daß die Fliegenklatschen hier wegen der Menge der Fliegen die Stelle der Fächer vertreten; das Frauenzimmer trägt sie auch im Winter, wenn

es

es gleich keine Fliegen mehr giebt. Die Stuzer müssen wohl eine besondere Gattung von Leuten gewesen seyn. Ihre einige Sorge ist gewesen, daß sie ihren Sklaven gefragt, wie ihnen der Bund und Schurz lasse, und daß sie nach dem tacktmäßigen Klange gewisser Schellen sich bükken, gehen, und springen gelernt. Vor diesen Leuten suchten die Schönen auf alle mögliche Art ihre Reizungen sichtbar zu machen, um ein grosses Gefolge von Anbetern und Liebhabern nach sich zu ziehen. Gleichwohl wußten sie sich in allen Gesellschaften ein so majestätisches und strenges Ansehen zu geben, als ob ihnen alle Mannspersonen gleichgültig wären. Vielleicht haben auch einige Kalifornierinnen die Stuzer verachtet, weil sie mit sich allein zufrieden genug gewesen. Ein Stuzer mußte lange Zeit mit ihnen umgegangen seyn, ehe sie ihm ihre Hand erlaubten. Sie zogen sie mit einem spröden Unwillen zurück, wenn er sie küssen wollte. Sie liessen den Handkuß nicht eher zu, als bis sie wegen ihrer Strenge in Gefahr waren, einen Anbeter zu verlieren. Je mehr ein Stuzer von ihrer Schönheit und Artigkeit und von seiner Ehrfurcht und Unterthänigkeit redete; für

desto zärtlicher ward er gehalten. Am liebenswürdigsten war er, wenn seine Halbstiefel am kostbarsten mit Edelgesteinen besetzt waren, und sein Schurz die Schürze anderer jungen Herren an Pracht übertraf. Am zärtlichsten war er alsdann, wenn er seiner Göttinn einen Schäferhut mit vielen ausgesuchten Bändern und ein neues Kleid schenkte, welches er alsdann erst bezahlen konnte, wenn er in die Jahre kam, wo es ihn gereute. Das Frauenzimmer war bald, wie die Richter, bey welchen die das beste Recht haben, welche die besten Geschenke geben. Im übrigen hatten die jungen Herren solche Grundsätze in ihrer Aufführung gegen das Frauenzimmer, welche beyden nicht die gröste Ehre machen. Um diese Zeit war ein kalifornischer Baron sehr berühmt. So viel sagt etwa das kalifornische Wort Yualiba im Deutschen. Er hatte eine so angenehme Gestalt, daß man leicht hätte glauben sollen, er müßte den meisten Verstand haben. Seine Einsicht in die Wissenschaft des Wortgepränges war so gründlich, daß er zehn Worte sagen konnte, unter welchen nur eins nöthig war. Er konnte in einer Stunde tausend Dinge reden, welchen allen

sein

sein Herz widersprach, ohne die Augen ein einzigesmal dabey niederzuschlagen. Sein gröstes Verdienst aber war wohl dieses, daß sein Schneider seinen Schurz am besten schneiden, und er ihn am besten tragen konnte. Alle seine Schmeicheleyen waren übertrieben und unnatürlich. Er sagte sie aber dem Frauenzimmer mit einer so zärtlichen und überredenden Miene vor, daß es nicht ungehalten darüber werden konnte. Fiel ja einigen Schönen ihre Sterblichkeit ungefähr ein, wenn er sie seine Göttinnen hieß: So thaten sie ihm doch weiter nichts, als daß sie ihm einen kleinen losen Yualiba hießen, und ihm mit ihrer Fliegenklatsche einen sanften Schlag gaben. Er war galant genug, mit dem Eichhörnchen, welche die Frauenzimmer statt der Schooshündchen haben, zu reden und ihre Sprache zu verstehen. Es war ein grosses Verdienst bey dem Frauenzimmer, wenn er diesen Thierchen Zuckerrohr oder Nüsse mitbrachte. Man hat noch einige Trauerreden auf Eichhörnchen unter den Werken des Tomzua und Giluali, welche ungefähr der Kalifornier Regnier und Boileau gewesen seyn mögen. Diese Reden sind überaus ironisch, und mir sehr nützlich gewesen,

die

die damaligen lächerlichen Gewohnheiten dieses Landes zu erkennen. Der Yualiba bezauberte auch das Frauenzimmer durch seine Liebesbriefe und Verse. Um diese Zeit ist ein Poet berühmt gewesen, welcher öffentlich gesagt hat, der Baron sey ihm wenigstens für zehn Gedichte die Bezahlung schuldig geblieben. Man hat noch einige Lieder an verschiedene Schönen von ihm. Sie sind aber so schlecht, daß man ungewiß ist, ob sie der Poet so schlecht gemacht, oder ob der Yualiba im Abschreiben so viele Fehler in dieselben gebracht hat. Es ist itzt wirklich unter den kaliforniſchen Kunstrichtern ein grosser Streit darüber. Einige sind wider den Poeten und behaupten, daß er ein schlechter Dichter gewesen, und sie führen zur Ursache an, daß Gonzaba, Thyamley, und Rajacouli, drey grosse damalige Dichter, vor ihm nicht hätten bekannt werden können. Dieser Streit ist so weitläuftig und hitzig geworden, daß man, als ich abreiste, in allen Gesellschaften, grosse Wetten that, sie würden einander bald schimpfen. Doch ich muß mich von meinem Yualiba nicht verlieren. Die Macht des jungen Herrn war so hoch gestiegen, daß sich die größte Spröde

vor

vor seiner kostbaren Leibbinde nicht mehr beschützen konnte. Das Frauenzimmer ließ sich an seiner Hand in die Lustwälder und öffentlichen Kampfjagden führen. Er durfte mit ihnen spielen, und sie küssen, auf welche Gefälligkeiten sie einen großen Zoll von Schmeicheleyen, Geschenken, Versen und Liebesbriefen gelegt hatten. Niemand konnte ihn so gut, als dieser Yualiba, abtragen. So weit er seine Eroberungen auch schon getrieben hatte: So war er dennoch so hochmüthig, daß er sie noch weiter treiben wollte. Er beschloß endlich, sich aller Herzen des Frauenzimmers auf einmal zu bemächtigen. Die Personen unsers Geschlechts tragen hier viereckigte Mützen, welche beynahe den Turbanen gleichen. Auf diesen haben sie hohe und schöne Federbüsche. Seinen Vorsatz glücklich auszuführen, hatte er den Einfall, sich auf jede Seite seiner Mütze einen Pfauenschweif machen zu lassen. Gleich darauf machte er in diesem Aufzuge seine Aufwartung bey dem schönen Geschlechte. Seine Kriegslist gieng ihm vortreflich von statten. Es war fast keine Schönheit in der ganzen Stadt mehr, welche nicht durch die Pfauenschweife unglücklich

lich geworden wäre. Alle Schönen verlohren ihre Freyheit, sie seufzten, und wünschten nichts, als von dem Barone mit den vier Pfauenschweifen geliebt zu werden. Alle Fenster in allen Straßen wurden aufgeschlagen, den jungen Herrn in dieser Tracht zu sehen, wenn er vorbey gieng. Dieser Einfall ward mit allgemeinem Beyfalle erhoben, weil die Erfindung unvermuthet, fremd, und wie das Frauenzimmer sagte, gar zu allerliebst wäre. Seinetwegen entstund unter den Schönen eine allgemeine Erbitterung und Eifersucht. Dieses Glück machte den Baron übermüthig. Er fieng an, mit dem artigen Geschlechte verächtlich umzugehen, und über sie zu spotten. Er rühmte sich in allen Gesellschaften ungescheut mit den Gefälligkeiten des Frauenzimmers. Bald wollte er ganz früh eine Gräfinn im Nachtkleide gesehen, bald mit einem Fräulein allein gespeiset, bald eine Prinzeßinn geküßt haben, und bey der Stadthalterinn spät in die Nacht hinein geblieben seyn. Er war so gar so verwegen, daß er überall sagte; er wollte es noch so weit bringen, daß ihn das Frauenzimmer öffentlich küssen sollte; er würde nicht so thöricht seyn, eine von diesen Schönen allein

und

und beständig zu lieben, da er sie durch eine neue Mode ganz außer sich bringen, und sie alle zur Liebe zwingen könnte; sie glaubten ihm ja den Augenblick, wenn er ihnen bey den Eichhörnchen und Drachen, welches die galantesten Flüche in Kalifornien sind, betheurete, daß sie schön wären. Seine Unbesonnenheit war ein naher Vorbote seines Falles. Sie können leicht denken, mein Herr, daß die andern Stutzer grausam böse auf den Yualiba gewesen, da er sie von allen Nachttischen, aus allen Besuchstuben, und folglich von allen schönen Händen verdrängt hatte. Diese suchten also nur Gelegenheit, ihn zu demüthigen. Sie waren Verräther, und hinterbrachten dem Frauenzimmer alles, was der Yualiba nachtheiliges von ihnen sprach. Aufgefangene Briefe von dem Barone überführten das Frauenzimmer noch mehr von der Wahrheit der Nachrichten, die es im Anfange noch nicht glauben wollte. Ob die Schönen gleich gern liebten: So waren sie doch ehrgeizig genug, zu wünschen, daß die Welt nicht wissen möchte, daß sie verliebt wären. Sie wurden also ein wenig wider den Baron aufgebracht. Dennoch wäre er vor ihrem endlichen Zorne sicher gewe-

sen, wenn er den Einfall gehabt hätte, zwo solche Mützen zu tragen. So aber war er sicher, und alles, was er that, war eine Beleidigung des schönen Geschlechts. Besonders brachte er die Stadthalterinn sehr wider sich auf. Dieser Dame hatte der Pfauenschweif so wohl gefallen, daß sie sich um den Hals herum an ihrem Kleide Pfauenschweife hatte setzen lassen. Der Baron, welcher sich einbildete, allein das Recht zu haben, Pfauenschweife zu tragen, spottete darüber, und ließ anzügliche Verse darauf verfertigen. Er erzählte auch öffentlich von ihr: er sey einmal zu ihr gekommen, als sie gleich Mittagsruhe halten wollen, und da habe sie ihrem Kammermädchen einen Wink gegeben, hinwegzugehen, damit er freyer habe seufzen, und leichter erhört werden können. Diese freye und erdichtete Erzählung reizte die Stadthalterinn zum heftigsten Zorne. Die andern beleidigten Schönen versammleten sich bey ihr. Sie überlegten die Aufführung der Stutzer, und im Zorne sahen sie ein, daß sie durch die vorgegebene Liebe und Zärtlichkeit der jungen Herren nicht glücklich werden könnten. Es geschahe also, was Giluali vorher gesagt hatte; der Zorn

würde

würde noch den Schönen die Augen öffnen, da sie denn aufhören würden, lächerlich zu seyn. Die Spötter griffen nunmehr den Baron von allen Seiten her mit satyrischen Waffen an; sie entblößten die Grundsätze der Stutzer, nach welchen sie dafür hielten, die Schönen wären nur da, daß man mit ihnen spielen und tändeln könnte, und man müßte sie daher in der Unwissenheit lassen, welche ihren Reizungen doch unanständig ist. Niemals haben sich die vernünftigen und gesitteten Personen unsers Geschlechts freyer zu dem schönen Geschlechte wagen dürfen. Dieses beschloß einmüthig, die kaltsinnigen und ewigen Gespräche von Liebe und Treue nicht mehr anzuhören. Da auch alle Bemühungen der jungen Herren nur dahin giengen, einige Gefälligkeiten von ihnen zu erhalten, mit welchen sie sich groß machen könnten: So wollten sie ihnen verstatten, sie zu küssen, so oft sie wollten, damit diese Gefälligkeiten ihren Werth verlieren möchten. Die Schönen in den kleinen Städten folgten dem Frauenzimmer in der Hauptstadt, wie in den Moden, also auch hierinnen bald nach, ob solches gleich im Anfange einiges Aufsehen machte. Diejenigen,

welche sich durch ihr Herz so wohl, als ihren Verstand, von den Stutzern unterschieden, kamen nunmehr bey den Schönen in Ansehen. Man sagt, daß sich das goldne Alter der schönen Wissenschaften von dieser Zeit angefangen habe. Denn man mußte Geist und Verstand haben, wenn man verliebt werden wollte. Die Stutzer durften zwar noch mit dem Frauenzimmer umgehen; allein es untersagte ihnen alle überflüßige Worte, und machte sie durch dieses Gebot alle stumm und lächerlich. Denn nunmehr konnten sie sich nicht mehr über die Sprödigkeit und Härte der Schönen beklagen; weil sie küssen durften, wenn sie wollten; und da sie weiter nichts, als dieses, gelernt hatten, so wußten sie nicht, wovon sie reden sollten. Der Yualiba, über welchen in allen Gesellschaften gescherzt wurde, heirathete aus Verdrusse eine alte Edelfrau, welche das Alter gebeugt und übelsehend gemacht hatte; denn sie allein hatte noch Mitleiden mit ihm, und ihre Runzeln schienen freundlich zu werden, wenn er ihr ihrer Schönheit wegen Schmeicheleyen vorsagte. Nunmehr verläßt sich das Frauenzimmer in diesem Lande nicht mehr auf ihre Schönheit allein; sondern es sucht auch durch

die

die Vorzüge des Geistes und Herzens zu gefallen. Die Schönen wenden also mehr Zeit darauf, ihre Sele so liebenswürdig, wie ihre äusserliche Gestalt, zu machen, als sich anzukleiden und ihr Bild im Spiegel anzulächeln. Denn vor dem waren die meisten vor demselben alt geworden. Unser Geschlecht muste ihnen zwar im Anfange noch viele Schwachheiten zu gute halten, doch nunmehr können solches beynahe die Schönen bey unserm Geschlechte thun. Man braucht mehr als Pfauenschweife, sich bey ihnen gefällig zu machen. Die ganze Art zu lieben, ist dadurch verändert worden. Vordem hatte ein einziger Blick von einer grossen Schönheit die erstaunende Kraft, ein Herz unsterblich verliebt zu machen. Er hat sie noch itzt nicht gänzlich verlohren; allein er kann nur nicht mehr bezaubern. Die Augen der Schönen haben eine sehr geistreiche und einnehmende Sprache; jedoch sie dürfen durch die Lippen nicht widerlegt werden, sonst können sie nichts ausrichten. Beyde müssen sich vereinigen, und beyde werden noch zu schwach seyn, jemanden zärtlich zu machen, wenn das Herz nicht so schön, als die Gestalt, ist. Vor dem entstund die Liebe schnell, verschwand aber

auch plötzlicher, als sie entstanden war. Da die innerlichen Vorzüge und Schönheiten sich nicht auf einmal, sondern nur nach und nach, entdecken; So fängt daher die Liebe itzt so an, wie sie vordem aufhörte, und wird mit der Zeit so feurig, als sie vordem anfieng. Kam vor einem Jahrhunderte die Liebe zur Entzückung, und Berauschung: So konnten die Verliebten wohl einige Stunden neben einander stehen, einander ansehen, wechselsweise seufzen, und einander küssen, ohne ein einzigmal darzwischen zu reden. Lieben sich hingegen itzt zwo Personen zärtlich: So werden die kaltsinnigen Küsse seltner. Die Zeit verfließt ihnen unter den angenehmsten Gesprächen, und sie thun oft ganze Stunden nichts, als daß sie mit einander reden. Befürchten Sie nicht, mein Herr, daß darum die Liebe ein Geschwätz seyn werde. Die Schönen wissen auf eine so lose und anmuthige Art die Unterredung lebhaft und munter zu erhalten, und so geistreich und zuweilen ein wenig muthwillig zu scherzen, daß sie selbst, so gern sie auch küssen, dennoch darüber vergessen sollten, ihre Kalifornierinn zu küssen. Gleichwohl würde die Liebe hier viel Anmuth verlieren, wenn nicht noch in gewis-

sen

sen Küssen eine Wollust wäre. So bald als zwo Personen durch einen langen Umgang zärtlich geworden sind, und das Küssen verlernet haben: So lernen sie es wieder. Diese Küsse sind aber so feurig, daß man höchst Unrecht thun würde, wenn man sie mit den Küssen der Höflichkeit oder des Kaltsinnes vergleichen wollte. Diese letztern sind wirklich nichts, als engelländische Küsse: Von jenen bilde ich mir ein, daß, wenn man mit einem empfindlichen Vergnügen küssen will, man entweder deutsch, oder wie die kalifornischen Verliebten küssen muß. Obgleich ein Frauenzimmer mehr, als die Annehmlichkeiten der Haut, braucht, ein Herz zu gewinnen: So verlieren diese doch dadurch ihre Reizungen nicht. Man begegnet hier den Häßlichen, wenn sie noch so edel und vernünftig sind, zwar nicht unhöflich, aber dennoch nicht so zärtlich, als einem verständigen schönen Frauenzimmer. Die Kalifornier sähen es alle gerne, wenn niemand häßlich wäre. Zum Beweise will ich Ihnen aus dem kalifornischen Anacreon, dem Juturny, eine Ode übersetzen.

Könnt ich durch ein mächtigs Murmeln,
Und durch zauberische Zirkel,
Die mit räthselhaften Schritten
Rücklings erst umgangen worden,
Der Natur Gesetze geben:
O so wollt ich nicht aus Ehrsucht
Selbst dem Monde furchtbar werden;
Ihn von seiner Stätte heben;
Und vor die bestürzte Sonne
Zu der Völker Schrecken setzen;
Oder mit erhextem Blute
Ihn nach Mitternachtzeit röthen;
Und durch meine Kunst beschworen,
Sollten nicht die Wälder tanzen;
Nicht gebannte Geister heulen;
Nicht die Ströme furchtsam fliehen,
Und bergan gehorsam steigen;
Nicht durch Frost erstorbne Schlangen
Auf den Auen schnell zerspringen.
Würd ich nicht bey meinen Künsten
Schüchtern vor mir selbst erschrecken?
Und mit Schauer und mit Zittern
Alle Welt zum Zittern zwingen?
Nein mit meinen kühnen Künsten
Wollt ich nur den Schönen nützen.
Alle, die durch Sitten reizen,
Und durch Häßlichkeit erschrecken,
Sollten auch durch Schönheit reizen.

Den beseelten schönen Steinen
Wollt ich schöne Selen geben.
Und dafür aus allen Küssern
Unbeseelte Steine machen.

Das häßliche Frauenzimmer legt sich auf die tiefsinnigen schweren Wissenschaften, und ich bin mit verschiedenen umgegangen, welche den Himmel so gut als Caßini oder Newton kennen. Das ganze schöne Geschlecht liebt die schönen Wissenschaften. Den Schönen ist durch ein ausdrückliches Gesetz verboten, sich mit einem Kalifornier zu verbinden, wenn sie ihre meiste Zeit auf metaphysische Streitigkeiten, astronomische Betrachtungen und algebraische Rechnungen wenden wollen, weil sie einem Hause schlecht vorstehen und ihren Freund wenig entzücken werden, wenn sie weiter nichts als schlüssen, rechnen und messen können. Wenn glauben Sie, daß eine kalifornische Schöne eifersüchtig und auf den zornig wird, dem sie gewogen ist? Gewiß nicht, wenn er eine andere öfter küßt, und ihr mehr Schmeicheleyen vorsagt. Die Liebhaber können ihren Schönen einige Fehler und Schwachheiten auf eine Art entdecken, welche zärtlich ist; sie werden es für ein Merkmal der größ-

ten Liebe ansehen. Allein so bald sie einem andern Frauenzimmer mit Gesprächen liebkosen, welche geistreicher, verständiger, und muntrer sind: So ist ihr Zorn auf sie, und die Eifersucht gegen die andre Schöne gewiß. Die Verliebten werden kaltsinnig, so bald sie einander mit dem Munde sagen, daß sie sich lieben und ewig lieben werden, da doch solches ihre beyderseitige Aufführung widerleget. Das Ende der Liebe ist aber alsdann vorhanden, wenn die geliebten Personen allein sind, und sich in einer Verwirrung darüber befinden, daß sie allein sind; wenn ihre Blicke einander zu entgehen suchen; wenn sie von ihrer Gesundheit reden, ob sie gleich wissen, daß keine von ihnen das Fieber hat; und wenn sie nach einer solchen kurzen Unterredung einander höflich küssen und sich gehorsamst empfehlen. Die itzigen Buhlerinnen sind artige Geschöpfe. Diese bestreben sich bey allen Gelegenheiten, ihren Witz und ihre Vernunft sichtbar zu machen, wie etwa die deutschen Buhlerinnen bald ihre weißen Zähne, bald ihre schönen Hände, und ihre kleinen Füsse zu zeigen suchen. Sie bemühen sich ein grosses Gefolge von Anbetern zu haben, die ihren Geist bewundern sollen.

Bald

Bald wollen sie mit diesem scherzhaft und witzig, und bald mit einem andern vernünftig und philosophisch reden, wie die deutschen Buhlerinnen den mit dem Fuße stoßen, einem andern einen freundlichen Wink geben, und noch einem andern die Hände drücken. Die affectirten Kalifornierinnen sind Schönen, welche Verstand und Geist haben wollen, und keinen besitzen. Sie sagen nichts auf eine gemeine Art. Alles soll neu und ädel seyn. Wollen sie sagen, daß es Morgen sey, so wird man durch ihre Ausdrückungen ungewiß, ob es Mittag oder Abend ist, und wünschen sie einem zu seinem Wohlbefinden Glück, so könnte man bey ihren Reden auch denken, sie bedauerten einen, daß man sich übel aufbefände. Die deutschen lächerlichen Kostbaren thun keinen Schritt, den sie nicht sorgfältig abmessen; alle Bewegungen, Stellungen, und Mienen sind nach gewissen Regeln eingerichtet; hingegen die kalifornischen sind in ihrem Gange nachläßig, und, wie sie sagen, philosophisch, weil sie das Ansehen haben wollen, als ob alles an ihnen vernünftig sey. Was die itzigen jungen Herren in diesem Lande betrifft: So wollte ich schwören, daß sie ihren

Cha-

Charakter nicht errathen würden. Sie wollen alle Philosophen seyn. In der Gesellschaft mit Frauenzimmer reden sie von nichts als Vernunft und Tugend, so wenig sie auch Vernunft und Tugend kennen. Ihre Schönen unterhalten sie mit Abhandlungen aus der Metaphysik, mit den ersten Gründen des menschlichen Erkenntnisses, und, wenn sie nur etwas aus der Algebra wissen, wohl gar mit x und y. Statt der Liebesbriefe und Verse überschicken sie ihnen Aufgaben aus der Geometrie. Ihr Gang, ihre Gesichtszüge, und der Ton ihrer Stimme, kurz, alles ist an ihnen dogmatisch. Sie schenken ihren Schönen nicht etwa Schäferhüte, Bänder, oder Kränze, sondern Vernunftlehren, Psychologien, und Staatswissenschaften.

Nunmehr will ich Ihnen noch von einigen Gebräuchen bey dem Heirathen Nachricht geben. Auf die äußerlichen Glücksumstände wird hier selten gesehen. Die Schönen, welche willens sind, sich mit jemanden zu verbinden, müssen bey der Versammlung des vornehmsten und verständigsten Frauenzimmers, welche darzu in jeder Stadt verordnet ist, mit tüchtigen Beweisen darthun, daß ihre Liebhaber in der Zeit, da sie

von

von ihnen geliebt worden, wenigstens zehn ädle und großmüthige Thaten gethan haben, welche Zeugnisse von ihren innerlichen Vorzügen sind. Denn sonst werden sie von der Gesellschaft und dem Umgange mit allem vornehmen Frauenzimmer ausgeschlossen. Wenn solches aber geschehen ist, so macht man nicht viel Umstände mit dem Heirathsgute, der Morgengabe und Verlobung. Die neuen Verheiratheten schätzen es für eine Schande, sich vor den Augen der Welt zu küssen. Ihre Liebe hört alsdenn nicht auf, wie es in einigen europäischen Ländern Gebrauch ist, sondern sie wird immer feuriger und beständiger, weil ihre Verbindungen, Vereinigungen der Herzen sind. Noch viele andere Gebräuche will ich Ihnen mündlich erzählen; denn ich glaube, mein Brief ist etwas lang geworden. Vielleicht sagen Sie, mein Herr: Wollen sie mir nicht noch die Gebräuche, krank zu werden, und zu sterben, erzählen, welche in Kalifornien üblich sind? Fürchten Sie sich nicht; ich will gleich schließen, und Ihnen nur noch sagen, wie ich aus Kalifornien gekommen bin.

Es werden Ihnen Wege genug bekannt seyn, durch welche man wieder aus unbekannten Län-

dern

dern kommen kann. Ich verheelte es meiner Naide und ihrem Vater nicht, daß ich nicht Lust genug hätte, hier zu bleiben. Er erkannte, daß wir für einander gebohren wären. Weil er keine Freunde mehr hier hatte: So beschloß er, mit mir in mein Vaterland zu gehen. Er wußte einen Weg über das rothe Meer, wodurch Kalifornien mit Neumexico gränzet, und brachte uns glücklich hinüber. Ehe ich schließe, muß ich Sie noch fragen; ob Sie sich unter dem deutschen Frauenzimmer noch keine Kalifornierinn ausgesucht haben? Dieses soll das erste seyn, worauf Sie mir bey unsrer glücklichen Zusammenkunft antworten sollen. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Achter Brief *).

Von den

sinnlichen Ergetzlichkeiten, besonders von dem Tanzen.

Gnädiges Fräulein,

Endlich hat doch Ihr Herr Vormund die Oberhand behalten. Er hat Ihnen über die sinnlichen Belustigungen, mit denen man

*) Bremische Beyträge zum Vergn. des Verst. und Witzes I. B. S. 317.

man sein Leben aufzuheitern pflegt, eine Gewissensangst nach der andern zu erwecken gesucht, bis Sie beschlossen haben, Tanzen, Spiele, Schauspiele und alles aufzugeben, damit Sie Ihrer Glückseligkeit, die Sie in dem zukünftigen Leben hoffen, nicht im Wege stehen mögen. Es ist wahr, gnädiges Fräulein, Ihre Sele ist einer ewigen Glückseligkeit so würdig, daß Sie alle diese Kleinigkeiten meiden sollten, so bald Sie den geringsten Zweifel hätten, ob sie mit der Frömmigkeit bestehen könnten. Aber ich bin überzeugt, daß die Begriffe ihres Herrn Vormunds von der Frömmigkeit in diesem Falle ganz ungegründet sind, und die Herren Gottesgelehrten haben desto größre Ursache, übel mit ihm zufrieden zu seyn, da er in ihre Ausdrücke seine eignen Meynungen einhüllt, und Religionsspötter in den Irrthum bringen kann, dieselben wären eben so unphilosophisch, wie er. Wüßte ich nicht, daß ihr Herr Vormund unter die Leute gehörte, die ihr höchstes Gut in der Traurigkeit suchen: So würde ich seine Begierde, stets in der Sprache der Gottesgelahrtheit zu reden, für eine List halten, durch die er alle Gegner seiner Meynung, von der Widerlegung

derlegung derselben abschrecken, und seine Irrthümer ehrwürdig machen wollte. So aber muß ich es vielmehr den Vorurtheilen zuschreiben, an deren Verläugnung ihn seine traurige Natur verhindert; die er zu allen Dingen mitbringt; und durch deren Schuld dieselben in seinen Augen allezeit eine ganz falsche Gestalt bekommen. Vielleicht hat er auch nur dasjenige gelesen, was mit seiner Neigung übereinstimmet. Er weis ohnfehlbar alle Stellen, wo die Bücher der Offenbarung vor dem Gifte der Wollust warnen; die Stellen aber muß er überblättert haben, wo die heiligen Männer wider die pharisäische Gottesfurcht eifern; sonst müßte er wissen, wie wenig dem höchsten Wesen diejenigen gefallen, welche durch selbsterwählte Geistlichkeit einen Schein der Weisheit haben. Gnädiges Fräulein, lassen Sie sich von Ihrem Herrn Vormunde nicht zu Ihrem eignen Schaden hintergehen. Wollen Sie sich durch dergleichen selbsterdachte Gesetze dasjenige Leben verdrießlich machen, welches Ihnen der Schöpfer gewiß in der Absicht gegeben hat, daß Sie vergnügt seyn sollen?

Mich dünkt, der rauhe und widrige Begriff,

den

den der meiste Theil von der Frömmigkeit hat, wird auf folgende Art erzeuget. Unsre Aeltern und Lehrmeister sehen bey unsrer Erziehung öfterer auf ihre eigne Bequemlichkeit, als auf dasjenige, was uns gut ist, und sich zu unserm Alter schickt. Sie strafen uns öfterer, weil wir ihnen Ungelegenheit machen, als weil wir etwas böses thun. Sie sind zu verdrüßlich, sich in unsre jugendlichen Lustbarkeiten zu schicken, und wollen nicht gern ein Geräusch um sich haben. Daher sehen sie uns sauer an, wenn wir vergnügt sind, und uns eine unschuldige Freude machen, die nicht ohne Lärmen abgehet. Sie schlagen uns, wenn sie nur ein Lachen hören, dadurch sie gestört werden. Dasjenige Kind heißt gottlos, welches lustig und munter ist, und hingegen dasjenige ist ein frommes Kind, welches träge und schläfrig ist, bloß darum, weil es den ganzen Tag nicht gehört wird; ungeachtet das erstere von diesen Kindern ohnstreitig von beßrer Art ist, als das andre. Dadurch entstehet bey uns der verkehrte Begriff, daß wir Dummheit und Leblosigkeit für Frömmigkeit halten, und vorgeben, daß ein muntres und aufgeräumtes Leben der Frömmigkeit zuwider sey, so bald sich

andre die vielen Veränderungen vom Vergnügen zu Nutze machen wollen, welche uns der Schöpfer in einer Welt voll Dinge anbietet, die unsre Sinnen reizen können. Denn es ist natürlich, daß wir das für etwas Uebels halten, worüber wir in unsrer Kindheit Schläge bekommen haben; und die Vorurtheile, die uns von unsern Vätern und Lehrmeistern eingebläuet worden sind, schleichen sich hernach in die Wissenschaften der reifern Jahre ein.

Aber, sagt Ihr Herr Vormund, wir sind in diesem Leben, nur in der Absicht, in einem zukünftigen Leben glückselig zu werden. Dieses sind nur unsre Probejahre. GOtt will sehen, wie wir uns darinn verhalten werden, ehe er uns einer künftigen Glückseligkeit theilhaftig machen will. Wenn die Glückseligkeit des künftigen Lebens mit dem Vergnügen des itzigen sich nicht vertrüge; warum hat denn GOtt diese Welt mit so vielen Dingen bereichert, die uns zum Vergnügen anlocken, und warum hat er es in die Natur unsrer Sinne gelegt, daß sie sich zu vergnügen suchen? Hat er uns lauter Netze und Verführungen in den Weg legen wollen? Ich kann dieses nicht glauben. Bey diesen Absichten

GOttes

GOttes hätte sich eine felsichte Wüste, wo zwischen den Felsen nur hin und wieder ein Kraut zu unsrer Nahrung hervorgesprosset wäre, viel besser zu unsrer Wohnung geschickt. Da hätten wir unsre Gedanken einzig und allein zwischen den Sorgen für die Erhaltung der irrdischen Hütte und der Sehnsucht nach der Ewigkeit theilen, und einander damit trösten können, daß das Elend dieses Lebens eine Vorbereitung zu einer künftigen Glückseligkeit sey. Wir würden mit Mühe unsre tägliche Nahrung gefunden, und also nicht Zeit gehabt haben, an unser Vergnügen zu denken: Unsre Gemüther würden, durch die viele Noth, so sehr niedergeschlage worden seyn, daß ihnen nicht einmal eingefallen wäre, daß man sich vergnügen könnte. Daraus, daß unser Auge zum sehen eingerichtet ist, schließen wir, es sey des Schöpfers Absicht, daß wir sehen sollen; und daraus, daß unsre Sinnen so beschaffen sind, daß sie sich bey angenehmen Empfindungen nothwendig vergnügen müssen, und daß es so viele Dinge in der Welt giebt, die fähig sind, uns zu vergnügen, daraus wollen wir nicht schließen, daß der Schöpfer dabey unser Vergnügen zur Absicht gehabt habe.

Ich könnte Ihren Herrn Vormund fragen, woher er denn so ganz gewiß weis, daß wir durchaus in keiner andern Absicht in dieser Welt sind, als in Absicht auf ein zukünftiges Leben, und ob ich nicht vielmehr von der Gütigkeit GOttes vermuthen soll, daß er auch zur Nebenabsicht gehabt habe, unsre Sele und unsre Sinne in diesem Leben so viel Vergnügen schmekken zu lassen, als wir zusammen genießen können, ohne, durch das Vergnügen unsrer Sinne, der Zufriedenheit unsrer Sele Eintrag zu thun. Ein Wesen, das uns aus keiner andern Absicht hervorgebracht hat, als uns glücklich zu machen, wird diese Absicht niemals aus den Augen gesetzt haben. Es wird uns also weder ein Vergnügen verboten noch eine andre Quaal auferleget haben, als die, welche uns entweder der Zusammenhang der Dinge in dieser Welt, oder unsre Fehler verursachen.

Aber ich will es zugeben, daß wir zu keinem andern Endzweck in dieser Welt sind, als uns einer künftigen Glückseligkeit würdig zu bezeigen, so folget hieraus, daß wir uns zu dieser glücklichen Zukunft wirklich vorbereiten, wenn wir uns dieser Welt und den Umständen gemäß

auffüh-

aufführen, in die uns GOtt hier gesetzt hat; Denn dieses heißt eben sich durch dieses Leben eines bessern würdig machen. Ich kann also versichert seyn, daß ich meiner künftigen Glückseligkeit, durch meine Handlungen, nicht im Wege stehe, wenn ich sie so einrichte, daß ich dadurch weder der menschlichen Gesellschaft, noch meiner Vollkommenheit auf der Welt schade; und daß man sodann nicht vermuthen darf, daß dergleichen Handlungen, durch die Offenbarung, verboten seyn möchten.

Nun wird es Ihrem Herrn Vormunde sehr schwer werden, zu erweisen, daß die sinnlichen Ergetzlichkeiten der menschlichen Gesellschaft, oder unsrer Vollkommenheit auf der Welt schaden, wenn sie in ihrer Ordnung und Maaße gebraucht werden. Es kömmt hiebey auf die Untersuchung einer jeden solchen Lustbarkeit insbesondre an, und damit ich Ihnen, gnädiges Fräulein, nicht beschwerlich falle, will ich nur den Versuch mit dem Tanzen machen, welches am allermeisten angegriffen wird.

Um sich den Beweis leicht zu machen, giebt Ihr Herr Vormund Ihnen eine Beschreibung vom Tanzen, in welcher er alles zusammen nimmt,

was man übels davon sagen kann. Er sagt zum Exempel: Das Tanzen ist ein taktmäßiges Herumspringen mit einem Frauenzimmer, welches zur Ueppigkeit angestellt wird. Nun folgt ja hieraus nothwendig, daß das Tanzen Sünde sey. Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, Ihnen im Vertrauen zu sagen, daß Ihr Herr Vormund sich hierbey eine Freyheit wider die Vernunftlehre herausnimmt, indem er dasjenige in die Beschreibung einrücket, was er daraus erstlich beweisen soll. Denn was für ungereimte Sachen könnte ich dadurch nicht beweisen, wenn dieses frey stünde. Ueberhaupt getraue ich mir dieses für gewiß auszugeben, daß es denen unter allen Menschen am wenigsten zukömmt, von unsern Lustbarkeiten Beschreibungen zu machen, welche keinen Theil daran nehmen, sondern dieselben nur von aussen kennen, und weder das Innere, noch die Absichten und Wirkungen derselben, die sie in ihren Beschreibungen mit so häßlichen Farben abmalen, sattsam eingesehen haben. Wie kann Ihr Herr Vormund Ihnen sagen, daß man der Ueppigkeit wegen tanze, und dadurch zur Wollust gereizt werde, da Sie besser, als er,

wissen,

wissen, was Tanzen sey, und er deswegen sich vielmehr von Ihnen eine Beschreibung davon geben lassen, als Ihnen eine davon geben sollte. Ich bin versichert, gnädiges Fräulein, Sie haben, wie alle, die sich vom Pöbel unterscheiden, diese Empfindungen niemals dabey gehabt, und werden ihm, aus Ihrer eigenen Erfahrung, und aus demjenigen, was Sie an so vielen Leuten wahrgenommen, sagen können, daß bey dem Tanzen, wie es zu unsern Zeiten eingerichtet ist, für einen wohlerzogenen Menschen nicht die geringste Anreizung zur Ueppigkeit zu finden ist, und daß derjenige, der dergleichen Gedanken dabey hat, die Gelegenheit dazu vielmehr nimmt, als dadurch bekömmt.

Das Tanzen ist ein figurirter und taktmäßiger Gang. Der Mensch hat ein Vergnügen, dasjenige zu thun, wozu Geschicklichkeit und Fertigkeit gehören. Er hat über dieses auch ein Vergnügen an allem demjenigen, was abgemessen und nach Regeln eingerichtet ist, und woran sich folglich Ordnung erkennen läßt. Es ist also kein Wunder, daß man aus dem Tanzen eine Art von Vergnügen gemacht hat, da die abgemeßnen Schritte desselben beyderley Ver-

gnügen, so wohl dasjenige, welches aus der Fertigkeit herkömmt, als dasjenige, welches aus der Ordnung entspringt, mit sich führen. Um aber dieses Vergnügen empfindlicher zu machen, und die Fertigkeit und Ordnung desto besser bemerken zu können, hat man die Musik dazu genommen. Und weil die Lustbarkeiten eines Geschlechtes allein meistentheils etwas trauriges oder etwas wildes an sich haben, welches durch den Umgang beyder Geschlechter mit einander aufgeklärt und vertrieben wird, so ist nichts natürlicher, als daß eine Mannsperson und ein Frauenzimmer bey dem Tanzen allezeit ein Paar zusammen ausmachen, um in einer Gesellschaft, die von Mannspersonen und Frauenzimmern vermischt ist, das Vergnügen durchgängig gleich zu machen, und durch die Gefälligkeit, die die Natur beyden Geschlechtern gegen einander eingepflanzet hat, die Annehmlichkeit der Gesellschaft zu vermehren. Wenn dieses dasjenige ist, was Ihr Herr Vormund Ueppigkeit nennt: So ist die Ueppigkeit das Band der Gesellschaft, ein starker Trieb zur Tugend und Wohlanständigkeit, kurz die Schönste Sache von der Welt. Es ist bey allen Sittenrichtern, welche sich bemühet haben,

ihre

ihre Lehren nicht auf der Studierstube nach ihrem Eigensinne einzurichten, sondern aus der Natur des Menschen herzuleiten, eine ausgemachte Sache, daß die Begierde beyder Geschlechter, einander zu gefallen, und der Umgang derselben mit einander viel Gutes stifte. Man wird anmerken, daß es in allen Gesellschaften ordentlicher und wohlanständiger zugehet, wo beyde Geschlechter vermenget sind, und daß dieser Umgang, anstatt zu Ausschweifungen zu verleiten, vielmehr dieselben hindert. Anstatt also etwas Ueppiges darinnen zu finden, finde ich vielmehr etwas Wohlanständiges darinnen.

Aber, sagt man, durch die Bewegung wird das Blut in feurigern Lauf gebracht, und man wird sodann in Gesellschaft des Frauenzimmers viel wollüstiger. Es ist wahr, die Bewegung verstärket den Umlauf des Blutes. Aber die Wirkung dieses schnellen Umlaufs bestehet deßwegen nicht nothwendig in einer ausschweifenden Wollust. Man wird dadurch muntrer, freundlicher, und gefälliger, man legt die allzugroße Ernsthaftigkeit ab, und nimmt eine Freyheit an, wobey aber nur ungezogne Selen, welche nicht

das Tanzen, sondern ihre eigne Unart aus den Schranken bringt, Unanständigkeiten begehen; man spricht viel beherzter, weil man sieht, daß jedermann Theil an der Lust nimmt; man scherzt viel artiger, weil der Witz durch die Freude aufgeweckt und lebhaft gemacht wird; man lernt einander kennen, weil das Herz bey der Lust sich am ehsten zu verrathen pflegt; man fasset Hochachtung und Freundschaft gegen diejenigen, an welchen man unter allen diesen Lustbarkeiten ein ädles und anständiges Wesen verspüret. Ist dieses nicht das allerschönste und liebenswürdigste, was man in einer Gesellschaft wünschen kann? Wenn wir, einer um des andern willen, auf der Welt sind: So kann ja nichts besser seyn, als die Bewegungen, die durch dieses Vergnügen hervorgebracht werden; und wenn die Schwermüthigen, welche diese Lust für unrecht halten, in ihre Sittenlehre ein wenig mehr Menschenliebe einfliessen liessen, und sich nicht ein Bild eines frommen Menschen von Stein oder Holz in ihrem Gehirne machten: So würden sie selber ein Vergnügen an dieser Ergetzung haben.

Aber wie kann man denn ein Frauenzimmer

mit

mit sich an der Hand herumführen, und mit ihr herumspringen, ohne zur Wollust gereizt zu werden? Man möchte vielmehr fragen, wie es möglich sey, daß jemand, durch so geringe Dinge, zu dergleichen Empfindungen gebracht werden könne. Denn ich bin überzeugt, daß auch die meisten Leute, die sonst wollüstig sind, ohne solche Gemüthsbewegung tanzen. Die Tugend eines Menschen steht auf sehr schwachen Füßen, die durch das Anrühren einer Hand umgestoßen werden kann. Aber sie wird vielleicht gestärkt, wenn sie dergleichen Dingen entgegen gehet, und gewöhnet wird, sich vor so schwachen Anfällen nicht zu scheuen. Denn es ist kein Baum, der die Luft weniger vertragen kann, als der beständig im Gewächshause verwahret worden, und es ist keine schwächere Tugend, als diejenige, die sich vor einem jeden Lüftchen hütet; und bey der wenigen Erfahrung, die ich habe, finde ich, daß niemand mehr zu wollüstigen Gedanken geneigt ist, als die, so ein Werk aus der Andacht machen, und alle Freude fliehen wollen. Giebt es aber ja Leute, die durch die Freyheit, so bey den Ergetzlichkeiten herrschet, üppig werden, so geschieht es mehr, weil sie es jederzeit sind, und

sich

sich sonst nur verstellen, als daß sie dadurch verführet werden, und wir sind dem Tanzen und andern dergleichen Dingen den Dank schuldig, daß wir solche Leute kennen lernen.

Eben so wie es mit der Ueppigkeit beschaffen ist, die Ihr Sittenrichter aus dem Tanzen erzwingen will; eben so ist es auch mit seinen andern Gründen beschaffen. Er sagt Ihnen einen lateinischen Spruch, der so viel heißt: Niemand tanzet, wenn er nicht entweder betrunken, oder närrisch ist. Und hierbey sollen Sie ihm auf sein Ansehen glauben, daß alle vernünftige Heiden das Tanzen für unrecht und thöricht gehalten haben. Dieses letztere ist eine Meynung, so ich mit seiner Gelehrsamkeit nicht zusammen reimen kann. Er wird schwerlich Griechen anführen können, so dieser Meynung gewesen wären: Plato und Aristoteles waren so vernünftige Heiden, als man verlangen kann. Beyde halten das Tanzen nicht für thöricht, sondern für eine Sache, die nützlich ist, und noch dazu zur Tugend führet, so daß es Plato in einer wohleingerichteten Republick eingeführet, und nur einige Arten des Tanzens verworfen wissen wollte, die wider den Wohlstand waren; Und daß Aristoteles,

teles, bey Gelegenheit der Dinge, so man der Jugend beybringen soll, so wohl den Nutzen der sinnlichen Lustbarkeiten überhaupt zeiget, als auch das Tanzen für gut hält. Ihr Herr Vormund wird unter den Lateinern sowohl den afrikanischen Scipio, als den Seneca, für vernünftige Leute halten müssen. Gleichwohl erhellet aus einem Urtheile, das dieser letztere von dem erstern fället, daß man sich zu sehr auf seine Belesenheit verlasse, wenn man überhaupt von der Meynung aller vernünftigen Alten spricht, ohne sie vorher darum gefragt zu haben. Seneca sagt: Scipio bewegte seine kriegerischen und siegreichen Glieder nach dem Klange der Musik, wie die alten Helden bey Spiel und Feyertagen männliche Freudentänze zu thun pflegten, und dabey an ihrer Ehre keinen Abbruch fürchten durften, wenn ihnen auch der Feind zugesehen hätte. Auf den lateinischen Spruch Ihres Herrn Vormunds kann ich Ihnen, gnädiges Fräulein, sagen, daß das Tanzen unterschieden ist, und wie es bey den Griechen so beschaffen war, daß ihre Sittenlehrer es für gut hielten, und man es für eine Ehre hielt, wohl zu tanzen, wie er

aus

aus einem sehr gemeinen Geschichtschreiber hätte wissen können, also war es bey den Römern nicht allezeit das ehrbarste. Ich darf ihn nur an den Juvenal erinnern, der einige Beschreibungen von solchen Tänzen macht, die ich aus Ehrerbietigkeit vor Ew. Gnaden nicht anführen darf. Dasjenige also, was von dem Tanzen der Römer gesagt werden kann, läßt sich nicht so gleich auf unser Tanzen ziehen; da wir in allen unsern Gebräuchen und Lustbarkeiten den Wohlstand und die Bescheidenheit in den Sitten höher treiben, als man sie damals getrieben hat. Wenn man also die Meynungen von dem Tanzen der alten Römer in unsern Zeiten noch gelten lassen will: So fället man ein eben so ungegründetes Urtheil vom Tanzen, als der Abt Bellegarde von der Comödie, welcher an ein Frauenzimmer also schrieb: Es ist gewiß, Madam, daß die alten Kirchenväter eine ganz andre Art der Comödien verworfen haben, als die bey uns gebräuchlich ist. Unterdessen lauten doch ihre Worte, daß man nicht in die Comödie gehen solle. Also werden sie am besten thun, wenn sie nicht hineingehen. Ich will nicht hoffen, daß die

Aus-

Ausleger der göttlichen Gesetze andre Regeln der Auslegung haben, als diejenigen, welche die menschlichen Gesetze erklären. Diese letztern, weis ich, rechnen es einer Sache nicht zur Sünde, daß der Name derselben vor diesem etwas böses bedeutet hat; und dulden die Mathematik immer unter den Menschen, ob gleich vor diesem die Wahrsagerey unter diesem Namen verstanden, und aus der Republick verbannet worden.

Noch ein kräftiger Beweis, womit man Sie von der Tollheit des Tanzens überzeugen will, ist dieser: Man halte die Ohren zu, wenn getanzet wird; so wird es aussehen, als wenn närrische Leute um uns herum liefen. Es ist sonst eine Regel bey allen vernünftigen Leuten, daß man mehr, als einen Sinn, zu Hülfe nehmen soll, um von einer Sache richtig zu urtheilen. Weil es aber hier darauf ankömmt, unser Vergnügen, welchem Ihr Herr Vormund einen beständigen Krieg angekündiget hat, zur Thorheit zu machen: So glaubt er aus einem so heiligen Endzwecke auch wohl eine Thorheit begehen, und diese Regel der Vernunft umkehren zu können. Denn wie kann ich vom Tanzen urtheilen, wenn ich mir das Mittel benehme,

das

das Wesentliche desselben, nemlich den Takt, besser zu bemerken. Dennoch kann ich nicht glauben, daß jemand, wenn er die Ohren zuhält, die Tanzenden für närrische Leute ansehen sollte. In so weit man närrisch ist, in so weit thut man die Dinge ohne Regel. Wie kann ich nun aus abgemeßnen Schritten, aus einer regelmäßigen Figur des Ganges, und kurz aus allem, was bey dem Tanzen vorkömmt, den Argwohn fassen, daß jemand närrisch sey, da alles dabey nach Regeln abgemessen ist, und da die Regel davon in die Augen fällt? Wenn man von einer Sache urtheilen will, ob sie thöricht oder klug sey, so muß man nicht allein alle Umstände, sondern auch noch über dieses die Absicht derselben zu Hülfe nehmen; woferne man nicht selbst unglaubliche Thorheiten im Urtheilen begehen will. Also sind alle die Urtheile überflüßig und wunderlich, welche man von dem Tanzen so wohl, als von dem Spielen, dadurch erzwingen will, daß man sich vorstellet, was ein Chineser, oder ein Amerikaner davon denken würde, wenn er nicht wüßte, was es wäre; und daß er vielleicht die Quadrille für eine Art des Gebets, und die Kartenkönige für

Götzen-

Götzenbilder ansehen würde. Wenn dergleichen Urtheile gelten; so wird man die wichtigsten Dinge eben so wohl, als Spiel und Tanzen, lächerlich machen können, und wenn man die Ohren zuhalten soll, um zu urtheilen, ob etwas klug oder närrisch ist: So wird man wohl andre Dinge, als das Tanzen, für närrisch halten müssen.

Ich bin kein Gottesgelehrter, gnädiges Fräulein, und ich habe auch nicht nöthig, es zu seyn, um auf die biblischen Sprüche zu antworten, welche Ihr Herr Vormund wider das Tanzen zu brauchen suchet. Wie gewaltsam sie herbeygezogen werden, erhellet bloß daraus, daß man sie so wohl für, als wider eben dieselbe Sache, anwendet; und daß sie, dem Ansehen nach, alle vielmehr für, als wider das Tanzen, zu streiten scheinen. Ich erwarte also, daß man erst mit Grunde ausmache, was sie heissen, und ob vom Tanzen darinnen geredet werde, ehe man dieselben zu einigem Beweise gebrauchen will.

Das ist es nun, was Ihr Herr Vormund wider das Tanzen zu sagen findet. Uebrigens aber fordert er, man soll ihm beweisen, daß das-

selbe nur eine einzige gute Wirkung habe. Ungeachtet ich dieses nicht zu thun schuldig bin, da es eine Sache, die man für erlaubt hält, genug rechtfertiget, wenn man zeigt, daß sie nicht verboten ist: So habe ich doch dieses theils schon oben gethan, theils kann ich es noch mit sehr wenigen Worten thun.

Es ist genug, daß eine Sache ein unschädliches Vergnügen wirket, wenn man zu beweisen hat, daß sie gut ist. Denn alles unschädliche Vergnügen ist etwas, das man um sein selbst willen suchet, weil das Vergnügen allezeit unmittelbar unsre Glückseligkeit befördern hilft, es mag von wichtigen oder von geringen Sachen herkommen. Nun ist gar kein Zweifel, daß das Tanzen, eben wie andre Lustbarkeiten, Vergnügen bringt. Denn dieses ist der Endzweck aller dieser Dinge; und wenn man diesen Zweck nicht dadurch erhielte: So würde man sie bald unterlassen. Die Lustbarkeiten sind folglich etwas, das man zu suchen hätte, wenn auch weiter kein Nuzzen daraus folgte, als Vergnügen; und weil sie, als ein solches Vergnügen, einen unmittelbaren Einfluß in unsre Glückseligkeit haben, so sind

sie

sie eben darum der Absicht GOttes gemäß, welche allezeit auf unsre Glückseligkeit zielet.

Freye und ungezwungne Geberden des Körpers, und eine von den gesundesten Bewegungen des Leibes, welche man durch das Tanzen erhält, sind übrigens solche Vortheile, die einer Sache, so an sich nicht allein nicht verboten, sondern auch, wie ich oben erwiesen habe, lobenswürdig ist, einen desto größern Werth geben. Ungezwungene Stellungen des Leibes lassen sich nicht bloß dadurch erlangen, daß man den Rükken krümmen und den Fuß ausstreichen lernt, sondern es gehöret eine lange und mannigfaltige Uebung dazu. Gleichwol sind sie so nöthig, daß man dadurch den vortheilhaftesten Eindruck in den Gedanken der Leute zu machen, und ihre Zuneigung zu gewinnen fähig ist, welche man durch etwas gezwungenes leicht von sich abwendig macht. Was die Bewegung des Leibes betrifft, so ist die Einwendung, daß man sie auf andre Art leichter und besser haben könnte, eben auch nicht allzugegründet. Dieses Mittel den Gliedern, ohne daß sie in die Luft zu kommen brauchen, eine mäßige und gesunde Erschütterung zu verschaffen, sollte vielmehr angepriesen, als

getadelt werden; da das Frauenzimmer von Stande ohnedem an Bewegung Mangel hat, und sich nicht gern in die Luft waget. Und wer weis, ob einige davon nicht einen grossen Theil der Verderbniß ihrer Gesundheit dem Eigensinne solcher milzsüchtigen Sittenrichter zu danken haben, die ihnen alle Bewegung, das Gehen und das Fahren ausgenommen, abschneiden, alle Veränderung verbieten, und alle Ergetzlichkeiten misgönnen.

Dieses sind, gnädiges Fräulein, die Gründe, womit ich Sie zu bekehren hoffe, daß Sie sich nicht selber unbillige Gesetze auflegen. Versuchen Sie es nur, und sondern Sie den Innhalt desjenigen, was Ihnen Ihr Herr Vormund sagt, von einem Haufen biblischer Ausdrückungen ab, die aus ganz fremden, und zu dieser Sache nicht gehörigen Sprüchen entlehnet sind: So werden Sie finden, daß er Ihnen nicht Gründe, sondern Worte gesagt hat, welche nur deßwegen einen Nachdruck zu haben scheinen, weil sie aus biblischen Redensarten zusammen geflicket sind. Wenn er Ihnen z. E. sagt: Wie sehr betrüget sich doch der eitle Mensch, wenn er sich einen Begriff von der Frömmigkeit

keit macht, der seinen Lüsten schmeichelt! Wie viel Ausflüchte weis er zu finden, wenn er sich selbst kreuzigen und seinem verderbten Fleische wehe thun soll! So werden Ew. Gnaden wohl sehen, daß dieses nicht die Sache beweisen, sondern eine Sache, als schon bewiesen, zum voraus setzen heißt. Wenn es genug ist, wenn man eine Sache zur Sünde machen will, daß man mit biblischen Ausdrückungen dawider eifert: so ist nichts in der Welt, so gar Ihres Herrn Vormunds Strafpredigten nicht ausgenommen, das ich nicht zur Sünde machen wollte; und ich kann ihm in eben solchen Worten antworten: Wie sehr betrüget sich doch der stolze Eigendünkel der Menschen, wenn man sich selber Pflichten erdenket, um heiliger, als andere, zu scheinen, und sich solche löcherichte Brunnen gräbt. Man legt sich eine Last auf, die man nicht ertragen kann, und unterdessen, daß man Mücken säuget, verschlucket man Kameele.

Nunmehr glaube ich, daß ich mir die Freyheit nehmen darf, gnädiges Fräulein, Sie zu einem Balle zu bitten, den ich morgen zu geben

willens bin. Ich wollte wünschen, daß Ihr Herr Vormund und mit ihm alle strengen Sittenlehrer in gesitteten Gesellschaften sich selbst bey unsern Lustbarkeiten einfänden, und Theil daran nähmen: So würden sie richtigere Begriffe davon haben, und würden nicht mehr bey andern für Sünde halten, was sie sich selbst, ich weis nicht aus was für Ursachen, verwehren. Ich habe die Ehre, mit aller Hochachtung zu seyn, ꝛc. ꝛc.

Neunter Brief *).

Das Schreiben, womit Sie mich beehren, mein Herr, habe ich mit dem empfindlichsten Vergnügen gelesen. Entfernt von Ihnen und von den Vorstellungen, welche durch Ihre Trauerspiele betrügen können, und ganz überdrüßig der berühmten Länder, welche Sie besungen haben, kommen mir dennoch Ihre Werke jetzt schöner vor, als jemals. Ja mein Herr, ich bin dieser Länder ganz satt, wovon

*) Vom Hrn. von GVILLERAGVES, Französischen Abgesandten zu Constantinopel, an den Hrn. RACINE. S. Memoires de *Jean Racine* p. 252.

von die Poeten und die Geschichtschreiber des Alterthums so schöne Sachen gesagt haben; ich sehe, daß sie nicht allzugenau bey der Wahrheit geblieben sind.

Der Scamander und der Simois sind zehen Monate im Jahr trocken: ihre Ufer stellen nur einen Graben vor. Der Hebrus ist ein Fluß von der vierten Klasse. Natolien, Pontus, Nikomedien, Ithaka, jetzt Cephalonien, Macedonien, die Landschaften von Larissa und Athen, können nimmermehr den funfzehnten Theil der Menschen hervorgebracht haben, davon die Geschichtschreiber Erwähnung thun. Es ist unmöglich, daß alle diese Länder, die mit unbeschreiblicher Mühe gebauet werden, jemals sehr bevölkert sollten gewesen seyn. Das Erdreich ist fast überall steinicht, dürre, und ohne Flüsse. Man siehet daselbst kahle Berge und Küsten, die älter sind, als alle Schriftsteller. Der Hafen von Aulidien, der ganz verdorben ist, kann gut gewesen seyn: Aber er hat nimmermehr die tausend Schiffe der Griechen, noch tausend Barken, in sich fassen können. Delos ist ein elender Felsen. Cythere und Paphos sind fürchterliche Oerter. Cythere, oder Cerice, ist eine kleine

Insel, und zwar die unangenehmste, die unfruchtbarste, die nur in der Welt seyn kann. Es ist keine verderbtere Luft, als die in Paphos, welches auch ganz unbewohnt ist. Naxus ist nicht viel besser. Die Poeten setzten vermuthlich die Venus in solche Oerter, wo sie ihre Mädchen hatten; aber sie haben ihr gewiß einen sehr schlechten Platz angewiesen. Ich sage Ihnen nichts von den zweytausend Bischofthümern in Griechenland, davon die Kirchengeschichte Meldung thut, unter welchen ein jedes nicht über zwölf Pfarrkirchen haben kann.

Ich wünschte, daß Sie mir etwas von Ihrer Familie geschrieben hätten, indem Sie sich der Zuneigung erinnern müssen, die ich für alles habe, was Sie angehet. Ich glaube, daß der kleine Racine sehr munter ist; ich sehe voraus, daß ich ihn bey meiner Zurückkunft nicht werde in dem alten Griechischen angreifen dürfen; aber ich will ihn mit dem heutigen gemeinen Griechischen erschrecken, eine Sprache, die eben so verdorben und so elend ist, als jetzt das alte Griechenland aussiehet.

Leben Sie wohl, mein Herr, fahren Sie fort, mir von dem Andenken unserer alten

Freund-

Freundschaft Proben zu geben, und schreiben Sie mir, wann Sie mich auch noch gar Monseigneur nennen sollten. Ich weiß nicht, warum Sie mir so freygebig einigen Antheil an Ihren Trauerspielen geben, da ich doch nie einen andern daran gehabt habe, als einer ihrer ersten Bewunderer zu seyn. Sie haben mich viele Dinge gelehret, anstatt daß ich Sie jemals nur eine gelehret habe. Ich habe Ihnen entdeckt, daß ein Schatzmeister von Frankreich den Titel eines Ritters annimmt, und das ansehnliche Recht hat, mit goldenen Sporen begraben zu werden. Er muß also den Titel Monseigneur nicht leichtsinnig verschwenden. ꝛc.

Zehnter Brief *).

Ich habe mit Vergnügen das schöne Geschenk erhalten, welches Sie mir mit Ihren Werken gemacht haben, und ich sahe es anfänglich als ein Zeichen Ihrer Gewogenheit und Freundschaft an. Ich hatte mir zu aller Zeit mit diesem Vortheile geschmeichelt, da ich vor-

*) Vom Abt TALLEMANT an BOILEAV, S. Memoires de *Racine* p. 263.

nehme Freunde mit Ihnen gemeinschaftlich gehabt, und da wir seit mehr als zwanzig Jahren zusammen in akademischer Gesellschaft gelebet haben. Aber als ich Ihre vortreffliche Schriften wieder von neuem las, so ward ich durch Aenderungen und Zusätze, die Sie nicht haben machen können, ohne an den Antheil zu gedenken, den ich daran nehmen könnte, grausam aus dem Irrthum gebracht. Ich würde die erste von diesen Stellen mit Stillschweigen übergangen haben, wodurch ich mich beleydigt halte, wenn sie sich allein gefunden hätte, obgleich der Umstand in der That die Sache ein wenig schwer zu verdauen macht. Sehen Sie die Verse Ihrer vorigen Ausgaben, *Art. Poët.* c. 4.

Les vers ne souffrent point de mediocre Auteur;
Ses ecrits en tous lieux sont l'effroi du lecteur:
Contre eux dans le Palais les boutiques murmurent,
Et les ais chez Billain a regret les endurent.

Wer sollte wohl glauben, daß so schöne Verse einige Aenderung bedurft hätten? Hier ist sie indessen:

Qui dit froid Ecrivain, dit deteſtable Auteur:
Boyer eſt a Pinchene égal pour le lecteur, etc.

Ich

Ich lasse Sie selbst Richter seyn, mein Herr, über die Verse, welche Sie wegnehmen, und über die, welche Sie an deren Stelle setzen. Da sehen wir also den armen Boyer, vier oder fünf Jahre nach seinem Tode, durch Sie unter die Zahl der überaus heßlichen Poeten gesetzet, weil, nach Ihrer Meynung, kein Grad vom Mittelmäßigen zum Schlimmern ist. Indessen, ohne sein Verdienst wider Sie zu behaupten, so wissen Sie doch, daß er allezeit in unserm Hause gelebet hat, und auch darinn gestorben ist, ein Haus, das von gelehrten Leuten ziemlich werthgeschätzet wird. Vielleicht verdiente ich es wohl ganz allein, daß Sie seinen Schatten in Ruhe ließen.

Lassen Sie uns zur andern Aenderung kommen. Hier sind die Verse Ihrer vorigen Ausgaben:

Et qu'importe a nos vers, que Perrin les admire,
Que l'Auteur de Jonas, s'empresse de les lire,
Pourvû qu'ils sachent plaire au plus puissant des Rois?

und hier ist die Zugabe:

Qu'ils charment de Senlis le Poëte idiot.
Ou le Sec traducteur du Francois d'Amiot.

Wer

Wer siehet nicht, daß Ihnen diese beyden Verse viel gekostet haben, und daß Sie dieselben nur hinzugesetzet haben, um einen Mann um seine Ehre zu bringen, indem Sie ihn mit einer Unwissenheit bezeichnen, deren ihn niemand beschuldiget hat? Ich erinnere mich bey diesem Verse, den Sie nicht gerne haben verlieren wollen, und den Ihnen eine kleine übelgegründete Rache eingegeben hatte, daß die selige Frau de la Sabliere und einige andere Personen Sie baten, ihn zu unterdrücken, und daß Sie es versprachen. Es war Ihnen also niemand mehr übrig, als ich, den Sie mit so leichter Ueberwindung kränken konnten. Denn, wie verlangen Sie, daß ich diese Zugabe erklären soll? Ich will nicht über die Entscheidungen Ihrer Lehrer disputiren; aber ich weiß, daß es nach einem guten Gesetze des Evangeliums nicht erlaubt ist, jemand zu kränken; und noch weniger einen Freund, um eines guten Einfalls willen. Ich will auch nicht die Uebersetzung vertheydigen, die Sie tadeln, und welche doch schon zum siebentenmale aufgeleget wird.

Ich will Ihnen nur sagen, daß dieser Uebersetzer einen Namen führet, den Sie schonen konnten, wenn es auch nur mir zu Liebe geschehen wäre.

wäre. Ich werde mich gegen niemand beklagen; dieser Brief ist mit eilfertiger Feder geschrieben. Ich habe ihnen nur mein Herz ausschütten wollen; und ich verlange keine andere Rache von Ihnen, als den geheimen Verweis, den Sie sich geben müssen, daß Sie einen Mann mit frölichem Herzen betrübet haben, mit dem Sie allezeit in Freundschaft gelebet, und welcher derselben sowohl, als Ihrer Hochachtung vielleicht nicht unwürdig ist. Ich bitte Sie unterdessen zu glauben, daß ich, ohngeachtet des Mißvergnügens, das Sie mir gemacht haben, dennoch sehr christlich, das ist, sehr aufrichtig und ohne Ausnahme bin ꝛc.

Eilfter Brief.

Sie haben Recht, Madam, der Herbst ist besser, als der Frühling. Alles, was auch Ihre artige Charlotte dagegen einwenden kann, ist nicht vermögend, mich von Ihrer Meynung zu bringen, zumal da der Frühling seit etlichen Jahren gar nicht nach meinem Kopfe gewesen ist. In meiner Jugend war er weit schöner: jetzt nimmt er von Jahr zu Jahr

an

an Reizungen ab. In dem Herbste ist das Wetter weit beständiger und die Luft weit temperirter, als im Frühling: Man kann im Herbste eher zu Ihnen reisen, als im Frühling, wo fast alle Zugänge Ihres Landguts mit einer See umgeben sind. Ursache genug, mich dem Herbste gewogen zu machen. Im Herbste giebt es keine Gewitter, und das ist auch für uns beyde gut, weil wir etwas furchtsam sind. Der Herbst erfüllet die Hoffnung des ganzen Jahrs; die Ernde, die Weinlese, die Baumfrüchte geben ohne Zweifel viel Vergnügen; und es ist wohl ein schönerer Anblick, den aufgehäuften Segen des Landmanns auf dem Felde in seiner Reife wahrzunehmen, als ihn noch unter mancherley künftigen Gefahren aufwachsen zu sehen. Noch ein Grund, der mich besonders angehet: Ich bin ein großer Liebhaber von der Jagd und Fischerey. Dieses Vergnügen verschafft uns nur der Herbst. Und was ich endlich als einen Grund aller Gründe ansehe, dem Herbste gewogen zu seyn, ist dieses, das Sie ihn lieben. Das ist genug. So viel Gefälligkeit hege ich allezeit für Ihre Neigungen, Madam, daß ich sie auch ohne weitere Nachfrage annehme, und so viel Vertrauen

trauen setze ich in ihren Geschmack, daß ich glaube, bey Ihren Meynungen allemal gut zu stehen. Der Frühling scheinet ein Freund der blühenden Jugend zu seyn, und daher hat sich Charlotte in ihn verliebt. Sind wir nicht auch einmal so gewesen? Wir loben jetzt was Gründlichers. Aber wie, wenn sie uns sagte, daß die Nachtigallen im Herbste nicht singen, und daß der Herbst den traurigen Winter ankündiget, daß die Blumen dahin sind, und die Wälder anfangen gelb zu werden? In der That, Madam, hier werde ich ganz verwirrt; wann ich mich nicht schämte, meine Meynung zu widerrufen: Doch wir wollen davon reden, wenn ich die andere Woche zu Ihnen auf den Erndeschmauß komme. Entweder wir heben alsdenn diese Einwürfe, oder ich schlage mich zu dem Frühling Ihrer angenehmen Charlotte. Ich bin ohne Ausnahme der Jahreszeit ꝛc.

Zwölf=

Zwölfter Brief.

Man soll nichts auf Träume halten, Mademoisell. Diesen Satz habe ich hundertmal demonstriren gehört, und mit Erlaubnis aller dieser Demonstrationen, fange ich jetzt an, daran zu zweifeln. Ich muß Ihnen einen Traum erzählen, wenn Sie mirs nicht übel nehmen wollen, auf den ich mir viel Hoffnung mache. - Ich sitze vor zween Tagen in meinem Kabinet, und lese im Cleveland; ich schlafe dabey ein: auf einmal gehet die Thür auf; ich sehe meinen Freund herein kommen, der mich bey der Hand nimmt, und im Augenblick sind wir in einem unbekannten Garten. Wir nähern uns einer Laube, und ich verliere meinen Freund von der Seite. Indessen gehe ich unbesorgt herein, ich sehe drey Frauenzimmer da sitzen, welche Blumen auseinander lesen, und wieder zusammen binden. Ich stehe bey dem Anblick dieser Schönheiten, vor Verwirrung still; aber eine unter ihnen, welche zugleich die schönsten Blumen vor sich liegen hatte, und welche die andern an Reizungen übertraf, zog meine Augen und mein Herz allein auf sich. Wie groß ward

mein

mein Entzücken, als sie mir ihren Strauß überreichte, und ich war eben im Begriff die zärtlichste Danksagung zu machen, die jemals vorgebracht worden, als ich von hinten zu einen so freundschaftlichen Stoß bekam, daß ich darüber aufwachte. Meine erste Sorge war, das Traumbuch meiner Tante zur Hand zu nehmen, und das Wort, Blumen, darinn voller Bewegung nachzuschlagen. Ich fand: „Blumen bekommen, bedeutet, Patronen haben: Vom Frauenzimmer: Gunst und Liebe.„ Allein diese Entdeckung ließ mich nur halb vergnügt. Es kam nun darauf an, das Original zu kennen, davon mir das angenehme Bild im Traume erschienen war. Ich konnte nichts damit vergleichen, und ich verfiel schon in die gröste Tiefsinnigkeit, als mein Freund herein trat. Anfänglich wollte ich ihm nichts davon sagen, weil er mir durch den Stoß, den ich im Traume empfieng, bey der Sache etwas verdächtig vorkam. Doch endlich erzählte ich ihm alles. Freund, sagte er, die Schöne, die du gesehen hast, kann niemand anders seyn, als die unvergleichliche S** zu . . das ganze Bild trift nur auf sie: wir müssen einmal hinreisen, und sehen, was dein Traum bedeutet.

In Wahrheit, Mademoiſell, ich werde mit nächſtem zu Ihnen kommen. Sie ſehen, daß ich einen Beruf dazu habe, und ich ſchreibe es Ihnen voraus, damit Sie ſich auf meine Erklärungen bey der Uebergabe meines Herzens gefaßt halten können. Aber ich werde meinen Freund nicht mitbringen; er möchte uns nur hinderlich ſeyn. Will er ja die Blumen mit mir theilen; ſo werde ich ihm die Patronen laſſen, und das andere iſt für mich. Mit ſo uneigennützigen Geſinnungen habe ich die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Antwort.

Ihr guter Freund iſt zu dienſtfertig, mein Herr. Alles was ich Ihnen auf Ihren Traum antworten kann, iſt dieſes, daß ich die Erklärung für den Traum halte, und das andere für eine Erfindung, die Sie ganz wachend gemacht haben. Was könnten Sie doch für ſchöne Sachen in der Welt anrichten, mein Herr, wenn unſre Schickſale von Ihren Träumen

men abhiengen? Aber ich sehe wohl, daß man vor Ihrer Bekanntschaft keine Stunde sicher ist: Kommen Sie also nur; wir wollen Sie in den Garten führen; Sie sollen Blumen haben, und so wird Ihr Traum erfüllet seyn. Ich glaube nicht, daß das Traumbuch Ihrer Tante zu etwas mehr verbinden kann. Ihr Herz, mein Herr, das Sie mir so großmüthig anbieten, ist auch eben nichts blendendes, weil es bey Ihnen nur auf einen Traum ankömmt, es wieder zu verschenken. Mit einer so billigen Gesinnung habe ich das Vergnügen zu seyn ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Das ist lustig, daß Herr = = auf mich böse ist. So sehr er sich sonst erschöpfet hatte, mich zu loben; so viel Widriges erzählt er jetzt von mir in allen Gesellschaften. Das Werk, das er so schön aufgeführet hatte, verdiente es auch wohl von ihm allein wieder umgestoßen zu werden; und ich bin darüber in der That nicht sehr unruhig. Vielleicht stehe ich bey seinem Tadel besser, als bey seinen Lobsprüchen;

und wenn ein jeder Mensch seine Feinde haben muß, so bin ichs zufrieden, daß er es sey, weil er es ohne alle Ursache ist. Ein Mensch, der ohne den geringsten hinreichenden Grund unser Feind werden kann, verdienet wohl nicht sehr, unser Freund zu seyn. Ich höre, daß er ohnlängst in einer Gesellschaft über mich soll gespottet haben; aber zur Vergeltung für mich, soll der Einfall sehr schlecht und unwitzig gerathen seyn. Sagen Sie ihm doch, mein Herr, daß er nicht auf solche elende Mittel verfallen möchte, seine Empfindungen wider mich zu äußern, und daß er nach der gemeinsten Vernunft, ich will nicht sagen nach der Menschenliebe, weit besser thun würde, entweder ganz zu schweigen, oder sich mit mir zu erklären. Wenn ich rachsüchtig wäre; so dürfte ich nur jedermann die wahre Ursache seines Unwillens erzählen; allein so weit hasse ich ihn noch nicht. ꝛc.

Funfzehnter Brief *).

Es ist ein alter Irrthum, wenn man glaubt, daß die Leute der vergangenen Zeit weit tugendhafter gewesen wären, weit mehr Verstand, Einsichten und Geschmack gehabt hätten, als die Menschen heut zu Tage; und daß ihre Werke über die unsrigen unendlich weit erhaben wären. Diejenigen, welche diese Entscheidung geben, thun es oft ohne Kenntnis der Sache, und ohne in die nöthigen Umstände und Verhältnisse zu dringen, um ein richtiges Urtheil über eine solche Materie zu fällen. Diese große Neigung die Alten immer zu loben, ist die Wirkung einer heimlichen Eifersucht wider die Neuern. Indessen muß man ihnen auch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, denn es ist gewiß, daß ihre Werke ungemein viel dazu beygetragen haben, den Geschmack ihrer Nachwelt zu bilden, und daß die Zeiten entweder gesittet oder roh, gelehrt oder unwissend gewesen sind, nachdem man entweder Hochachtung oder Ge-

*) BELLEGARDE in den *Lettres curieuses de Litterature & de Morale.*

ringschätzung gegen diese unvergleichliche Werke gehabt hat. Allein man muß die Zeitpunkte unterscheiden: Die Zeit des Alexanders, und die Zeit des Augusts haben Männer hervorgebracht, die durch ihre Nachfolger nicht haben verdunkelt werden können, und die allemal den grösten Köpfen, die nach ihnen gekommen sind, zu Mustern gedienet haben. Die ersten Römer, von welchen man so viel große Dinge erzählt, waren roh und ungeschliffen; allein ihre ungestüme und wilde Tapferkeit ward durch die Gemeinschaft mit Griechenland menschlich, woher sie die Wissenschaften und schönen Künste bekamen. Seit den Zerstöhrungen, welche die Barbarn in dem Reiche machten, und seitdem sie jene berühmte Bibliotheken, die mit so vielen vortreflichen Büchern angefüllet waren, verbrennet hatten; so wurden diese göttliche Werke sehr rar, und der Gebrauch derselben verlosch fast ganz und gar in der folgenden Zeit. Darauf drang die Barbarey und die Ungeschicklichkeit mit der Unwissenheit ein, und daurete die ganze Zeit hindurch, als diese kostbare Alterthümer in der Finsterniß begraben lagen: Der gute Geschmack kam nicht eher wieder zu Ehren,

als

als bis die Werke der Alten waren wiedergefunden worden. Sie lehren uns auch wirklich ädel denken, sich mit Zärtlichkeit auszudrücken, lebhafte und natürliche Gemählde zu machen, den gemeinsten Sachen eine feine und angenehme Wendung zu geben, die sie überaus erhebet. Die, welche diese Schönheiten, davon die Kenner gereizet werden, nicht empfinden, sollten zum wenigsten sehr eingezogen seyn, Sachen zu beurtheilen, die sie vielleicht nicht verstehen: sie sollten sich darüber an die Empfindung so vieler grossen Männer halten, die davon so billig und mit so grossen Lobsprüchen geurtheilet haben. Es würde gewiß eine große Verblendung, oder eine grosse Unbilligkeit seyn, wann man behaupten wollte, daß die allgemeine Hochachtung, die man in allen Jahrhunderten für die Alten gehabt hat, nur eine Wirkung der Vorurtheile wäre; dann es ist unmöglich, daß so viele große Männer, die sie bewundert haben, sich in einer Sache von der Art sollten zusammen betrogen haben. Man weiß, wozu das Vorurtheil fähig ist, und daß die gemeine Meynung nicht allemal ein sicherer Beweis von einem wahren Verdienste ist; aber eine so allgemeine Uebereinstimmung, die durch

so viele Jahrhunderte bestätigt worden, kann nicht anders als auf die Wahrheit gegründet seyn. Ich sage Ihnen das, Madame, um auf einen Zweifel zu antworten, den Sie öfters machen, nämlich, daß wenn die Alten, so im Originale wären, als sie in den Copien sind, die man von ihnen in unserer Sprache giebt, so verdienten sie nicht alle die Hochachtung, und alle die Ehrfurcht, die man für sie heget; weil Ihnen der göttliche Plato sehr trocken und sehr verdrüslich vorgekommen ist, so, daß Sie nicht das Herz gehabt haben, eins von denen Gesprächen weiter zu lesen, die man seit kurzem französisch herausgegeben hat, so geschickt auch ihr Uebersetzer ist. Das ist kein gutes Mittel, wenn man von dem Verdienste eines Buchs, nur durch die Uebersetzung urtheilen will; es hält schwer, alle Schönheiten und alle Annehmlichkeiten des Originals in die Uebersetzung zu bringen; ein Schriftsteller, der in seiner Sprache blühend und anmuthig ist, wird oft in einer fremden Sprache barbarisch. Wenn man die Briefe des Voiture in ein mittelmäßiges Latein übersetzte, so würden sie kaum erträglich seyn, da sie doch im Originale meistentheils so aufgeweckt sind: Wenn man von dem Homer,

vom

vom Sophokles und Euripides nach denen schlechten lateinischen Uebersetzungen urtheilen wollte, die in jedermanns Händen sind, so würde man ohne Zweifel von diesen vortreflichen Urstücken einen sehr bösen Begriff haben; aber wem sollte man dieses anders Schuld geben, als diesen unwürdigen Uebersetzern, die sie verstellen und gelähmet haben, und die zufrieden gewesen sind, sie nur schlechtweg nach dem Buchstaben, ohne Wendung, ohne Ordnung und Einrichtung, ohne die geringste Sorge auf die Schönheit, Reinigkeit und Zierde der Schreibart, zu übersetzen? Das ist beynahe eben so, als wenn man die Schönheiten des Virgils, durch die abgeschmackten Possen des verkleideten Virgils wollte kenntlich machen. Um das Verdienst eines Autors zu entscheiden, muß man sehr in seiner Sprache geübt seyn, man muß ihn mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit lesen, um das Schöne von dem Fehlerhaften auszusuchen. Welcher Verachtung stellen sich nicht die Universitätspedanten bloß, welche beständig auf den Aristoteles schimpfen und ihn lächerlich machen? Wie können sie doch wohl von dem starken Geiste dieses grossen Kopfs, von der

Schönheit, von den Reizungen und Annehmlichkeiten seines Ausdrucks urtheilen, da sie oft kaum einen Buchstaben von seiner Sprache verstehen? Die, welche den Demosthenes und Cicero mit unsern heutigen Rednern in Vergleichung, oder wohl noch gar unter sie setzen, sind nicht weniger unbillig, oder nicht weniger unwissend. Ich räume es ein, daß wir die Beredsamkeit zu einem sehr vollkommenen Grade getrieben haben; aber man muß auch bekennen, daß noch einiger Abstand zwischen diesen Alten und uns ist. Was mich betrifft, so sehe ich den Demosthenes und den Cicero als zween außerordentliche Männer an, welche die Natur mit ihren Gaben überhäuft hatte, um aus ihnen zween vollkommene Redner zu machen. Um dieses zu erkennen, braucht man nur ihre Werke zu lesen. Die, welche nicht von den Schönheiten gerühret werden, die darinn ausgebreitet sind, haben ohne Zweifel einen verstopften Geist, und keinen Geschmack: Allein es würde vergebens seyn, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, sie zurecht zu bringen. Man muß es mit ihnen machen, wie es der Prinz einmal mit einigen Hofleuten machte, denen er

eine

eine schöne Stelle aus einer Gerichtsrede des Cicero vorlas: Als er sahe, daß sie gar nicht davon bewegt waren, machte er das Buch zu, ohne das geringste zu sagen, und ohne daß er sich die Mühe gegeben hätte, ihnen die Stärke des Geistes, und der Beredsamkeit dieses großen Redners begreiflich zu machen, der eine so unvergleichliche Gabe in der Ueberredung besaß, daß selbst Cäsar, so zornig er auch war, einer so einschmeichelnden Beredsamkeit nicht widerstehen konnte, und daß er sich gleichsam gezwungen sah, einen Sträflichen zu begnadigen, den er schon verurtheilet hatte.

Die Verachtung einiger Neuern fällt sowohl auf die Poeten, wie auf die Redner; sie wollen den Homer von diesem großen Ansehen absetzen, worinn er seit so vielen Jahrhunderten stehet; sie geben vor, daß seine Gedichte voller groben Fehler wären, und sie scheinen gar nicht von dem Erhabenen und Wunderbaren, von den unnachahmlichen Schönheiten gerühret zu seyn, die darinn von allen Seiten hervorleuchten. Man kann nicht leugnen, daß Fehler in dem Homer anzutreffen sind; aber man muß sich auch erinnern, daß er der erste ist, der in einer so weiten

Bahn,

Bahn, und in einem bis dahin unbekannten Lande, gegangen sey. Die Menschen werden nicht vollkommen, als nach vielen Ueberlegungen und wiederhohlten Erfahrungen. Die Fehler, welche in Homers Gedichten liegen, sind nicht alle auf Rechnung des Dichters zu schreiben; man muß sich auch deswegen an die Zeit halten, in welcher er lebte. Man hatte damals nicht eben den Geschmack in den Sitten und in der Wahrscheinlichkeit, den wir gegenwärtig haben: Die Menschen haben sich gesitteter und feiner gemacht, seit der langen Reihe von Jahrhunderten, die von dem Homer bis auf uns verflossen sind. Wenn die Menschen zu der Zeit nicht eben den Geschmack, und eben die Manieren hatten, als die jetztlebenden; so liegt die Schuld nicht am Dichter: Er mahlte sie so, wie er sie fand aber weit entfernt ihn zu tadeln, sollten wir uns vielmehr nach den Sitten jener ersten Menschen bequemen, anstatt daß wir sie den unsrigen unterwerfen, und davon in Vergleichung mit unsern Handlungen, urtheilen wollen. Die Wohlanständigkeiten ändern sich mit den Zeiten; die, welche auf die Gewohnheiten, auf die Meynungen, auf die Religion gegründet sind, unterwerffen

werffen sich eben denen Abwechselungen, welche die Dinge haben, darauf sie gegründet sind. Wir sehen es aus unserer eigenen Erfahrung. Was die Ergetzung unserer Großväter ausmachte, kömmt uns jetzt lächerlich vor: Die Poeten, welche vor hundert Jahren lebten, welche bewundert und mit Vergnügen gelesen waren, und deren Verse man auswendig lernte, sind jetzt die Verachtung des gemeinen Volks. Unsere Poesie hat sich verändert, wie unsere Moden. Die Kleidungen jener Zeit dienen nur jetzt noch zu Masqueraden. Um ein gesundes Urtheil von den Alten zu fällen, so muß man sie nicht zu unsern Manieren, unserm Geschmack und unsern Sitten bringen; wir müssen bis zu ihnen zurück gehen, um uns nach ihren Empfindungen zu bequemen. Die Werke des Witzes, die man jetzt verfertiget, werden eben das Schicksal haben, wie die Schriften der Alten, wenn man wird den Geschmack verändert haben. Laßt uns also dem Homer kein Verbrechen daraus machen, wenn er unsre Vorurtheile in etwas beleydiget, und wenn er in seinen Beschreibungen nicht mit unsern Begriffen übereintrifft. Der Palast, und die Gärten des Alcinous scheinen

uns

uns freylich sehr geringschätzig zu seyn, wenn wir den Palast und die Gärten zu Versailles, und andere Paläste in Europa gesehen haben. Das ist schade für den Homer, daß er zu seiner Zeit nichts dergleichen gesehen hat. Wenn er ein Fest beschreibet, so findet man nichts in seiner Beschreibung, welches der Reinlichkeit, der Zärtlichkeit und dem guten Geschmack beykäme, der auf unsern Tafeln herrschet; alles siehet darinn der Mäßigkeit und Einfalt jener alten Feste ähnlich. Aber man muß bekennen, daß sein Genie die Materie übertrifft; das Aedle seiner Ausdrücke unterstützt ihn bey der Armuth seines Vorwurfs, er verschönert alles, was er nur berühret; er unterläßt nicht, in den unfruchtbarsten Stellen, prächtig und erhaben zu erscheinen. Man muß gestehen, daß Fehler und Nachläßigkeiten in Homers Gedichten sind; aber das sind solche Nachläßigkeiten, die den übrigen Schönheiten des Werkes Erhöhung geben: Die geschicktesten Mahler endigen nicht alle Stellen ihrer Gemählde mit eben der Sorgfalt, und mit eben der Richtigkeit; die Colorit leuchtet nicht überall in einerley Grade hervor; Licht und Schatten muß mit Geschicklichkeit

keit angebracht seyn, um eine desto schönere Wirkung zu machen. Selbst die Natur giebt nicht allen ihren Werken alle die Vollkommenheit, die sie ihnen geben könnte; es scheinet, daß sie ihre Schätze als eine gute Haushälterin ausstreuet. Die, welche dem Homer aus seinen Nachläßigkeiten ein Verbrechen machen wollen, überlegen nicht, daß die großen Geister, die ganz mit ihrem Vorwurfe beschäftigt sind, sich nicht bis auf Kleinigkeiten herablassen; oder doch wenigstens nicht ihr Hauptwerk daraus machen. Die Erfahrung zeigt es genugsam, daß diese so fleißigen und so genauen Schriftsteller insgemein nur mittelmäßige Geister sind, die sich bey kleinen Sachen aufhalten, weil sie sich nicht zu größeren erheben können; sie begnügen sich mit einer trockenen und verdrüslichen Genauigkeit, die nur Zeit und Mühe erfordert. Das sind die Personen von diesem Charakter, welche die Werke der Alten ganz unbarmherzig verdammen, weil sie ihre Schönheiten nicht kennen; sie begnügen sich, zu ihrer Verkleinerung überhaupt zu sagen, daß sie ohne Ordnung, ohne Methode geschrieben wären; daß alles darinn verwirrt und zerstreut wäre,

und

und daß man darinn weder Einrichtung noch Zusammenhang wahrnähme.

Ich verlange nicht die Alten über die Neuern zu erheben, noch zu prüfen, ob sie mehr oder weniger Verstand, oder Gaben zu großen Sachen gehabt haben; aber ich glaube, daß man, ohne jemand Unrecht zu thun, sagen könne, daß Homer und Virgil, Demosthenes und Cicero, unter denen, die nach ihnen gekommen sind, noch nicht ihres gleichen gefunden haben, und daß sie es vermuthlich noch lange nicht finden werden. Ich weiß, daß so berühmte und von dem ganzen Alterthum verehrte Namen blenden können; aber wenn wir auch ihre Namen beyseite setzen, um nur ihre Werke zu prüfen; so haben wir keine Gedicht, welche mit der Ilias, mit der Odyssee, mit der Aeneis verglichen werden können: wir haben keine gerichtliche Schriften oder Reden, welche den Reden und andern Werken des Demosthenes und Cicerons könnten entgegen gestellet werden.

Sechzehnter Brief *).

Sie sind es, Madame, die Italien das Schönste gegeben haben, was man jetzt darinn siehet. In diesen kostbaren und vollkommenen Gemählden, die es von Ihnen hat, ist es gleichsam so glücklich, Sie selber zu besizzen. Sollte es nicht billig seyn, daß es Ihnen etwas anzubieten suchte, das Ihnen gefallen könnte, und daß es unter den verschiedenen Schönheiten, die ihm eigen sind, diejenigen aussuchte, welche Ihre Augen und Ihren Geist am würdigsten aufhalten möchten?

Vielleicht würde Tivoli diesen Vorzug haben, wenn jemand davon eine getreue und vollständige Beschreibung machen könnte. Was mich betrifft, Madam, so getraue ich mir nicht zu versprechen, es Ihnen recht gut vorzubilden. Es kömmt indessen auf einen Versuch an.

Tivoli ist eine kleine Stadt auf einem Berge, eine halbe Tagereise von Rom abgelegen, und

*) Schilderung des alten Tiburs, oder heutigen Tivoli in Italien, von dem Abt GENEST, an die Frau von Thiange, eine geschickte Mahlerin, aus den *Lettres de l' Academie Françoise.*

wird sowohl wegen der Fruchtbarkeit, als wegen der Schönheit ihrer Wasser hochgeschätzet. Sie war in dem Alterthum unter dem Namen Tibur sehr berühmt. Man glaubt, daß es eine griechische Colonie gewesen sey, die von einem Gefährten des Evanders, lange vor dem Trojanischen Kriege, gegründet worden. Horaz spricht von Tibur in verschiedenen Stellen seiner Oden, und ziehet es allen möglichen reizenden Oertern in der Welt vor. Mäcen, der durch die Feinheit des Geistes und durch die Liebe zu den stillesten und ädelsten Vergnügungen so bekannt ist, brachte hier die Augenblicke zu, die er der Last seiner Gunst und den Staatsgeschäften abstehlen konnte. Lucullus, der erste unter den Römern, der den Aufwand und die Ergetzlichkeiten so weit trieb, hatte daselbst seine berühmte Gärten. Der Kaiser Hadrian ließ hier unermeßliche Gebäude aufführen, welche die schönsten Theile von der Stadt Athen auf eine so prächtige Art vorstelleten, daß auch bloß ihre Ruinen noch heut zu Tage Verwunderung erwecken; und Tivoli, mit einem Worte, hat in allen folgenden Zeiten, eben das Ansehen und eben den Ruhm erhalten.

Der

Der Fluß, der ehedem Anio hieß, und jetzt Aniene genennet wird, macht daselbst jenen Wasserfall, davon man so viel spricht. Nachdem er eine Weile durch das Gehölze und durchs Grüne geflossen, so stürzet er auf einmal herab und fällt von einer großen Anhöhe auf Felsen, wo er sich mit einem erschrecklichen Geräusche ganz wallend und ganz weiß von Schaum bricht; er bleibt einige Zeit unten in den Abgründen wie begraben; von da breitet er sich in der Pläne aus, und ergießt sich unter dem Namen Teveronne in die Tyber.

Bey der Cascade siehet man die Ueberbleibsel eines alten Tempels von runder Figur, daran die Baukunst sehr schön und nach dem grossen Geschmacke der Alten ist. Einige glauben, daß dieser Tempel dem Herkules geheiliget war; allein nach der gemeinsten Meynung, war es der Tempel der Tiburtinischen Sibylle, sonst Albunea genannt. Die Völker weiheten ihr anfänglich eine Fontaine und eine benachbarte Grotte, worinn sie gewohnt und ihnen ihre prophetischen Antworten herausgerufen hatte. Sie richteten daselbst endlich Altäre auf, und beteten sie an, nachdem man in dem Fluß ihre

Statue mit einem Buche in der Hand gefunden.

Der Weingarten (so nennet man in Italien die Lusthäuser) der ansehnlichste Weingarten, den man gegenwärtig zu Tivoli findet, ist der von Est, der seit länger als hundert Jahren von Hyppolitus von Est, Cardinal von Ferrara, erbauet worden. Er gehöret dem Herzoge von Modena, seit dem Tode seines Großonkels. Man hat die Spitze des Berges eben gemacht, um daselbst einen Pallast aufzurichten. Die Gärten sind aus verschiedenen Terrassen, die über den Abhang eines ziemlich rauhen Hügels gehauen sind, zusammengesetzt, aber doch so eingerichtet, daß man ganz anmuthig von einer Terrasse zur andern durch allmählig vertiefte Alleen, im Schatten sehr dichter und hoher Hecken herabgeht, welche alle Ungleichheiten des Erdreichs verbergen.

Die Mannichfaltigkeiten sind daselbst unendlich. Es giebt da Lauben, Gebüsche, Wiesen, Labyrinthe, und besonders eine große Anzahl von Springbrunnen und Grotten, die mit einer Baukunst und Statuen, von Muschelwerk und mosaischer Arbeit gezieret sind.

Die

Die Wasser, die an dergleichen Oertern den schönsten Theil, und gleichsam die Sele aller übrigen Schönheiten ausmachen, sind da so, wie man sie nur wünschen kann. Man ziehet sie nach Belieben aus diesem Fluße, den die Natur zur Verschönerung von Tivoli mit Fleis auf die Höhe eines Berges angebracht hat, und es hat keines andern Kunststückes bedurft, als den Felsen zu spalten, um ihnen einen freyen Lauf in diese Gärten zu öfnen. Also theilet der Bach, welcher niemals aufhört zu fließen, wenn man will, seinen beständigen Lauf diesen Springbrunnen mit, und sie scheinen unerschöpfliche Quellen zu seyn, immer klar, immer lebendig, begünstiget von dem Abhange des Hügels, der ihnen eine Stärke und bewundernswürdige Thätigkeit giebt.

Der Springbrunnen, welcher am meisten rühret und in Verwunderung setzt, ist der Kronleuchter. Dis ist ein großes Baßin mit Drachen angefüllt, welche eine Menge Wasser mit seltsamen Ungestüm und einem außerordentlichen Geräusche von sich speyen. Man sollte schwören, wenn man sie nicht sähe, daß sie statt des Wassers, Flammen ausspien, und daß es ein spielendes Kunstfeuer wäre.

L'onde s'eleve aux Cieux groudant comme un Tonnerre,
Et semble toute en feu leur declarer la guerre.
A ce bruit eclatant qui penetre les airs,
Dans les flots élancés L'oeil cherche les éclairs;
Des Spectateurs surpris les ames abusées
Pensent voir allumer ces liquides Fusées;
Et que ces traits brillans, qu'on entend petiller,
Vont bruler les jardins au lieu de les moüiller.

Die grosse Allee verdient es, daß man sich dabey aufhält. Ihre Länge ist nach der ganzen Breite der Gärten. Sie ist von einer Seite mit einer Hecke von Lorbeerbäumen besetzt, die von einer gewissen Weite zur andern mit grossen Cypressen untermischt sind. Von der andern Seite hat sie eine Terrasse mit Baukunst und Schnitzwerk, von Thieren und Gefäßen, gezieret, welche eben so viele Springbrunnen sind, und gleichsam eine Cascade von unendlich vielen Güssen und Wasserfällen ausmachen, die also zulängst dieser Allee herrschen.

An dem einen Ende ist gleichsam eine Art einer Stadt, welche man alt Rom nennet, und sehr witzig ausgedacht ist. Sie stellet theils die berühm-

rühmtesten Gebäude, theils die schönsten Werke vor, welche ehedem die Hauptstadt der Welt gezieret haben. Die Statue von Rom hat darinn den Vorsitz, die als eine kriegerische Göttin gekleidet sitzet.

Von diesem Absatze entdecket man das ganze Feld von Rom, und man erblicket diese prächtige Stadt auf eben denen Bergen, von welchen sie ehedem die ganze Welt beherrschte.

Am andern Ende der Allee findet man einen Springbrunnen, den ich besonders schuldig bin, zu beschreiben. Seine Baukunst ist in einem halben Monde, durch Bogen und Säulenfüße unterstützt, mit Bilderblinden voller Figuren von Najaden: Ueber dem halben Monde erheben sich Felsen, die vollkommen gut nachgemacht sind, und wo sich verschiedene Grotten öfnen. In der mittelsten ist die Statue von der tiburtinischen Sibylle, davon dieser Springbrunnen den Namen führet. In den Grotten zu den Seiten sind zween Flüsse auf ihren Urnen geleitet, welche im Ueberflusse Wasser ausgießen. Verschiedene kleine Bäche fließen ganz umher, und stürzen sich murmelnd von dem Felsen herab. Alle diese versammlete Wasser machen hernach einen

breiten Ablauf, welcher von der Höhe herabfällt, und sich in die Rundung klärer und zusammenhängender ausbreitet, als das schönste Crystall, und sich in einem großen Baßin bricht, welches einer kleinen See, die leicht vom Weste beweget wird, gleichet. Das Baßin, die Baukunst, die Felsen, sind mit schönen Bäumen umgeben und bedeckt, insonderheit mit ungemein hohen Ahornbäumen, die den Sonnenstrahlen hier den Durchgang verwehren, dergestalt, daß man dieser unvergleichlichen Fontaine beständig genießen kann, die für die schönste in ganz Italien gehalten wird. ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

Sie sind doch noch immer der angenehme Freund, der mit seinen Gefälligkeiten so zuvorkommend ist, und der ihnen einen gedoppelten Werth zu geben weiß, durch die Art, womit er sie erzeiget. Das Geschenk, das Sie mir von der Messe mitgebracht haben, hätte für meinen Geschmack nicht ausgesuchter seyn können: Ich habe schon längst vergebens gewünscht,

wünscht, dieses kostbare Werk zu besitzen, ohne welches ich meine kleine Bibliothek für sehr unvollkommen hielt: Aber ich sollte es nur Ihnen zu danken haben, damit es mir noch angenehmer wäre. Sie setzen mich in eine Schuld, mein Herr, die ich durch eine bloße Danksagung nicht abtragen kann, ob es gleich sehr erträglich ist, Ihr Schuldner zu seyn. Ein Compliment kostet zu wenig Mühe, und nützt Ihnen zu wenig, als daß ich dadurch meine Verbindlichkeit beweisen könnte. Sagen Sie mir also, ob ich fähig bin, Ihnen einen wirklichen Dienst zu leisten; und es soll nicht an mir liegen, Sie zu vergnügen.

Herr - - ist bey mir gewesen, und hat Ihren Gruß an mich bestellet. Die Falschheit leuchtet ihm so aus den Augen, wie Sie mir ihn beschrieben haben. Indessen hielt er sich sehr lange auf, mir seine Redlichkeit zu rühmen, oder sie mir noch mehr verdächtig zu machen. Aber was soll man von dieser allgemeinen Redlichkeit denken, davon man überall so viel spricht? Ein jeder macht sich mit dieser Eigenschaft groß, und diejenigen, die sie am wenigsten haben, sprechen oft am meisten und beredtesten davon.

Das Laster verhüllet sich in die Larve der Tugend, weil es in seiner Blösse gar zu schändlich erscheinen würde; es ehret die Tugend, weil es ihren Glanz nicht vertragen kann.

Star rühmt die Redlichkeit, und dennoch haßt er sie:
Spricht von der Tugend schön, und übt sie dennoch nie.

Ich glaube indessen kaum, daß es Menschen giebt, die gegen jedermann ohne Ausnahme falsch sind. Welcher unseliger Geist hat sie nur hierinn einen Unterschied bey dem Nächsten zu machen gelehret? Herr .. ist sonst ein Mensch von Geschmack und Einsicht: Allein, schade für den Witz, wenn man mit dem Herzen betrogen ist! Ich liebe Sie mit der zärtlichsten Freundschaft, mein Herr, und bin ꝛc.

Achtzehnter Brief *).

Ich mißbillige Ihren Schmerz nicht, Madame, er ist gerecht, und ich nehme Theil daran. Sie können keinen mittelmäßigen Verlust leyden, wenn Sie Freunde verlieren, weil

*) Von MARBAIS aus den *Lettres de l'Academie Françoise.*

weil Sie nur Personen von einem besonderen Verdienste lieben können. Aber Sie sind doch nicht so sehr zu beklagen, Madame, als Sie vielleicht denken. Das Schicksal greift Sie nur an Ihrer starken Seite an. Außer daß es Ihnen nur eine Art eines Guts wegnimmt, damit Sie noch überflüßig versehen bleiben, so ist Ihnen auch gewiß nichts leichters, deren in einem Tage mehr zu erwerben, als es Ihnen in zehn Jahren rauben kann. Sie dürfen sich nur zeigen und reden, um Herzen und Gewogenheiten zu gewinnen. Gehen Sie also etwas sparsamer mit Thränen um, Madame, die Ihnen so kostbar sind; wir haben ohnedem nur allzuviele Gelegenheiten zu weinen. Erinnern Sie sich, daß außer einigen Schönen, die Sie kennen, jedermann recht eifrig wünschet, daß Sie die schönsten Augen von der Welt behalten möchten. ꝛc.

Neunzehnter Brief.

Gnädiger Herr,

Das Glück, dessen Ew. Hochwohlgeb. nach dem Wunsche aller Redlichen so werth sind, hat mir durch seine letztere Vergrösserung die empfindlichste Freude von der Welt gemacht, und ich würde meinem Herzen eine grosse Zufriedenheit entziehen, wenn ich mich nicht bey dieser Gelegenheit mit den Wünschen aller Ihrer Verehrer vereinigen sollte. Glauben Sie nicht, gnädiger Herr, daß ein ungegründeter Unwillen mich von einer so angenehmen Pflicht hätte abhalten können. Ich habe keinen Theil an der Bitte, welche meine Freunde aus Liebe zu meinem Besten an Sie gethan haben. Wann sie mir vorher ihren Vorsatz gesagt hätten; so würde ich Ihnen ohne Zweifel einen Verdruß ersparet haben; dann ich weiß, daß es einer großmüthigen Sele beschwerlich ist, wenn sie sich genöthigt siehet, etwas abzuschlagen. Meine Angelegenheiten, gnädiger Herr, sollen niemals jemand beunruhigen. Ich wünschte wohl zuweilen etwas mehr zu haben, das ist wahr: aber

aber es ist mir niemals gleichviel gewesen, wie ich es haben möchte. Ueberdas lebe ich in einer Einsamkeit und in einem Zirkel von Beschäftigungen, darinn mir das, was ich habe, genug ist, und genug seyn muß. Alles, warum ich Ew. Hochwohlgeb. ersuche, ist die Fortsetzung Ihrer gütigen Gesinnung gegen mich, und daß Sie von der aufrichtigen Ehrerbietung überzeugt seyn mögen, mit welcher ich bin ꝛc.

Zwanzigster Brief.

Es ist wahr, was man Ihnen berichtet hat. Herr T** hatte für einen seiner Freunde, der bey den besten Eigenschaften sehr unglücklich war, ohne sein Wissen ein Loos in die Berliner Lotterie gelegt, und das Loos hat zehntausend Thaler gewonnen. Was meynen Sie wohl, Herr T** hat die Versuchung großmüthig überstanden, und seinem Freunde die ganze Summe mit der gefälligsten und bescheidensten Art zugeschickt. Er hätte das Geld behalten können, sein Freund hätte nichts von der Untreue seiner Absicht gewußt: Allein er

hatte

hatte ja darum eingesetzt, um seinen Freund glücklich zu machen, und sein Herz war viel zu ädelmüthig, als daß es einen Betrug in sich verbergen sollte. Wer weiß, sagte er, ob das Loos zu einer andern Bestimmung etwas gewonnen hätte; meine gute Absicht ist belohnt, daß ich meinen Freund mit so leichter Art glücklich sehen kann. Wenn der Freund über dieses unerwartete Glück ungemein bestürzt war, so war er es noch weit mehr über die Großmuth seines Wohlthäters; er wollte das Geld anfänglich gar nicht annehmen, weil er wußte, daß Herr T** keine einträgliche Bedienung hatte, und nicht reich war. Als er diesen nicht dazu bringen konnte; so wollte er ihm wenigstens die Helfte zurückgeben. Auch dieses ward ausgeschlagen. Endlich überredete er ihn doch so weit, daß er das Geld zu sich nehmen und ihm als ein Capital jährlich verzinsen möchte. Herr T** nahm diesen Antrag zum Scheine an; Aber anstatt das Geld zu behalten, legte ers für den Freund in die Bank zu Hamburg: Wenn ich das Geld bey mir behalte, sagte er, so kann es ihm eben so zufällig entwendet werden, als er es bekommen hat, und ich will ihn auſſer aller Gefahr glücklich

lich wissen. Sehen Sie, mein Herr, ist das nicht ein Exempel der Freundschaft und Großmuth, das unsern Zeiten Ehre macht? Man wird es wohl nicht von denen erwarten dürfen, die es für unwahrscheinlich halten. Ich bin ꝛc.

Ein und zwanzigster Brief *).

Es ist mir angenehm, daß du mir von deinem Bücherlesen Nachricht giebst: aber ich ermahne dich, mein Sohn, alle deine Aufmerksamkeit nicht auf die französischen Dichter zu wenden. Bedenke, daß sie nur zu deiner Gemüthsermunterung, und nicht zu deinem ordentlichen Studieren dienen sollen. Ich wollte also wohl wünschen, daß du mich zuweilen gerne von dem Homer, Quintilian und andern Schriftstellern dieser Art unterhieltest. Was dein Epigramma betrifft, so wollte ich, daß du es nicht gemacht hättest. Außerdem, daß es sehr mittelmäßig ist, so weiß ich dir auch nicht genug anzurathen, daß du dich vor der Versuchung in acht nehmen mögest, französische Verse zu machen,

*) Vom Hrn. RACINE an seinen Sohn. S. die *Memoires sur la vie de Jean Racine* p. 274.

chen, die nur zur Zerstreuung deines Verstandes dienen würden: insonderheit muß man dergleichen wider niemanden machen.

Herr Despreaux hat eine Gabe, die ihm eigen ist, und die weder dir noch sonst jemand, wer es auch sey, zum Muster dienen muß. Er hat nicht nur von dem Himmel ein unvergleichliches Genie zur Satyre bekommen; sondern er hat auch noch außerdem eine vortrefliche Beurtheilungskraft, die ihn die Dinge unterscheiden lehret, welche man loben und welche man tadeln muß. Wenn er so gütig ist, sich mit dir aufzuhalten, so ist das eine große Glückseligkeit für dich, und ich rathe, dir dieselbe wohl zu nutze zu machen, dadurch, daß du ihn viel höreſt, und wenig entscheideſt. Ich will dir auch wohl sagen, daß es mir lieb seyn würde, wenn du dich einer guten Hand zu schreiben befliſſeſt. Ich glaube zwar, daß du deinen Brief in groſſer Eile geschrieben habeſt, die Schrift scheinet darinn sehr vernachläßiget. Laß dich dieſes alles nicht verdrüßen, was ich dir sage; denn im übrigen bin ich recht wohl mit dir zufrieden; und ich gebe dir dieſe kleine Erinnerungen nur zu deiner Ermunterung, in allem dein Beſtes zu

thun.

thun. Deine Mutter wird dir die Neuigkeiten mittheilen, die ich ihr melde. Lebe wohl, mein lieber Sohn, ich weiß nicht, ob ich weder an dich, noch an sonst jemand, binnen mehr als vier Tagen schreiben kann; indessen fahre fort, mir Nachricht zu geben. Schreibe mir auch ein wenig von deinen Schwestern, und umarme sie in meinem Namen.

Zwey und zwanzigster Brief *).

Du giebst mir eine ganz gute Nachricht von deinem Studieren, und von deinem Umgang mit dem Herrn Despreaux. Es wäre sehr für dich zu wünschen, daß du öfters in so guter Gesellschaft seyn möchtest, und du könntest daraus einen großen Nutzen ziehen, wann du nur bey einem solchen Manne, wie Herr Despreaux, mehr suchtest zu hören, als zu sprechen. Ich bin mit deiner Uebersetzung ziemlich zufrieden; aber ich kann nicht wohl urtheilen, ob sie sehr getreu gemacht sey, weil ich nur den ersten Band von den Briefen an den Attikus hieher gebracht,

*) Von eben demselben, an seinen Sohn.

an stat des zweyten, den ich glaubte mitgebracht zu haben: ich weiß nicht einmal, ob ich ihn nicht gar verlohren habe, denn ich war wie versichert, daß ich ihn hier unter meinen Büchern hätte. Um mehrerer Sicherheit willen, wähle in einem der sechs ersten Bücher, den ersten den besten Brief, den du übersetzen möchtest; aber wähle daraus insonderheit einen, der nicht so trocken ist, wie der, den du genommen hast, worinn fast von nichts anders, als von Haus-Angelegenheiten geredet wird. Es giebt ja so viel schöne Briefe über den Zustand, worinn damals die Republik war, und über die wichtigen Sachen, die zu Rom vorgiengen. Du wirst nicht leicht ein nützlichers Werk lesen, deinen Verstand und deine Beurtheilungskraft zu bilden: aber ich rathe dir besonders, niemals einem Manne schimpflich zu begegnen, der so würdig ist von allen Jahrhunderten geehret zu werden, als Cicero. Es kömmt dir in deinem Alter nicht zu, und es stehet niemand an, ihm den geringschätzigen Namen eines feigen Menschen zu geben. Erinnere dich in deinem ganzen Leben dieser Stelle des Quintilians, der selbst ein großer Mann war: *Ille se profeciſſe ſciat, cui Cicero valde placebit.* Du hättest

also besser gethan, schlechtweg zu sagen, daß er nicht so tapfer oder so unerschrocken gewesen sey, als Cato. Ich will dir auch sagen, daß wenn du Ciceros Leben im Plutarch wohl gelesen hättest, so würdest du gesehen haben, daß er als ein sehr herzhafter Mann gestorben ist. ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

Ich möchte gern alle Welt glücklich und zufrieden sehen. Urtheilen Sie also, mein bester Freund, was es mir für ein Schmerz seyn müsse, wenn ich den rechtschaffensten, den verdientesten Menschen leyden sehe. Man muß so lieben, wie ich Sie liebe, um das alles zu empfinden, was mein Herz bey Ihren Widerwärtigkeiten fühlet. Ich weiß, Sie haben mir nur die Helfte davon geschrieben, um meiner Zärtlichkeit zu schonen, und mich nicht zu sehr zu betrüben; aber hätten Sie doch nur Ihr ganzes Herz ausgeschüttet, so dürfte ich mich wenigstens in keinen ungewissen Muthmaßungen grämen. So sind Sie denn wirklich der Verlassene, mein guter Freund, der Unglückliche, der so wenig verdiente, es zu seyn!

Sie haben in einem Monathe einen zärtlich geliebten Vater, eine Bedienung und ein Vermögen verlohren, daran die Ungerechtigkeit nicht gesammlet hatte. Großer GOtt! wie empfindlich muß das einer Sele seyn, die den Mangel nur an denen kennet, welchen sie durch Wohlthaten geholfen hat, und die eher das Unglück, als den Schein eines Verbrechens ertragen kann! Was wollen Sie nun anfangen, bedauernswürdiger Freund? Wo sind Ihre Patronen? Wo sind Ihre Freunde? Die Welt müste sich sehr verändert haben, wann Ihnen von dieser Seite viel übrig bleiben sollte. Mein Herz blutet für Wehmuth, wenn ich mir Ihren Zustand recht lebhaft vorstelle.

Ich möchte sie gerne trösten, mein lieber Freund; aber ich weiß nicht, was man sagen muß, einen Schmerz, wie den Ihrigen, zu lindern; ich weiß nicht, was ich für Gründe entdecken soll, die Sie nicht alle schon so gut wüßten als ich; und wie unsicher tröstet man, wenn man selbst nicht recht getröstet ist! Ueberlassen Sie sich indessen nicht zu sehr Ihrer Traurigkeit, wenn Sie es auch nur um meinetwillen thäten; denn mit der Liebe, die ich für Sie hege, kann

ich

ich keinen einzigen freudigen Augenblick haben, indeß daß ich an ihre Thränen denke. Entziehen Sie sich den Gelegenheiten auf keine hartnäckige Art, die Ihnen zur Ermunterung dienen können, und haben Sie das Vertrauen zu der Vorsehung unsers großen Erbarmers, daß er Ihnen noch heitere Tage bestimmet hat.

Es ist wahr, Ihr Schicksal ist sehr drückend, da es mit seiner ganzen Last auf einmal einbricht: Kaum haben Sie dem ehrlichen Greise die sterbenden Augen zugedrückt; so stürzet auf der andern Seite Ihr übriges Glück ein, welches Ihre Feinde schon so lange untergraben hatten; eben als ob es noch zu wenig wäre, einen zärtlichen Vater zu verlieren. Allein, Sie leyden ja unschuldig, und was ist dieses für ein Trost, wenn man mit seinem inneren Richter versöhnt ist? Wenn man weiß, daß unser Gewissen unser Fürsprecher ist? Ich weiß mir keinen elendern Zustand vorzustellen, als wo man bey einem großen Unglücke auch noch so weit unselig ist, daß man es als sein eigenes Werk ansehen muß. Ich möchte um des größten Glückes willen kein böses Gewissen auf mich nehmen, und in der Wahl, wollte ich

allemal lieber mit einem zufriedenen Gewissen unglücklich seyn. Lassen Sie uns also hier Ihr großes Herz sehen, mein Freund, das sonst so beständig, so unüberwindlich war; erinnern Sie sich jenes Gedankens, der darum nichts von seiner Stärke verlieren muß, weil er so bekannt ist:

- - - hic murus aheneus esto.
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Dis hat ein Heyde gesagt, und Sie sind ein Christ. Ach, es ist zu viel, antworten Sie vielleicht, es ist zu viel; ich kann ohnmöglich so vielen Empfindungen lange widerstehen, die mich von allen Seiten bestürmen! Ja widerstehen Sie ihnen nur nach und nach, die ersten Anfälle können Sie freylich nicht ausschlagen: Allein Sie müssen unter der Last nicht erliegen; erheben Sie sich mit dem ädlen Stolze, der der Unschuld und Tugend eigen ist; Sie haben einen Verstand und ein Herz, dieses müssen Sie ihren Feinden nicht aufopfern, wenn sie Ihnen gleich alles nehmen können. Sagen Sie:

Je suis tout glorieux de pouvoir me vanter
De mille & mille maux, que j'ai pu supporter.

Warum

Warum schützt doch die Tugend nicht für dem Unglück, indeß, daß es dem Lasterhaften nach Wunsche gehet? Diese Frage, mein Herr, ist Ihnen als einem Christen ohne Zweifel nicht anständig: Lassen Sie das einen Heyden sagen, der ohne Hofnung ist. Wir erkennen den Werth der Tugend besser im Unglücke, als im Wohlstande; wir hüllen uns in dieselbe ein, und um sie recht gebrauchen zu lernen, müssen wir zuweilen etwas leyden. Sie wissen es ja besser, mein trauriger Freund, als ichs Ihnen sagen kann, daß der, welcher zur Tugend schwöret, sie nicht um des äusserlichen Glanzes, nicht um des Ranges, um des Reichthums und äusserlichen Wohllebens willen suchen darf; sondern um einen unerschöpflichen Grund zu haben, der ihn des Glückes werth macht, und dadurch er fähig wird auch im Unglücke groß, unerschrocken und vergnügt zu seyn. Glauben Sie nicht, daß der Lasterhafte darum glücklich ist, weil er lasterhaft ist, eben so wenig, wie die Tugend an und für sich unglücklich macht. Der Lasterhafte sammlet sich mit der gröſten Unruhe während seiner äusserlichen Wohlfarth einen Stand des Verderbens, so wie ohngefehr unsere wärmsten Tage im Som-

mer die fürchterlichsten Gewitter mit der Nacht herbeyziehen. Dieses Verderben ist allemal gewiß, und es ist desto schwerer für sie, je länger es ausbleibt; denn desto kühner sammlen sie daran. Ich habe Leute gesehen, die auf dem Gipfel des Glückes waren, und welche sich dadurch berechtigt hielten, Wittwen und Waisen zu verfolgen, Verlassene zu drücken, Bedrängte noch mehr in den Staub zu treten, und Verdienste eben so eigensinnig auszutheilen, als zu belohnen: ich habe sie gesehen, und in der allertiefsten Erniedrigung, sich selbst verächtlich, ohne Trost, ohne Hülfe, ohne Bewustseyn einer schönen That. Verachten Sie diese prächtigen Sünder, ohne über ihr Schicksal neidisch zu seyn, das gewiß nicht beneidenswerth ist.

Ich weiß, mein Werther, daß Sie eine reine Gottesfurcht besitzen, daß Sie die Religion nicht als eine Mode annehmen, sondern als das wahrhafte und einzige Mittel der Glückseligkeit. Schlagen Sie doch die schönen Trostgründe nicht aus, welche Ihnen diese Religion anbietet. GOtt hat gesagt, daß er unser Vater sey, daß er uns aus Liebe züchtige, daß er uns durch Trübsalen zu sich ziehen wolle, daß er uns erretten wolle von der Hand

unserer

unserer Feinde und uns zu Ehren machen, daß er abwischen wolle alle Thränen von unsern Augen = = Diese Verheißungen sind auch für Sie gesagt. Aber bedenket man auch alles das lebhaft und überzeugend genug, wenn man in die tiefste Traurigkeit versenket ist? Ich erinnere Sie deswegen daran, und Sie müssen dis für die beste Stelle meines Briefes halten, die Ihrer Aufmerksamkeit am würdigsten ist. Glauben Sie doch, daß dis das einzige Gründliche ist, daß dis eine Quelle des Trostes ist, die uns in allen Aengsten nicht verläßt, wo wir von aller unserer Philosophie verlassen sind. Die Leyden dieser Zeit können nicht groß genug seyn, daß sie mit der Grösse der Seligkeit, womit diese göttlichen Trostgründe unser Herz durchströhmen, könnten in Vergleichung gesetzt werden. Ach, es ist ein Gott, es ist eine Vorsehung, mein lieber Freund, die unsere Thränen zählet, die unsere Thaten wäget, eine jede gute Absicht belohnet, die uns heilet, wenn sie uns geschlagen hat, die uns versorget, wenn wir glauben Mangel zu leyden, die uns durch unerforschliche und oft unangenehme Wege zum Tempel der Glückseligkeit führet.

Geben Sie Achtung, mein theurer P** daß

Sie nicht lange in diesem schmerzlichen Zustande bleiben werden. Ich prophezeye Ihnen aus Ihrem jetzigen Elende ein grosses Glück, dessen Annehmlichkeiten Sie desto mehr empfinden werden, je mehr Sie es würdig zu gebrauchen wissen, und je lebhafter Sie jetzt den Schmerz fühlen. Alles nimmt ein Ende, das Unglück hat seine Abwechselungen, wie das Glück; ein Ungewitter dauret nicht ewig, und es läßt uns die schönen Tage, die darauf folgen, nur angenehmer finden. Ich habe es in meinem ganzen Leben wahrgenommen, daß uns auf einen heftigen Verdruß ein angenehmer Zufall, auf ein Unglück ein unerwartetes Glück, begegnet. Die Ursachen weiß ich Ihnen nicht eigentlich zu demonstriren: Ich glaube aber eine Vorsehung, die uns zwar kein ganz reines Vergnügen in der Welt zugestanden hat, aber die uns auch nicht völlig dem Schmerz überlassen will, wenn wir uns nur selbst zu vergnügten Empfindungen nicht unbrauchbar machen. In den Jahren, worinn wir sind, mein Werther, gehet es noch an, ein Unglück zu tragen; wir können uns noch Hofnung machen, glücklich zu werden; und wir werden es gewiß, wenn wir uns durch Standhaftig-

haftigkeit und Gelassenheit im Unglücke dazu würdig machen. Das Rad der Begebenheiten wird für uns noch umgedreht, und wir kommen noch gewiß auf gute Stellen. Ist es nicht besser, einen guten Beschluß in der Welt zu machen, als im Alter elend zu seyn? Mir kömmt allezeit das anhaltende Glück derer, die noch keine Widerwärtigkeiten ausgestanden haben, gegen das Ende verdächtig vor. Ein jeder Mensch muß seine gewisse Portion Unglück haben, es sey früh oder spät. Sorgen Sie also nicht ängstlich, mein lieber Freund, für ihr künftiges Schicksal. Einem Menschen von Ihren Eigenschaften, kann es nicht lange elend gehen: Ihre Sache, ist die Sache aller ehrlichen und rechtschaffenen Leute, die Ihnen bald mit ihrem Beystande zuvor kommen werden.

Darf ich Ihnen ein Exempel erzählen, das sehr geringe, aber sehr wahr ist, so will ich Ihnen einige Anecdoten von meinem eigenen Leben sagen. Ich fand mich beynahe in eben den Umständen, wenn ich die Bedienung ausnehme, worinn Sie gewesen sind, als der Tod meines Vaters, der für mich allzufrühzeitig starb, mein ganzes Gebäude voller Hofnungen nie-

niederschlug. Ich konnte mich an keiner reichen Erbschaft trösten, es blieb mir nichts übrig, als der Segen und die Unterweisung dieses rechtschaffenen Mannes, für meine Aufführung in der Welt. Es giebt Leute von einer gewissen Secte, die sich Patronen nennen; an dergleichen Personen muste ich mich wenden: Allein ich kam immer zu früh, oder zu spät, und ich konnte niemals den entscheidenden Augenblick treffen, darinn etwas für mich zu thun war. Diese Elenden hatten sichs niemals in den Sinn kommen lassen, mir zu helfen, weil ich vermuthlich nicht reich genug war, ihr Vetter zu seyn. Aber warum brauchten sie meines Unglücks so weit zu spotten, daß sie mir freywillige Zusagen thaten, die sie nie zu erfüllen gedachten? Ich nahm meine Zuflucht zu meinen Freunden; aber ich erfuhr bald, daß ich ihre ehemaligen Versicherungen als Complimenten anzusehen hätte, die man einem macht, wenn man weiß, daß er sie nicht annehmen wird, und daß er sie nicht nöthig hat. Ich hatte sie viel zu buchstäblich erklärt, und muste also nach dieser neuen Auslegungskunst zufrieden seyn, daß sie mir nur nicht schadeten. Von allen verlassen, und selbst von

meinen

meinen Anverwandten verachtet, und kaum noch von zween Freunden geliebet, muste ich also wie ein Verbrecher leyden, und unter einem fremden Himmel nach einem besseren Glücke unbekannt seufzen. Alles widersetzte sich; einer Verwirrung hatte ich mich entrissen, und jetzt sahe ich mich in eine neue gestürzet: man streuete Verläumdungen wider mich aus, die einem Herzen desto weher thun müssen, das nichts, als seine Unschuld für sich hat: Allein ich überließ meine Rechtfertigung der Zeit; und sie hat mich gerechtfertiget. Was soll ich Ihnen viel sagen, mein Werther? ich habe endlich etwas bessere Umstände, und viel Gemüthsruhe gefunden, die mir vielleicht meine Feinde nicht gönnen, aber die sie mir schwerlich werden nehmen können; die Religion hat mich zu der Stille gebracht, in welcher ich andre vor mir glücklich sehen kann, ohne sie zu beneiden, ohne mich zu beklagen, und in welcher ich sogar Freude darüber haben kann, wenn ich von einem andern ein Glück verdienen sehe, dazu ich mir Hofnung machen konnte. Sind meine Umstände nicht sehr bequem und schimmernd; so habe ich GOtt Lob, ein Herz, das mit wenigem vergnügt seyn kann.

Die-

Dieses Exempel kömmt Ihnen vielleicht nicht merkwürdig genug vor; ich habe es nicht lebhaft genug erhoben, vermuthlich darum, weil ich sehr selten davon rede und schreibe. Ich will Ihnen also etwas berichten, das sich vor kurzem mit einem Manne von meiner Bekanntschaft zugetragen hat. Dieser Mann hatte einige Leute glücklich gemacht, und vieles dazu beygetragen, daß sie endlich die ansehnlichsten Aemter erhielten. Zur Dankbarkeit stürzten sie den ehrlichen Wohlthäter, ohngefehr wie die Bauleute ihr Gerüste umschmeißen, wenn sie ihr Gebäude fertig haben. Sie ließen ihn beständig abweisen, wenn er sich bey ihnen meldete; sie nahmen einen weiten Umweg auf der Straße, wenn er ihnen begegnen konnte; und ob man ihm gleich keine Verbrechen vorzurücken wußte, so war es doch genug, daß seine Frau der andern seines undankbaren Feindes einmal eine verdrüsliche Wahrheit gesagt hatte, um seine Bedienung zu verlieren. Er schickte sich endlich so gut in dieses Unglück, als es ihm möglich war: aber er konnte dem Schmerz nicht mehr widerstehen, als er noch dazu an einem Tage durch einen unglücklichen Proceß sein ganzes Vermögen verlohr. Dieser

Stoß

Stoß war zu hart für ihn, als daß er ihn lange hätte überleben sollen; er hatte eine zahlreiche Familie, die er dem Mangel und der Verachtung des Pöbels ausgesetzt sahe: Er verfiel in eine tiefe und verzehrende Melancholie. Eines Tages, als er bey einem meiner Freunde war, und über seine Noth außerordentliche Thränen vergoß, pocht jemand an das Zimmer an; man ruft herein, und es erscheint ein sehr wohlgekleideter Mann, der unsern Unglücklichen sogleich mit einer sehr bekannten Art und voller Bewegung umarmet. Dieser wird ganz betäubet, und kann vor Erstaunen kein Wort sprechen. Ach mein Bruder, fängt er endlich an, den ich schon lange für tod gehalten habe, mustest du noch ein Zeuge meines Elendes seyn! Sie erklären sich endlich einander; der Bruder, welcher lange Zeit in Engelland gewesen war, von da jemand berichtet hatte, daß er gestorben wäre, kam aus Westindien zurück, diesen einzigen Bruder zu besuchen. Er hatte große Reichthümer gesammlet, und hatte keine Kinder. Er setzte den Unglücklichen zu seinem Erben ein, schenkte ihm sogleich die Helfte seines Vermögens, und nahm ihn mit nach Engelland, wo er sich sehr gut eingerichtet hatte.

Sehen

Sehen Sie, mein liebenswürdiger Freund, ein Exempel, das beredter ist, als alle Gründe, die besondere Vorsehung des Himmels über die Verlassenen und Verfolgten zu beweisen. Sie haben vermuthlich keinen Bruder in Westindien; allein Sie können dennoch, ohne ein Wunderwerk zu erwarten, glücklich werden. Mäßigen Sie also Ihren Gram, ich beschwöre Sie bey der Asche Ihres nun verklärten Vaters, der auch noch sterbend für Sie den Segen erseufzet hat, und dessen Gebet nicht fruchtlos von dem Throne GOttes auf Sie zurückkehren wird.

Ich wünschte, daß Sie zu mir kämen, und daß ich Ihnen zu etwas nützlich seyn könnte . . . Ich bin ꝛc.

K.

Vier und zwanzigster Brief.

Seitdem sich Herr . . einen Adelbrief gekauft hat, so glaubt er für seinen Bürger ein Privilegium zu haben, damit er allen seinen Thorheiten das Ansehen eines Edelmannes geben könne. Gewiß er ist jetzt mehr Bürger als jemals: er fängt mit einem unerträglichen Stolze an, und wird ohn allen Zweifel bey der Unsinnigkeit aufhören. Was meynen Sie wohl, lieber S**, er hat schon so viel Erinnerungskraft verlohren, daß er mich nicht mehr kennet, mich, der ich das Unglück habe, sein Vetter zu seyn? Neulich kam ich in sein Haus, weil mich mein Weg auf der Reise bey demselben vorbeyführte, um zu sehen, ob auch alles das wahr wäre, was man mir von dem neuen Hochwohlgebohrnen Herrn erzählet hatte. Meine Neugierigkeit wurde vergnügt. Ich muste über eine gute halbe Stunde in einem kleinen Vorsaale warten, weil der gnädige Herr noch die Wansbecker Zeitung las, wie er mir durch seinen Informator, oder durch seinen Kammerdiener sagen ließ, denn einer von beyden war es gewiß, oder er

war beydes zugleich. Ich wäre längst weggegangen vor Ungedult, wenn ich mir nicht das angenehme Schauspiel hätte verschaffen wollen, meinen Mann in Verwirrung zu sehen. Endlich erschien er mit der erhabenen Miene, daran ich sonst den Secretär meines Patrons erkannte; er empfieng mich ganz frostig, und führte mich in das Zimmer seiner Frau, die sehr schön und sehr hochmüthig aussiehet. Herr M. fieng er nicht lange darauf an; es thut mir leyd, daß Sie diesen Mittag mein Gast nicht seyn können, wir fahren zu dem Herrn von . . Machen Sie sich keine Unruhe über meine Absichten, fiel ich ihm in die Rede, ich komme nur im Vorbeygehen zu Ihnen, Ihre jetzige Veränderung zu sehen, und Ihnen einen guten Rath zu geben, wenn Sie ihn annehmen wollen. Unsere Voráltern haben viel von dem Adel des Herzens gehalten, der ohne Zweifel älter und gründlicher ist, als der Adel der Geburt. Sie waren großmüthig ohne Prahlerey, leutselig, freundschaftlich und der allgemeinen Hochachtung werth, darinn sie bey Vornehmen und Geringern stunden. Dieser Adel muß Ihnen ohne Zweifel nicht sehr bekannt seyn, gnädiger Herr, da Sie um einer einzigen Sylbe willen

Ihre

Ihre Anverwandten verkennen; aber ich weiß nicht, wie weit Sie ohne ihn mit dem andern Adel kommen werden. Sie fangen es von dieser Seite so gut an, daß ich glaube, Sie werden sich damit in einen Zustand bringen, der eben nicht beneidenswerth ist, und darüber ich Sie ungestöhrt will nachsinnen lassen. Das Compliment war viel zu unerwartet für ihn, als daß er es hätte beantworten können, ich ließ ihn in seiner Verwirrung stehen, und gieng mit dieser kleinen Rache voller Zufriedenheit weg. Es fällt mir eine Fabel ein, die ich neulich bey einem sinnreichen Schriftsteller gelesen habe, und die sich unvergleichlich auf den gnädigen Herrn schickt. Es heißt:

Un souriceau, honteux d'être né souriceau,
Voulut changer d'état, et devenir Oiseau.
L'insecte fit au Dieu des priéres si belles,
Qu'il conserva son poil, et qu'il obtint des aîles;
C'est la Souris-Oiseau, c'est cet Oiseau-Souris.
Qui, grotesque Animal, n'excite que nos ris.

Ich glaube, er könnte aus dieser ganz kurzen Fabel seine Moral ziehen, ohne einen Commentarius darüber nachzuschlagen. Der garstige Vetter! ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was wollen Sie wetten, Mademoiſell, Sie ſind, ehe ſechs Wochen vergehen, eine Braut. Wie? in ſo kurzer Zeit, werden Sie denken, ſchließt man eben keine Heirathen, wenn ſich die Perſonen noch gar nicht kennen, die einander das Glück ihres Lebens anvertrauen wollen. Allein, warum verlangten Sie doch wohl eine neue Mode zu machen, da das Heirathen ja auch zu den Glücksſpielen gerechnet wird? Wiſſen Sie nicht, daß die allzulange Bedenkzeit . . Doch ich ſage Ihnen kurz, Mademoiſell, es wird Ihnen nachgeſtellt, und zwar von einem ſo artigen, belebten und gefälligen Menſchen, daß Sie ſich vermuthlich nicht lange werden gegen ihn halten können. Er macht ſchon alle Anſtalten, Ihnen ſein Herz anzutragen; er hat auch ſchon zum voraus Verſe auf Sie machen laſſen, und geſtern hat er Präſente für Sie eingekauft. Er hatte mich kaum von ſeinem Vorhaben im Vertrauen etwas merken laſſen, als ich mich ſogleich entſchloß, Ihnen zu ſchreiben, und mir durch dieſe kleine Verrätherey ein Verdienſt

bey

bey Ihnen zu erwerben. Sollte es Ihnen wohl nicht lieb seyn, daß ich Sie von allem so wachsam unterrichte, was man gegen Sie im Sinne hat? Aber wie siehet er aus? Er ist ziemlich groß, wohlgewachsen, mit einem breiten frischen Gesichte und etwas wenigen Pockengruben, mit großen Augen und einer mäßigen Habichtsnase; er gehet in einem blauen reichbesetzten Kleide, seitdem ich ihm gesagt habe, daß dis Ihre Leibfarbe wäre. Hat er eine ansehnliche Bedienung, und ist er gelehrt? Nein, er hat keine Bedienung, denn er ist reich genug, für sich zu leben; aber er kann sich ja Ihnen zu gefallen einen großen Titel kaufen, wenn Sie etwa das durch ihn seyn wollen, was so manche wackere Männer durch ihre Frauen werden: Gelehrt ist er auch nicht, aber er hat Verstand. Was hat er für ein Gemüth? Nun mit dem Gemüthe, Mademoisell, werden Sie leicht zu rechte kommen; es ist genug, wenn man das erst nach der Hochzeit kennen lernt. So viel sage ich Ihnen überhaupt, daß es nicht schlimm ist: Besonders gefällt mir das an ihm, daß er nicht eifersüchtig ist; denn ich möchte für meine Empfehlung nicht gerne den Lohn haben, daß er mir nicht zuweilen einen Kuß von Ihnen erlaub-

te. Prüfen Sie sich also nach dieser Abbildung, ob der Mensch Ihre Sache ist, und nehmen Sie Ihre Maasregeln so, daß Sie ihn recht hübsch empfangen: Denn ich sähe überaus gerne, daß er nicht vergebens käme, er hat mir etwas versprochen - - Sie sind doch überhaupt nicht abgeneigt, zu heirathen? Ich glaube es so zuversichtlich, daß ich wegen dieser Kleinigkeit nicht erst habe anfragen mögen. Das wäre sonst ein gewaltiger Strich durch meine Rechnung! Leben Sie wohl, und entschließen Sie sich bey Zeiten nach unserem Wunsche, denn ich werde Ihnen bald den guten Freund zuführen. Ich bin ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Ist eine wirkliche Laura in der Welt gewesen, die Petrarch geliebet hat? Hier, dünkt mich, ziehen Sie die Stirne zusammen, mein guter Freund, und verwundern sich, daß ich einen Augenblick daran zweifeln kann. Ich bekenne, daß ich es allezeit vest geglaubet habe; aber neulich hat mir jemand den unangenehmen Dienst erwiesen, und mich in diesem schönen Glauben irre gemacht. Petrarch, sagt er, hat seiner Laura so viele und so mancherley Eigenschaf-

schaften gegeben, er hat so viele Umstände von ihr in seine Gesänge gebracht, die ohnmöglich auf eine Person oder auf ein Individuum gelten können. Ich berief mich umsonst auf die Schriftsteller, die sein Leben beschrieben, die über hundert Jahre vor uns gelebet haben, und die ihn durchgehends in dem ruhigen Besitze seiner Laura lassen. Mein gelehrter Gegner hatte hundert Dinge dagegen einzuwenden. Bald waren diese Schriftsteller nicht vollständig, nicht fürsichtig und gründlich genug; bald hatten sie ihre Wahrheiten mit den Irrthümern einander nur abgeschrieben u. s. w. Ich wollte mir endlich damit helfen, daß Petrarch als ein Dichter die Sache vielleicht vergrössert, und, um seinen Gegenstand gar zu schön zu schildern, ihn unwahrscheinlich gemacht hätte, so wie etwa ein Mahler von manchem heßlichen Gesichte eine Venus abbildet; ob ich gleich nicht glaube, daß Petrarch etwas Heßliches geliebet hat. Warum wollen wir uns einbilden, sprach ich, daß Bays Patron darum nicht wirklich sey, weil er ihn in einer Dedication sehr fabelhaft lobt? Auch mit dieser Ausflucht wurde ich zum Stillschweigen gebracht. Man berief sich auf Ihre Doris, die keine wirk-

liche Person, sondern nur ein abstrakter Charakter seyn sollte. Der ganze Unterschied bestehet also darinn, daß Petrarch den Namen Doris noch nicht gewußt hat; sonst würde er sein erdichtetes Mädchen nicht Laura genennet haben. Ein jeder Poet, sagt mein Gegner, schafft sich eine Doris an, die nur aus seinem Gehirne, wie die Tritonia aus dem Zevs, entspringt. Um diesen Preiß möchte ich kein Poet seyn, mein Herr, denn ich liebe gern etwas Wirkliches. Untersuchen Sie einmal die Sache, und schreiben Sie mir Ihre Gedanken davon, oder fragen Sie auch einmal Herrn B** darum, der ein großer Kunstrichter ist. Ich sähe gerne, daß Petrarch seine Laura behielte. ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Gnädige Frau,

Der Ueberbringer dieses Briefes hat sichs so vest eingebildet, daß Ew. Gnaden mich einer grossen Wohlgewogenheit würdigten, als ich mir es kaum selbst einzubilden getraue. Er hat geglaubt, einen großen Schritt

zu

zu seinem Glücke zu thun, wenn er einen Theil dieser Wohlgewogenheit von Ihnen erlangen könnte, und hat mich zu dem Ende um ein Empfehlungsschreiben gebeten. Ich habe mich so gut entschuldiget, als es mir möglich gewesen ist, um Ihnen das Glück, das Sie mir gönnen, nicht noch beschwerlicher zu machen: allein theils hat mich seine Freundschaft endlich dazu verleitet, theils habe ich auch befürchtet, ein unanständiges Mißtrauen in Ew. Gnaden Gütigkeit zu verrathen, als ob dieselbe nicht groß genug gegen mich wäre, oder den Schein, als ob ich mir dieselbe nur allein zueignen wollte. Um also der Beschuldigung des Mißtrauens oder des Eigennutzes zu entgehen; so wage ichs, gnädige Frau, Ihnen meinen Freund zu empfehlen, und ersuche Sie, wenn Ihnen meine deutsche Kühnheit nicht mißfällt, ihm in den Angelegenheiten seines Glückes beförderlich zu seyn. Er ist ein Mensch von sehr guten Eigenschaften, die für ihn besser sprechen werden, als wenn ich ihn weitläuftig lobte. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Acht und zwanzigster Brief.

Leugnen Sie es nur nicht, mein Herr; unser Freund, den Sie ohnlängst besucht haben, kömmt Ihnen sehr verändert vor. Ich irre mich stark, oder er hat Ihnen eben so frostig und nachläßig begegnet, als mir. Aber wissen Sie wohl, was die Ursache davon ist? Er ist zu früh glücklich geworden; er hat einen Titel erhalten, in den er noch zu sehr verliebt ist, und den er andere gern will empfinden lassen; er hat eine Frau geheirathet, für deren Hochmuth er zu viel Gefälligkeiten bezeiget, weil sie schön ist; er hat sich in Bekanntschaften ausgebreitet, die unter dem Namen der hochmüthigen Bande angekündiget werden, und die ihm auf seine Unkosten schmeicheln. Er ist etwas ehrgeizig und leichtgläubig: Ursachen genug, daß er jetzt so fremde thut. Sein Herz ist sonst von Natur nicht schlimm, und wenn ihn nicht die bösen Exempel verderben, so hoffe ich noch stark, daß er einmal wieder zurückkehren wird. Wie lächerlich kommen mir doch die Leute vor, die sich durch unsern Umgang glauben zu entehren,

ren, die sich einbilden, uns durch diese Herablassung ein grosses Opfer zu thun, das wir ihnen zu einem Verdienste anrechnen sollen, blos darum, weil sie das Glück ohngefehr einige Stufen höher gesetzt hat? Eine so kleine Denkungsart, die unter wahrhaftig großen Leuten nicht Mode ist, kann man nicht anders als mit Verachtung bezahlen. Was steckt denn für eine Ehre darinn, grob zu seyn, und eine vornehme Miene anzunehmen? Ich glaube, diese Tugend schickt sich am besten für die Pferde.

Neulich hatte ich in Gesellschaft mein Urtheil über ein Werk von Herrn - - gesagt; man war so gütig gewesen, und hatte es dem aufgeblasenen Autor mitgetheilet: er half sich mit einer großmüthigen Entscheidung: Der Mensch, sagt er, verstehet mein Buch nicht einmal recht zu lesen. Ich erfuhr es durch eben die Gütigkeit wieder, und es fiel mir das Epigramma dabey ein, welches jemand dem Chapelain bey einer ähnlichen Gelegenheit machte:

Froid, sec, dur, rude Auteur, digne objet de Satyre,
De ne savoir pas lire oses-tu me blamer?
Helas! pour mes pechés, je n'ai sû que trop lire
Depuis que tu fais imprimer.

Ob man noch in zwanzig Jahren an seinen Büchern wird lesen lernen, das lasse ich an dem Orte, wohin man so viele Dinge gestellt seyn lässet. O wie vergänglich und zweydeutig ist der Ruhm der Schriftsteller, mein Herr, die doch so trotzig für die Ewigkeit schreiben! Ich an meinem Theile, wünschte allemal lieber die Ruhe einer einzigen Familie herzustellen, eine einzige unglückliche Tugend aus dem Staube zu heben, einen einzigen Tag Titus zu seyn: als zwanzig Folianten geschrieben zu haben.

Neun und zwanzigster Brief *).

Wenn auch die Sorgfalt, gnädiger Herr, die Sie beym Anfange meines Unglücks für meine Angelegenheiten zu tragen beliebten, nicht allen Erfolg gehabt hat, den ich hätte hoffen können; so bin ich Ihnen doch darum nicht weniger verbunden:

- - - careat successibus opto,
Quisquis ab euentu facta notanda putat.

Es

*) PATRV an den Herzog von MONTAVSIER wegen der Aufnahme des Herrn Fleschier in die französische Akademie.

Es wird allemal wahr bleiben, gnädiger Herr, daß Sie für mich weit mehr Gütigkeit gehabt haben, als ich selbst kaum zu hoffen getrauete; und das Schicksal, welches mir alles genommen, hat mir weder mein Herz, noch meinen Verstand genommen.

Ich freue mich also ungemein, daß ich diese kleine Gelegenheit finde, Ihnen ein geringes Merkmal meiner Dankbarkeit zu geben. Allein ich zweifle, ob alle die Ehrerbietung, welche ich für Sie und alle ihre Befehle hege, hier nicht sehr vergebens sey, und daß das Verdienst des Herrn Abts Fleschier Ihrer Empfehlung nichts überläßt. Ihr Zeugnis, gnädiger Herr, konnte ihm in der That ganz allein einen sehr großen Rang im Reiche der Wissenschaften geben: Aber wenn Sie auch für ihn stumm wären, so reden doch seine Werke genug von seiner großen Tüchtigkeit, und die Akademie ist allzu erleuchtet, um nicht mit offenen Armen einen anwachsenden Bürger des Parnaß zu empfangen, von welchem sie so viele Ehre erhalten kann. Ich bin ꝛc.

Dreyßigster Brief *).

Ich schicke dir die Abschrift eines Briefes, den ein Franzose aus Spanien hieher geschrieben hat: Ich glaube, daß es dir angenehm seyn wird, ihn zu sehen.

Seit sechs Monathen durchreise ich Spanien und Portugall; und ich lebe unter Völkern, die alle andere verachten, und den Franzosen noch allein die Ehre anthun, sie zu hassen.

Die Ernsthaftigkeit ist der glänzende Charakter beyder Nationen: sie kündiget sich hauptsächlich auf zweyerley Arten an; durch die Brillen, und durch den Knebelbart.

Die Brillen beweisen ganz unumstößlich, daß der, welcher sie trägt, ein grundgelehrter Mann, und so vergraben in dem Bücherlesen seyn müsse, daß sein Gesicht davon geschwächt worden: und eine jede Nase, die damit gezieret oder beladen ist, kann ohne Widerspruch für eine gelehrte Nase gelten.

Was den Knebelbart anbetrifft, so ist er schon an und für sich selbst, und unabhängig von den Fol-

*) *Lettres Persanes* Tom. II. Lett. LXV.

Folgen, ehrwürdig; ob man gleich dennoch nicht unterläßt, öfters daraus großen Nutzen zum Dienste des Fürsten und zur Ehre der Nation zu ziehen; wie es ein berühmter portugiesischer General *) einmal in Indien zeigte: Denn als er eben Geld nöthig hatte, schnitte er sich einen Theil seines Knebelbartes ab, schickte ihn den Einwohnern zu Goa, um zwanzig tausend Pistolen auf dieses Pfand von ihnen zu leihen: sie wurden ihm ohne Anstand geliehen; und er löste hernach seinen Bart wieder mit Ehren ein.

Man begreifet leicht, daß ernsthafte und phlegmatische Völker, wie diese sind, Eitelkeit haben können; und es fehlt ihnen auch nicht daran. Sie gründen sich gemeiniglich auf zwey sehr merkwürdige Dinge. Die, welche in dem vesten Lande von Spanien und Portugall leben, fühlen ein sehr erhabenes Herz bey sich, wenn sie das sind, was sie alte Christen nennen; nämlich daß sie nicht von solchen Leuten abstammen, welche die Inquisition in diesen letzteren Jahrhunderten überredet hat, die christliche Religion anzunehmen. Die welche in Indien sind, freuen sich nicht weniger, wenn sie betrachten, daß

*) Jean de Castro.

daß sie das erhabene Verdienst besitzen, wie sie sagen, Menschen von weisem Fleische zu seyn. Nie kann eine Sultanin in dem Serrail des Großherrn über ihre Schönheit stolzer seyn, als der älteste und nichtswürdigste Kerl über die olivenfärbige Weisse seiner Haut ist, wenn er in einer Stadt von Mexico auf seiner Thüre mit durchschlungenen Armen sitzet. Ein so wichtiger Mann, eine so vollkommene Creatur würde um aller Welt Güter willen nicht arbeiten; und würde sich niemals entschliessen, durch ein geringes Handwerk die Ehre, und die Würde seiner Haut in Gefahr zu setzen.

Dann man muß wissen, wenn ein Mensch von einem gewissen Verdienste in Spanien mit den Eigenschaften, davon ich geredet habe, z. E. noch diese verbinden kann, daß er Eigenthümer von einem großen Degen ist, oder daß er von seinem Vater die Kunst gelernet hat, eine verstimmte Cytter erbärmlich genug zu spielen; so arbeitet er nicht mehr; seine Ehre spricht für seine Ruhe: Der, welcher des Tages zehn Stunden sitzen bleibt, erhält gerade noch einmal so viel Hochachtung, als ein anderer, der nur fünf Stun-

Stunden sitzt; weil sich der Adel auf Stühlen erlangen läßt.

Aber obgleich diese unüberwindlichen Feinde der Arbeit, sich mit einer philosophischen Ruhe groß machen; so haben sie doch dieselbe nicht im Herzen; denn sie sind beständig verliebt; sie sind unter allen Menschen in der Welt die ersten, die schmachtend unter dem Fenster ihrer Gebieterinnen sterben können . .

Sie sind fürs erste andächtig, und fürs zweyte eifersüchtig. Sie werden sich wohl dafür hüten, daß sie ihre Weiber den Kühnheiten eines zersetzten Soldaten, oder eines alten abgelebten Richters, aussetzen; sondern sie wollen sie lieber mit einem jungen Unerfahrenen einschließen, der die Augen niederschlägt, oder mit einem starken muntern Franciscaner, der sie aufschlägt.

Sie kennen die Schwäche des Frauenzimmers besser als jemand; sie wollen nicht leyden, daß man ihren Fuß sehen dürfe . .

Man sagt überall, daß die Leyden der Liebe grausam sind; sie sind es noch weit mehr für die Spanier: Die Weiber heilen sie zwar von ihren Leyden; aber sie machen nur, daß sie sich verändern; und es bleibt ihnen allemal ein langes

und verdrüsliches Andenken von einer erloschenen Leydenschaft übrig.

Sie haben gewisse kleine Höflichkeiten, die in Frankreich würden übel angebracht scheinen: z. E. ein Hauptmann schlägt seinen Soldaten niemals, ohne ihn um Erlaubnis darum zu bitten; und die Inquisition läßt niemals einen Juden verbrennen, ohne ihm ihre Entschuldigung zu machen.

Die Spanier, die man nicht verbrennet, scheinen der Inquisition so zugethan zu seyn, daß man sie ihnen zum Verdruß nehmen würde: Ich wünschte nur, daß man noch eine andere aufrichtete, nicht wider die Ketzer, sondern wider die Erzketzer, die den kleinen Ränken der Mönche eben die Kraft beylegen, als den sieben Sacramenten; welche alles anbeten, was sie verehren; und welche so andächtig sind, daß sie kaum noch Christen sind.

Sie können bey den Spaniern Verstand und guten Geschmack antreffen; mein Herr! Aber Sie müssen ihn nicht in ihren Büchern suchen. Sie sollten nur eine von ihren Bibliotheken sehen: Da stehen die Romane von der einen Seite, und die Scholastiker von der andern; Sie sollten sagen,

gen, daß durch einen geheimen Feind der menschlichen Vernunft, die Theile derselben gemacht und im Ganzen zusammen gebracht sind.

Das einzige Gute unter ihren Büchern, ist das, welches das Lächerliche aller andern zeigt.

Sie haben unermeßliche Entdeckungen in der neuen Welt gemacht; und sie kennen noch nicht einmal ihr eigenes vestes Land. Ueber ihre Flüsse gehet diese oder jene Brücke, die noch nicht ist entdecket worden; und in ihren Gebürgen giebts Nationen, die ihnen unbekannt sind.

Sie sagen, daß die Sonne in ihrem Lande auf und nieder gehe; aber man muß auch dabey sagen, daß sie in ihrem Laufe nur verheerte Felder und wüste Gegenden antrifft. Ich bin ꝛc.

Es würde mir nicht unangenehm seyn, lieber Freund, einen Brief von einem Spanier nach Madrit geschrieben zu sehen, der in Frankreich reisete. Ich glaube, er würde seine Nation gut rächen: Was für ein weites Feld für einen phlegmatischen und tiefsinnigen Menschen? Ich bilde mir ein, daß er die Beschreibung von Paris ohngefehr so anfangen würde:

Es ist hier ein Haus, darinn man die Narren einsperrt: Man sollte anfänglich glauben,

daß es das gröste Gebäude der Stadt wäre; nein, das Hülfsmittel ist sehr klein für das Uebel. Die Franzosen, welche bey ihren Nachbarn ungemein beschrien sind, sperren ohne Zweifel darum einige Narren in ein Haus, damit sie uns überreden wollen, daß die, welche draußen sind, klug wären.

Ich lasse hier meinen Spanier; und bin ꝛc.

Ein und dreyßigster Brief.

Mein GOtt, was ist das für ein rauher und heßlicher Charakter, den Sie uns in Herrn = = neulich zugeschickt haben! Es ist der unerträglichste Mensch für die Gesellschaft, den ich jemals gesehen habe. Er besitzt einen Stolz von der groben Art, den man den Baurenstolz zu nennen pflegt: Man hört ihn von andern nicht loben; aber man braucht ihn nur selber zu sprechen, so lernen wir alle seine Verdienste kennen. Er ist ein großer Criticus, ein vollkommener Sprachkundiger, ein Philosoph, der seines gleichen sucht, ein Theologe von der neuen Mode, kurz er ist alles. Man trauet ihm

ihm gewiß so viel Vortrefliches beym ersten Anblicke nicht zu, wenn es wahr ist, daß man in einem Körper von grober Bauart selten eine feine Sele findet, denn nach seinem Körper stellt er einen wohlgekleideten Bauer vor. Er nennt uns alle seine Bogen daher, die er der Welt, als Abbildungen seines dürftigen Genies, aufgedrungen hat; nennt alle Journale, darinn sie, bis auf die Zusätze von dem Seinen, gelobt worden; thut alle diejenigen in Bann, die sie tadeln. Er ist ein handfester Autor: Er entscheidet durch Machtsprüche, und wenn diese nicht den großen Mangel seiner Beurtheilungskraft verriethen, so würden uns seine Handlungen gewiß nicht im Zweifel lassen. Diese und seine Manieren sind mehrentheils unglückliche Nachahmungen eines großen Mannes; und man kann sagen, daß alles, was noch an dem Original gefällt, an der Copie lächerlich wird. Er ist rangsüchtig, weil er keinen Rang hat, der viel bedeutet: Er affectirt galant zu seyn, sogar bis in Ungezogenheiten und Unfläthereyen: Er ist keines Menschen Freund, und er hat auch selber keinen Freund. Ich glaube, daß er sehr übel von mir spricht; aber ich wünschte auch nicht, daß er

mich lobte, weil ich sonst gewiß viel ähnliches mit ihm haben müste. So oft ich ihn sehe, stelle ich mir einen leibhaften Orbil vor, und ich bedaure alle junge Leute, die er seine Gelehrsamkeit kann empfinden lassen. Halten Sie den Charakter nicht Ihrer Satyre werth, mein Herr? Doch ich glaube bey nahe, daß er zu weit unter der Satyre ist. Es ist kein rechtes Original, keine rechte Copie: Ich weiß nicht, was es für ein unseliges Mittelding ist. ꝛc.

Zwey und dreyßigster Brief.

Ich gebe mich für keinen Casuisten aus, Mademoisell, aber ich getraue ihre Frage von der Zuläßigkeit des Romanenlesens weder ganz zu bejahen, noch ganz zu verneinen. Es giebt Romane, die zur Erröthung der Tugend und zum Aergerniß der guten Sitten geschrieben sind, oder zur Verderbung des Geschmacks. Ich brauche Sie nicht zu erinnern, daß diese Bücher verabscheuungswerth sind, noch ein weitläuftiges Verzeichnis derselben anzuführen, da Ihre Liebe zur Tugend und Ihre schöne Einsichten keine dergleichen böse Bücher und elende Kleinig-

nigkeiten in Ihrem Kabinette vermuthen lassen. Was die guten betrifft; so will ich sie zwar nicht aus den Bibliotheken verstoßen, aber ich wünschte doch, daß man kein Hauptgeschäfte daraus machte, sie zu lesen. Das sind Sachen, die nur zum Zeitvertreibe, zur Gemüthsermunterung und zu den Nebenstunden gehören, worinn man keine angenehmere Gesellschaft haben kann. Ich könnte hier meinem Briefe ein gelehrtes Ansehen geben, wenn ich mich in eine weitläuftige Critik einlassen wollte: Aber erlauben Sie mir nur dieses zu sagen, Mademoisell, daß die Lesung der Romane den gründlichern Wissenschaften, als der Philosophie, der Morale, und der wirklichen Geschichte, nichts entziehen müsse. Diesen Satz schreibe ich hier mit desto grösserem Vergnügen hin, da ich weiß, daß Sie unter die schönen Wolfianerinnen gehören. Es ist wahr, ich treffe in den Romanen auch eine Moral an; aber man giebt sich selten die Mühe, sie daraus abzusondern, und warum will man sie nicht lieber aus wirklich geschehenen Begebenheiten lernen? Ich habe ausserdem an vielen Personen, die ihre Zeit mit einer gar zu unmäßigen Begierde auf Romane

verschwendeten, ein gewisses niedergeschlagenes und schmachtendes Wesen, eine Zerstreuung des Gemüths, bemerkt, die ganz ihrer vorigen Lebhaftigkeit zuwider war; vermuthlich weil sie das von Natur zärtliche Herz mit gar zu vielen Empfindungen überhäuften und gleichsam abnutzten. Andere nahmen auch eine gewisse romanhafte Art zu denken daraus an, die ihnen nicht natürlich war. Doch von dem allen ist hier bey Ihnen die Rede nicht, Mademoisell, und ich will also ohne Umschweife auf den andern Punkt Ihres angenehmen Briefes antworten, so gut ich kann. Sie bitten mich um ein Verzeichnis auserlesener Bücher von der Art: Ich will es ganz kurz machen, denn Sie werden wohl nicht alles kaufen dürfen, was uns aus Paris, Amsterdam und aus dem Haag zugeschickt wird, wo so viele Memoires von schwachen Köpfen und aus halber Verzweifelung geschrieben werden. Frankreich ist in dieser Gattung von Schriften ohne Zweifel die reichste Quelle, und hat sich jetzt durch den Prevot von Exiles, Marivaux und Crebillon in einen dreyfachen Geschmack getheilet. Ich wünschte in Ihrem Kabinette alle Romane der beyden ersteren zu finden, als die *Memoires d'un*

homme

homme de qualité, den *Cleveland*, den *Doyen de Killerine* und den *honnet' homme*; von dem Herrn von Marivaux, die Marianne und die *Païsanne parvenüe* des Ritters Mouhy, welche viel besser gerathen ist, als ihr Bruder, der *Païsan parvenü*. Ich bin sehr unschlüßig, was ich Ihnen von dem Crebillon anrathen soll. So viel ich Ihren Geschmack kenne, Mademoisell, möchten Sie schwerlich aus den orientalischen Erfindungen und großen Freyheiten dieses schönen Geistes viel Vergnügen schöpfen. Ausserdem wird Ihnen der englische Robinson, der *Gil Blas* vom Herrn *le Sage*, die Historie der Leydenschaften vom Herrn *Toussaint*, und vor allen Dingen *Dom Quixotte* angenehm seyn. Ich sage Ihnen nichts von der Pamela und Clarissa, denn ich bin überführt, daß Sie zwey so schöne Bücher längst müssen gelesen haben. Der Mendoza wird ihnen ebenfalls nicht unbekannt seyn. Die Uebersetzungen dieser Bücher sind mehrentheils schlecht, und da Sie die französische Sprache verstehen, Mademoiselle, so verspreche ich Ihnen zweymal so viel Vergnügen, wenn Sie dieselben im Französischen lesen werden. Von deutschen Originalen weiß ich Ihnen,

außer dem redlichen Mann am Hofe, und der Schwedischen Gräfin von G* wenig oder gar nichts vorzuschlagen. Sind Sie mit diesen Büchern zu Ende; so kann ich vielleicht mit einem neuen Verzeichnisse dienen. Ich bin ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

Das ist betrübt, wenn man zu einer Gesellschaft verdammet ist, die uns nicht gefällt. Wie viel Zwang muß man sich anthun, sich zu verstellen, eine heitere Mine anzunehmen, bey einem Einfalle zu lachen, der uns innerlich Mitleyden macht, und sich nach tausend kleinen Thorheiten der Mode zu richten! Mein Herz wird mir dann so schwer, alle meine Minen und Reden sind so schüchtern, so verwirrt, so zweydeutig, daß ich kaum weiß, was ich anfangen soll. Ich möchte sterben, wenn ich mein Herz lange in einem solchen Zwange fühle; und wenn mich nicht der Umgang einiger lieben Freunde die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens empfinden ließe; gewiß, so würde ich noch in diesem Jahre ein Misanthrope. Außer denen

Besuchen, die so ängstlich sind, muß ich noch viele sinnreiche Leute kennen, die so gelehrt thun, und alle Augenblicke so bereit sind, in Disputationen auszubrechen, daß ich bey nahe alles vergesse, was ich weiß. Man hat mir gesagt, daß ich zwo ganz verschiedene Personen vorstellete; Allein, warum kann man doch nicht immer eine einzige vergnügte vorstellen? Beklagen Sie sich also nicht so sehr, mein Herr, über Ihr einsames Leben: ich schicke Ihnen sonst diese schönen Gesellschaften auf den Hals, und tausche herzlich gerne mit Ihrer Einsamkeit.

Vier und dreyßigster Brief.

Niemals habe ich mein Unvermögen so lebhaft gefühlt, als da ich Ihrem Freunde in der bewußten Angelegenheit nicht habe dienen können. Die Sache war schon entschieden, als ich Ihre Nachricht bekam, und es lag nicht an meinem Herzen, daß sie nicht zu seinem Vortheile wäre entschieden worden. Indessen hoffe ich noch sehr stark, ihm bey einer nah bevorstehenden Gelegenheit nützlich zu seyn, und

das

das tröstet mich einigermaßen über die Verfehlung der gegenwärtigen.

Ich bin Ihnen für die Mittheilung Ihres Gedichts sehr verbunden. Ich wünschte, daß Sie nicht so viel darinn geändert hätten; Sie haben es gar zu regelmäßig machen wollen, und darüber scheinet das Gedicht viel Natürliches zu verlieren. Es fällt mir ein, daß einst ein grosser Kenner, mit dem ich nicht zu vergleichen bin, seinem Freunde eine Ode zurückgab, und statt der ganzen Critik weiter nichts als dieses sagte: „Ihre Ode ist regelmäßig: aber sie gefällt mir „nicht.„ Dieses muß wohl freylich nicht in dem strengsten Verstande gelten. Aber es sind gewisse Nachläßigkeiten, mein Herr, darüber man keine bestimmte Regeln geben kann, und die man einem Gedichte nicht nehmen muß, wenn es nicht gar zu steif werden soll;

Wer niemals fehlt, der fehlt auch niemals schön.

Diese Nachläßigkeiten verzeiht Ihnen zwar nicht leicht ein gelehrter Kunstrichter: allein oft hat der ungelehrte Kunstrichter in der Empfindung des Schönen den Vorzug. Der Gelehrte bemühet sich schon, Fehler darinn zu finden: Der Ungelehrte ist nicht mit solchen Vorurtheilen ein-

eingenommen; seine Empfindung entdeckt mir die Stimme der Natur; sein Geschmack ist oft reiner, als des Gelehrten, und fast allemal aufrichtiger. Der Beyfall eines solchen Mannes ist allemal viel werth, und ich lasse ihn daher gerne über meine Werke urtheilen. Tadelt er eine Stelle; so verlange ich gar nicht vorher einen geometrischen Beweis von ihm, daß sie fehlerhaft sey; sondern um sie auszustreichen, braucht er mir nur zu sagen: Die Stelle gefällt mir nicht.

Sind Sie ein guter Freund von Herrn . . so ziehen Sie ihn doch von dem leichtsinnig gefaßten Vorhaben ab, die Ilias des Homers in deutsche Reime zu verstecken. Er unternimmt etwas, das unbeschreibliche Mühe kostet, und wobey wenig Ehre, aber viel Schande zu erreichen steht. Macht er die Uebersetzung sehr gut, welches freylich zu wünschen wäre; so bleibt es doch allemal nur eine Uebersetzung: Geräth sie ihm schlecht; so ist es desto schlimmer für ihn. Ein mittelmäßiges Original wird tausendmal eher verziehen, als eine mittelmäßige Uebersetzung. Ich bin ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.

Der Entwurf des Trauerspiels, den Sie mir geschickt haben, gefällt mir ungemein wohl, und ich wünsche das Stück bald in seiner ordentlichen Einkleidung zu sehen. Aber warum wollen Sie es in Prosa machen, mein Herr? Sie wissen ja, daß sich die Dichtkunst das Trauerspiel gleich von den ersten Zeiten her zugeeignet hat:

Ignotum Tragicae genus inueniſſe Camoenae
Dicitur, et plauſtris vexiſſe poëmata Theſpis,

sagt unser lieber Horaz. Sie haben meine Anmerkung vorher gesehen, weil Sie zu Ihrer Rechtfertigung sagen, daß es Ihnen natürlicher vorkomme, die Helden prosaisch reden zu lassen, als in Versen. Allein, hierauf antworte ich Ihnen, daß es ein großer Unterschied ist, ein Trauerspiel vor sich, in der Einsamkeit unsers Zimmers, in einem Ton, und mit einer scandirenden Art herzulesen; und ein Trauerspiel auf der Schaubühne vorstellen zu sehen: Das ist ganz etwas anders. Hier merken wir nur den schönen prächtigen Sylbenfall der Worte, aber keine Scansion; diese würde alles verderben.

Aeschy-

Aeschylus hat dieses zur Würde des Trauerspiels für nöthig gehalten,

Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.

und die Zuschauer haben noch niemals eine Prosa verlangt, wenn die Verse gut gewesen sind. Aber, warum macht man Lustspiele in Prosa? Darum, weil man hier einen niedrigen Ausdruck, und die gewöhnliche Sprache im gemeinen Leben vertragen kann. Kurz, mein Herr, ich rathe Ihnen nicht, Ihrer Fabel ein prosaisches Kleid zu geben; Sie werden sonst mit unsern Aristarchen viel zu thun bekommen. Im Ernste, denken Sie? Ja schicken Sie mir nur Ihr Trauerspiel: Vielleicht gebe ich Ihnen alle diese Gründe für mein Theil gleich bey der ersten schönen Scene preis.

Was die Satyre des Herrn B** betrifft; so muß ich Ihnen sagen, daß sie mir sehr schlecht vorkömmt, nicht, als wenn das Gedicht an und für sich nichts taugte, denn es sind viele schöne Stellen darinn; sondern weil er Personen getadelt hat, die er hätte ehren müssen. Was soll ich mir für einen Begriff von einem Menschen machen, der seine Freunde und Wohlthäter lächerlich machen will? Der beste Witz wird verächtlich, wenn man ihm zu gefallen einen Freund aufopfert.

Ich

Ich höre von allen Seiten, daß man an neuen Heldengedichten arbeitet, und einer von meinen Freunden hat schon über sechs junge Dichter bey der That ertappt. Ich bin viel zu patriotisch, als daß ich unserem Vaterlande nicht viele Homere gönnen sollte; aber die Griechen haben nur einen Homer gehabt, die Römer nur einen Virgil, und ich sorge, die Deutschen werden nur einen K** behalten. Indessen bin ich mit Ihnen eins, daß der Meßias viele gute Dichter erwecken wird, die die Höhe ihres Genies bisher noch nicht recht gefühlt haben: Ich will nur noch hinzusetzen, daß er auch viele unglückliche Dichter machen wird.

Schicken Sie mir doch die Lobrede — Ob ich gleich weiß, daß fast alle Schriften von der Art einerley Innhalt zu haben pflegen; so wäre ich doch begierig, diese zu sehen, davon mir der Verfasser, als ein sehr geschickter Mann bekannt ist. ꝛc.

Sechs und dreyßigster Brief.

Sie haben zu viel Vertrauen in mich gesetzt, gnädige Frau, wann Sie mir befehlen, einen Hofmeister für ihren Herrn Sohn vorzuschlagen. Außerdem, daß solche Leute in der That schwer aufzusuchen sind, die mit allen Eigenschaften zu diesem Amte versehen wären; so bin ich auch viel zu schüchtern und unschlüssig, wenn es auf Empfehlungen von der Art ankömmt, indem man sie fast allemal am Ende bereuen muß. Man kann nie alle Umstände so genau übersehen, daß man für das Zukünftige Bürge seyn könnte, und ich möchte um aller Welt Güter willen Ihnen kein böses Geschenke machen. Indessen spricht mir Ihr unvergleichlicher Charakter Muth ein, gnädige Frau, da Sie sogar Ihrem vorigen schlechten Informator zu einer Beförderung behülflich gewesen sind: Es soll nicht an meiner Redlichkeit liegen, daß ich Ihnen nicht den besten Hofmeister von der Welt vorschlage.

Herr R** ist ein Mensch, der viel Verstand, und so weit ich ihn kenne, ein sehr gutes

Herz besitzt. Er hat sich auf die Rechtswissenschaft gelegt, und versteht die Französische und Italiänische Sprache nebst den Exercitien überaus wohl. Sein Geschmack ist sehr fein, und in seiner Aufführung trifft man nichts pedantisches an. Er kennt die Welt und den Wohlstand nach allen Ordnungen der Menschen, so gut als jemand; aber er ist von einem eingezogenen Wesen. Was ich besonders an ihm hochschätze, ist dieses, daß er viel Religion und Gewissen hat, und daß er die Eigenschaft eines ehrlichen Mannes allem andern Ruhme vorzieht. Ich glaube, der junge Herr wird ihn kaum sehen; so werden sie sich beyde einander schon lieben; und wie viel werden sie nicht beyde dadurch gewinnen! Er steht aber nur unter zwo Bedingungen zu erhalten; einmal, daß er ein gutes Salarium bekömmt, und dann, daß er an keine Zeit gebunden sey, zu bleiben.

Sehen Sie, gnädige Frau, ob der Mensch gut gewählet ist: Wie angenehm würde es mir seyn, wenn Ihr Wunsch mit meiner Hoffnung erfüllt würde! Ich habe die Ehre ꝛc.

Sieben und dreyßigster Brief.

Ich muß Ihnen die betrübte Nachricht schreiben, daß unser Freund todt ist. Da Sie ihn so aufrichtig geliebet haben, als er liebenswürdig war; so werden Sie seinem Grabe gern eine Thräne schenken, und es wird Ihnen nicht zuwider seyn, daß ich Ihnen, außer dem Befehl, den er mir noch Ihrentwegen vor seinem Ende gab, etwas von den Umständen seines Todes sage. Die auszehrende Krankheit, die ihn ergriffen hatte, und die durch den Gram über sein widriges Schicksal immer mehr Nahrung bekam, setzte ihm auf einmal so stark zu, daß man ihn nur drey Tage bettlägerig sahe. Gleich am ersten Tage, als er sich hinlegte, sagte er uns mit einem ziemlich gesetzten Ton: „Ich werde „von diesem Lager nicht wieder aufstehen, und „mein Herz sagt mirs, daß ich der ewigen Ruhe „nahe bin, die ich so sehnlich wünsche; Helfet „mir sie erbitten, Freunde! euch allein verlasse „ich ungern; sonst hält mich nichts mehr auf.„ Wir bemüheten uns um die Wette, dem kranken Freunde zu pflegen, und er schien von dieser klei-

nen Eifersucht unter uns gerühret zu seyn. „Ich „nehme eure Sorgen, und schlaflosen Nächte „gerne an, theuresten Freunde, sprach er, denn „ich hoffe, daß sie euch nicht lange ermüden „sollen: sie sind mir Pfänder eurer Freundschaft, „und geben mir den süßen Trost, daß ich we„nigstens von euch nicht ungeliebt sterbe. Aber „erweiset mir die wichtigste Gefälligkeit, und „lasset den Prediger von - - zu mir rufen.„ Der Prediger erschien, und Sie wissen, wie unvergleichlich dieser Mann beym Krankenbette ist. Wir ließen ihn mit dem Kranken allein, und ich begab mich in eine nahgelegene Kammer, wo ich alle ihre Unterredungen anhören konnte. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit was für einer Demuth, woraus die wahre Größe eines Christen hervorleuchtet, er die erweckenden Reden des Predigers annahm; mit was für einem männlichen Glauben er das Verdienst des Erlösers sich zueignete: Der Prediger sagte: „Wollen Sie auch „Ihren Feinden vergeben? Ich weiß, daß man „Ursache hat, Ihnen diese Frage zu thun: Woll„ten Sie ihnen wohl so verzeihen, daß Sie ih„nen ihre Widerwärtigkeiten und ausgestande„ne Schicksale nicht zurechneten? Der Kranke

„hohlte

„hohlte einen Seufzer; Es liegt nicht an mir,
„sprach er, den Gedanken nicht zu vergessen,
„daß mich meine Feinde elend gemacht haben:
„ich hatte es ohne Zweifel verdient zu seyn, und
„ich bete den Arm an, der mich geschlagen hat.
„Sagen Sie ihnen, daß dis Herz, das nun
„bald brechen wird, ohne Bitterkeit, ohne Haß
„gegen sie gebrochen sey, daß ich ihnen aus je-
„ner Welt, wo meine Neigung noch reiner
„seyn wird, den Segen herabwünschen werde,
„und daß ich sehr gerne als ihr Opfer sterbe,
„wenn ich sie dereinst als meine Brüder und als
„meine versöhnten Freunde umarmen kann: Ich
„hoffe, sie sind befriediget.„ Er empfieng hierauf das heilige Abendmahl, und der Prediger beurlaubte sich von ihm. Am zweyten Tage verschlimmerte sichs mit seinem Zustande so sehr, daß er Gehör und Sprache verlohr. Ach was für ein durchschneidender Anblick, den besten und ehrlichsten Freund so leyden zu sehen! Am dritten Tage, welcher der letzte seines Lebens war, bekam er gegen Morgen Gehör und Sprache wieder. Er verlangte mit mir allein zu seyn:
„Die Zeit hat mir lange gewährt, sagte er, noch
„eins mit Ihnen zu sprechen; aber ich habe de-

„stomehr empfunden und gedacht. Erweisen „Sie mir die Freundschaft, noch einige Bemü„hungen zu übernehmen, die mir das Sterben „leicht machen können, denn ich werde wohl „heute von Ihnen scheiden: Mein Geist stehet „schon vor Gott; aber es kömmt mir vor, als „wenn mich noch immer etwas nach der Erde „zurückziehen wollte; ich lege also in Ihr Herz „meine letzten Wünsche, und Verlangen nie„der. Schreiben Sie doch meinem Freunde zu „K - - daß ich seine Liebe auch im Tode nicht „vergesse, und daß ich das erkenntlichste Herz „für seine an mir bewiesene Wohlthaten in jene „Welt mit hinüber bringe, daß ich mir vorgenom„men hatte, durch einen Brief von ihm Abschied „zu nehmen, wenn ich nicht von meiner Schwach„heit zu früh wäre übereilet worden, daß ich ihn „bitte, wenn die Bitte eines sterbenden Freundes „noch etwas vermag, an meine Schwester, an „die unglückselige Mitgenoßin meines Elendes „zu denken, und sich ihrer Umstände brüderlich „anzunehmen. Ich habe in meiner grösten Ar„muth hundert Thaler geliehen, und ich bin „nicht so glücklich, daß ich sie vor meinem Tode „wieder bezahlen kann; indessen soll mein Grab

„mit

„mit keinem Seufzer beschweret werden, der „nicht aus der Freundschaft kömmt; ich habe „vor zween Tagen an meine Schwester geschrie„ben, daß sie dieses einst bezahlen möchte, wenn ihr „die Vorsehung bessere Schicksale schenken würde, „und ich kenne ihre Sele so gut, daß ich nicht einen „Augenblick daran zweifle. Ach wenn es ihr „doch wohl gehen möchte!„ = = Machen Sie sich darüber keine Unruhe, sprach ich: die hundert Thaler sind Ihnen aus meiner Hand unter fremden Namen geliehen worden, und sie sind längst bezahlt. Ich fürchtete mich, daß Sie mir diesen geringen Dienst höher anrechnen möchten, als er werth ist, und ich wollte Ihre zärtliche Liebe ganz allein Ihrem Herzen schuldig seyn. Ich habe daher eine unschuldige List gebraucht, und Ihnen dieses Geld durch einen andern leihen lassen, und Sie würden niemals etwas davon erfahren haben, wenn ich Ihnen nicht jetzt durch ein freyes Bekenntnis eine Unruhe benehmen müste, die mich jammert. Was Ihre Schwester betrifft, so muß ich Ihnen noch ein anderes Bekenntnis thun, wovon ich wünschte, daß es Ihnen angenehm wäre. Ich habe Sie schon seit einem Jahre geliebt, ohne daß ich getraut habe,

ihr meine Liebe zu erklären; die Hochachtung hat immer den Ausbruch der Leydenschaft verhindert. Ich habe ein sehr mittelmäßiges Glück, aber ich wünschte mein Schicksal mit dem Ihrigen zu vereinigen; ich würde alsdenn reich genug seyn, um vollkommen vergnügt zu leben. Lassen Sie mir den Trost, das ich mit ihrer Einwilligung diesen süssen Gedanken denken darf. Der kranke Freund sah mich ganz unbeweglich mit einer ausserordentlichen Aufmerksamkeit an, ohne ein Wort zu reden: endlich ließ er einige Thränen aus seinen Augen fließen, darinn sein ganzes Herz abgebildet war; ich muste ihn umarmen, und er drückte mich so fest an seine Brust, daß ich dachte, er würde in dieser zärtlichen Scene seinen Geist aufgeben. Er ertheilte mir seine Einwilligung mit so rührenden Ausdrücken für mich, die mir die Bescheidenheit verbietet nachzusagen. Ich sterbe nun fröhlich, sprach er, aber die große Bewegung, darinn ich bin, nähert mich meinem Ende. Rufen Sie die übrigen Freunde, die hier sind. Sie erschienen, und er nahm mit einer so beweglichen und ädlen Art von ihnen Abschied, daß wir alle in Thränen zerflossen. Er fieng ein Gebet an, hohlte einen tiefen Seufzer, und bließ damit seine Seele ruhig aus.

Also

Also starb unser redlicher Freund, eines besseren Glückes werth, und das waren seine letzten Empfindungen, seine letzten Reden, in welchen er die Welt verließ. Ich habe seine Schwester besucht; das arme Mädchen trauert über diesen Tod recht wehmüthig; sie will von ihren kaltsinnigen Anverwandten weg, und sich bey der Frau Gräfin von B** in Dienste begeben, um die Schuld ihres seligen Bruders bezahlen zu können. Sie kömmt mir jetzt schöner vor, als jemals. Ich habe ihr mein Herz angetragen, und ich habe zugleich den Dienst, den ich ihrem Bruder erwiesen, nicht genug verbergen können, aus Furcht, daß ich mich verdächtig machen möchte, ihn in meiner Liebe zu viel gelten zu lassen. Sie hat meine Leydenschaft nicht verworffen: allein sie will erst die Ehre ihres Bruders befriedigen, und das soll ihr selbst allein Mühe kosten, wie sie sagt. Ich habe also eine List ausgesonnen, die mir auch gelungen ist; ich habe ihr über hundert Thaler Geschenke geschickt: Was meynen Sie wohl, sie hat diese Geschenke alle bis auf einen Ring verkauft, sie hat den vermeynten Gläubiger bezahlt, und durch eben den Kanal ist das Geld wieder an mich gekommen, ohne

daß ich ihr die Zufriedenheit nehmen darf, eine so schöne Handlung gethan zu haben. Unser Freund hat Ihnen seine Schwester empfohlen, mein Herr, und ich ersuche Sie also, meine Neigung und Absichten zu billigen.

Ich mache Ihnen kein Compliment über die Länge meines Briefes, da ich Ihr Herz kenne: Sie wissen, daß ich mich über einen solchen Innhalt nicht kurz ausdrücken kann. ꝛc.

M.

Acht und dreyßigster Brief *).

So sind wir denn wieder auf dem Landtage, mein Herr, wo wir gewiß mit mehrerem Vergnügen seyn würden, wenn Sie Ihr Vorhaben ausgeführet hätten, dahin zu kommen. Die Eröfnung ist am vierten dieses Monats geschehen. Schöne Reden, gute Tafeln, große Gesellschaft, eine große Anzahl von Bischöfen! Wir haben dem König das gegeben, was man uns von seiner Seite abgefodert hatte, drey Millio-

*) Vom Bischof Fleschier an den Grafen von Calvisson, *Lettres de Mr. Flechier*, LXI. nach der Ausgabe im Haag von 1712.

Millionen freywilliges Geschenk, und zwo Millionen Kopfsteuer. Das ist wenig für die Nöthen des Staats; es ist aber viel, und wenn ich es sagen darf, allzuviel für das Elend der Provinz. Wir hoffen, daß der König auch auf seiner Seite in unsere Nöthen Einsehen haben, und uns einige Erlassung geben wird ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief *).

Ich tröste mich, mein Herr, daß ich genöthigt bin einen Proceß zu haben, seitdem ich weiß, daß Sie mein Referent seyn, werden. Einige von Ihren und meinen Freunden allhier haben mir darüber Glück gewünscht, und mir selbst ihre Empfehlungen bey Ihnen angeboten; allein ich habe mich dafür bedanket, und geglaubt, daß es besser wäre, Sie ganz Ihrer Billigkeit und natürlichen Gerechtigkeitsliebe zu überlassen. Ich bitte Sie indessen doch auf die Chicanen Acht zu haben, die man mir spielt, und zu glauben, daß ich ganz vollkommen bin ꝛc.

Vier-

* Von eben demselben an einen Parlamentsrath zu Toulouse, Lett. 187.

Vierzigster Brief *).

Man hat mir von der schönen Dissertation, die Sie über die Leichenreden gemacht haben, mein Herr, ein Exemplar richtig eingeliefert. Sie ist voller frommen Unterweisungen und gründlichen Betrachtungen, die diese Art der Beredsamkeit zu ihrem wahren Punkte zurückbringen, nämlich zur Religion und Vernunft, wovon sie zuweilen abwich. Sie haben sehr gut von den Regeln geurtheilet, die man beobachten muß, und von den Eigenschaften, die man haben soll, um sich in diesen besondern und ganz eigenen Lobsprüchen recht aufzuführen, worinn man die Todten ehren, die Lebenden erbauen, und Gott gleichsam einen Tribut von den menschlichen Lobeserhebungen und Zerbrechlichkeiten geben will. Wann ich noch in dieser Art von Beschäftigungen wäre, so würde michs ein bischen verdrüßen, daß Sie alle Geheimnisse unserer Kunst so klar entdeckt hätten. Ich sage, unserer Kunst, denn Sie haben sie sehr schön geübet, und Sie konnten wohl anstatt der Exempel, die Sie aus

*) Von eben demselben an den Abt du Jarry. Lett. 174.

aus unsern Werken angeführet haben, ganz billig die Ihrigen nehmen. Sie haben in dieser Abhandlung Ihrer Bescheidenheit und Freundschaft gefolget. Ich habe sie mit Vergnügen und mit Scham gelesen, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich von den Merkmalen der Zärtlichkeit und Hochachtung bin gerühret worden, die Sie darinn meinetwegen ausgebreitet haben. Ich bitte Sie, mir dieselben beständig zu erhalten, und zu glauben, daß niemand mehr wünschet, Sie in dem Stande zu sehen, worinn Sie Ihr Verdienst längst sollte gesetzt haben, und daß niemand vollkommener ist, als ich bin ꝛc.

Ein und vierzigster Brief *).

Ich mache Ihnen kein Compliment, gnädigster Herr, über die Eroberung von Philippsburg; Sie hatten eine gute Armee, Bomben, Kanonen, und Sie hatten Vauban. Ich mache Ihnen auch keines darüber, daß Sie tapfer sind; das ist eine erbliche Tugend Ihres Hau-

*) Von dem Duc de MONTAVZIER an den *Dauphin*, aus den *Lettres de Mad. de Sevigné*, 1688. *Lett. 393.* T. V.

Hauses; aber ich freue mich mit Ihnen darüber, daß Sie freygebig, großmüthig und ein Menschenfreund sind, und daß Sie die Dienste derjenigen hervorziehen, welche gutes thun. Das ist es, Monseigneur, worüber ich Ihnen die vollkommenste Ehrfurcht bezeige ꝛc.

Zwey und vierzigster Brief *).

Ich weiß zwar noch nicht, was alle Ihre Bemühungen ausrichten werden; aber ich kann Ihnen versichern, daß sie in einem Menschen, der gegen die geringste erhaltene Gefälligkeit sehr empfindlich ist, eine große Erkenntlichkeit zurücklassen. Ihre Unpäßlichkeit rühret mich mehr um der Beschwerde willen, die sie Ihnen giebt, als wegen der Verhinderung, die sie Ihren Ansuchungen in meiner Sache macht. Ich fürchte, daß sie in Ansehung des Herrn von Turenne ohnedem noch zu eilig seyn könnten, und daß ich ihm durch den Ueberlauf, den ich ihm verursache, verhaßt werden möchte. Wann er mir durch die Herren Grafen von Auvergne und von

*) ST. EVREMONT an den Grafen von LIONNE; Oeuvres melés T. III. p. 35. nach der Amsterdammer Ausgabe von 1726.

von Estrades keine Höflichkeiten hätte sagen lassen, so würde ich mir nicht die Freyheit genommen haben, ihn um seine Fürsprache zu ersuchen. Ich habe ihm niemals einen Dienst erwiesen, die ihn verbinden könnte, sich meiner Sachen anzunehmen. Wann ich ihn in meinem ganzen Leben bewundert habe, so ist es geschehen, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und meinem Urtheile Ehre zu machen: Aber ich habe nichts dadurch erwartet, wie ich auch wirklich nichts deswegen verlangen konnte. Wann er so gütig seyn will, mich verbindlich zu machen, so wird er mir sehr viel Dankbarkeit lassen; wann ich ihm gleichgültig bin, so werde ich gar keine Ursache haben mich darüber zu beklagen.

Die Gütigkeiten, die Sie mir von dem Herrn von Lionne, dem Minister, bezeugen, geben mir eine heimliche Zufriedenheit, die mich die wenige nicht empfinden läßt, welche ich in meinem gegenwärtigen Zustande haben müste. Wann ich völlig davon überführet wäre, so würden sie alle meine Aufmerksamkeit beschäftigen, und würden mir auf eine angenehme Art die Zeit entziehen, an mein widriges Schicksal zu denken. An welchem Orte ich auch jemals seyn werde,

so

so belieben Sie ihn zu versichern, daß er stets einen sehr unnützlichen Diener wider meinen Willen, und einen eben so eifrigen als Sie, in allem was ihn angehet, haben werde. Dies hat mir am stärksten geschienen, meine Empfindung gut auszudrücken ꝛc.

Drey und vierzigster Brief *).

Nachdem ich in dem Zwang der Höfe gelebt habe, so tröste ich mich, daß ich mein Leben in der Freyheit einer Republik vollenden kann, wo zum wenigsten nichts zu befürchten ist, wenn man auch nichts zu hoffen hat. Wann man jung ist, so würde es unanständig seyn, sich nicht in der Welt zu versuchen, mit dem Vorsatze, sein Glück zu machen: Wann wir unser bestes Alter zurückgelegt haben, so ruft uns die Natur wieder zu uns selbst; und in der Umkehrung von den Empfindungen des Ehrgeizes nach dem Verlangen unserer Ruhe, finden wir, daß es angenehm sey in einem Lande zu leben, wo die Gesetze uns vor dem Eigensinn der Men-

*) Von eben demselben, als er wieder nach Holland gegangen war, an den Marq. de CREQVI T. II. p. 397.

Menschen verwahren, und wo wir nur vor uns selbst brauchen sicher zu seyn, wenn wir vor allem sicher seyn wollen.

Setzen Sie dieser Annehmlichkeit noch dieses hinzu, mein Herr, daß die Obrigkeiten für das Beste des gemeinen Wesens ein großes Ansehen haben, aber durch besondere Vorzüge an ihren Personen wenig Aufsehens machen. Sie sehen also, da keine verhaßte Unterschiede, dadurch ehrliche Leute beleydiget werden; keine unnütze Würden, keine beschwerliche Rangordnungen, keine von denen verdrüßlichen Hoheiten, welche nur die Freyheit zwängen, ohne etwas zum Glücke beyzutragen. Hier besorgen die Obrigkeiten unsere Ruhe, ohne Erkenntlichkeit, noch selbst einmal Ehrerbietung gegen die Dienste zu erwarten, die sie uns leisten. Sie sind strenge in den Anordnungen des Staats, stolz in den Angelegenheiten ihres Landes mit den fremden Nationen, sanft und bequem mit ihren Bürgern, umgänglich mit allen Gattungen von Privatpersonen. Der Grund der Gleichheit bestehet allemal ohngeachtet der Macht; und dadurch wird das Ansehen niemols stolz, die Lebensart niemals hart.

Was die Steuern betrifft, so sind sie freylich groß; Aber sie betreffen nur das gemeine Beste, und lassen einem jeden den Trost, daß er nur für sich selbst Steuern giebt. Man muß sich also nicht

über die Liebe verwundern, die man für das Vaterland hat, weil es eigentlich eine wahrhafte Selbstliebe ist. = =

Die geistlichen Sachen werden mit einer gleichen Mäßigung geleitet. Der Religionsunterschied, welcher sonst so viele Verwirrungen erreget, verursachet hier nicht die geringste Unruhe in den Gemüthern. Ein jeder suchet den Himmel durch seine Wege; und die, welche man für verirret hält, mehr beklagt, als gehasset, ziehen sich eine christliche Liebe zu, die rein und von der Unbescheidenheit des falschen Eifers, abgesondert ist.

Wie nichts in der Welt ist, das uns nicht noch etwas zu wünschen übrig läßt, so sehen wir auch hier nicht so viel ehrliche als geschickte Leute, mehr guten Verstand im Handel und Wandel, als Zärtlichkeit im Umgange. Die Damen sind da sehr höflich, und die Männer nehmen es nicht übel, daß man ihrer Gesellschaft den Umgang ihrer Weiber, vorziehet: sie sind gesellschaftlich genug, um uns die Zeit zu vertreiben; aber allzuwenig beseelet, um unsere Ruhe zu stöhren. Nicht, als ob es keine unter ihnen gäbe, die sehr liebenswürdig wären; aber man hat nichts von ihnen zu hoffen, entweder wegen ihrer Keuschheit, oder wegen einer Frostigkeit, die ihnen statt der Tugend dienet. Dem sey, wie ihm wolle, man siehet in Holland eine gewisse Mode von Sprödigkeit, die überall eingeführet ist, und

ich

ich weiß nicht was für eine alte Tradition von Enthaltsamkeit, die von der Mutter auf die Tochter kömmt, wie eine Art von Religion.

Man findet in der That nichts wider die Galanterie der Mädchen einzuwenden, die man sie ganz gutherzig anwenden lässet, als eine unschuldige Hülfe, sich Männer zu schaffen. Einige beschließen diese Galanteriezeit mit einer glücklichen Heirath: einige Unglückliche unterhalten sich mit der eitlen Hoffnung eines Standes der immer aufgeschoben bleibt, und niemals kömmt. Diese langen Verzögerungen darf man nicht einer vorsetzlichen Untreue zuschreiben. Man wird sich einander mit der Zeit müde, und der Ueberdruß gegen die Liebste kömmt dem wohlgesetzten Entschluß zuvor, sie zu heirathen. Also aus Furcht, für einen Betrüger gehalten zu werden, getrauet man nicht zurückzugehen, wann man nicht schließen will; und halb aus Gewohnheit, halb aus einer einfältigen Ehre, die man sich daraus macht, beständig zu seyn, unterhält man schmachtend die elenden Ueberreste einer abgenutzten Leydenschaft. Einige Exempel von der Art geben den jüngsten Mädchen zu ernsthaften Ueberlegungen Anlaß, welche die Heirath als eine zufällige Begebenheit ansehen, und ihren natürlichen Stand, als den wahren Zustand, worinn sie bleiben sollen.

Was die Weiber betrifft, die sich einmal ver-

bunden haben, so glauben sie allen Willen über sich selbst verlohren zu haben, und indem sie weiter nichts als die Einfalt der Pflicht kennen, so würden sie sich ein Gewissen daraus machen, die Freyheit der Zuneigungen zu behalten, die sich sonst die frömmsten und sprödesten vorbehalten, ohne einiges Absehen auf ihre Unterwürfigkeit. Hier scheinet alles Untreue; und die Untreue, die sonst das galante Verdienst der angenehmen Höfe ausmacht, ist bey dieser guten Nation das gröbste Laster, die sehr weise im Wandel und in der Regierung, aber wenig gelehrt in den zärtlichen Vergnügungen und höflichen Sitten ist. Die Männer bezahlen diese Treue ihrer Weiber mit einer großen Unterwerffung; und wenn einer wider die Gewohnheit sich stellete die Herrschaft im Hause zu haben, so würde die Frau als eine Unglückliche von jedermann beklagt, und der Mann als ein sehr böser Mensch, beschrien werden. * *

Ich will Ihnen nichts von dem Haag sagen, mein Herr; es ist genug, daß die Reisenden davon gereizet werden, wenn sie auch schon die Kostbarkeiten von Paris, und die Seltenheiten von Italien gesehen haben. Von der einen Seite gehet man am Meere, durch einen Weg, der der Grösse der Römer würdig ist: von der andern geht man in das angenehmste Gehölze, das ich in meinem Leben gesehen habe. An eben dem Orte findet man Häuser genug,

die

die eine große und prächtige Stadt vorstellen können; und Wald und Alleen genug, die eine köstliche Einöde machen. In den besondern Stunden findet man daselbst die Unschuld der Landvergnügungen: in den öffentlichen Stunden siehet man daselbst alles, was die Menge der volkreichsten Städte darbringen kann. Die Häuser sind daselbst zu den Besuchzeiten offener, als in Frankreich; verschlossener als in Italien, wenn eine allzugenaue Ordnung die Fremden entfernet, und die Familie wieder auf wenige Hausgenossen setzt. -- Wenn ich alles sagen wollte, so würde ich Wahrheiten sagen, die man nicht glaubte; und durch eine heimliche Bewegung der Eigenliebe will ich lieber verschweigen, was ich weiß, als nicht glaublich genug seyn in dem, was Sie nicht kennen ꝛc.

Vier und vierzigster Brief.

Sie können kaum glauben, gnädiger Herr, mit wie vielem Vergnügen ich die Schuldigkeit beobachte, Dero letztere Zuschrift zu beantworten. Sie verlangen von mir einige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande unserer Universität, weil Sie darnach Ihre Entschließung wegen des Herrn Sohns einrichten wollen, und ich freue mich, daß ich seit meinem vierjährigen Aufenthalte

allhier die richtigsten Nachrichten habe sammlen können, um Sie zu vergnügen.

Helmstädt ist eine mittelmäßig große Stadt, die in einer sehr angenehmen Gegend liegt, rund umher mit einem Walde eingeschlossen. Man sollte sagen, daß die Gegend mit Fleiß wäre ausgesucht worden, einen Musensitz aufzurichten, ob sie gleich zuerst nur einem Benedictinerkloster gewidmet ward. Doch, ich bemerke eben, daß ich mich in eine lange Beschreibung einlassen möchte, wann ich die Geschichte und Geographie von Helmstädt machen wollte, und Sie verlangen keine Chronik zu lesen. Ich will also nur von der Akademie und ihrer gegenwärtigen Verfassung reden.

Es fehlet in allen Wissenschaften nicht an den berühmtesten und geschicktesten Lehrern, wodurch die Akademie schon von alten Zeiten her ein besonderes Ansehen in der gelehrten Welt behauptet hat. Durch die Vorsorge ihres großen Beschützers werden die Lehrstühle in allen Facultäten mit den würdigsten Männern besetzet, und man kann mit gutem Grunde sagen, daß hier die Musen wohl verpfleget werden. Außer den ordentlichen Lehrern befindet sich auch noch eine ziemliche Anzahl von Privatdocenten hier, die sich der akademischen Jugend nützlich zu machen suchen. Die Vorlesungen werden sehr fleißig gehalten; die vielen Ferien sind abgeschafft, und man macht im ganzen Jahre kaum vier

Wochen

Wochen Feyertage, welches in der Ostern- und Michaelismesse wegen der Studentenwanderung zu geschehen pflegt. In allen Wissenschaften werden Disputirübungen und Examinatoria gehalten und die Lernenden gewinnen durch diese Anstalten sehr viel, weil ihnen dadurch die Wahrheiten meistentheils erst lebendig werden. Die Lehrer haben viele Leutseligkeit, und ein wohlerzogener Mensch, oder den man ihnen besonders empfohlen hat, ist auch von ihrem Umgange nicht geschieden, und kann noch außer den Lesestunden Nutzen von ihnen schöpfen.

Was die Sprachen und Leibesübungen betrifft, so fehlet es auch daran nicht, sich hier von den geschicktesten Meistern unterrichten zu lassen. Man kann hier sehr gut Französisch, Italiänisch und Englisch lernen, so daß man diese Sprachen nicht blos an und für sich, sondern auch ihre Schönheiten sich bekannt machen kann.

Besonders ist zur Uebung in der deutschen Sprache, und in den schönen Wissenschaften überhaupt, eine vortreffliche Gelegenheit vorhanden. Diese Sachen werden in einer eigenen öffentlichen Gesellschaft getrieben, die sich wöchentlich einmal versammlet. Sie hat viele geschickte Mitglieder und es nehmen auch viele auswärtige Gelehrten Theil daran. Diese Anstalt ist für die Bildung des guten Geschmacks überaus nützlich.

Es ist auch ein Seminarium für eine gewisse Anzahl von solchen Studierenden errichtet worden, die sich der Theologie und der Kirche widmen wollen. Sie werden unter dem Vorsitze ihres berühmten Directors in den geistlichen Wissenschaften geübt, und müssen alle Sonntage in der akademischen Kirche eine Predigt halten.

Ausserdem giebt es noch verschiedene kleine gelehrte Privatgesellschaften, welche nützlich sind, und woraus man den Fleis und den Eifer im Guten unter den hiesigen Studierenden schätzen kann.

An jedem Mittwoche wird das öffentliche Collegium Musicum gehalten, welches hier so gut besetzt, und so schön angeordnet ist, als mans nur wünschen kann. Es wird vom Frauenzimmer, von Professoren und allen denen besucht, die an diesem würdigem Vergnügen Geschmack finden. Man kann sagen, daß die Musik in hiesigen Ländern überhaupt hoch getrieben wird, und man wird unter zehn Studenten kaum einen antreffen, der nichts darinn verstünde, oder wenigstens keinen Geschmack daran bezeigte.

Wir haben hier keine öffentliche Schauspiele; Allein es ist eine Gesellschaft von guten Freunden unter den hier Studierenden zusammen getreten, welche für sich und nur für diejenigen, die sie besonders dazu einladen, von Zeit zu Zeit ein theatralisches Stück vorstellen. Es ist wahr, daß die

Stücke

Stücke allemal auserlesen sind, und daß man den spielenden Personen nie den Beyfall versagen kann, dessen sie sich so würdig machen. Auch diese Erfindung zeuget von dem guten Geschmack, der sich hier ausbreitet.

Von den akademischen Gebäuden, gnädiger Herr, kann ich Ihnen versichern, daß sie ungemein schön und ansehnlich sind. Man urtheilet gleich beym ersten Anblicke von der Grösse ihres unsterblichen Stifters; und dieser Tempel, den man den Wissenschaften geheiliget hat, ist vielleicht nebst dem Collegio zu Giesen, das Schönste, so man von dieser Art in Deutschland antrifft. Sie werden es einigermaßen aus dem beygelegten Kupferstiche erkennen. Es ist in eben diesem Gebäude ein Convictorium angelegt, wo durch die milde Vorsorge des Fürsten, täglich über hundert Studenten gespeiset werden. Die Bibliothek, die auf einem Flügel dieses Gebäudes stehet, ist ebenfalls sowohl wegen der Büchermenge, als wegen seltener Werke und Handschriften, sehenswerth. Sie wird zum Nutzen der Studierenden wöchentlich zweymal geöfnet.

Der botanische Garten, welcher durch die unermüdete Sorge des großen Heisters blühet, ist etwas, das dieser Universität vor vielen andern eine vorzügliche Zierde giebt. Es wachsen hier ganze Nationen von Kräutern und Gewächsen auf, die

aus den entlegensten Welttheilen hieher verpflanzet sind, und die seltensten Stücke werden hier nicht vergebens gesuchet. Dieses und die guten Anstalten in der Anatomie, machen den Aufenthalt für die Arzeneybeflissenen sehr nützlich und angenehm, deren sich auch allemal eine ziemliche Anzahl hier befindet.

Man hat hier einen sehr wohl eingerichteten Buchladen, wo den Bücherliebhabern mit aller Gefälligkeit begegnet wird; und man drucket hier mit so gutem Geschmack, als an einem Orte in Deutschland.

Es fehlet auch nicht an öffentlichen Häusern, wo man speiset, spielen, in Gesellschaften seyn kann, und wo um der guten Ordnung willen selten Ausschweifungen vorzufallen pflegen.

Es sind Spaziergänge um die ganze Stadt herum angeleget, die sie zu einer neuen Lindenstadt machen können, denn alle diese Gänge sind mit Linden besetzt, und werden dadurch gedoppelt angenehm.

Die Lebensart, die jetzt unter den Studierenden herrschet, ist ganz und gar derjenigen nicht ähnlich, die ehedem hier soll gewesen seyn. Man trifft unter den meisten ein gesittetes und wohlerzogenes Wesen an, und überall siehet man Proben des Fleisses, den man hier in Ehren hält; Ich habe bemerkt, daß viele Auswärtigen mit Vorurtheilen und falschen Nachrichten wider diese Universität eingenommen

sind,

sind, und ich bin selbst von dergleichen Irrthümern nicht frey gewesen, ehe ich hieher kam; Allein nichts ist so unrichtig, gnädiger Herr, als das, was Ihnen von der rauhen und niedrigen Lebensart auf der hiesigen hohen Schule ist erzählet worden. Auch das ist falsch, was man von den Streitigkeiten zwischen den Studenten und der Garnison gesagt hat: man findet seit vielen Jahren kein Exempel, daß auf dieser Seite die geringste Uneinigkeit vorgefallen wäre.

Man hat vorgegeben, daß es hier theuer wäre. Allein man muß niemals in Helmstädt gewesen seyn, um dieses zu glauben. Alle Dinge haben ihren proportionirten Werth; und es ist wahr, daß eine schöne Stube mehr kostet als eine schlechtere, daß man für zwey Thaler die Woche besser speisen kann, als für einen Thaler. Aber ist es nicht an allen Orten so? Es kömmt auf die Einrichtung an, die man machen will, und man kann mit einer mässigen Summe hier leben, ohne am Nothwendigen und an den Hauptbequemlichkeiten des Lebens Mangel zu leyden, so wie hergegen auch ein anderer des Jahrs zweytausend Thaler hier so gut als an einem andern Orte verthun kann, wenn er Lust zu verschwenden hat. Es ist genug, wenn ich Ihnen sage, gnädiger Herr, daß ein jeder hier nach Proportion seiner Umstände leben kann.

Sollte es Ihnen also gefallen, den Herrn Sohn

auf

auf künftige Ostern hieher zu schicken; so wünschte ich, daß er einen guten Hofmeister mitbrächte, oder daß man ihm auch hier einen aussuchen müßte, und daß er bey Herrn = = = zu wohnen käme. Bey diesem Manne würde er sehr gut aufgehoben seyn; er könnte vielleicht auch da speisen, und viel Nutzen von seinem Umgange haben. Er soll sich auf die Rechtswissenschaft, die Mathematik und schönen Wissenschaften legen, wie Sie schreiben, und er findet hier die besten Anweisungen dazu, wie Sie aus beyliegendem Lectionsverzeichnisse sehen werden. Fürchten Sie nichts von der weiten Entfernung für ihn, gnädiger Herr: es ist gewissermaßen für ihn gut, daß er die Welt außer seinem Vaterlande kennen lernt, und man wird hier für seine Wohlfahrt so sehr besorgt seyn, daß Sie allemal mit Zufriedenheit an ihn werden denken können.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Johann Christoph Stockhausens

Sammlung vermischter Briefe.

Bernigeroth del. et sc. 1751.

Zweiter Theil.

Mit Königl. Pohln. und Churf. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Helmstädt,
bey Christian Friederich Weygand. 1759.

Titel.

Zuschrift

an den Herrn

Professor Gärtner

in Braunschweig.

Hochgeschätzter Freund,

Ich habe die Ehre, Ihnen hiedurch eine Sammlung von Briefen zuzueignen, die eine Frucht des Vorschlags ist, den ich vor verschiedenen Jahren von dem sel. Herrn von H * * * durch Ihre Hände und mit Ihrem aufmunternden Beyfall bekam. Ein Vorschlag, der Vertrauen machen muste, und ein Beyfall, für den ich so ehrgeizig war, mir ihn zu wünschen, als ich jetzt begierig bin zu wissen, ob ich ihn erreicht habe.

Diese Sammlung ist nach ihrer Absicht von allem, was einem für Verleger gesamm-

leten

leten Briefsteller gleicht, ganz unterschieden, und deswegen vielleicht nicht für alle Leser. Sie bestehet aus wirklichen Briefen, die durch Sachen, und zwar meistentheils durch interessante Sachen sind veranlaßt worden, und wo der Vorsatz, Briefe zu schreiben, nicht erst die Sachen gesucht hat. Die Verfasser dieser Briefe sind Personen, die durch ihren erlangten Ruhm, durch ihre Verdienste oder Schicksale, den Lesern nicht gleichgültig sind, oder wenigstens nicht gleichgültig seyn sollten. Der Innhalt ihrer Briefe ist merkwürdig und ungewöhnlich. Nicht der Witz, oder die Zierlichkeit der Schreibart machen ihren einzigen Werth aus, ob man gleich bey vielen sehen wird, daß sie von der Denkungsart und dem Ausdruck der Leydenschaften eine ungesuchte Folge war. Sie reden

Sachen, nicht Worte. Man wird die Verfasser zum Theil aus den lebhaften Zügen, die ihren Charakter ausdrücken, besser kennen lernen, als aus ihren Bildnissen und oft ungewissen Erzählungen. Außerdem muß es einem menschlichen Leser, auch ohne die geringste Absicht, in der Geschichte, oder irgend einem Theile der Facultätswissenschaften gelehrter zu werden, angenehm seyn zu sehen, was die merkwürdigsten Personen ihrer Zeit in den critischen Vorfällen ihres Lebens, kurz vor ihrem gewaltsamen oder natürlichen Tode, gedacht und empfunden haben; so, wie ihm manches bloß durch die Seltsamkeit des Innhalts gefallen wird. Dergleichen Briefe, und wenn sie auch keine Muster einer witzigen Schreibart wären, können sich ohne Zweifel von dem besten Theil der Leser allezeit Aufmerksamkeit versprechen.

Dies

Dies sind die Ideen, wornach ich gesammlet habe. Es würde mir lieb seyn, wenn ich sie in der Anwendung nicht verfehlt hätte. Ich habe in meiner Wahl sowohl auf Briefe der Alten, als der Neueren gesehen, und ich hoffe darinn allen denen, welchen ich zu gefallen wünsche, nicht tadelnswürdig zu scheinen. Ich wollte, daß ich mich eben so gut wegen eines andern Vorwurfs rechtfertigen könnte, den ich nicht ohne Grund zu besorgen habe. Man wird mir sagen: Warum sind dann aus dem beträchtlichen Vorrath der Griechen und Römer nur so wenige Briefe hervor gesucht worden? Ihnen ins Ohr gesagt, Werthester Freund: ich hatte die andere Hälfte früher gesammlet und ausgearbeitet, (denn das konnte ich doch der ersten unbeschadet thun) und so wurde ich hernach bey jener,

da schon die Zeit des Abdrucks bestimmt war, durch die Mahnungen der Presse eingeschränkt. Ich muste hergeben, was ich hatte, und der Plan wurde abgebrochen. Wenn diese Entschuldigung auch gegen das Publicum nicht viel taugt, so läßt sie mich doch von Ihnen und denjenigen Lesern, die Ihnen ähnlich sind, einige Nachsicht hoffen. In diese Nachsicht, muß ich Sie bitten, zugleich ein paar Stellen mit einzuschliessen, darinn mit Hülfe einiger Druckfehler den Originalen unrecht geschehen ist *).

Aber

*) Als z. E. S. 23. Mein Name ist für die Proben (soll heissen Poeten) ungeschickt ꝛc. Insonderheit aber im 16. Brief S. 74. als wenn er sonst unsterblich gewesen wäre; soll heissen: als wenn er dadurch unsterblich werden sollte. S. 78. Mein Onkel — im Feuer stünden; soll heissen: „Mein Onkel, um die Furcht „zu zerstreuen, bediente sich des Vorwands, daß „es Häuser und Dörfer wären, aus welchen die „Landleute vor Schrecken davon gelaufen, und „die jetzt, weil man sie öde gelassen, im Feuer „stünden.„ S. 80. weil seine Furcht die andern be-

Aber so lange von sich und seinem Buche zu reden! — Verzeihen Sie mirs, theurester Freund, daß ich aus dem Ton einer Zueignungsschrift in den Ton einer Vorrede falle. Es würde die glücklichste Vorbedeutung für mein Unternehmen seyn, (das wollte ich sagen,) wenn es so, wie es hier ausgeführt ist, nicht zu tief unter Ihrer Erwartung geblieben wäre. Unterdessen, wenn ich auch von dieser Seite verlieren sollte, so gewinne ich doch von der andern, da die Welt aus diesem Briefe sehen wird, daß ich die Ehre habe, unter der Zahl Ihrer Freunde zu stehen. Es würde sehr überflüßig seyn, wenn ich hier von Ihrem schätzbaren Charakter, von Ihren Einsich-

betäubte; soll heissen: weil eine Furcht die andere betäubte. Die übrigen wird der Leser bey einer mittelmäßigen Aufmerksamkeit leicht entdecken und verbessern können.

ten und Verdiensten um die schönen Wissenschaften, von Ihrer Wahrheits- und Menschenliebe reden wollte, um den Werth einer solchen Freundschaft zu schildern. Sie sind durch alle diese Eigenschaften bekannt; und ich weiß, was ich Ihrer Bescheidenheit schuldig bin. Genießen Sie alle die Glückseligkeiten, deren Sie so werth sind, und fahren Sie fort, mir mit Ihrem freundschaftlichen Herzen, davon ich schon manche Proben dankbar verehre, gewogen zu seyn. Ich bin mit den Empfindungen der zärtlichsten Hochachtung und Liebe beständig

Lüneburg
den 17ten Sept.
1758.

der Ihrige
J. C. Stockhausen.

Verzeichnis
der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe.

* * * * * * * *

Im ersten Buche.

I. Von Phalaris an den Aglaus S. 3
II. Von demselben an den Pythagoras 5
III. Von demselben an den Epistrat 6
IV. Von demselben an die Athenienser 7
V. Von demselben an den Lysikles 14
VI. Von demselben an den Stesichorus 14
VII. Von demselben an die Himmerenser 16
VIII. Von demselben an den Stesichorus 18
IX. Von demselben an den Stesichorus 20
X. Von demselben an den Stesichorus 22
XI. Von demselben an den Pelopidas 23
XII. Von Cicero an seinen Bruder 24
XIII. Von eben demselben an den Lucceius 59
XIV. Von Plinius an den Sept. Clarus 69
XV. Von eben demselben an den Avitus 71
XVI. Von eben demselben an den Tacitus 74

XVII. Von eben demselben an den Quintilian S. 81
XVIII. Von eben demselben an den Kaiser Trajan 82
XIX. Trajans Antwort 85
XX. Von dem Kaiser Theodosius an den Ausonius 86
XXI. Von Lipsius an den Oudart 87
XXII. Von eben demselben an Boisot 90

Im zweiten Buche.

I. Von dem König Heinrich VIII. an Anna von Boleyn 95
II. Der Königin Anna Boleyn letztes Schreiben an Heinrich VIII. 97
III. Von Th. Smith an Walsingham 103
IV. Von D. Luthers Wittwe an den König von Dännemark 106
V. Fürbittschreiben des Herzogs von Orleans an den König von Frankreich 108
VI. Von dem Herzog von Montmorency an seine Gemahlin 112
VII. Von dem Grafen de la Chapelle an seine Schwester 113
VIII. Von eben demselben an seine Brüder 115
IX. Von dem Herzog von Rohan an den Prinzen von Conde 119
X. Von Bonfadio an den Signr. Grimaldi 123
XI. Ein Ausforderungsschreiben mit der Antwort 125
XII. E. Sackvills Nachricht, wie es mit diesem Zweikampf abgelaufen 129
XIII. Schreiben des Grafen von Derby an den Cromwell 140
XIV. Von dem Bischof Burnet an den König Carl II. in Engelland 142
XV. Von der Pfalzgräfin Sophia an den Bischof Burnet 152

XVI. Von eben derselben an Burnet S. 155
XVII. Von dem König Erich XIV. an seinen Bruder 156
XVIII. Von eben demselben an den vorigen 162
XIX. Von der Königin Christine von Schweden an den Landgrafen Friederich von Hessen 163
XX. Von eben derselben an den König von Abyßinien 169
XXI. Von eben derselben an den Grafen Magnus de la Gardie 170
XXII. Von eben derselben an den französischen Gesandten Chanut 175
XXIII. Von eben derselben an den König Carl Gustav, ihren Thronfolger 180
XXIV. Von eben derselben an ihren General Gouverneur Baron Gyllenstierna 181
XXV. Schreiben von Carls XI. erwünschten Genesung 186
XXVI. Von König Carl XI. an die Reichsräthe 192
XXVII. Von der Königin Christine an den französischen Kanzler von Terlon, über die Verfolgung der Protestanten in Frankreich 194
XXVIII. Eben derselben Billet an den Päbstlichen Schatzmeister 198
XXIX. Von eben derselben an den Cardinal Azzolino 200
XXX. Von dem Cardinal Mazarin an den König Ludwig XIV. 202
XXXI. Von Scaron an das Fräulein d'Aubigne 223
XXXII. Von der Frau Scaron an die Herzogin von Richelieu 225
XXXIII. Von eben derselben an das Fräulein von Lenclos 227
XXXIV. Von eben derselben an die Frau von Chantelou 229
XXXV. Von eben derselben an eben dieselbe 231

XXXVI. Von eben derselben an ihren Bruder S. 234
XXXVII. Von eben derselben an den vorigen 236
XXXVIII. Von eben derselben an den vorigen 238
XXXIX. Von der Frau von Maintenon an den Abt Gobelin 247
XL. Von eben derselben an die Marquisin von Havrincour 249
XLI. Von eben derselben an den Herzog von Beauvilliers 254
XLII. Von dem Bischof von Chartres an den König Ludwig XIV. 255
XLIII. Von der Prinzeßin des Ursins an die Frau von Maintenon 262
XLIV. Von Ludwig XIV. an die Gräfin von Armagnac 268
XLV. Von eben demselben an den König Jacob von Engelland 270
XLVI. Von eben demselben an die Königin, seine Frau Mutter 272
XLVII. Bittschreiben der Mad. Fouquet an den König 279
XLVIII. Von Montaigne an seine Gemahlin 283
XLIX. Von eben demselben an den Kanzler Hospital 286
L. Von eben demselben an den Königlichen Staatsrath von Mesmes 292
LI. Von dem Bischof Fleschier an den König 296
LII. Eben desselben Porträt 299
LIII. Von eben demselben über das Alterthum der Geschichte und ihrer Scribenten 310
LIV. Von eben demselben von den Eigenschaften eines Geschichtschreibers ꝛc. 320
LV. Von eben demselben an einen unglücklichen Freund 330
LVI. Von eben demselben an den vorigen 332
LVII. Von eben demselben an den Herrn le Pelletier, über die Schwachheiten des Alters 333

LVIII. Von Racine an Boileau S. 338
LIX. Antwort von Boileau 341
LX. Von Racine an seinen Sohn 342
LXI. Von Rousseau an den Baron von Bretevil 349
LXII. Von eben demselben an den Herrn Boutet 355
LXIII. Von eben demselben an den vorigen 359
LXIV. Von eben demselben an den vorigen 362
LXV. Von eben demselben an den vorigen 365
LXVI. Von dem jüngern Racine an Brossette 368
LXVII. Von eben demselben an den vorigen 369
LXVIII. Von Popen an den Herzog von Buckingham 372
LXIX. Von eben demselben an Blount 378
LXX. Von eben demselben an Steele 382
LXXI. Von eben demselben an Addison 387
LXXII. Von eben demselben an Herrn *** 389
LXXIII. Von eben demselben an Congreven 393
LXXIV. Von Herrn ** an Popen 395
LXXV. Von Popen an Herrn ** 402
LXXVI. Satyrische Zueignungsschrift von Popen 405
LXXVII. An einen Freund, von Popens Recept zu einem Heldengedicht 407
LXXVIII. Von dem Abt le Blanc über die Engelländer 416
LXXIX. Von dem Grafen von Dhona an Baylen 421
LXXX. Von Baylen an den Herrn Minutoli 425
LXXXI. Von eben demselben an den vorigen 427
LXXXII. Von dem Baron von Walef an Baylen 430
LXXXIII. Von dem Lord d'Albemarle an Baylen 434
LXXXIV. Von Baylen an den Baron von Walef 435
LXXXV. Von dem Herrn von St. Mard 439
LXXXVI. Von eben demselben 445
LXXXVII. Von dem Abt le Blanc an den jungen Crebillon 449
LXXXVIII. Von eben demselben 455

LXXXIX. Von eben demselben an den Herrn von Buffons S. 471
XC. Von dem Herrn von Montesquiou an den Grafen v. Guasco 481
XCI. Abschied der Fr. Nowe von ihrer Schwiegermutter 483
XCII. Einige Nachrichten von dem Leben des Großvizirs Topal Osman Pacha 487
XCIII. Von dem Muretus an den Sacratus 511
XCIV. Von der Frau von Lambert an eine Klostervorsteherin, über die Erziehung eines jungen Frauenzimmers 525
XCV. Von eben derselben an den Herrn von Sacy über den Tod des Herzogs von Bourgogne 528
XCVI. Von dem Erzbischof von Fenelon zu Cambray an die Marquisin von Lambert, über die vorige Materie 535
XCVII. Von der Frau von Lambert an den Herrn *** von der wahren Glückseligkeit 536
XCVIII. Von Herrn Young an Herrn K** 542

Vermischte Briefe.

Erstes Buch.

Erster Brief.

Phalaris an den Aglaus. *)

Wir haben unser ganzes Vermögen, das uns GOtt gegeben hat, auf die ungewissen Zufälle des Glücks, nicht in den Schoos der Erde vergraben, wie du räthst; sondern an Freunde gegeben, die unsere Ge-

*) Phalaris war ein berühmter Tyrann der Agrigentiner in Sicilien. Obgleich dieses Wort bey den Alten nicht immer in der verrufenen Bedeutung vorkömmt, so giebt man ihm doch wegen seiner Grausamkeit viel Schuld. Seine

Geschenke nicht verschmäheten. Du hast dich bisher auch nicht einmal hiezu willig bezeigt, daß wir, so viel an euch Freunden liegt, wenn wir ja die Herrschaft einmal verlieren sollten, noch einige Hofnung haben könnten. Aber ob du gleich sonst dich geweigert hast, so erweise mir doch jetzt wenigstens die Gefälligkeit eines Freundes dadurch, daß du dieses Geschenk annehmest und mir als ein anvertrautes Gut aufhebest. Denn wir werden keinen Ort der Erde für sicher halten, wenn wir euch, vortrefflichsten Freunde, unbeständiger als Sommerstaub finden und vorübergehen müsten. Wenn es euch wohlgehet, so werde ich mich, auch bey einem widrigen Schicksal, darüber freuen, und mich nichts destoweniger selbst für glücklich halten.

Briefe, deren ihm 148. zugeschrieben werden, geben keinen so schlimmen Begriff von ihm. *Epist. Phalaridis et veterum Graecorum per Eilh. Lubinum.* In bibliop. Commelin. 1609. 8. Ueber ihre Richtigkeit wird gestritten. v. *Fabricii* Bibl. Gr. l. 2. c. 9. §. 1. sq. Vol. I.

Zweyter Brief.

Phalaris an den Pythagoras.

Ich gestehe, des Phalaris Tyranney scheint von des Pythagoras Philosophie ungemein weit entfernt zu seyn. Indessen, wenn sich dieses auch so verhielte, so sehe ich doch nicht, warum wir nicht einmal zusammen kommen und einander recht kennen lernen sollten. Denn es könnte vielleicht eine Unterredung die weiten Entfernungen nähern und zusammen verbinden. Ich bin in der That aus dem, was ich durch das Gerüchte von dir gehört, überzeugt, daß du der beste Mann seyst: aber von mir übereile dich nicht zu urtheilen. Die falsche Meynung, die man von mir hat, betrübt mich. Es ist auch für mich wegen der beschuldigten Tyranney, nicht rathsam, zu dir zu kommen: denn wenn ich ohne Waffen und Leibwache käme, so würde ich meinen Feinden ausgesetzt seyn; und wenn ich damit käme, so würde der Argwohn alles Vertrauen schwächen. Was dich aber betrifft, so hast du alle Sicherheit und

nicht die geringste Gefahr, zu mir zu kommen und ruhig bey mir zu leben. Wenn du mich aber prüfest, (indem du mich als einen Tyrannen prüfen wirst) so hoffe ich, wirst du mich mehr Bürger als Tyrannen finden; und wenn du mich als Bürger prüfst, so wirst du sehen, daß ich aus Noth auch etwas vom Tyrannen an mir habe. Denn es kann niemand eine solche Herrschaft behaupten, der nicht ein wenig grausam ist. Ob aber die Gelindigkeit in der Tyranney ohne Gefahr sey, darüber und wegen anderer Sachen mehr, möchte ich gerne mit dir reden. Ich werde dir in der That folgen, den gelindern Weg zu gehen, wenn auch die Wahrheit mit des Pythagoras Reden mich überzeugt, daß mir dieses gewiß nützlich seyn wird.

Dritter Brief.

Phalaris an den Epistrat.

Du bildest dir ein, als ob du an den glücklichsten Mann schreibest. Aber ich will dir meine Umstände kurz und in einem Innbegriff sagen. Wenn das glücklich heißt, seine

seine Eltern frühzeitig verlieren, in der Jugend unglücklicherweise aus seinem Vaterlande verstoßen werden, den größten Theil seines Vermögens einbüssen, in wilden Sitten erzogen werden, beleidigt aus jedem Lande fliehen: nicht nur von seinen Feinden, sondern auch von denen, welchen man Wohlthaten erwiesen hat, verfolgt werden; endlich als Tyranne in der Tyranney das Leben verabscheuen: Wenn das glücklich heissen kann; so bin ich freylich glücklich.

Vierter Brief.

Phalaris an die Athenienser.

Perilaus, euer Bildhauer, ihr Athenienser, ist zu uns gekommen, und da er einige ziemlich vollkommene Werke (was die Kunst anbetrifft) bey sich führte, so haben wir ihn deswegen gerne aufgenommen, und ihn sowohl wegen seiner Geschicklichkeit, als auch besonders um des Vaterlandes willen, mit würdigen Geschenken belohnt. Es hat aber derselbe in nicht gar langer Zeit einen Ochsen von Erzt gegossen, der größer als die natürlichen ist, und

nach Agrigent gebracht. Wir freueten uns also über ein so gut nachgemachtes Thier, das seine Arbeit und Nahrung mit dem Menschen theilet; wir fanden das Kunststück einer königlichen Achtung werth, und daß man es in der Welt aufbehielte: denn noch hatte er uns nicht die darinn versteckte tödtliche Absicht gezeigt. Nachdem er aber die Decken weggenommen, und die Seite eröfnet hatte, so zeigte er uns die grausamste Erfindung zu morden, und die allerschrecklichste Todesart. Ich lobte darauf seine Kunst, aber ich bestrafte ihn wegen seines unmenschlichen Herzens mit dem Tode; und weil wir keinen größeren Verbrecher fanden als den Künstler selbst, so hielten wir ihn würdig, die Richtigkeit seiner eigenen Erfindung vor allen andern zu beweisen. Wir schlossen ihn also in den Ochsen ein, und zündeten Feuer umher an, wie er selbst gelehrt hatte, damit er verbrennen sollte. Er hat aber die Richtigkeit seiner unseligen Wissenschaft genau bewiesen: denn wir sahen weder den Gepeinigten, noch hörten wir sein Winseln und Schreyen. Die inwendig eingeschrienen Klagen tönte das Metall nur gegen die horchenden Peiniger heraus. Ich verwun-

wunderte mich aber, und glaube es noch jetzt nicht, da ich vernahm, daß ihr Athenienser wegen der Hinrichtung des Werkmeisters unwillig, und über uns böse wäret. Denn, wenn ihr das etwa tadelt, daß wir ihm nicht eine noch grausamere Todesart wiederfahren lassen, so kann ich mich bey euch sogleich dadurch rechtfertigen, daß wir keinen peinlichern Tod haben ausdenken können, als diesen. Wenn ihr es aber übel nehmet, daß ich ihn überhaupt habe tödten lassen, so laufet ihr zugleich alle Gefahr, ihr, die ihr euch der Menschlichkeit so sehr zu rühmen pfleget, daß ihr der entsetzlichsten Grausamkeit schuldig seyd. Denn es muß entweder das Werk eines einzigen Mannes oder eurer ganzen Stadt seyn. Dieses aber erhellet allein durch eure Gesinnung gegen mich. Wenn nämlich dieser Mensch mit Recht umgekommen ist, und niemand unter den Athenienfern an seinem bösen Herzen und an seiner Erfindung Theil nimmt: warum tadelt ihr mich? Ist er aber unrechtmäßig getödtet; so bekennet ihr allerdings damit zugleich, daß ihr nichts besser seyd, als Perilaus. Doch, ich gebe es noch nicht zu, daß er unrechtmäßig getödtet worden, ehe ich

mich nicht selbst überführen kann, daß ich ungerecht verfahren habe, obschon Tyrannen im Rufe stehen, daß man von ihnen keine Billigkeit oder Gerechtigkeit erwarten dürfe. Denn was nur zu seiner Erhaltung dienet, das scheinet Recht zu seyn: Aber dann scheine ich unter meine Sicherheit und unter die stärkste Macht meiner Herrschaft zu fliehen, wenn ich eine ungehörige Todesstrafe vollziehen zu lassen schiene. Ich habe das Vertrauen, daß niemand unter euch, oder andern Griechen diese Marter an einem Menschen ungerecht vorkommen werde, der sie für andere ausgedacht und verfertigt hatte, sowohl um aller übrigen willen, als auch besonders wegen meiner selbst, weil mir diese Todesart, womit ich ihn bestrafte, die billigste schiene, ob er gleich diese allerschmerzhafteste Marter für mich gegen meine Feinde erfunden hatte. Ich habe indessen nicht sowohl dabey auf meine Sicherheit gesehen, worinn ich nach natürlichen Rechten zu befehlen habe; sondern ich habe nur auf das, was an und vor sich selbst und schlechterdings gerecht wäre, mein Augenmerk gerichtet. Ich wuste aber auch das, daß es mir günstig wäre, viele herbere

Todes-

Todesarten bestehen zu lassen, und daß ich mehr Nachstellungen empfinden würde, wenn ich mich sanftmüthiger bezeigte, als man von mir glaubt; daß ich ferner durch die Bestrafung dieses Menschen andere in jedem Vorfalle ihren Eifer wider mich zu zeigen abschrecken würde, und daß es endlich vielleicht besser wäre, gewaltsam zu seyn, um der Nothwendigkeit willen, wozu mich meine Angreifer bringen. Da ich nun dieses alles wuste, und mich künftig um ein gutes Gerücht nicht viel zu bekümmern habe, so hielt ichs für unbillig, einen Menschen, der der Erfinder einer solchen Todesart gegen andere gewesen war, ungestraft gehen zu lassen. Mit welcher List er also für gut befunden, andere Menschen, die ihm nichts zu Leyde gethan, zu verbrennen; nach solcher ist er mit Recht von uns, die er eines solchen Geschenks werth achtete, selbst hingerichtet worden. Vielleicht möchte jemand unter euch, ihr Athenienser, der diese unvermuthete Gerechtigkeit höret, daß man denjenigen mit eben dem Tode strafen müße, den er wider andere aussinnet, vielleicht möchte jemand meynen, daß ich selbst vielen Furien zu Theil werden müste, ja daß ihnen zusammen die

Seele

Seele eines einzigen noch nicht genug sey, und daß ich wider mich selber viele Todesarten vorschreiben müsse. Wenn ihr aber die Sache ohne Groll und Haß betrachten wollet, so werdet ihr finden, daß wir es weder mit frölichen Herzen thun; noch, wenn wir nach der Schickung GOttes leyden sollten, mit Recht unglücklich sind. Denn ob wir gleich wegen der Tyranney Macht haben, Grausamkeiten auszuüben; so wissen wir doch wohl, daß sie abscheulich sind; und da wir nichts von unsern Thaten zurücknehmen können; so bekennen wir doch, daß diese entsetzlich sind. Aber ach! wären wir nur nicht durch eine saure Noth dazu getrieben worden! Und gewiß, keiner sollte dann gegenwärtig in der Gelindigkeit mehr gelobt werden, als ich. Denn wer ist wohl unter euch, ihr Athenienser, oder unter andern Menschen, der seinen Todfeind nicht bey Gelegenheit mit aller Rache aufgeopfert hat? Da ich also den Perilaus auf diesem Fuße antraf, so habe ich ihn getödtet. Mein Gewissen sagt mirs freylich selbst, daß ich schmähliche Handlungen begangen habe. Es bleibt mir aber doch der Trost, daß ich sie nicht ohne Veranlassung und

mit

mit frölichem Herzen begangen habe; welchen Troſt diejenigen nicht haben, die ich beſtrafen muſte. Und überdas, ihr weiſeſten unter den Völkern, ihr Athenienſer, ſo habe ich auch hierinn eure Gewohnheiten nachgeahmt. Er hat das, was uns Tyrannen zu haben anſtändig iſt, geſucht; und wir haben uns gerecht gegen ihn bewieſen, nicht ſo, wie wir von Natur ſind, ſondern wozu er uns ſelbſt hat machen wollen. Wiſſet ihr nun wohl, daß ich weder Perilaus ſeyn würde, wenn ich ein Bürger wäre, noch er Phalaris, wenn er Monarch wäre? Euch wird es in der That ſchimpflich ſeyn, wenn ihr über ſeine Beſtrafung böſe ſeyd, oder wenn ihr auch ſelbſt nicht ſolche Leute beſtrafen wolltet. Denn er hat überhaupt alle Menſchen beleydigt, daß er eine ſolche Todesart ausgedacht, und beſonders euch, daß er euch einen Flecken der Grauſamkeit angehängt, und den Charakter der Stadt beſchimpft hat. Ich glaube alſo, daß ihr alle die Art ſeiner Beſtrafung billigen werdet; denn dergleichen Bürger ſind es werth. Iſt aber jemand, dem dieſer Tod nicht gefällt, der wiſſe, daß er auch nicht einmal dem Perilaus gefiel.

Fünf-

Fünfter Brief.

Phalaris an den Lysikles.

Ich wundere mich nicht, Lysikles, daß du weder mit deinem Vater, noch mit deinem Sohne etwas ähnliches hast. Denn du bist weder des Lysikratres Sohn, noch des Neoptolemus Vater. Man sagt, daß dieses deine Mutter und deine Frau gegen viele Sicilianer versichert, und deswegen viel Lob erhalten haben. Denn auch dies einzige ist es, daß jederman bewundern kann, daß sie bey niemand, insonderheit aber bey denen, die darum wissen, nicht lügen.

Sechster Brief.

Phalaris an den Stesichorus.*)

Ich höre, daß du voller Furcht und Schrekken bist, da du unsere Macht überlegest, und dich zugleich erinnerst, was du in der Repu-

*) Ein berühmter griechischer Odendichter, dessen Werke

Republik wider mich vorgenommen hast. Ich wundere mich aber über dich, wenn du jetzt erst anfängst erschrocken zu seyn, und nicht gleich damals, als du die Republik wider mich regiertest, und (wie du den Himmerensern vorhersagtest) einen bösen Anfang unterstützen wolltest, daß du nicht gleich damals erwogen hast, wie geschwind deine Weissagung gegen die Himmerenser eintreffen könnte. Wenn du also den Tod verachtetest, wie ein weiser Mann thun muß; warum thut dir nun, du unbeständiger, der Kopf weh, da du doch bey der damaligen Erwartung noch immer muthig bliebest, auch das Herannahende großmüthig zu ertragen? Wenn du aber (wie du furchtsam bist) vor unserer künftigen Bestrafung zitterte st; warum hast du denn damals so viel muthwilliges Geschrey gemacht, und dir einen so mächtigen Feind auf den Hals geladen, indem du mich boshaft und stolz nennest, und in öffentlichen Versammlungen sogar gewisse Stellen aus deinen Gedichten wider mich anführest: Warum hast du dich doch als ein

Mus-

Werke bis auf einige wenige Fragmente, die noch in etlichen Sammlungen vorkommen, verlohren sind.

Musicus und Poet zu einer Lebensart begeben, die solchen Beschäftigungen ganz entgegen ist, da du stille in Ruhe hättest sitzen können, und keine heisseren Geschäfte zu berühren brauchtest, als die Poeten anständig sind? Weil du aber lieber Anführer eines Volks hast seyn wollen, als Poet; so must du auch das erwarten, nicht was Poeten und Tonkünstler, sondern was Anführer zu erwarten haben, wenn sie in der Feinde Hände kommen.

Siebenter Brief.

An die Himmerenser.

Wir haben den Stesichorus losgelassen, ihr Himmerenser, und alles vergessen, was er wider uns in seiner Verwaltung der Republik gethan hat; doch dies nicht um eurer Fürbitte willen, (denn so wäre er schon oft, und nicht einmal umgekommen) sondern wir haben ihn den Göttinnen, die über ihn zu gebieten haben, und andern Göttern und Helden, die im Himmerensischen Lande wohnen, zu gefallen losgelassen. Denn über diese können wir uns

uns im geringsten nicht beschweren, obschon über euch sehr viel. Ihr wisset aber selbst, was für Böses er unternommen hatte: doch ich verehrte einen heiligen, wegen seiner Weisheit so sehr berühmten und den Musen wirklich geweihten Mann zu sehr, als daß ich ihn mit dem geilen und närrischen **Conon** hätte gleich setzen und tödten sollen. Nein, ich wünschte vielmehr, daß ich solche Männer unsterblich machen könnte. Euch aber, ihr Himmerenser, empfehle ich aufs freundschaftlichste, daß ihr ihm wegen der abgeschmackten und unbesonnenen Dinge, die er zuletzt in seiner Regierung gethan hat, nichts zu Leyde thut. Denn er hat sich nicht freywillig dazu gedrungen, wie ich von denen höre, die nach Aläsa kommen; sondern er hat eurer Unbilligkeit und ungestümen Eifer weichen müssen. Höret also auf, ihm Zwang anzuthun, und wählet Leute, die dazu geschickter sind. Lasset den **Stesichorus** in Ruhe seiner Laute abwarten, und bringet mir nicht dergleichen Feinde auf den Hals, mit denen ich vielleicht nicht so umgehen möchte, als mit ihm. Wenn ihr aber gar keine Regenten der Republik habt, so nehmet einige solche unter euch an, die ich mit gutem Gewissen

umbringen kann, wenn ich sie nach meinem Gutbefinden gefangen nehmen werde, und euch einen Gefallen erweisen will.

Achter Brief.

An den Stesichorus.

Sage von mir nur nichts, lieber Stesichorus, weder in deinen Oden, noch sonst jemals. Ich verlange nichts mehr, als daß meine Umstände verschwiegen bleiben. Andere kannst du nach deinem eigenen Gutbefinden nennen, und was dir die Begeisterung eingiebt; das ist mir nicht zuwider. Uebrigens fliehe vor allen Dingen das Regentenleben, und spiegle dich an meinem Exempel; selbst, wenn ich andern der glücklichste Mensch zu seyn schiene, so weiß ich am besten, wie sehr ich innerlich betrübt war. Wenn du aber von mir glaubst, daß ich nach Verdienst leyde, da ich aus freyer Begierde nach der Oberherrschaft gestrebt habe; wolltest du denn nicht auch glauben, daß dir in deiner Regierung für das Vaterland und die Herrschaft des Volks, mancherley Verdrüslichkeiten vorfallen

fallen werden? Setze jetzt einmal meine eigenen Umstände bey Seite: Betrachte dich nur selbst recht genau, mein Stesichorus; niemals ist wohl jemand nach besseren Absichten noch durch einen unverwerfflichern Weg zur Republik gekommen, als du; und dennoch überlege bey dir selbst, was du vorher ausgestanden hast, und was du noch hättest ausstehen müssen, wenn ich nicht ein solcher Feind gewesen wäre. Es ist also gut, wenn auch jemand auf einem sichern Flusse fährt, und das Glück günstig in seine Segel bläßt, daß er doch nicht alles dem blossen Glücke überlasse. Du bist jetzt weder der Himmerenser Tyrann, noch allen Menschen verhaßt, wie ich: sondern du besorgtest die Staatsgeschäfte, und giengest nach deiner Meynung mit Freunden um, weswegen ich dein Feind war. Ich hätte auch die Herrschaft nicht an mich gerissen, wenn es noch zu thun wäre, um deinetwillen und meiner Zuneigung gegen dich. Aber alles wohl überrechnet, so bedenke, wie viel du davon ausgestanden hast. Betrachte auch einen solchen, wenn du willst, dem die Bürger nichts zu Leyde, sondern alles Gutes gethan, und der nicht ihre Undankbarkeit, wie du, erfahren hat: dann wirst

du gewiß einsehen, daß derjenige klug handelt, der die Staatsgeschäfte fahren läßt, und seinen eigenen recht abwartet, und der nichts beßers für sich selbst zu thun glaubt, als darauf zu sehen, wie er recht vergnügt leben könne.

Neunter Brief.

An eben denselben.

Nikokles von Syrakus, den du vielleicht kennest, ein berühmter Mann (und solche Leute können dem Stesichorus nicht unbekannt seyn) ist durch den Tod seiner Frau aufs empfindlichste betrübt worden. Er hat auch Ursache, betrübt zu seyn; denn sie war seines Bruders Tochter und seine Frau. Dieser Nikokles, welcher vermuthlich wuste, daß wir gute Freunde zusammen wären, hat seinen Bruder Kleonikus zu mir geschickt, und mich um eine Fürsprache bey dir gebeten, daß du auf die Verstorbene ein Lobgedicht machen möchtest. Wie ich auch von den Syrakusanern höre, die ihr das Zeugnis der tugendhaftesten und sittsamsten Frau geben, so verdiente sie wohl von dir besungen

gen zu werden. Du hast zwar von den Menschen deiner Zeit nichts schreiben wollen, daß man deine Dichtkunst nicht etwa für feil halten möchte: ihr Tod ist aber doch auch in unserer Zeit werth, betrauert zu werden. Schütze mir also nicht deinen gewöhnlichen Vorsatz vor, und schlage meine Bitte nicht ab. Es ist unbillig, daß Phalaris von dem Stesichorus etwas vergebens bitten sollte: nicht, als wenn du mir für etwas verbunden wärest, sondern weil ich die gehegte Meynung von dir gerne bestätigt sehen möchte. Erzeige mir also durch deinen reichen Witz diese öffentliche Gefälligkeit; wodurch du meine Bitte erfüllen und meinen Freund verbinden wirst. Wenn du mir diese Gefälligkeit erweisen willst; so wisse nur noch, daß die Frau Klearista heißt; sie ist von Syrakus, des Echekratides Tochter; sie hat sechzehn Jahre mit ihrem Manne gelebt, und ist Mutter von zween Söhnen geworden; in ihrem dreysigsten Jahre aber ist sie an der Schwindsucht gestorben. Und das wäre der Hauptinnhalt. Ich wünsche, daß dich die Musen, in deren Gewalt du bist, begeistern mögen, daß du alle Stellen des Gedichts würdig ausführen könnest;

daß die Verwandschaft dieser Göttinnen dein geweihtes und liederreiches Haupt sowohl durch andere Lieder, als auch durch eines auf die jetzt erwähnte Klearisse ausschmücken möge.

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Zehenter Brief.

An eben denselben.

Ich danke dir unbeschreiblich für das Carmen auf Klearisten. Du hast meine Bitte vollkommen erfüllt, du hast alle Theile der Materie sehr schön ausgeführt, und die Erfindung des Gedichts ist nicht nur von mir bewundert worden (denn ich bewundere alles von meinem Stesichorus gleich stark), sondern auch von vielen Agrigentinern, die es zugleich angehört haben. Indessen wird es nicht allein von den Menschen unserer Zeit gehört und gelobt werden; es wird auch von unserer ganzen Nachwelt seinen Beyfall erhalten. Ich danke dir also nochmals für dieses Gedicht verbindlichst. Du hast durch meine Bitte auch diesen Gesang den gegenwärtigen und zukünftigen Menschen geschenkt. Uebrigens bitte ich dich bey Himmel

und

und Erde, daß du in deinen Gedichten von mir und meinen Umständen nicht das geringste erwähnest (denn ich fürchte so etwas nach deinem Briefe); weder, daß ich böse, noch gut gewesen sey. Mein Name ist wegen meines Standes für die Proben ungeschickt. Ich wünsche aber, daß Phalaris in dem Stesichorus selbst eingeschrieben seyn möge; er mag nun für besser oder schlimmer gehalten seyn, als ihn das Gerüchte unter den Leuten gemacht hat.

Eilfter Brief.

An den Pelopidas.

Ich kann dem Stesichorus nichts davon schreiben, warum du bittest. Er würde sich auch nicht entschliessen, auf einen noch lebenden ein Lobgedicht zu machen, wenn ich ihn gleich selbst darum bäte. Ich begnüge mich damit, daß er mir die Gefälligkeit erwiesen hat, auf die Frau des Nikokles ein Gedicht zu verfertigen. Wilst du aber etwas von mir bitten, das nicht auf fremder, sondern auf meiner Macht beruhet, so schreibe nur her.

Zwölfter Brief.

Von Cicero an seinen Bruder Quintus. *)

Ob ich gleich nicht zweifelte, daß viele Nachrichten und das fliegende Gerüchte selbst meinem Briefe zuvorkommen würden, und du zum voraus schon durch andere erfahren würdest, daß meine Sehnsucht und dein mühsames Amt noch das dritte Jahr fortdauren sollen, so habe ich dennoch geglaubt, daß auch ich dir diese unangenehme Nachricht überschreiben müste. Denn in meinen vorigen Briefen habe ich nicht einmal, sondern oft, obgleich andere die Sache

*) Q. Cicero war Stadthalter in Asien, und sein Bruder, der Consul, schrieb diesen Brief an ihn, den man als einen sehr guten Regentenspiegel ansehen kann. Er lobt und tadelt mit der grösten Feinheit, und selbst sein Lob sind verdeckte Regeln. Insonderheit suchte er ihn, wegen des Jähzorns, den man ihm vorwarf, zu bessern. Der Herr Hofrath Gesner hat es als ein würdiges Stück der Politik aus den römischen Zeiten seinem Enchiridio mit einverleibt.

Sache verlohren gaben, dennoch zu einer baldigen Ablösung Hofnung gemacht, nicht sowohl, daß ich dich so lang als möglich mit einer angenehmen Vorstellung unterhalten möchte, als weil ich und die Prätoren uns so viele Mühe gaben, daß ich an einem guten Ausschlag der Sache nicht zweifelte. Da nun weder diese mit ihrem Ansehen, noch ich mit meinem Eifer etwas ausrichten können, so ist es freylich schwer, darüber nicht verdrüslich zu werden. Indessen müssen wir doch unsern Muth, der schon in dergleichen Staatsämtern manche Probe ausgehalten hat, nicht sinken lassen, und über eine Verdrüslichkeit nicht kleinmüthig werden. Wenn den Menschen dasjenige am empfindlichsten seyn muß, was sie sich durch ihre eigene Schuld zugezogen haben, so habe ich gewiß hierinn etwas mehr zu tragen, als du. Denn ich bin schuld daran, daß du nach dem ersten Jahre nicht abgelöst worden bist, wogegen du sowohl bey der Abreise mit mir mündlich als auch hernach schriftlich dich bearbeitet hattest. Ich gedachte für das Beste der Bundesgenossen zu sorgen, der Unverschämtheit gewisser Kaufleute Grenzen zu setzen, und unsern

Ruhm durch deine Verdienste zu vergrössern; aber ich habe doch nicht weise darinn gehandelt, zumal da ich dies damit veranlaßt habe, daß das zweyte Jahr noch das dritte nach sich ziehen konnte. Indem ich meinen Fehler bekenne, so hast du nach deiner Weisheit und Leutseligkeit dafür zu sorgen, daß du ihn durch deinen Fleiß verbesserst. Und wenn du dich selbst noch mehr anspornen wirst, von allen Seiten ein gutes Gerüchte zu erhalten, daß du nicht sowohl andere, als dich selbst jetzt zu übertreffen suchest; wenn du alle deine Sinnen und Gedanken zu einer vorzüglichen Ruhmbegierde in allen Stücken anfeurest; so glaube mir, daß ein einziges Jahr, womit deine Arbeit verlängert wird, uns auf viele Jahre Freude, und unsern Nachkommen Ehre machen wird. Ich bitte dich also vor allen Dingen, daß du nicht verzagt und kleinmüthig werdest, und dich von der Menge der Arbeit nicht wie von Meereswellen hinreissen lassest, sondern daß du dich vielmehr ermuntern, und der Arbeit widerstehen, oder besser zu sagen, ihr freywillig entgegen gehen mögest. Denn du führest kein solches Amt, das der Herrschaft des Glückes unterworfen ist, sondern

wo das meiste auf Verstand und Fleis ankömmt. Wenn ich sähe, daß du in einem grossen und gefährlichen Kriege länger commandiren solltest, so würde ich in Gedanken zittern, weil ich zu gleicher Zeit sähe, daß wir länger unter der Gewalt des Glückes stehen sollten. Nun aber hast du ein solches Amt, woran das Glück keinen oder doch sehr wenigen Antheil hat, und welches mir ganz auf deiner Tugend und Mäßigung des Gemüths zu ruhen scheint. Wir haben uns nach meiner Meynung vor keinen feindlichen Nachstellungen, vor keiner Schlacht, vor keinem Abfall der Bundesgenossen, vor keinem Mangel an Sold oder Fourage, vor keinem Aufruhr der Armee zu fürchten; dergleichen oft den weisesten Männern begegnet ist, daß sie eben so wenig, als die besten Steuerleute den Sturm, die Gewalt des Schicksals haben besiegen können. Du lebest in der grösten Stille und Ruhe, doch so, daß sie einen schlafenden Steuermann wohl überwältigen, einen wachenden aber auch ergetzen kann. Denn einmal gehöret diese Provinz zu unsern gefälligsten Bundesverwandten, und was zweitens ihre Bürger betrifft, so stehen sie entweder als Pächter

ter der Zölle mit uns in genauer Verbindung, oder wenn sie sich sonst durch den Handel bereichert haben, so glauben sie doch ihr ganzes Glück meinem für sie günstigen Consulat schuldig zu seyn. Aber auch unter diesen Leuten entstehen oft große Streitigkeiten, vielerley Beleidigungen und schwere Processe. — Gerade, als wenn ich glaubte, daß du es nicht ein wenig mühsam hättest. Ich weiß, daß es eine große Last ist, und viel Einsicht erfordert. Doch erinnere dich, daß mir diese Last mehr auf die Einsicht als auf das Glück anzukommen scheint. Denn was kostet es doch wohl für Mühe, diejenigen, die deinen Befehlen unterworfen sind, in Ordnung zu erhalten, wenn du ihnen selbst das erste Exempel an dir giebst. Es ist dieses so leicht nicht, und ich bekenne, daß es für gewisse Leute das allerschwerste ist: Dir ist es immer leicht gewesen, und es hat auch nicht anders seyn können. Deine Gemüthsart ist so glücklich, daß es scheint, sie würde auch ohne Unterweisungen sich haben beherrschen können, du hast aber dazu noch eine solche gehabt, die auch die fehlerhafteste Natur veredeln kann. Wenn du dem Geldgeiz, der Wollust und aller Habsucht

sucht widerstehen wirst, wie du thust: sollte es denn wohl schwer seyn, den ungerechten Handelsmann, oder den eigennützigen Zollpächter im Zaum halten zu können? Die Griechen werden dich bey einer solchen Aufführung als einen Mann aus dem vorigen Weltalter ansehen, oder gar als einen Halbgott, den der Himmel ihrer Provinz zugeschickt hätte. Ich schreibe dieses jetzt nicht, um dich zu einer solchen Aufführung zu ermuntern, sondern dich zu freuen, daß man dich an diesem Gemählde erkennet. Drey Jahre lang Asien regiert zu haben, ohne daß deine Redlichkeit und Enthaltung den geringsten Anstoß von Begierden nach Geld und Gut, nach Kostbarkeiten in schönen Meublen, nach vielen Bedienten und dergleichen, woran diese Provinz einen Ueberfluß hat, gelitten, das ist ohne Zweifel etwas sehr rühmliches. Was kann man mehr wünschen, als daß eine solche Tugend, eine solche Mäßigung und Herrschaft über sich selbst nicht in der Dunkelheit versteckt bleibe, sondern sich im Lichte vor ganz Asien, vor den Augen der angesehensten Provinz zeige, und in den Ohren aller Nationen erschalle? Daß die Menschen nicht über deine Reisen in Furcht

gerathen, nicht durch Aufwand erschöpft werden, oder über deine Ankunft erschrecken? daß man sich, wo du hinkömmst, sowohl öffentlich als in den Häusern der grösten Freude ergiebt; da die Stadt ihren Beschützer, nicht ihren Tyrannen, die Häuser einen Gast, nicht ihren Verwüster, aufzunehmen glauben.

In diesen Umständen hat dich die Erfahrung selbst schon belehrt, daß es nicht genug sey, daß du selbst diese Verdienste besitzest, sondern daß auch alle übrige Bedienten deiner Stadthalterschaft hierinn mit dir nothwendig gemeine Sache machen müssen, den Bundesgenossen, den Unterthanen und der Republik nützlich zu seyn. Du hast zum Glück solche Generale bey dir, die schon von selbst auf ihre Ehre sehen werden, unter welchen der alte Tubero an Ansehen der vorzüglichste ist, der nach meiner Meynung, da er zumal eine Historie schreibt, sich viele Muster aus seinen Jahrbüchern wählen kann, deren Nachahmung ihm angenehm und leicht ist. Unser Valienus aber ist sowohl wegen seiner Redlichkeit und Freundschaft als auch wegen seiner Bemühung dir zu Gefallen zu leben schätzbar. Denn was

soll

soll ich vom Gratidius sagen? Ich weiß, daß ihm seine Ehre so am Herzen liegt, daß er nach einer brüderlichen Liebe gegen uns, zugleich für die unsrige mit arbeitet. Du hast zwar einen Quästor, den du dir nicht nach eigenem Gefallen erwählt hast, sondern der dir durchs Looß zugefallen ist. Dieser muß von freyen Stücken ordentlich seyn und sich nach deinen Vorschriften und Einrichtungen bequemen. Wäre ein solcher Mann etwa niederträchtig, so könntest du es in so ferne leyden, als die Vernachläßigung seiner Verbindlichkeiten nur ihn selber beträfe, nicht aber, daß er die ihm anvertraute Gewalt zum Wucher mißbrauchen könnte. Denn ich bin nicht der Meynung, zumal da diese Sitten jetzt auf eine allzugroße Gelindigkeit und Ambition sich stützen, daß du alle Kleinigkeiten untersuchen und richten solltest, sondern einen jeden so viel zu überlassen, als ihm seine Verbindung auflegt. Unter diesen wirst du diejenigen, welche dir die Republik selbst zu Begleitern und Staatsbedienten mitgegeben hat, nach denjenigen Grenzen halten, die ich vorausgesetzt habe. Was aber diejenigen betrifft, die du zur Hausgesellschaft oder zur nö-

thigen

thigen Aufwartung mitgenommen hast, und welche man das Gefolge des Prätors nennt; so fallen ihre Handlungen nicht nur, sondern auch alle ihre Reden auf unsere Rechnung. Doch du hast solche rechtschaffene Leute bey dir, die du leicht lieben kannst: und diejenigen, welche dir etwa keine Ehre machen sollten, sind leicht im Zaum zu halten. Wenn du noch unerfahren wärest, so könnte vielleicht deine Gütigkeit von ihnen hintergangen werden (denn ein ehrlicher Mann denkt selten Böses von andern), aber da dieses schon das dritte Jahr ist, daß du ihre Redlichkeit prüfest, so werden sie auch jetzt so, wie in den vorigen, und noch immer besser und sorgfältiger seyn. Man muß glauben, daß du das, was man sagt, höreſt, aber nicht, daß deine Ohren Lügnern und Ohrenbläsern offen stehen. Dein Siegelring muß nicht unter die Meublen gehören, sondern gleichsam dich selbst vorstellen; er muß sich nicht von andern beherrschen lassen, sondern deine Herrschaft zeigen. Der Stadtdiener *) muß in der Ordnung bleiben, worinn ihn unsere Vorfahren

gesetzt

*) Accensus, der die Ordonnanz bey dem Prätor hatte.

gesetzt haben: sie gaben dieses Amt eben nicht als eine Wohlthat, sondern als Arbeit und Mühe, und zwar nicht leicht andern, als ihren Freygelassenen, die nicht viel besser als Knechte bey ihnen waren. Der Lictor muß nicht sowohl ein Bedienter seiner Gelindigkeit seyn, als der deinigen; sie müssen die gewöhnlichen Ehrenzeichen mehr zur Andeutung deiner Würde und Verdienste, als deiner Gewalt, vortragen. Kurz, die ganze Provinz muß wissen, daß du für aller Unterthanen Wohlfarth, Kinder, Ehre und Güter die zärtlichste Sorgfalt hegest. Man muß glauben, daß du nicht nur denjenigen die Geschenke nehmen, sondern auch denen, welche dergleichen geben, feind seyn werdest, so bald du es erführest. Und jeder wird sich vor dem Geben hüten, wenn dieses bekannt ist, daß man durch diejenigen, die sich einer besondern Gunst bey dir rühmen, nichts von dir zu erhalten pflege. Doch will ich dich dadurch nicht allzuhart oder gar argwöhnisch gegen deine Leute machen. Das ist meine Meynung nicht. Denn wenn keiner von ihnen sich in zwey Jahren des Geizes verdächtig gemacht hat (wie ich vom Cäsius, Chärippus und Labeo höre, und, weil ichs erfah-

ren, glaube) so kannst du diesen und ihres gleichen alles auftragen und anvertrauen. Ist aber jemand, bey dem du so etwas schon angetroffen und bemerket hast; so must du ihm nichts anvertrauen, oder deine Ehre im geringsten nicht bey ihm bloß setzen. Hat sich jemand aus der Provinz, den wir vorher nicht kannten, in deine Freundschaft eingeschmeichelt; so siehe wohl zu, wie viel man ihm trauen könne: nicht als wenn nicht manche ehrliche Leute darunter seyn könnten; man kann dieses hoffen, aber es ist gefährlich zu bestimmen. Das menschliche Herz ist mit vielen Verstellungen und Decken umhüllt: Stirne, Augen und Minen lügen gar oft, und am meisten die Sprache. Wie kannst du also unter derjenigen Gattung von Menschen Freunde finden, die von Geldbegierde eingenommen alles dasjenige entbehren, wovon man uns nicht trennen kann? Wie weißt du, ob sie dich, als einen fremden Mann, aufrichtig lieben, oder sich nur um ihres Eigennutzes willen so stellen? Ich gestehe, daß mir dieses sehr wichtig vorkömmt, zumal da dergleichen Leute fast keines Menschen Freunde sind, und doch alle Prätoren lieben. Hast du etwa einen davon kennen gelernt (denn

es

es ist möglich) der in dir mehr den grossen Mann liebt, als den Prätor, so nimm ihn willig unter deine Freunde auf. Sähest du aber dieses nicht, so must du dich vor keiner Gattung mehr hüten in der Freundschaft, als vor dieser; denn sie kennen die Wege zum Gelde sehr gut, und sind fähig, alles darum zu thun: sie bekümmern sich übrigens wenig um die Ehre desjenigen, mit dem sie nicht leben sollen. Auch unter den Griechen selbst hat man sich bey einigen Freundschaften sehr wohl in Acht zu nehmen, sehr wenige ausgenommen, die noch des alten Griechenlandes würdig sind. Die meisten sind betrügerisch, leichtsinnig und durch eine lange Knechtschaft zur Schmeicheley abgerichtet. Du must ihnen allen heftig begegnen, und einen jeden braven Mann deiner Freundschaft, und des Zutritts zu deinem Hause, würdigen. Ein allzugrosser Umgang mit ihnen, weil sie nicht so getreu sind (denn sie getrauen sich in keinem Stücke unsern Meynungen zuwider zu seyn) ist nicht rathsam; sie beneiden nicht nur uns, sondern selbst die ihrigen.

Verlange ich aber in solchen Dingen, worinn ich mir beynahe selbst etwas zu strenge vorkome, Behutsamkeit und Sorgfalt: was für Gesinnungen erwartest du von mir gegen die Knechte und Bedienten? Wenn wir sie überall in guter Ordnung halten müssen, so ist dieses gewiß in Provinzen doppelt nöthig, und es könnte viel davon gesagt werden. Die kürzeste und leichteste Regel ist diese, daß sie sich auf denen asiatischen Reisen so aufführen müssen, als wenn du hier auf dem Appischen Wege reistest, und daß sie es für einerley halten, ob sie nach Tralles oder Formia kommen. Wäre ein besonders treuer Bedienter darunter, so sey er es im Hause und in Privatsachen: Aber an Dinge, die dein Amt und Umstände der Republik betreffen, muß er sich nicht wagen. Denn wenn man auch treuen Bedienten viele Sachen sicher anvertrauen könnte, so muß man es doch um der übelen Nachrede willen nicht thun. Aber ich weiß nicht, wie mein Brief ein so lehrermäßiges Ansehen bekömmt, da doch dieses anfänglich gar nicht meine Absicht war. Denn was sollte ich demjenigen Lehren geben, den ich zumal in diesen Stücken für eben so klug halte als mich,

und

und in der Erfahrung noch vollkommener? Ich habe indessen doch geglaubt, daß mein Beyfall, den ich deinen Handlungen gäbe, sie dir noch angenehmer machen müste. Es sey also dieses die Grundstütze deiner Würde: Einmal deine Redlichkeit und Enthaltsamkeit; ferner Bescheidenheit aller derer, die zu deinem Gefolge gehören: eine sehr vorsichtige und sorgfältige Wahl in den Freundschaften sowohl bey den Einheimischen in der Provinz, als bey den Griechen; und eine strenge, ordentliche Aufsicht über die Hausgenossen. Da dieses in unsern täglichen und Privatumständen Tugenden sind, so müssen sie bey einer so grossen Regierung, bey so verdorbenen Sitten und in einer so verführerischen Provinz göttlich scheinen.

Diese Zucht und Ordnung kann diejenige Strenge im Befehlen und Urtheilsprechen rechtfertigen, welche du bey denen Vorfällen gebraucht hast, dadurch wir uns einige Feindschaften zu meinem grossen Vergnügen aufgeladen haben. Du möchtest denn glauben, daß ich etwa über die Klagen eines gewissen Pakonius unruhig wäre, der zwar ein Grieche, aber doch ein Mysier oder vielmehr Phrygier ist;

oder daß ich mich an das Geschrey des diebischen und niederträchtigen **Tuscenius** kehrte, dem du mit dem grösten Recht das unedelste Begehren aus dem unreinen Rachen gerissen hast. Diese und dergleichen andere Beyspiele voller Strenge, die du in jener Provinz aufgestellet hast, würden wir ohne die grösste Redlichkeit nicht leicht über uns nehmen können. Man folge also im Rechtsprechen immer der grösten Strenge, nur daß sie nicht nach Gunst verändert werde, sondern gerade durchgehe. Allein bey dem allen ist doch nur wenig damit geholfen, daß du selber im Rechtsprechen behutsam und billig bist, wenn nicht auch zugleich diejenigen es sind, denen du einen Theil des richterlichen Ansehens übertragen hast. Bey der Verwaltung Asiens kommen mir die Geschäfte nicht sehr mannigfaltig vor, sondern sie beruhen nach meiner Meynung fast ganz auf dem richterlichen Amt: und darinn kann man sich leicht, zumahl durch die Kenntniß der Landesumstände finden. Man muß standhaft und unbeweglich seyn, nicht nur der Gunst, sondern auch dem Verdacht zu widerstehen. Man muß dabey Leutseligkeit im Anhören, Sanftmuth im Urtheilen, und Sorgfalt

falt im Einwilligen und Abschlagen gebrauchen. Durch solche Eigenschaften war jüngst Cn. Octavius bey uns sehr beliebt: Bey ihm hatte der erste Lictor nichts zu thun, der Accensus schwieg: ein jeder redete so oft und so lange vor ihm, als er wollte. Hiedurch hätte er fast etwas allzuherablassend scheinen können, aber eben diese Herablassung unterstützte jene Strenge. Die Leute, die von der Art des Sulla waren, musten dasjenige, was sie mit Gewalt und Drohungen geraubt hatten, wieder geben, und diejenigen unter dem Rathe, welche ungerechte Schlüsse gemacht hatten, musten hernach als Privatpersonen sich eben denen Schlüssen unterwerfen. Diese seine Strenge hätte hart scheinen können, wo sie nicht durch viele Reize der Leutseligkeit wäre gemildert gewesen. Ist aber diese Leutseligkeit zu Rom angenehm, wo so viel Stolz, eine so unmäßige Freyheit, eine so unbestimmte Frechheit der Menschen herrschet, wo so viel Obrigkeiten, so viele Hülfsmittel sind, wo so viel Gewalt und ein so vielgeltender Senat ist; wie angenehm kann denn nicht die Freundlichkeit eines Prätors in Asien seyn, wo eine so grosse Menge von Unterthanen und Bundesgenossen,

so viele Städte und Republiken sich nach dem Wink eines einzigen Mannes richten? Wo kein Ausweg, keine Beschwerung, kein Senat, und keine öffentliche Versammlung des Volks ist? Ein wirklicher grosser Mann, der sowohl von Natur gesittet, als auch durch Wissenschaften und die Kenntnis schöner Künste ausgebildet ist, muß sich also bey einer so wichtigen Regierung verhalten, daß diejenigen, über die er zu befehlen hat, keine andere Regierung verlangen.

Xenophon hat seinen Cyrus nicht als eine wirkliche Geschichte, sondern als ein Gemählde einer guten Regierung geschrieben. Dieser Philosoph verbindet darinn die gröste Strenge mit einer besonderen Freundlichkeit. Scipio, unser guter Freund, der Sieger von Africa, pflegte dieses Buch nicht ohne Ursache nie aus den Händen zu legen; denn es handelt alle Pflichten einer wachsamen und gelinden Regierung ab. Wenn denn nun derjenige diese Pflichten so beobachtet hat, der immer König seyn sollte; wie müssen sie denen nicht vielmehr heilig seyn, denen die Regierung unter der Bedingung ist anvertrauet worden, daß sie sie einst wieder niederlegen sollten, und von solchen Ge-

setzen anvertrauet, denen sie sich einst wieder unterwerfen müssen? Nach meiner Meynung ist dies der Mittelpunkt, worauf sich alle Handlungen derer, die andern vorgesetzt sind, beziehen müssen, daß die Bürger, die unter ihrer Regierung leben, so viel als möglich glückselig seyn mögen. Das unveränderte Gerüchte und der allgemeine Ruf haben uns gerühmt, daß dieses, seitdem du Asien betreten hast, dein gröstes Augenmerk gewesen sey und noch jetzt ist. Nicht nur ein Stadthalter, sondern auch ein Aufseher der Sklaven oder gar ein Viehhirte ist verbunden für den Nutzen und Vortheil derer zu sorgen, darüber er gesetzt ist. Ich sehe mit Vergnügen, daß du hierinn nach aller Leute Geständnis die gröste Sorgfalt beweisest; daß die Städte mit keinen neuen Schulden belegt werden, und daß du hergegen alte große und schwere Schulden von vielen Städten abgewälzet hast: daß du verschiedene zerstörte und beynahe wüste Oerter (darunter **Samus** eine der schönsten Städte **Joniens**, und **Halikarnassus** in **Carien** sind) gleichsam von neuen erschaffen hast: daß man von keinem Aufstand, von keiner Zwietracht in den Städten höret: daß du

Sorge trageſt, wie die Städte durch die Klugheit der Oberen gut verwaltet werden mögen: daß Myſien von den Räubern gereinigt worden: daß dem Morden hier und dort Einhalt geſchehen: daß der Frieden in der ganzen Provinz befeſtiget ſey, und daß nicht nur jene Straßenräubereyen und Diebſtähle auf dem platten Lande, ſondern auch die noch häufigere und größere Kirchenräubereyen und Diebſtähle in den Städten vertrieben worden. Ich freue mich zu hören, daß die Verläumdung, dieſe grauſame Freundin geiziger Prätoren, den guten Namen, das Vermögen und die Ruhe der Reichen nicht ſtöhret: daß die Koſten und Abgaben der Städte von allen ihren Einwohnern gleich getragen werden: daß du jedermann vor dich läſſeſt, und aller Nothleydenden Klagen anhöreſt: daß kein Armer und Niedriger nicht allein von dem Zutritt vor den gewöhnlichen Gerichtsſtuhl, ſondern auch in deinem Hauſe und Zimmer ſelbſt nicht ausgeſchloſſen ſey: daß endlich in deiner ganzen Regierung keine Härte noch Grauſamkeit ſtatt finde, ſondern überall voller Gnade, Sanftmuth und Leutſeligkeit ſey. Und was für eine große Wohlthat von dir iſt es nicht,

daß

daß du Asien von einer so unbilligen und schweren Abgabe zu den Bauherrenfesten befreyet hast? Denn wenn sich einer schon unter den Vornehmen öffentlich beschweret, daß du ihm durch deinen Befehl, kein Geld zu den Spielen herzuschießen, zweyhundert Sesterzen entrissen habest; wie viel Geld müste dann nicht gezahlet werden, wenn man es in aller Namen, die zu Rom Spiele anstellten, verlangt hätte? Ob wir nun schon diese Klagen unserer Leute in der Absicht unterdrückt haben, weil man, ich weiß zwar nicht wie in Asien, wenigstens zu Rom mit nicht geringer Bewunderung lobt, daß da die Städte zu unserm Tempel und Denkmal Gelder ausgesetzt, und es wegen unserer beyderseitigen vielen Verdienste und Wohlthaten sehr gerne und willig gethan hatten, das Gesetz auch ausdrücklich sagte, daß zum Tempel und Denkmal könnte aufgenommen werden, und da das Gegebene nicht würde umgekommen, sondern in den Zierden des Tempels geblieben seyn, so daß es nicht sowohl mir, als dem römischen Volk und den Göttern schiene gegeben zu seyn: ich dem ohngeachtet dasjenige, worauf Ehre, Gesetz und eigene Neigung der Leute

gieng,

gieng, für gut befunden habe auszuschlagen; und zwar außer andern Ursachen auch darum, daß diejenigen desto leichter sich dabey beruhigen möchten, die weder Anspruch noch Erlaubnis darauf hatten. Bestrebe dich also mit allen Kräften, mein lieber Bruder, auf dem Wege, den du bisher gegangen bist, zu bleiben, diejenigen, welche der Senat und das römische Volk deiner Redlichkeit und Gewalt anvertraut haben, zu lieben, auf alle Weise zu beschützen, und so viel als möglich glückselig zu machen. Wäre dir das Loos einer Stadthalterschaft über Africa, Spanien oder Gallien gefallen, wärest du unmenschlichen und ungesitteten Nationen vorgesetzt worden, so müstest du dennoch als ein Menschenfreund für das Beste und für die Wohlfarth dieser Leute sorgen. Da wir nun aber einer solchen Art Menschen vorgesetzt sind, unter welchen nicht nur selbst gesittete Lebensart herrschet, sondern von welchen sie auch auf andere fortgepflanzt seyn soll, so müssen wir sie gewiß gegen diejenigen vorzüglich beweisen, von welchen wir sie empfangen haben. Denn ich werde mich nicht schämen dürfen, dies jetzt in einem solchen Stande und Amte, auf welchem

wohl

wohl kein Verdacht der Trägheit oder des Leichtsinns haften kann, zu bekennen, daß wir alles, was wir erlangt haben, denen Wissenschaften und Künsten danken müssen, die uns Griechenland durch seine Schriften und Unterweisungen mitgetheilt hat. Es scheint also, daß wir ausser der allgemeinen Gerechtigkeit, die wir allen Menschen schuldig sind, noch besonders dieser Nation verbunden seyn müssen, daß wir ihnen als unsern Lehrern zu zeigen suchen, was wir von ihnen gelernt haben.

Plato, der witzigste und gelehrteste Mann seiner Zeit, hat geglaubt, daß die Staaten dann erst glückselig seyn würden, wenn sie entweder von gelehrten Weltweisen regiert würden, oder wenn die Regenten suchten Weltweise zu werden. Er hielt nämlich diese Verbindung der Macht und Weisheit für das Glück der Länder. Vielleicht hat einmal unsere ganze Republik, jetzt wenigstens diese Provinz gewiß, ein solches Glück gehabt, daß derjenige sie regieret, der von Jugend auf sehr vielen Fleiß und Zeit auf Gelehrsamkeit, Tugend und Leutseligkeit gewandt hat. Sorge also, daß dieses Jahr, womit man dein Amt verlängert hat, auch zugleich scheine

die

die Wohlfarth Asiens verlängert zu haben; weil Asien glücklicher gewesen ist, dich zu behalten, als wir, dich abzulösen; so mache, daß unsere Sehnsucht nach dir durch nichts geringers getröstet werde, als durch die Freude dieser Provinz. Denn wenn du allen Fleiß angewandt hast, dich so großer Ehrenbezeugungen würdig zu machen, als man fast keinem erwiesen hat; so must du noch vielmehr auf die Behauptung dieser Ehre denken. Was ich von dieser Art Ehrenbezeigungen halte, weißt du schon aus meinen vorigen Briefen. Ich habe sie allezeit, wenn sie gemein sind, für geringschätzig gehalten; und wenn sie nur um der Zeit willen zuerkannt werden, für unwichtig. Da sie aber Belohnungen deiner Verdienste seyn sollten (wie sie es auch sind), so glaubte ich, daß du für ihre Erhaltung nicht zuviel thun könntest. Weil du nun also in jenen Städten die höchste Gewalt führest, wo du deine Tugenden geheiligt und vergöttert siehest; so wirst du in allen Dingen, die du beschließen und vornehmen wirst, darauf denken müssen, was du so grossen Meynungen, so großen Urtheilen der Leute und so großen Ehrenbezeigungen schuldig seyst. Dies

wird

wird aber darauf ankommen, daß du für alle sorgest, den Beschwerden der Leute abhelfest, ihre Wohlfarth beförderst, und Asiens Vater im Namen und in der That seyn willst. Dieser deiner Neigung und Sorgfalt setzen nun wohl die Zöllner viele Schwierigkeit entgegen. Sind wir ihnen zuwider, so trennen wir einen Stand, der uns sehr viel Gutes bewiesen und durch uns mit der Republik verbunden worden, von uns und der Republik: Sind wir ihnen in allen Stücken zu Willen, so müssen wir diejenigen gänzlich verderben lassen, die wir nicht nur zu erhalten, sondern auch zu unterstützen verbunden sind. Das ist, (wenn wir richtig denken wollen) in deiner ganzen Regierung die einzige Schwierigkeit. Denn daß man enthaltsam sey, über alle seine Begierden herrsche, die seinigen im Zaum halte, der Gerechtigkeit überall freyen Lauf lasse, willig sey in Sachen zu erkennen, Leute anzuhören und vorzulassen, das ist mehr rühmlich, als schwer. Denn es kömmt nicht so sehr auf Last und Arbeit an, als auf Vorsatz und Gemüthsneigung. Was diese Sache der Zöllner denen auswärtigen Mitbürgern

gern *) für Kummer mache, das haben wir bey denen Bürgern gesehen, die neulich wegen Abschaffung des Waarenzolls in den italienischen Häfen, sich nicht sowohl über den Zoll selbst, als vielmehr über einige Ungerechtigkeiten der Zolleinnehmer beschwerten. Ich weiß also wohl, was den Mitbürgern in den entlegenen Ländern widerfährt, da ich in Italien die Bürger habe klagen gehört. Daß du dich hier so verhältst, den Zöllnern sowohl gefällig zu seyn (zumal da die Zölle schlecht gepachtet sind) als auch die Mitbürger nicht verderben zu lassen, das erfordert eine göttliche Tugend, wie die deinige. Und einmal muß den Griechen das, was sie für das Kläglichste halten, daß sie Zoll geben müssen, nicht so kläglich vorkommen, weil sie ihn auch ohne der Römer Herrschaft, nach

ihren

*) Im Lateinischen steht *Sociis*, welches hier nicht Bundesgenossen heißt. Man nennte diejenigen so, die sich in den Provinzen freywillig, ohne Gewalt der Waffen, der Republik unterworfen hatten, und unterschied sie von den Subditis. Man theilte sie ein in internos (nämlich in Italien) und externos. Vid. *Gesneri* Thes. lat. ling. h. v.

ihren eigenen Einrichtungen schon gegeben haben. Dem Namen Zöllner können sie auch nicht so gehäßig seyn, da sie keinen Zoll ohne Zöllner haben bezahlen können, den ihnen schon Sulla durchgängig gleichmäßig vorgeschrieben hatte. Daß aber die Griechen in Erforderung der Zölle nicht gelinder seyen als unsere Zöllner, kann man hieraus abnehmen, weil jüngst die Caunier, und alle Einwohner der Inseln, die Sulla den Rhodiern angewiesen hatte, zu dem Senat ihre Zuflucht nahmen, daß sie lieber uns, als den Rhodiern Zoll geben möchten. Also dürfen diejenigen eben nicht vor dem Wort Zöllner so erschrecken, die allezeit Zoll gegeben haben, oder diejenigen ihm nicht gehäßig seyn, die vor sich keinen Zoll haben geben können, noch endlich diejenigen sich dagegen sträuben, die es ausdrücklich verlangt haben. Asien muß zugleich auch dies bedenken, daß es weder von auswärtiger Kriegsnoth, noch von dem Elend innerlicher Unruhen würde verschont geblieben seyn, wenn es nicht unter dieser Regierung stünde. Da aber diese Regierung ohne Zölle schlechterdings nicht würde bestehen können, so mag es gerne, dünkt mich, damit zufrieden seyn, daß es

sich durch einen Theil seiner Früchte, beständige Ruhe und Frieden erkaufen kann.

Sollten sie gegen diese Art Menschen und das Wort Zöllner selbst nicht mürrisch seyn, so kann ihnen das übrige durch deine Einsicht und Klugheit gelinder vorgestellt werden. Es gehet z. E. an, daß sie sich in Contracten eben nicht an das Censorische Gesetz binden, sondern vielmehr auf die Bequemlichkeit ihren Handel zu schliessen und auf die Befreyung der Beschwerde sehen. Du kannst auch das thun, was du bisher so rühmlich gethan hast und noch thust, daß du ihnen zu Gemüthe führest, in was für einer Würde die Zöllner zu halten sind, wie viel wir diesem Stand zu danken haben, daß du ohne Zwang und ohne den Arm der Gewalt, die Zöllner mit den Griechen durch Gunst und Ansehen in gute Einigkeit setzest. Aber du must auch diejenigen, denen du so viel Gutes erzeiget hast, und die dir alles zu danken haben, ersuchen, daß sie uns durch ihr höfliches Betragen die Erhaltung dieser unserer Freundschaft mit den Zöllnern gönnen. Doch, was bedarf es bey dir dieser Erinnerungen, da du es selbst von freyen Stücken ohne jemands Lehren thust, und grö-

sten:

stentheils schon gethan hast? Denn noch täglich erhalten wir Danksagungen von den honettesten und grösten Gesellschaften; welches mir desto mehr Vergnügen macht, da es auch von den Griechen geschieht. Es ist freylich schwer, Dinge durch Neigung mit einander zu verbinden, die in Vortheilen, Interesse und fast von Natur so weit von einander unterschieden sind. Doch was ich vorhin geschrieben habe, ist nicht in der Absicht geschehen, dich zu belehren (denn deine Klugheit braucht keine Lehren), sondern ich habe mich nur in währendem Schreiben deiner Verdienste mit Vergnügen erinnert, ob ich gleich in diesem Briefe weitläuftiger gewesen bin, als ich wollte und gedachte.

Eins ist, was ich dir unterdessen unaufhörlich vorpredigen will; denn so viel mich betrifft, werde ich mich nicht damit begnügen, daß man dich nur halb loben soll. Alle Leute, die von dorther kommen, sind in Ansehung deiner Tugend, deiner Redlichkeit und Menschenliebe eins; aber sie setzen an der Vollkommenheit deines Lobes nichts als den einzigen Jähzorn aus. Ein Fehler, der sowohl im Privatstande und im gemeinen Leben eine unbeständige und schwache Seele

verräth, als auch besonders einem Befehlshaber sehr heßlich anstehet, wenn er mit der höchsten Gewalt zugleich ein auffahrendes Wesen verbindet. Ich will jetzt nicht anführen, was die gelehrtesten Männer von dem Jähzorn zu sagen pflegen: Dies würde mich allzu weitläuftig machen, und du wirst es auch leicht in vielen Büchern bemerken können. Nur dieses, was sich für einen Brief schickt, daß derjenige nämlich, an welchen man schreibt, von Sachen, die er selbst nicht weiß, benachrichtigt werde, dieses kann ich nicht unberührt lassen. Fast alle Leute sagen uns, daß du, ohne deinen Jähzorn betrachtet, der angenehmste Mann von der Welt seyst. Aber wenn du dich über die Bosheit und Verkehrtheit eines Menschen ärgertest, so wärest du so hitzig, daß niemand mehr wüste, wo deine Leutseligkeit geblieben wäre. Weil uns also nicht sowohl Ehrgeiz, als Gelegenheit und Glück in einen solchen Stand des Lebens gesetzt haben, daß die späteste Nachwelt noch von uns reden wird, so müssen wir uns nach allem Vermögen hüten, daß man uns keinen Hauptfehler Schuld geben könne. Ich verlange damit eben dieses nicht, welches sowohl in der ganzen Natur, als

auch

auch vielleicht in unsern Jahren schwer ist, daß man seine Seele ändern, und dasjenige, was tief in unsern Charakter eingewebt ist, auf einmal herausreißen soll: aber meine Erinnerung gehet doch dahin, daß wenn du es nicht ganz vermeiden kannst; weil die Seele von dem Jähzorn eher überfallen wird, als sich die Vernunft gegen diesen Ueberfall hat sicher stellen können, daß du dich vorher in gute Verfassung setzest, und täglich daran denkest, dem Jähzorn zu widerstehen: und weil er deine Seele so sehr in Unordnung bringet, daß du denn deine Zunge aufs sorgfältigste im Zaum haltest: diese Tugend scheint bisweilen nicht geringer zu seyn, als ganz und gar nicht zornig zu werden. Denn dieses ist eben nicht allezeit eine Eigenschaft einer standhaften Seele; es kann auch bisweilen Phlegma seyn. Aber Gemüth und Sprache zu regieren, wenn man zornig ist, oder auch ganz zu schweigen, und den traurigen Affect in seiner Gewalt zu haben, ist, wenn es auch keine vollkommene Weisheit wäre, dennoch ein Beweis eines nicht geringen Verstandes. Die Leute sagen auch, daß du in diesem Stücke jetzt viel umgänglicher und sanfter seyst. Wir hören von

keinen heftigen Gemüthsbewegungen, von keinen Scheltworten und Schmähungen von dir: welche sich eben so wenig zu den Wissenschaften und zu der Leutseligkeit schicken, als sie der Würde eines Stadthalters entgegen sind. Denn sind dergleichen jähzornige Empfindungen unversöhnlich, so ist es die gröste Härte; und sind sie leicht vergessen und erbittlich, so ist es die gröste Leichtsinnigkeit: doch ist dies letztere, wenn ein Uebel seyn soll, freylich noch besser als das erste.

Aber weil das erste Jahr das meiste Gespräch über diesen Punkt gemacht hat, weil dir, wie ich glaube, die Ungerechtigkeit, der Geiz und selbst die Ungewohnheit dieser Leute unvermuthet war und unerträglich schien: das zweite Jahr aber schon viel gelinder gewesen ist, weil Gewohnheit und Vernunft und (wie ich vielleicht glauben darf) auch meine Briefe dich etwas gelassener und gelinder gemacht haben: so muß dieses dritte Jahr gewiß so verbessert seyn, daß niemand das geringste an dir aussetzen könne. Und nun will ich dich hier nicht mit Ermahnungen noch Vorschriften anreden, sondern brüderlich bitten, daß du alle deine Sorgen und Gedanken darauf

setzest,

setzest, wie du von allen Seiten ein allgemeines Lob erhalten mögest. Wären unsere Umstände in einem gewissen Mittelstande den Reden und Urtheilen der Leute unterworffen, so würde man von dir nichts hohes, nichts ausserordentliches fordern. Wo wir aber nun nach der glänzenden Gröffe jener Umstände, darinn wir schon gewesen sind, nicht das gröste Lob aus dieser Provinz davon tragen, so können wir fast unmöglich dem grösten Tadel entgehen. Es stehet mit uns also, daß da uns alle rechtschaffene Leute gewogen sind, sie auch von uns allen Fleiß verlangen und jede Tugend erwarten: daß hingegen alle Lasterhaften, weil wir einen ewigen Krieg mit ihnen angefangen haben, über das geringste tadelnswürdige an uns vergnügt seyn werden. Weil also deine Tugenden auf einen solchen Schauplatz von ganz Asien gestellet sind, der so häufig besucht wird, der an Gröffe so wichtig, so fein von Geschmack, und von Natur so wiederschallend ist, daß das Händeklatschen und Zurufen bis nach Rom hindringet; so bestrebe dich doch mit allem Eifer, daß du nicht nur alles dessen scheinest würdig gewesen zu seyn, sondern auch durch deine Geschicklichkeiten noch

übertroffen zu haben. Und weil mir das Glück in der Verwaltung des Staats ein Stadtamt in Rom und dir eins in der Provinz angewiesen hat, so mache, wenn ich an meinem Theile niemand den Rang lasse, daß du auch an deinem die andern übertreffest. Bedenke zugleich auch dies, daß wir uns jetzt nicht um den übrigen und verhofften Ruhm Mühe geben, sondern für den bereits erworbenen streiten. Wir haben diesen Ruhm fast nicht so sehr wünschen dürfen, als wir nun verbunden sind, ihn zu behaupten. Und könnte ich ein Glück ohne dich haben, so würde ich in der That nichts mehr verlangen als diesen Zustand, den ich mir schon erworben habe. Nun aber stehet die Sache so, daß wo nicht alle deine Handlungen und Reden von dorther mit unsern Umständen übereinkommen, ich mir einbilde durch meine so grosse Bemühungen und so grosse Gefahren, an welchen allen du Theil genommen hast, nichts erlanget zu haben. Wenn du vor allen andern daran geholfen hast, daß wir einen grossen Namen erlangten, so must du gewiß auch vor allen andern daran arbeiten, daß wir ihn behalten. Du must nicht allein auf die Meynungen und Urtheile der gegen-

wär-

wärtigen Menschen sehen, sondern auch, was die Nachwelt einmal sagen wird: Ihr Urtheil, da es von Neid und Mißgunst frey ist, wird um so viel richtiger seyn. Du must endlich auch dies bedenken, daß du nicht für deinen eigenen Ruhm allein sorgest: und gesetzt, daß auch nur allein die Rede von dir wäre, so müstest du doch nichts versäumen, wenn du durch die wichtigsten Denkmale deinen Ruhm hättest unsterblich machen wollen. Aber diesen Ruhm sollst du zugleich mit mir theilen, du sollst ihn auf unsere Kinder fortpflanzen. Du must dich vor dem Vorwurf schützen, als wenn du durch deine Schuld nicht allein für dich schlecht gesorget, sondern auch für die Deinigen keine Liebe gehabt hättest.

Aber wozu diesen weitläuftigen Brief? Gewiß nicht, als ob ich dich aus dem Schlafe damit aufwecken wollte, sondern daß er dich vielmehr in deinem Laufe noch mehr scheine angespornt zu haben. Denn du wirst das, was du schon gethan hast, immer thun, damit jedermann deine Billigkeit, deine Mäßigkeit, Ernst und Redlichkeit loben möge. Aber meine herzliche Liebe gegen dich läßt mich unendlich viel

für deinen Ruhm wünschen. Ich glaube zwar, da dir Asien jetzt so gut bekannt seyn muß, wie ein jeder sein Haus kennet, weil so viele Erfahrung zu deiner besondern Klugheit hinzukommen ist: daß du alles, was Lob betrifft, aufs Beste selber einsehen, und ohne jemands Erinnern täglich daran denken wirst. Aber da es mir vorkömmt, wenn ich deine Briefe lese, als ob ich dich selber hörete, und wenn ich an dich schreibe, als ob ich selber mit dir mündlich redete; so freue ich mich allemal desto mehr, je länger deine Briefe sind, und so bin ich auch selber oft in meinem Schreiben weitläuftiger. Erlaube mir nur noch diese letzte Bitte und Erinnerung, daß du nach dem Beyspiel guter Poeten und geschickter Acteurs, bey dem letzten Stücke deiner wichtigen Rolle so vielen Fleiß anwendest, daß dieses dritte Jahr deiner Regierung, eben so als der dritte Aufzug, scheine der vollkommenste und schönste gewesen zu seyn. Dies wird dir keine Mühe kosten, wenn du dir einbilden wirst (da es dir beliebt hat, meinen Beyfall über den Beyfall eines ganzen Volks zu setzen), als ob du mich beständig bey dir hättest, und als ob ich von allen deinen Reden und

Hand-

Handlungen Zeuge wäre. Uebrigens bitte ich dich, wenn du mich und alle deine Freunde lieb hast, daß du deine Gesundheit sorgfältig in Acht nehmen wollest.

Dreyzehenter Brief.

Von M. T. Cicero an den Luccejus. *)

Eine fast unerzogene Blödigkeit hat mich schon oft abgeschreckt, Ihnen dasjenige mündlich zu sagen, wozu mich jetzt die Abwe-

*) Dieser Brief, der allezeit ein Denkmal der Eitelkeit und der schönen Schreibart des Cicero seyn wird, darf jungen Leuten keine Verachtung gegen den grösten Redner von Rom beybringen. Tausend Leute können seinen Fehler haben, ohne ein einziges von seinen Verdiensten zu besitzen:

An Muth ist keiner Alexander
An Thorheit gehn ihm tausend vor.

Ich habe ihn als ein merkwürdiges Stück zu seinem

Abwesenheit beherzter macht. Denn Briefe erröthen nicht. Ich habe ein unbeschreibliches Verlangen, das auch nach meiner Meynung nicht zu tadeln ist, meinen Namen durch Ihre Schriften verherrlicht und berühmt zu sehen. Sie haben mir dieses zwar schon oft versprochen, allein Sie müssen mirs zu gut halten, daß ich damit etwas eilig bin. Niemals habe ich mir von Ihren Arbeiten etwas Mittelmäßiges vorgestellt; aber ich muß doch gestehen, daß sie meine Erwartung noch übertroffen haben. Und dieses hat mich mit einer solchen Begierde entflammt, daß ich aufs baldigste in den Denkmälern Ihrer Geschichte zu leben wünschte. Nicht bloß das Andenken bey der Nachwelt reißt mich zu einer gewissen Hofnung der Unsterblichkeit hin, sondern ich bin auch begierig, die Wichtigkeit Ihres Zeugnißes, die Merkmale Ihrer Gewogen-

nem Charakter übersetzt, und weil er, die Sprache der übertriebenen Eitelkeit ausgenommen, wirklich sehr schön ist. Er schreibt selbst davon einmal an den Attikus: „Lassen Sie sich meinen Brief, den ich dem Luccejus geschrieben „habe, und darinn ich ihn bitte, mein Geschichtschreiber zu werden, von ihm geben: er ist gewiß recht hübsch.

wogenheit und die Annehmlichkeiten Ihres Witzes, noch bey meinem Leben zu genießen. Da ich dieses schreibe, so weiß ich ganz wohl, was für eine Last Sie durch das übernommene Werk und durch die bereits angefangene Begebenheiten noch auf sich haben: weil ich aber sahe, daß Sie die Geschichte von dem Italienischen und bürgerlichen Kriege beynahe zu Ende gebracht hätten, und Sie mir sagten, daß Sie alsdann das übrige anfangen wollten; so habe ich darunter für mich sorgen wollen, Ihnen zur Ueberlegung zu geben, ob Sie meine Geschichte lieber in die andere einflechten, oder nach dem Beyspiel vieler griechischen Geschichtschreiber, die innerliche Zusammenverschwörung von den förmlichen auswärtigen Kriegen absondern wollen. So hat z. E. **Kallisthenes** den Trojanischen Krieg, **Timäus** den Krieg des **Pyrrhus**, **Polybius** den Numantinischen Krieg beschrieben; und alle haben sie diesen Kriegen ein besonderes historisches Werk gewidmet. Ich sehe zwar in Ansehung meines Ruhms nicht viel Unterschied dabey; aber in Ansehung meiner Eilfertigkeit gewinne ich etwas damit, daß Sie nicht so lange warten, bis Sie in Ihrer Ge-

Geschichte auf diese Stelle kommen, sondern daß Sie sogleich diese Materie und diesen ganzen Zeitpunkt vor die Hand nehmen. Ich sehe auch schon im Geiste voraus, wie viel vollständiger und zierlicher alles werden wird, wenn Ihre Gedanken sich ganz mit einer Materie und mit einer Person beschäftigen werden. Ich weiß, daß ich unverschämt handle, Ihnen einmal so viel Last zuzumuthen (denn Ihre überhäufte Arbeit kann mirs abschlagen), und dann auch noch zu verlangen, daß Sie mich loben. Wie, wenn Ihnen diese Dinge nicht so sehr lobenswerth vorkommen sollten? Doch derjenige, welcher einmal die Grenzen der Bescheidenheit überschritten hat, muß ganz unverschämt seyn. Ich bitte Sie also recht inständigst, daß Sie diese Sachen noch besser ausschmücken und erheben, als sie es vielleicht nach Ihren Gedanken werth sind, und daß Sie darinn die Gesetze der Geschichte ein wenig bey seite setzen; auch wenn mich die Gunst, wovon Sie einmal in einer gewissen Vorrede sehr artig geschrieben haben, daß Sie sich davon eben so wenig einnehmen ließen, als Herkules bey dem Xenophon von der Wollust, wenn mich die Gunst

Ihnen

Ihnen etwa besonders empfehlen wird, so hören Sie ihre Stimme, und geben Sie mir zu Liebe noch etwas mehr, als ich vielleicht nach der Wahrheit haben könnte. Kann ich Sie zur Uebernehmung dieser Arbeit bewegen, so wird die Materie nach meiner Einbildung Ihrer Beredsamkeit und Ihrer schönen Schreibart würdig seyn. Denn von dem Anfange der Verschwörung bis auf meine Zurückkunft aus dem Exil scheint mir schon eine mäßige Sammlung zu machen zu seyn. Sie können dabey auch Ihre Kenntnis der bürgerlichen Revolutionen gebrauchen, entweder die Ursachen meiner Begebenheiten zu erklären, oder die Mittel gegen die widrigen Zufälle anzuzeigen: Hier werden Sie das, was Sie für schändlich halten, tadeln; dort werden Sie das, was angenehm seyn wird, durch anzuführende Gründe auf ein dauerhaftes Lob setzen: und wenn Sie nach Ihrer Gewohnheit für gut finden werden, frey zu schreiben, so werden Sie vieler Leute Untreue, Nachstellungen und Verräthereyen gegen mich anmerken können. Meine Schicksale werden Ihnen auch ein sehr mannichfaltiges Feld im Schreiben anbieten, das voller

Ver-

Vergnügen ist und die Gemüther der Leser sehr an sich ziehen kann. Denn nichts ist geschickter, den Leser zu vergnügen, als die mancherley Auftritte des Lebens und die Abwechselungen des Glücks. Sie werden dem Leser immer gefallen, wenn sie uns auch in der Erfahrung eben nicht erwünscht gewesen sind. Denn die sichere Erinnerung eines vergangenen Leydens führet ein gewisses Vergnügen bey sich; und auch denen, die selbst kein eigenes Unglück ausgestanden haben, und fremde Schicksale ohne Schmerz betrachten, ist doch selbst das Mitleyden etwas angenehmes. Wen unter uns rühret wohl nicht der bey Mantinea sterbende Epaminondas mit einem gewissen angenehmen Mitleyden? Der sich da erst den Pfeil ausziehen ließ, nachdem man ihm auf seine Nachfrage gesagt hatte, daß der Schild noch da sey: damit er bey allen Schmerzen seiner Wunde, mit der gleichgültigen Seele und mit dem Lobe eines Feldherrn sterben möchte. Welcher Leser wird nicht doppelt aufmerksam, wenn er die Flucht und Wiederkunft des Themistokles liest? Denn die Ordnung der Chroniken, die uns gleichsam ein Tagebuch her erzählen, zieht uns nur mittel-

telmäßig an. Aber die oft ungewisse und abwechselnde Schicksale eines großen Mannes erwecken Verwunderung, Erwartung, Freude, Kummer, Hofnung, Furcht; und schließen sie sich mit einem merkwürdigen Ausgang, so wird die Seele des Lesers mit dem lebhaftesten Vergnügen erfüllt. Desto angenehmer wird es mir also seyn, wenn Sie entschlossen sind, von dem Faden Ihrer an einander hängenden Geschichte gleichsam dieses Schauspiel meiner Thaten und Begebenheiten abzusondern. Es sind verschiedene Aufzüge darinn, und viele Scenen von Anschlägen und Vorfällen. Und ich besorge auch nicht, als ob ich das Ansehen hätte, durch eine kleine Schmeicheley Ihre Gunst zu erhaschen, da ich hierdurch beweise, daß ich hauptsächlich von ihnen gelobt und gerühmt zu werden wünsche. Denn Sie sind ja der Mann nicht, der sich selbst nicht kennen sollte, daß Sie nicht vielmehr diejenigen, die Sie nicht bewundern, für Neider, als diejenigen, die Sie loben, für Schmeichler halten müsten: und ich bin auch nicht so thöricht, daß ich mich von einem solchen Mann verewigen lassen wollte, der nicht selbst dadurch zugleich seinen Witz verewigte.

So wollte Alexander nicht bloß aus Gunst nur von dem Apelles gemahlt und von dem Lysippus ausgehauen seyn: sondern weil er glaubte, daß ihre Geschicklichkeit sowohl ihnen selbst, als ihm Ehre bringen würde. Nun machten aber diese Künstler von Unbekannten bekannte Abbildungen des Leibes: und wenn auch dergleichen gar nicht wären, so würden berühmte Männer darum nichts unberühmter seyn. Denn man muß auch nicht weniger jenen edlen Spartaner, den Agesilaus, hier anführen, der weder ein Porträt noch eine Bildsäule von sich hat wollen machen lassen, als diejenigen, die sich darum Mühe gegeben haben. Denn die einzige kleine Lobschrift des Xenophons auf diesen König hat leicht alle Gemählde und Bildsäulen übertroffen. Eben so wird es mir weit mehr zur Freude und zur Ehre des Nachruhms gereichen, wenn ich in Ihren Schriften eine Stelle einnehmen werde, als in aller andern; weil Sie mir nicht nur die Blumen Ihres Witzes schenken werden, wie Timäus dem Timoleon, oder Herodot dem Themistokles; sondern weil mir auch die Wichtigkeit eines so berühmten und angesehenen Mannes, der in der Republik aus den besten

Quellen

Quellen bekannt und vorzüglich beliebt ist, zu statten kommen wird; daß mir nicht nur eben so eine Glücklichpreisung, als Alexander dem Achilles bey seinem Grabmal zu Sigäum wegen des Homers giebt, sondern auch das wichtige Zeugnis eines so berühmten und grossen Mannes scheine zu Theil worden zu seyn. Denn was Naevius den Hector sagen läßt, daß er sich nicht bloß darüber freue, gelobt zu werden, sondern dann, wenn das Lob selbst von einem lobwürdigen und berühmten Mann herkömmt, gefällt mir sehr wohl. Erhalte ich dieses von Ihnen nicht, wenn Sie nämlich durch Umstände daran verhindert werden (denn sonst glaube ich nicht, daß Sie mir eine Bitte mit Billigkeit abschlagen können), so werde ich vielleicht gezwungen, das zu thun, was gewisse Leute oft tadeln: Ich will selber von mir schreiben; und ich habe auch darinn das Exempel vieler berühmten Männer vor mir. Aber wie Sie wohl wissen, so sind das in solchem Falle wieder Unvollkommenheiten; einmal, daß man bescheidener von sich schreiben muß, wenn etwas zu loben ist; und daß man zweitens dasjenige übergehet, was etwa zu tadeln ist. Hiezu kömmt noch dieses, daß

eine Arbeit von dieser Art weniger Glauben und weniger Gewicht hat, daß es viele Tadler giebt, welche sagen, daß sogar die Herolde in den Kampfspielen bescheidener wären, die, wenn sie den übrigen Siegern die Kränze aufgesetzet, und ihre Namen mit lauter Stimme ausgerufen hätten, und selbst noch vor dem Schluß des Festes mit einem Kranze beschenkt würden, alsdann einen andern Herold annähmen, damit sie sich nicht selber als Sieger ausrufen möchten. Ich wünschte diesem Vorwurf gerne zu entgehen, und wenn Sie mein Begehren statt finden lassen, warum ich Sie nochmals sehr bitte, entgehe ich ihm gewiß. Wundern Sie sich nicht, warum ich Sie jetzt so innständig und so weitläuftig darum bitte, da Sie mir doch schon oft versprochen haben, daß Sie meine Staatsgeschichte aufs sorgfältigste beschreiben wollten: die Begierde zu eilen, wovon ich vorhin schrieb, hat mich angefeuert, weil ich etwas hitzig bin: damit sowohl andere bey meinem Leben mich aus Ihren Schriften mögen kennen lernen, als auch ich selbst noch mein bisgen Ruhm geniessen könne. Antworten Sie mir ohnbeschwert, wozu Sie sich entschliessen wollen. Denn wenn

Sie

Sie die Sache übernehmen, so will ich alle Materialien dazu in Ordnung bringen: Wenn Sie mich aber auf eine andere Zeit verweisen, so will ich mündlich mit Ihnen reden. Säumen Sie unterdessen nicht, auch dasjenige, was Sie schon angefangen haben, auszuschmücken, und bleiben Sie mir gewogen.

Vierzehenter Brief.

Vom Plinius an den Sept. Clarus. *)

Gewiß, Sie sind mir ein artiger Mann! Erst setzen Sie mich in Unkosten, Sie auf ein Abendessen zu tractiren, und dann

*) Plinius, der sich so liebenswürdig in seinen Briefen schildert, daß ihn ein jeder edel denkender Leser sich in seine Zeiten zurückwünscht, und sein Freund seyn möchte, verdiente ganz deutsch übersetzt zu seyn, so wie ihm andere Nationen die Schönheiten ihrer Sprachen, und insonderheit noch kürzlich der englische Graf Orrery, geweihet haben. (Lib. I. Ep. 15.)

bleiben Sie aus. Aber warten Sie, es ist noch gute Justiz in der Stadt. Sie sollen mirs bis auf den letzten Pfennig bezahlen; und das ist mehr, als Sie vielleicht denken. Ich hatte jedem seinen Sallat zurecht setzen lassen, drey Schnecken, zwey Eyer, Kuchen, süssen Wein und Schnee. Denn auch bis auf den Schnee will ich mit Ihnen rechnen, und zwar destomehr, weil er sich nur einmal aufsetzen läßt. Wir hatten andalusische Oliven, Kürbis, Schalotten und tausend andere eben so niedliche Gerichte. Sie hätten unter einem Comoedianten, einem Leser und einem Musikus wählen können; oder auch, bewundern Sie meine Freygebigkeit, Sie würden sie alle zusammen gehabt haben. Aber Sie haben lieber bey einem andern, ich weiß nicht bey wem, auf seine Austern, köstliches Fleisch, rare Fische und spanische Tänze zu Gaste bleiben wollen. Ich werde Sie schon dafür strafen: Ich sage noch nicht wie. Sie haben mir einen rechten Verdruß gemacht: und Sich selbst haben Sie auch mehr Tort gethan, als Sie wohl denken: wenigstens konnten Sie mir in der That keinen grösseren erweisen. Was würden wir gescherzt, gelacht, moralisirt haben!

Sie

Sie werden freylich wohl anderswo prächtigere Mahlzeiten finden; aber gewiß keine, wo mehr Frölichkeit, Natur und Freyheit herrschet. Versuchen Sie es einmal. Wenn Sie hernach nicht alle andere Tafeln für die meinige stehen lassen, so bin ichs zufrieden, daß Sie alle andere der meinigen vorziehen.

Funfzehenter Brief.

Von eben demselben an den Avitus. *)

Es wäre zu weitläuftig von Anfang zu erzählen, und es ist auch nichts daran gelegen, wie es gekommen, da ich so wenig Umgang halte, daß ich neulich bey einem gewissen Herrn speiste, der nach seiner Meynung herrlich und doch oekonomisch, nach meiner Meynung aber filzig und zugleich verschwenderisch war. Denn sich selbst und etlichen wenigen legte er das Beste, den übrigen die schlechtesten und klein-

*) Lib. II. Ep. 6.

kleinsten Stücke vor. Den Wein hatte er in kleinen Bouteillen nach drey Klassen abgetheilt, nicht daß man etwa Gelegenheit haben sollte zu wählen, sondern daß man keine Freyheit hätte, die zugedachte Sorte zu verbitten: die eine hatte er für sich und uns, die andere für die geringeren Freunde (denn er hat sie gradweise), und die dritte endlich für seine und unsere Hausgenossen. Dies bemerkte derjenige, der am nächsten bey mir saß, und fragte mich, ob es mir gefiele? Nein, sagte ich. Wie pflegen Sie es denn zu halten? fragte er weiter: Ich setze allen einerley vor, denn ich lade zum Essen, und nicht zu einer Rangprobe ein; ich halte diejenigen in allen Stücken gleich, die ich durch die Tischgesellschaft gleich gemacht habe. Auch die Hausgenossen? Ja, auch die: ich sehe sie dann als Gäste, und nicht als bloße Hausgenossen an. Das kostet Sie wohl viel, sprach mein guter Nachbar weiter: Nein, gar nicht. Wie ist das möglich? O ja, das ist leicht möglich, weil sie nämlich nicht mit mir trinken, sondern ich mit ihnen. Und gewiß, wenn man mäßig lebt, so

ist

ist es eben so kostbar nicht, das was man selber genieſt, auch mehrere genieſen zu lassen. Wenn man Kosten sparen will, so muß man nur die Unmäßigkeit im Zaum halten, und mit ihr gleichsam Rechnung machen. Man muß diese Kosten mehr durch Enthaltsamkeit, als durch Demüthigung anderer Leute schonen. Wozu ich dieses schreibe? Dazu, mein hofnungsvoller junger Freund, daß Sie sich über die Schwelgerey gewisser Leute bey Tische nicht mit dem Schein der Häuslichkeit betrügen lassen. Nach meiner Liebe gegen Sie bin ich verbunden, so oft dergleichen etwas vorfällt, Sie unter einem Exempel voraus zu warnen, was Sie vermeiden müssen. Bedenken Sie also, daß man sich vor nichts in der Welt mehr zu hüten habe, als vor dieser seltsamen Vereinigung der Verschwendung und der Filzigkeit, welche zwar schon an und vor sich schändlich genug sind, aber, wenn sie gar zusammen kommen, abscheulich gegen einander abstechen.

Sechszehnter Brief.

Von eben demselben an den Tacitus. *)

Sie verlangen, daß ich Ihnen das Ende meines Onkels beschreiben soll, damit Sie es der Nachwelt desto richtiger erzählen können. Ich danke Ihnen für diese gütige Absicht: denn ich sehe, daß sein Tod, wenn er durch Ihre Feder geschildert wird, unsterblich berühmt werden muß. Ob er gleich mit dem Untergang der schönsten Gegenden, wie ganze Völker und Städte, durch ein denkwürdiges Schicksal, gleich als wenn er sonst unsterblich gewesen wäre, umgekommen ist; ob er gleich viele

*) Lib. VI. Ep. 16. Der ältere Plinius, dieser fleißige Naturforscher, starb in seinen Bemühungen, die Natur zu kennen, bey einem unglücklichen Ausbruch des Vesuvs. Es scheint, daß er dieses Phänomenon noch nicht recht muß gekannt haben. Sein Tod wird hier erzählt, dessen Umstände der Herr Hofrath Gesner in seiner Chrestomathia Plin. erläutert.

viele unvergängliche Denkmale in seinen Werken hinterlassen hat, so wird doch die Ewigkeit Ihrer Schriften vieles zu der seinigen beytragen. Nach meiner Meynung sind diejenigen glücklich, die der Himmel begnadigt hat, entweder edle Thaten zu thun, die ihren Geschichtschreiber verdienen, oder etwas zu schreiben, das der besten Leser werth ist. Unter diesen wird mein Onkel sowohl durch seine als Ihre Schriften eine Stelle haben. Ich übernehme daher dasjenige, was Sie mir auftragen, desto lieber, ja ich bitte mirs sogar aus.

Er war zu Misene, und ertheilte der Flotte die nöthigen Befehle selbst. Am 24ten August ungefehr um ein Uhr, berichtete ihm meine Mutter, daß sich eine ungewöhnliche große und sonderbare Wolke zeigte. Er hatte sich schon der Sonnenwärme und bald darauf der Kühlung bedient, er hatte auf seinem Ruhbette am Nachmittage etwas weniges gegessen, und studierte: Auf diese Nachricht ließ er sich seine Schuhe bringen, und stieg hinauf, wo man diese wunderbare Erscheinung am besten sehen konnte. Es entstand eine Wolke (man wußte von ferne nicht, von welchem Berge; aber man erfuhr,

erfuhr hernach, daß es der Vesuv war): deren Gestalt nichts ähnlicher ausdrückte, als eine Fichte. Denn sie breitete sich wie ein sehr langer in die Höhe gehender Stamm in verschiedene Aeste aus: vielleicht weil sie von der ersten Luft sich in die Länge zog und bey der Abnahme derselben hernach matt ward, oder auch durch den Druck ihrer eigenen Schwere sich in die Breite verlohr. Er als ein sehr gelehrter Mann hielt es der Mühe werth, dieses große Luftzeichen näher zu beobachten. Er ließ sein Jagdschif herbeybringen, und mir ließ er sagen, ob ich mit ihm fahren wollte: Meine Antwort war, daß ich lieber studieren möchte; und er hatte mir auch eben selber etwas zu schreiben gegeben. Er gieng also fort und nahm seine Schreibtafel mit. Zu Retina baten ihn die Schifleute, die von der drohenden Gefahr erschreckt waren (weil dieses Vorwerk nahe dabey lag, und man nicht anders als zu Schiffe entfliehen konnte), daß er sie aus einer so großen Gefahr reißen möchte. Er änderte seinen Vorsatz, und was er erst aus Wißbegierde angefangen hatte, that er nun aus Unerschrockenheit. Er läßt die vierruderige Schiffe abstoßen, und

steiget

steiget selber ein, um nicht nur den Leuten zu Retina, sondern auch noch vielen andern zu helfen, denn die Küste war wegen ihrer Anmuthigkeit sehr bewohnt. Er eilt dahin, woher andere flohen; er hält seinen geraden Lauf und lenket das Steuerruder gerade gegen die Gefahr, so frey von Furcht, daß er alle Bewegungen, alle Figuren dieses unglücklichen Phänomens, so wie er sie mit seinen Augen bemerkt hatte, dictirte und abzeichnete. Es war schon Asche in die Schiffe gefallen, die, je näher er kam, immer heißer und dichter fiel; schon sahe man Bimssteine, schwarze, verbrannte und vom Feuer zersprengte Steine hereinfallen; bald kam man plötzlich auf eine seichte Stelle, und auf widerseitige Ufer, die von dem eingestürzten Schutt des Vesuvs entstanden waren. Hier ließ er ein wenig inne halten und besann sich, ob er umbeugen sollte; der Steuermann rieth ihn dazu: Nein, sprach er, **frisch gewagt ist halb gewonnen: Fahre mich nach dem Pomponian.** Dieser war eben zu Strabia und durch den gerade daran liegenden Meerbusen abgeschnitten. Denn das Meer ergiest sich hier in eine ziemlich breite Baye. Hier hatte er

seine

seine Sachen schon zu Schiffe gebracht, in der gewissen Hofnung, davon zu fliehen, wenn sich der widrige Wind würde gelegt haben. Zwar war noch keine Gefahr vorhanden, doch sahe man sie vor Augen, und man würde sie, wo das Uebel zugenommen, mehr als zu nahe gehabt haben. Indessen war eben dieser ihm widrige Wind für meinen Onkel natürlicher Weise sehr günstig, er lief glücklich ein, umarmte den zitternden Freund, tröstete ihn, und sprach ihm Muth zu: und damit er seine Furcht durch seine Dreistigkeit niederschlagen möchte, so läßt er sich ins Bad tragen; nachher setzt er sich zu Tische, speiset, und zwar frölich und aufgemuntert, oder welches beynahe etwas eben so großes ist, mit allem Anschein der Frölichkeit. Unterdessen sahe man von dem Vesuv her an vielen Orten den Widerschein weit ausgebreiteter Flammen und Entzündungen, deren strahlenden Glanz die finstere Nacht noch erhöhete. Mein Onkel, um sich gegen die Furcht noch besser zu zerstreuen, dictirte eben den Umstand, daß die Häuser und Dörfer, aus welchen die Landleute vor Schrecken davon gelaufen wären, in weiter Einöde im Feuer stünden. Darauf begab er

sich

sich zur Ruhe, und schlief in der That natürlich. Denn diejenigen, welche an der Thür waren, hörten ihn schnarchen, welches bey ihm, wegen seines starken Körpers, etwas stark und laut zu seyn pflegte. Aber der Vorhof, über welchen man nach dem Zimmer geht, war nun schon von Asche und untermischten Bimssteinen, so hoch angefüllet, daß er nicht hätte herauskommen können, wenn er länger in dem Schlafzimmer geblieben wäre. Man weckte ihn also auf; er gieng heraus, und verfügte sich wieder zu dem Pomponian und den übrigen, die beständig gewacht hatten. Sie berathschlagen sich mit einander, ob sie wollten im Hause bleiben, oder ins freye Feld laufen: denn durch die öftern und großen Erschütterungen schwankten die Gebäude, und schienen gleichsam aus ihren Grundvesten bewegt sich bald auf diese bald auf jene Seite zu lenken. Auf der andern Seite, wenn man aufs freye Feld gienge, fürchtete man sich wieder vor den fallenden Steinen, ob sie schon leicht und durchlöchert wären: doch eine Gefahr gegen die andere gerechnet, erwählte man endlich diese. In Ansehung seiner geschah es, weil Ueberlegung gegen Ueberlegung siegte, in

Anse-

Ansehung der übrigen, weil seine Furcht die andern betäubte. Man kam auf den Einfall, den Kopf mit Kopfküssen zuzubinden, und dies war ein gutes Verwahrungsmittel wider die herabfallenden Steine. Schon ward es anderwärts Tag, und dort dauerte noch die allerschwärzeste Nacht, ob man sie schon mit vielen Fackeln und Lichtern etwas erhellete. Man ward eins, nach dem Ufer zu gehen, und in der Nähe zu schauen, was für Hofnung das Meer jetzt machte: allein es blieb stürmisch und ungünstig. Hier ließ er sich ein leinenes Tuch hinlegen, worauf er ruhete, forderte ein paarmal Wasser zu trinken, und trank. Darauf erhuben sich wieder Flammen, die ein vorhergehender Schwefelgeruch ankündigte; worüber einige flohen, und er erwachte. Auf zween von seinen Bedienten gestützt stand er auf, fiel aber den Augenblick wieder nieder, weil ihm der Schwefeldampf, wie ich vermuthe, allen Athem benahm und ihn erstickte. Als der Tag wieder kam, (und das war der dritte seit demjenigen, den er zum letztenmal in seinem Leben gesehen hatte) fand man seinen Körper noch ganz unversehrt und verhüllt, wie er angekleidet war, in einer solchen Stellung,

die

die einem Schlummernden ähnlicher war als einem Verstorbenen. Unterdessen waren ich und meine Mutter noch zu Misene — Wiewohl, dies gehöret nicht eigentlich zur Geschichte, und Sie haben nur die Todesumstände meines Onkels zu wissen verlangt. Ich will also schliessen. Doch dies Einzige muß ich noch sagen, daß ich alles, was ich gesehen, oder was ich sogleich, wenn die Sachen noch unverfälscht berichtet werden, gehört hatte, richtig und genau erzählt habe. Sie, mein lieber Freund, werden das Vornehmste heraus suchen. Denn es ist ein Unterschied, einen Brief, und eine Historie schreiben; es ist etwas anders, einem Freunde etwas melden, und für das Publicum schreiben.

Siebenzehnter Brief.

An den Quintilian. *)

Sie sind freylich der genügsamste Mann von der Welt, und Sie haben Ihre Tochter so erzogen, daß man daran Ihre Tochter und die Nichte des ehrwürdigen Turilius erkennt: Da sie aber den rechtschaffenen und angesehenen Nonius Celer heirathen wird, der wegen seiner vornehmen Aemter nothwendig etwas Staat machen muß; so wird sie sich, wie mich deucht, doch nach dem Stande ihres Mannes in Kleidungen, Bedienten und dergleichen kostbaren Kleinigkeiten, die freylich in der That nichts mehr Ehre geben, aber doch als ihre Zeichen gelten, einrichten müssen. Ich weiß wohl, mein liebster Lehrer, daß Sie der glücklichste Mann in Ihrer Gemüthszufriedenheit sind; aber ich weiß auch, daß Ihr äußerliches Vermögen eben nicht groß ist. Erlauben Sie also, daß ich Ihnen einen Theil der Last abnehmen, und die Aussteuer unserer Tochter

*) Lib. VI. Epist. 32.

ter mit einigen tausend Thalern vermehren darf. Ich würde gerne noch etwas hinzusetzen; aber ich kenne Ihre Bescheidenheit; und ich hoffe bloß durch die Mittelmäßigkeit dieses kleinen Geschenkes, daß Sie so gütig seyn werden, es nicht zu verschmähen.

Achtzehnter Brief.

An den Kaiser Trajan. *)

Mit dem Sueronius Tranquillus, gnädigster Herr, einem rechtschaffenen, angesehenen und sehr gelehrten Mann, habe ich schon lange in Betrachtung seiner guten Sitten und Wissenschaften, einen freundschaftlichen Umgang unterhalten, und ihn immer lieber gewonnen, je näher ich ihn habe kennen lernen. Dieser Mann hat das Recht der drey Kinder **) um zwoer Ursachen willen nöthig. Einmal verdient er die guten Nei-

*) Lib. X. Epist. 95. 96.

**) Man hatte denen, die drey Kinder oder mehr hatten, gewisse

gungen seiner Freunde, die ihn zum Erben einsetzen, und dann ist seine Heirath auch eben nicht so glücklich gewesen. Er sucht also durch mich von der Kaiserlichen Gnade dasjenige zu erlangen, was ihm ein ungünstiges Schicksal versagt hat. Ich weiß, gnädigster Herr, um was für eine große Wohlthat ich bitte. Aber ich bitte sie von Ihnen, und ich bin es schon gewohnt, in allen meinen Verlangen Dero besondere Huld zu empfinden. Sie können schließen, wie sehr ich für das Gesuch des Suetons eingenommen bin, weil ich nicht abwesend bitten würde, wenn ich nur mittelmäßig bäte.

gewisse Vorzüge und Vorrechte vor denen unverehlichten und kinderlosen Personen beygelegt, die in vielen Fällen und z. E. auch in Erbschaften von großem Nutzen waren. Die Kaiser schenkten oft dieses Recht, so wie man dem neuen Adel seine Ahnen schenket, und Plinius muste selbst für sich um dieses Geschenk bitten. Lib. X. Ep. 2. Conf. *Heineccii* Antiq. Iur. I. 25, 3. sq.

Neunzehnter Brief.

Trajans Antwort.

Sie wissen freylich wohl, mein lieber Plinius, wie sparsam ich dergleichen Wohlthaten und Vorrechte ertheile, da ich gewohnt bin in dem Senat zu versichern, daß ich nie die Anzahl überschritten habe, die ich bey dieser ehrwürdigen Versammlung für solche Fälle einmal bestimmt habe. Dennoch konnte ich Ihnen Ihre Bitte nicht abschlagen, und ich habe es bereits in meine Nachrichten setzen lassen, daß ich dem Suetonius Tranquillus, nach meiner gewohnten Bedingung, das gesuchte Recht ertheilet habe.

Zwanzigster Brief.

Von dem Kaiser Theodosius an den Poeten Ausonius. *)

Meine Liebe gegen Sie, und die Bewunderung Ihres großen Witzes und Geschmacks, sind die Ursachen, mein wertheſter Auſon, daß ich das bey andern Fürſten übliche Ceremoniel bey Seite ſetze, und mit Ihnen eigenhändig in einem freundſchaftlichen Briefe rede, womit ich Sie nicht als Monarch, ſondern als Freund erſuche, mir das Vergnügen, Ihre Schriften zu leſen, nicht zu entziehen. Ich ſpühre eine neue Sehnſucht nach denjenigen, die ich ſchon ehemals gekannt und einige Zeit vergeſſen habe, und wünſchte mit ihnen

*) Dieſer ſchöne Brief des Theodoſius befindet ſich bey allen Ausgaben des Dichters; und giebt keinen geringen Zug zu dem edlen Charakter des Kaiſers, der die Wiſſenſchaften dem Throne näherte. Durch dieſe Eigenſchaft hat er nicht weniger als durch die übrigen den Zunamen der Große verdient.

ihnen zugleich diejenigen zu erhalten, die der Ruhm Ihrer Muse als neue Beyträge dazu angekündigt hat. Ich weiß, Sie haben mich so lieb, daß Sie mir gerne Ihren gelehrten Vorrath mittheilen werden, und auch hierinn dem Beyspiel der besten Schriftsteller, denen Sie gleich geschätzt zu werden verdienen, folgen. Es ist bekannt, daß Sie sich wetteifernd bestrebten, sich in den Händen des Kaisers August zu sehen, und sie verewigten seinen Ruhm durch unaufhörliche Denkmale. Ich weiß nicht, ob er sie mehr bewundert hat, als ich Sie: aber mehr lieben konnte er Sie gewiß nicht, das weiß ich. Leben Sie wohl, mein lieber Auson.

✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝

Ein und zwanzigster Brief.

Von Lipsius an den Hrn. Oudart zu Mecheln. *)

Ich habe das verbesserte Gedicht und zugleich Ihre beyden Briefe richtig bekommen.

* *I. Lipsii* Epistolarum Select. chilias. 8. 1618. p. 721.

Ich würde eher darauf geantwortet haben, wenn ich nicht auſſer andern kleinen Beſchäftigungen auch durch Bauen wirklich ſehr zerſtreut wäre. Denn Sie müſſen wiſſen, daß ich ein Haus gekauft habe, und daß ich es ausbeſſern laſſe. Dieſe Arbeit, die ich mir leicht vorſtellte, nimmt täglich eben ſo zu, als meine Taſche abnimmt. Ich muß geſtehen, daß ich thöricht geweſen bin, den Handel anzufangen; und vielleicht möchte mir jemand dasjenige zurufen, was Craſſus dort zu dem Dejotar ſagte: *Duodecima hora diei aedificare coepisti.* Denn ob ich ſchon Alters halben noch wohl leben könnte, ſo weiß ich doch nicht, wie weit mich mein Geſundheitszuſtand laſſen wird: Bey dieſen Zeitläuften kann ich auch nicht recht dafür ſorgen, und das heilſame Spaa*) wird mich diesmal nicht zu ſehen bekommen. Meine Lüttichſchen Freunde laden mich zwar dahin ein: Aber es ſtehen viele Schwierigkeiten entgegen: Einmal, die Beſchwerlichkeit oder Gefahr des Reiſens und die Unſicherheit an dem Orte ſelbſt; ſodann auch, um unverſtellt zu reden, die

*) Es iſt ein berühmter Geſundbrunn daſelbſt.

die Kosten. Ich sitze so sehr nicht im Ueberfluß, daß ich das alles bestreiten könnte. Der König hatte mir neulich ein Geschenk gegeben, aber nur noch in Worten: in der That habe ich noch nichts bekommen. Ich habe gehört, daß unser Hart wieder gekommen sey, aber, wie ich glaube, mit wenig Hofnung zum Frieden. So lange wir den nicht haben, so werden wir mit unsern Künsten des Friedens noch immer schlecht wegkommen. Ich lese jetzt über den Seneca von der Gemüthsruhe hier öffentlich, und für mich suche ich ihn insbesondere zu nützen. Wenn mich die Bausorge durch den Aufwand nicht quälte; so würde ich im übrigen bey nahe ganz geruhig seyn. Ich wünschte Sie bey mir zu haben, mein lieber Oudart: Grüßen Sie unsern Hart, wenn Sie ihn sehen. Löwen den 23ten May, 1594.

Zwey und zwanzigster Brief.

Von eben demselben an den Hrn. Boisot zu Brüssel. *)

Für das übersandte schöne Blumengeschenk würde ich mich schon eher bedankt haben, wenn mich nicht zwey Dinge verhindert hätten, Scham und Beschäftigung. Jene war nicht unbillig oder ungezogen. Denn warum sollte ich immer für Ihre wirkliche Gefälligkeiten nur blosse Worte zurückschicken? Und wie gerne wünschte ich lieber zu vergelten, als bloß Dank zu sagen, wenn es meine Umstände oder die Gelegenheit erlaubten! Doch ich weiß, daß Sie großmüthig geben, und auf keine andere Hofnung der Erkenntlichkeit sehen, als derjenigen, die ich Ihnen aufrichtigst bezeuge. Ich schreibe Ihre Wohlthat in meinem Herzen an, und von dieser Seite gebe ich der ganzen Welt nichts an Dankbarkeit nach. Die andere Ursache meines Stillschweigens sind Geschäfte. Ich

*) L. c. p. 621.

Ich bin mit meinem Bau noch nicht fertig; es scheint mir Dädals Labyrinth zu seyn, und ich werde auch endlich einen Theseus nöthig haben. Aber was für einen? Ich brauche keinen mit einem Faden, sondern mit Gold; keinen, der den Minotaur, sondern der meine Schulden tödtet. Ich bin bis auf den Grund meines kleinen Geldkastens gekommen. Aber ein gewisser irrdischer Jupiter wird uns helfen, und einen goldenen Regen darauf fallen lassen. Ohne Scherz, ich baue in allem Ernste muthig drauf loß, worüber sich viele Leute bey diesen ungewissen Umständen der Zeit verwundern. Aber die guten Leute wissen nicht, wie wenig mich alles das fesselt. Ich werde nicht von dem, was ich habe, besessen, und ich verlasse es, wenn es nöthig ist. Die Zeiten sind in der That schlecht und eisern: und desto mehr muß man einige kleine Beschäftigungen oder Ergetzungen suchen, die uns zerstreuen oder aufrichten. Darunter haben aber doch unsere Studien den Vorzug, hauptsächlich die philosophischen und die den Menschen betreffen, welche ich ernstlich treibe. Dazu setze ich noch meinen kleinen Garten, und von dieser Seite

bekenne ich mich zum Geschmack des Epikurs. Sie sind hier unser Kaiser, und Clusius selbst muß Ihnen die Oberhand lassen. Ich habe seinen Garten zu Frankfurt gesehen, und ich weiß, daß der Ihrige in allen Stücken reicher besetzt ist. Geniessen Sie lange, mein lieber Boisot, Ihre gelehrte Musse und das Glück Ihres unverheiratheten Standes. Löwen den 6. Novemb. 1594.

Vermischte Briefe.

Zweytes Buch.

Erster Brief.

Von dem König Heinrich VIII. an Anna von Boleyn. *)

Die Absicht, warum ich gegenwärtig an Euch schreibe, ist diese, daß ich von Eurer Gesundheit und von Eurem Wohlseyn etwas vernehmen möchte, worüber ich mich so sehr, als über

*) Er ist von der berühmten Vaticanischen Handschrift abgeschrieben, und soll, nach der Versicherung des Bischofs von Salisbury, mit des Königs eigener Hand geschrieben seyn. Man pflegt ihn den Engelländern allemal zu weisen, wenn

über mein eigenes, erfreuen werde. Ich bitte GOtt, daß es ihm gefallen möge, uns bald wieder zusammen zu bringen. Denn ich versichere Euch, daß ich ein sehnliches Verlangen darnach trage. Dem ungeachtet hoffe ich, daß solches nicht lange mehr währen wird.

Unterdessen, da ich meine Wertheste abwesend sehe, so kann ich weiter nichts thun, als daß ich Ihr etwas Fleisch überschicke zu einer Vorbedeutung, daß Du künftig etwas von dem meinigen haben sollst, und wenn es GOtt gefiele, so müsteſt Du es schon jetzo haben.

Was Eurer Schwester Mutter anbelangt, so habe ich **Walther Welsch** befohlen, meine Gesinnungen an Mylord **Manwring** zu schreiben: und solchergestalt hoffe ich, daß er sie zu verlassen nicht im Stande seyn wird. Denn man mag nun sagen, was man will, so kann solches mit seiner Ehre nicht bestehen, sondern er wird sich seiner natürlichen Tochter in ihrer äusserſten Dürftigkeit schlechterdings annehmen müssen.

Weiter

wenn sie die Vaticanische Bibliothek besehen. S. Addisons Anmerkungen über verschiedene Theile von Italien p. 287. 88. nach der deutschen Uebersetzung.

Weiter habe ich euch jetzo nichts zu sagen, meine Wertheste, als daß ich wünschte, wir könnten auf den ersten Wink, einen Abend beysammen seyn. Dieses schrieb

Euer

Heinrich.

Zweiter Brief.

Der Königin Anna Boleyn letztes Schreiben an den König Heinrich den Achten. *)

Mein Herr,

Ew. Majestät Ungnade, und meine Gefangenschaft, sind für mich zwey so fremde Dinge, daß ich nicht weiß, was ich schreiben, oder was ich entschuldigen soll. Dem ungeach-

*) Diese unglückliche Gemahlin Heinrichs des Achten, und Mutter der Königin Elisabeth, war damals wegen einer Untreue gegen den König angeklagt, und nachgehends enthauptet. Die meisten glauben, daß diese Anklage, wie sie es auch

geachtet schicken Sie zu mir, daß ich eine gewisse Sache bekennen, und auf diesen Fuß Dero Gnade erlangen soll; und zwar einen solchen Menschen, von dem Sie wissen, daß es mein alter abgesagter Feind ist. Kaum habe ich diese Bothschaft erhalten, als ich gleich Ihre Meynung errathen, und wofern, wie Sie sagen, das Bekenntnis einer gewissen Wahrheit mich in der That zu retten vermag: so will ich mit aller Freudigkeit und nach meiner Pflicht Ihrem Befehle gehorsamen.

Ew. Majestät lassen sichs aber ja niemals in den Sinn kommen, daß Dero arme Gemahlin jemals einen Fehler bekennen wird, davon ihr nicht einmal ein Gedanke in den Sinn gekommen ist. Ja, wofern ich eine Wahrheit gestehen soll, so hat niemals ein Prinz eine in allen ihren Pflichten und in aller ihrer Zuneigung treuere

selbst zu verstehen giebt, mehr von des Königs Liebe gegen Johannen Seymour, als von einem wirklichen Verbrechen der Anna Boleyn hergekommen sey. Dieser Brief ist in Cottons Bibliothek, von ihrer eigenen Hand geschrieben, befindlich gewesen, daraus ihn der Englische Zuschauer im VI. B. entlehnet. Man sehe indessen des Herrn Bayle Dictionaire Hist. et Crit. *Boleyn.*

treuere Gemahlin gehabt, als Sie allezeit in Ihrer Anna Boleyn besessen; mit welchem Namen und Stande ich mich ewig ganz wohl begnügt haben würde, wofern es GOtt und Ew. Majestät so gefallen hätte. Ich habe auch zu keiner Zeit mich selbst bey meiner Erhebung sogar vergessen, oder den Stand einer Königin anders angenommen, daß ich nicht allezeit dabey der Veränderung entgegen gesehen hätte, die ich jetzt empfinde. Denn da der Grund meines Glücks nichts festeres war, als Eurer Majestät Gnade; so wuste ich auch gar wohl, daß der mindeste Zufall geschickt war, Ihre Neigung auf etwas anders zu lenken. Sie haben mich aus einem niedern Stande erwählt, Ihre Königin und Ihre Gemahlin zu seyn, welches ich mir nie in den Sinn kommen lassen. Haben Sie mich nun damals einer solchen Ehre werth gehalten, o so lassen doch Ew. Majestät keinen nichtigen Dunst, oder keinen bösen Rath meiner Feinde, mich um diese fürstliche Gnade bringen: vielweniger bringe der Schimpf, der verdammte Schimpf eines gegen Eure Majestät untreuen Herzens, einen so schändlichen Schandfleck auf Dero treue Ge-

mahlin, und die Kronprinzeßin Dero Tochter. Stellen Sie mich auf die Probe, mein König! aber durch ein gehöriges Gericht, und lassen Sie nicht meine geschwornen Feinde zugleich meine Ankläger und Richter seyn. Ja, stellen Sie mich nur öffentlich vor Gerichte; denn meine Redlichkeit fürchtet keine öffentliche Schande. Alsdann sollen Sie entweder meine Unschuld gereinigt, Ihren Verdacht völlig zernichtet, die Lästerungen und Bosheit der Welt beschämt, oder mein Verbrechen öffentlich am Tage sehen. Nur, daß Ew. Majestät, was auch GOtt und Sie, mein Herr, über mich verhängen mögen, vor einem allgemeinen Tadel sicher sey; und wenn ich hernach meiner Schuld auf gehörige Art überwiesen worden, so steht es Ihnen vor GOtt und Menschen frey, nicht nur an mir, als an einem treulosen Weibe, die billige Strafe auszuüben; sondern auch Ihrer neuen Neigung ein Genügen zu thun, weil Sie sich doch schon einmal für diejenige Person bestimmt haben, um derentwillen ich in meinem jetzigen Zustande bin, und deren Namen ich schon vor langer Zeit hätte nennen können, weil

Ew.

Ew. Majestät mein Verdacht in dieser Sache nicht unbekannt ist.

Haben Sie aber bereits über mich etwas Gewisses beschlossen, und muß ja, nicht nur mein Tod, sondern auch ein ehrloser Schandfleck Ihnen zum Genusse Ihrer erwünschten Glückseligkeit verhelfen: so bitte ich GOtt, daß er Ihnen di.se Ihre große Sünde vergeben, und auch meinen Feinden, den Werkzeugen zu dieser Sache, verzeihen wolle. Derselbe ziehe Eure Majestät nimmermehr zu einer strengen Rechenschaft von d.esem unfürstlichen und grausamen Verfahren gegen mich, vor seinem allgemeinen Gerichte: allwo sowohl Sie, als ich, in kurzem erscheinen werden, und vor dessen Stuhle, wie ich nicht zweifele, (die Welt denke nun auch, was sie immer wolle) meine Unschuld öffentlich kund und vollkommen gerechtfertigt werden wird.

Meine letzte und einzige Bitte ist noch, daß nur ich allein die Last Ihrer Ungnade tragen, und daß Sie nicht auch auf die unschuldigen Seelen derer Cavaliere fallen möge, welche, wie ich höre, gleichfalls meinetwegen in scharfer Verhaft sind. Habe ich jemals Gnade vor

Ew. Majestät Augen gefunden, ist jemals der Name Anna Boleyn Ihren Ohren angenehm gewesen, so lassen Sie mich meine Bitte erlangen: alsdann will ich Eure Majestät ferner nicht beschweren, sondern GOtt, Ihren und meinen HErren bitten, daß er Sie in seinen Schutz nehmen und in allen Ihren Handlungen Ihnen beystehen wolle. Ich bin

Ew. Majestät

Aus meinem jammervollen Gefängnisse im Tower, den 6. May.

rechtmäßige und treueste Gemahlin,
Anna Boleyn.

Dritter Brief.

Dem ehrenvesten gestrengen Herrn Wilhelm Walsingham, Bothschafter und Residenten in Frankreich. *)

Mein Herr,

Es ist mir leyd, daß eine so gute Sache wegen einer solchen Kleinigkeit verzögert werden soll. Wir können wohl sagen, daß der Liebhaber wenig thun wird, wenn er sich

* Dieser Brief des Herrn Thomas Smith an den berühmten Walsingham findet sich in dem sogenannten vollkommenen Bothschafter, einem Englischen Original, welcher hauptsächlich aus Briefen des Lords Burleigh, Grafen von Leicester, an den Herrn Thomas besteht. Aus ihm hat ihn der Guardian, eine bekannte Englische Wochenschrift, erborgt, im I. Th. im 7. Stück, und ich habe ihn wieder von ihm. Er zeigt voll gelehrter Artigkeit, daß er glaube, es würde des Königs von Frankreich Carls IX. Bruder (der ein sehr

nicht einmal die Mühe nehmen will, seine Geliebte zu sehen; sondern daß sie erst ja sagen soll, ehe er sie sieht, oder sie ihn. Es könnten zwanzigerley Arten angegeben werden, wie er herüber kommen, willkommen seyn, und vielleicht in einer Stunde mehr ausrichten könnte, als anjetzt in zwey Jahren. Das mächtige Wesen, Cupido, welches alles bezwingt, wohnet in den Augen, es schickt alle seine Pfeile aus den Augen; indem es daraus, wie der Poet sagt, Blicke schießen läßt. Nicht nur das Weib nimmt den Mann gefangen; sondern auch der Mann das Weib. Was kann doch das Hörensagen, oder ein, Ich denke, oder, Ich glaube, für Kraft haben, in Vergleichung dessen, wenn sie sich einander ins Gesichte sehn, und der Liebhaber in einer Entzückung, und ohne Geheiß, eine Umarmung abstiehlt, und zu sich

sehr kaltsinniger Liebhaber gewesen seyn muß) bald schlüßig werden, wenn er die Königin persönlich sehen sollte, die damals im 39ten Jahre ihres Alters war. Der Guardian führt diesen Brief als einen Beytrag zur Geschichte über das System der Liebe an, der hier durch die Personen noch merkwürdiger wird.

sich selbst so laut, daß sie es hören kann, saget: Seyd ihr in meinen Armen, meine Schöne? oder träumen wir beyde, und will das Frauenzimmer auch sogar in seinem Schlafe zu demjenigen gezwungen zu werden scheinen, was es am meisten wünschet? Wofern wir kalt sind, so ist es unsere Pflicht: da außer der Person auch das Geschlecht es erfordert. Warum seyd Ihr aber kaltsinnig? Muß dann ein junger Mensch nicht kühn, beherzt und verwegen seyn? Er wird doch nur honorificam repulsam bekommen, wofern er noch eine bekömmt; und auch ein Korb ist hier eine Ehre: denn das ärgste, was man von ihm sagen kann, ist doch nur das, was man vom Phaeton sagte:

Quam si non tenuit, magnis tamen excidit ausis

ungeachtet er den Sonnenwagen nicht lenken konnte, so war doch sein Fall davon glorreich. So viel ich begreife, ist dieses unser einziger Anker; dieser Würfel muß geworfen werden. Bey unserer Unbeständigkeit kann ein glücklicher Augenblick alles dieses krönen und befestigen, oder sonst ist, so viel ich weiß, nichts

anders abzusehen, als beständige Tändeley und Ungewißheit. Ich bin

Euer

Killingworth, den 22. Aug. 1572.

treuer Freund.

Thomas Smith.

Vierter Brief. *)

Ich bitte Ew. Majestät unterthänigst, meine Bittschrift aufzunehmen, in Betracht, daß ich eine arme Wittwe bin, und daß mein seliger Mann, Doctor Martin Luther, der Christlichen Kirche gute und getreue Dienste geleistet

*) Dieser Brief ist von der Wittwe des unvergeßlichen Luthers an den König von Dännemark geschrieben. Ich gebe ihn so, wie ich ihn in den Historischmoralischen Schilderungen meines Freundes, des Herrn M. Millers, II. Th. S. 259. 260. gefunden habe. Er kann beweisen, wie wenig ein Mann nach Reichthümern getrachtet habe, der so viele reich gemacht.

leistet und sich dadurch insbesondere Ew. Königl. Majestät Gnade erworben hat. Ew. Majestät haben geruhet, demselben ein jährliches Gnadengehalt von funfzig Thalern zu verwilligen. Ich sage Ew. Königl. Majestät dafür unterthänigsten Dank und ich bete beständig für Dieselben. Allein, da ich jetzt mit meinen Kindern fast von allen Mitteln entblösset bin, zumal da die verwirrten Zeitläufte viel Unheil mit sich führen: So flehe ich Ew. Majestät unterthänigst an, mir ferner diese Beyhülfe angedeyen zu lassen. Denn ich bin versichert, daß Ew. Majestät die grossen Mühseligkeiten, die mein lieber Mann ausgestanden hat, nicht werden vergessen haben. Ew. Majestät ist auch der einzige König auf Erden, zu welchem wir elende Christen unsere Zuflucht nehmen könnten, und GOtt wird Ihnen ohne Zweifel durch seinen Segen die besondern Wohlthaten, welche Dieselben über die armen Diener JEsu Christi und die elenden Wittwen und Waisen derselben, ausbreiten, vergelten. Und darum bitte ich auch GOtt ohne Unterlaß, mit allem nur möglichen Eifer. Der Allmächtige erhalte Ew.

Königl.

Königl. Majestät, Ihro Majestät die Königin, und das Königl. Haus in seiner Gnade.

Ew. Königl. Majestät

Wittenberg, den 6. Oct. 1550.

unterthänigste

Catharina, D. Martin Luthers Wittwe.

Fünfter Brief.

Fürbittschreiben des Herzogs von Orleans an den König von Frankreich, seinen Bruder. 1632. *)

Sire,

Niemand in der Welt vernimmt mit grösserem Vergnügen als ich, das Glück von Ew. Majestät gerechten Waffen, welcher alle meine Handlungen und selbst meine Gedanken

*) Es ist bekannt, in was für Verwirrungen Frank-

danken unterworffen sind, und nichts wird meine Wünsche von dieser Gesinnung abwendig machen

Frankreich unter der Regierung Ludewigs XIII. verwickelt war. Die Mutter des Königs, der Cardinal Richelieu, der Herzog von Orleans und mit ihm viele Großen des Reichs machten durch ihre Uneinigkeiten diese Epoche sehr merkwürdig und zugleich für den Staat sehr gefährlich. Indessen muste den Staatsränken des Cardinals und seinem Glücke der ganze Hof und alles Ansehen seiner Feinde weichen. Der Herzog von Orleans suchte zwar, um ihn zu stürzen, eine Parthey zu machen, und diese sowohl durch inn- als auswärtige Waffen zu unterstützen: Er machte mit den Spaniern einen heimlichen Tractat, und zog den Herzog von Montmorency, Gouverneur von Languedoc, und Schwager des Prinzen von Conde, so auf seine Seite, daß er Trouppen zu seinem Dienste warb; und als der König den Marschall von Schomberg ihm entgegen schickte, um ihn zum Gehorsam zu bringen, bey Castelnaudary sich in ein Treffen wider die Völker des Königs einließ. Es lief schlecht ab und Montmorency wurde gefangen. Ob sich nun gleich der König mit dem Herzog von Orleans wieder aussöhnte, der den Gefangenen ebenfals in diesen Frieden mit einschliessen wollte, so machte man ihn dennoch den Proceß zu Thou-

machen können. Nichtsdestoweniger beklage ich, daß derjenige, der sein Leben so oft und bey so merkwürdigen und vortheilhaften Gelegenheiten in Dero Diensten gewagt hat, anitzt der Vorwurf von dem Ruhm Dero Waffen, und zugleich von seinem eigenen Verderben seyn soll, da der Fehler des Hrn. von Montmorency so groß ist, daß, wenn Ew. Majestät sich nicht von Dero Erbarmen überwinden lassen, keine Für-

Thoulouse, nach welchem der Herzog von Montmorency den 30. Oct. 1632. daselbst enthauptet wurde. Dieses Schicksal traf noch viele andere von den vornehmsten Familien, und lange vorher schon in einer Empörung in Bretagne, dazu der Graf de la Chapelle gehört. Alle Fürbitten, die insonderheit für den Herzog von Montmorency Himmel und Erde zu bewegen schienen, halfen nichts, ob er gleich sonst der liebenswürdigste Herr im Königreich war. Die Königin entwich endlich selbst aus Frankreich und starb zu Cölln. Man findet alles sehr ausführlich beschrieben in der Histoire du Ministere de Mr. le Card. de *Richelieu*. Paris 12. 1650. II. Part. p. 428. sqq. und in dem Iournal de Mr. de *Richelieu* T. I. et II. 12. Paris 1665. daraus auch diese Briefe unter verschiedenen andern gezogen sind.

Fürbitten mächtig genug sind, sein Unglück zu lindern. Aber da Ew. Majestät auf der Welt das Bild GOttes vorstellen, und der gröste Strahl dieser Gottheit von der Gnade gegen seine Geschöpfe herkömmt; so verzeihen Sie mir, Sire, wenn ich von Wehmuth gerührt, die ich der Betrübnis einer mir so nahen Person schuldig bin, und der ich es zuzuschreiben habe, daß ich Ew. Majestät ersucht, mich wieder in den Stand zu setzen, den Rest meiner Jahre in Unterwerfung und getreuen Diensten anzuwenden, wenn ich fußfällig, in Thränen zerfliessend, und mit der Unterthänigkeit, die ich meinem Könige schuldig bin, Ew. Majestät um Dero Gnade, Mitleyden und Verzeihung anflehe, welche den Ruhm Dero Ansehens ohne Furcht einiger Verminderung noch glänzender machen wird. Ich würde dieses mündlich gethan haben, wenn Dero Befehle mir nicht weit kostbarer wären, als alles, was mich insbesondere angehen kann. Ich bitte Ew. Majestät, daß ich diesem Unglücklichen allen Beystand leisten darf, der in meinem Vermögen ist, und so viel es die Pflicht, die ich Ew. Majestät schuldig bin, wird erlauben können; wie ich denn

meinem

meinem Secretär aufgetragen habe, Ew. Majestät darüber nähere Vorstellungen zu thun.

Sechster Brief.

Von dem Herzog von Montmorency an seine Gemahlin. *)

Meine herzlich Geliebte, ich sage Ihnen das letzte Lebewohl, mit eben derjenigen Zärtlichkeit, womit wir uns einander beständig geliebt haben. Ich beschwöre Sie um der Ruhe meiner Seelen und um derjenigen willen, die ich nun bald in dem Himmel erwarte, daß Sie Ihre Wehmuth mäßigen wollen. Ich habe von meinem liebreichen Heiland so viel Gnade erhalten, daß Sie alle Ursache haben, daraus einen grossen Trost zu schöpfen. Leben Sie ewig wohl.

*) Geschrieben in der Nacht vor seiner Enthauptung.

Sie-

Siebenter Brief.

Von dem Grafen de la Chapelle an die Fr. von Montaigu, seine Schwester. 1626.

Meine liebste Schwester,

Weil uns GOtt schon beyde unter dem Herzen unserer Mutter hat versammlen wollen, noch ehe wir zur Welt kamen, *) so glaube ich verbunden zu seyn, da ich sie zuerst verlasse, von Euch Abschied zu nehmen. Wenn Ihr über meinen Tod betrübt seyd, so werdet Ihr Euch ohne Zweifel über meine Seligkeit freuen, die ich von der Barmherzigkeit GOttes erwarte. Hierinn bin ich sogar glücklicher, als Ihr, meine Schwester, daß ich zuerst einen Ort verlasse, wo wir seine unendliche Gütigkeit täglich beleidigen, und am meisten ich. Aber er hat mir nicht nach meinen Sünden vergolten, seine unendliche Erbarmung hat sich auch bis auf mich erstreckt. Ich preise ihn

*) Sie waren Zwillinge.

deswegen von ganzem Herzen, und ich bitte Euch, meine liebe Schwester, nach der Freundschaft, die ich allezeit an Euch gegen mich erblickt habe, ihm ebenfalls dafür zu danken. Bedienet Euch der Gnade, die er Euch verliehen hat, und fahret fort, Euer Leben bis ans Ende so tugendhaft zu führen, als Ihr bisher gethan habt, und wenn Ihr könnt, noch tugendhafter. Der Tod ist eine nothwendige Reise, wir mögen sie frühe oder spät thun, und ich glaube, um in der Furcht GOttes zu beharren, braucht man nichts mehr zu sagen, als dieses. Ich gebe Euch keinen Trost der Welt: Er ist lauter Thorheit, und die, welche nur mehr als zu viel nach der Welt sind, werden Euch dergleichen genug geben. Ich empfehle mich Eurem Hrn. Gemahl, und dem Hrn. von Canisy, und meiner lieben Base, seiner Frau. Ich weiß gewiß, daß Sie mich bedauren werden, so wie viele andere meiner guten Freunde bey Euch. Sie werden Unrecht thun. Sie müssen von meinem Glücke nicht nach dem urtheilen, was ich verlasse, sondern nach der Gnade, die mir GOtt schenkt. Lebet wohl, liebste Schwester — Ihr könnet nicht an die andere

Welt

Welt denken, ohne diese gegenwärtige sehr zu verachten. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

Von eben demselben an die Herren von Molac de la Hunaudaye und von Montafilane, seine Brüder.

Meine liebsten Brüder,

Mein Unglück ist sehr groß, mein Tod sehr seltsam, und ich weiß, daß Ihr zu sehr meine Freunde seyd, als daß ich nicht glauben sollte, daß Ihr einen Trost für die Welt nöthig habt. Mein Tod ist weit von Schande entfernt, weil ich ihn mit meinem Vetter von Bouteville leyde, und darum, daß ich ihm gedient habe. Ich hätte allezeit dieses letztere gewünscht; aber das erstere ist das einzige Mißvergnügen, das ich dabey finde; und um mich nicht bey schlechten Ursachen aufzuhalten, so be-

merket, meine liebsten Brüder, daß es ein Wunder ist, welches der unendlich gütige GOtt, zur Rettung unserer Seelen hat thun wollen. Ich empfange diesen Tod als das gröste Gut, das er uns hätte zuschicken können, weil ich mich betrübe, daß ich so schlecht gelebt habe, und weil ich sein Wort habe, das niemals trügt, und das mich der Vergebung meiner Sünden versichert, wenn ich ihn darum bitte, wie ich von ganzem Herzen thue.

Wenn Ihr mir, geliebten Brüder, in dieser letzten Periode meines Lebens erlauben wollt, Euch noch einen Rath zu geben, so nehmt ein Exempel an mir, um zu beurtheilen, was für ein thörichtes Ding die Ehre der Welt ist. Was mich betrifft, wenn ich an Eurer Stelle wäre, so würde ich mich zu der Lebensart unserer Väter entschliessen, nämlich in unsern Häusern in der Furcht GOttes zu leben, und in dem Dienste, den wir dem Könige schuldig sind. Das ist der Ort, wo man GOtt dienen und seine Gebote thun kann, ohne einer Niederträchtigkeit beschuldigt zu werden. Bey Hofe ist dieses wie unmöglich. Ich kenne ihn genug dazu, um es frey heraus zu sagen, und nach allen Ehren-

renstellen, die man da erhalten kann, bleibt es ausgemacht, daß die Glücklichsten, die ich noch da gesehen habe, mehr böse als gute Stunden, mehr Mißvergnügen als Vergnügen haben. Ein unschuldiges Leben, das sich immer gleich und nicht unbequem ist, wie Ihr in eurer Provinz führen könnet, wird Euch ganz angenehm zum Schluß eurer Tage bringen. Denn das bleibt freylich immer der Beschluß. Verzeihet mir, liebsten Brüder.—— Aber ich glaubte Euch einen grossen Dienst zu beweisen, wenn ich sterbend Euch könnte von dem Abgrund zurückziehen, darinn Ihr seyd, und wo eben so viele Wunder nöthig sind, als GOtt Menschen erretten will.

Ich bitte Euch sehr, meine liebsten Freunde von mir zu küssen. Ich nenne keinen davon, aus Sorge, gegen die andern nicht verbindlich genug zu seyn. Danket Ihnen, daß Sie uns die Ehre erwiesen, sich für uns Mühe zu geben; obgleich unser Glück gewollt hat, daß diese Mühe vergebens gewesen ist. Ich danke GOtt dafür, und werde ihn ewig für Euch und für Sie anrufen. Ich bitte Euch, eben das für

uns zu thun. Lebet wohl, meine wertheſten Brüder, GOtt wolle Euch tröſten. Ich bin ꝛc.

N. S. Ich werde den Hrn. von Bouteville bitten, zu erlauben, daß mein Leib mit dem ſeinigen begraben werde; und ich würde es gerne ſehen, daß mein Herz in unſer Erbbegräbnis gebracht würde. Ihr werdet für mich bey den Cartheuſern eine Meſſe halten laſſen, wo ich ſonſt immer Willens war, mein Leben zu beſchlieſſen. Ich glaube, daß dieſes bald geſchehen wäre.

Ich bitte Euch, alle diejenigen zu vergeſſen, welche an unſerer Gefangennehmung haben Schuld ſeyn können; denn GOtt verzeihet uns nur unter der Bedingung, daß wir ihnen verzeihen, und ich werde es Euch niemals verzeihen, wenn ihr hierinn anders handelt. Laßt uns von unſerm Heiland lernen, GOtt für unſere Verfolger zu bitten, und für die, welche in beſonderem Verſtand Urſachen unſerer Wohlfarth ſind.

Neun-

Neunter Brief.

Von dem Herzog von Rohan an den Prinzen von Conde. *)

Monseigneur,

Wie Euch Euer Stand, als einem Prinzen von Geblüt, Privilegien giebt, mir zu schreiben was Euch gefällt; so verhindert er mich, Euch mit aller Freyheit meine Meynung zu antworten: Ich begnüge mich also, mich über Eure vornehmsten Beschuldigungen zu

*) In den Religionskriegen unter Ludwig XIII. war der Herzog von Rohan einer der wichtigsten Anführer von der Reformirten Seite. Der Prinz von Conde, welcher erst das Haupt davon war, hatte sich endlich abziehen lassen, und schrieb an den H. v. Rohan einen sehr harten Brief voller Drohungen, wo er nicht seinem Exempel folgte. Dies ist die Antwort, die in der Rhetorique de l'honnete homme stehet. Man siehet in derselben neben dem ehrlichen und männlichen Charakter des Soldaten, die Rauhigkeit jener Zeiten, denen der Religionshaß die abscheulichste Gestalt gab.

rechtfertigen. Ich gestehe, daß ich ein einzigesmal die Waffen zur Unzeit ergriffen habe, weil es nicht für die Angelegenheiten unserer Religion, sondern Eurer Person war, die uns versprach die Verletzungen der Edicte wieder herzustellen. Aber dieses Versprechen lief auf nichts hinaus; da Ihr an den Frieden dachtet, ehe Ihr noch von der Generalversammlung Nachrichten hattet. Seit der Zeit weiß jedermann, daß ich die Waffen nur aus einer blossen Nothwendigkeit geführt habe, um unser Gut und Blut und unsere Gewissensfreyheit zu vertheidigen. Wenn die Engelländer uns zu Hülfe gekommen sind, so waren sie mehr dazu verbunden, als die Deutschen, die Ihr in Frankreich kommen ließet; weil sie, mit Einwilligung des Königs, die Friedensmittler waren, und sich dazu anheischig gemacht hatten. Wenn man Geld unter uns geschlagen hat, so ist es mit des Königs Gepräge geschehen, wie es bey allen unsern bürgerlichen Kriegen beobachtet worden. Ich kenne mich genug, um nicht zu verlangen Souverain zu seyn: ich habe mir auch keine Nativität stellen lassen, um zu sehen, ob ich es werden würde. Ich glaube gerne, daß ich unter

ter denen verflucht werde, die an dem Untergang der Kirche GOttes arbeiten, und ich mache mir einen Ruhm daraus. Was Eure Drohungen betrifft, so erschrecken sie mich gar nicht; ich bin auf alle Fälle gefaßt. Ich suche meine Ruhe im Himmel; und GOtt wird mir die Gnade geben, daß ich die Ruhe meines Gewissens allezeit auf Erden finde. Ihr lasset die Gefangenen von Gallargues tödten; wenn ich es eben so mit den Gefangenen zu Mons mache, so ahme ich Euch nach. Ich glaube, dieses Spiel wird den Eurigen mehr schaden, als den Unsrigen, weil sie um der Ungewißheit ihrer Seligkeit willen den Tod mehr fürchten müssen. Ihr macht, daß ich ein Handwerk anfange, das wider mein Naturel ist; aber ich dächte grausam gegen meine Soldaten zu seyn, wenn ich ihnen keine Schlachtopfer opferte. Was die Ermordungen betrifft, womit Ihr diejenigen von der Religion bedrohet, welche bey Euch unter der öffentlichen Sicherheit sind, so ist das ein schönes Exempel ihnen zu zeigen, wie sie sich auf ihre Feinde verlassen können, und zugleich eine Rechtfertigung von unserer rechtmäßigen Vertheidigung. Ich hoffe auch, daß es der König

einmal erkennen wird, daß ich ihm keine bösen Dienste geleistet habe, und daß er sich besänftigen wird. Ihr saget, daß GOtt mir fluchen wird: Ich gestehe, daß ich ein großer Sünder bin, welches ich herzlich bereue: aber außerdem daß die Prophezeyungen erfüllt sind, und daß ich den neuen Propheten dieser Zeit nicht glaube, so fürchte ich auch nicht, daß das Feuer des Himmels mich verzehren wird. Kurz, ich glaube nicht, daß Ihr im Ernste dergleichen Verwünschungen gegen mich ausschüttet, sondern nur um unter den Papisten ein großes Ansehen zu gewinnen. Denn in diesem Kriege, sagt man, habt Ihr Eure Sachen nicht schlimm gemacht. Und eben das giebt mir einige Versicherung, daß Ihr uns arme Sevenner in Ruhe lassen werdet, weil es hier mehr Stöße zu hohlen giebt, als Pistolen. Es bleibt mir zum Beschluß nichts übrig, als GOtt zu bitten, daß er nicht mit Euch nach Euren Werken handle; sondern daß er Euch noch zur wahren Religion zurückkehren lasse, und Euch die Standhaftigkeit gebe, darinn bis ans Ende zu beharren, damit Ihr nach dem Exempel Eures Herrn Vaters und Großvaters der Beschützer unserer Kirche werden

den möget. Alsdann werde ich mich von Eurer Person nennen können, was ich mich jetzt bloß von Eurem Stande nenne, daß ich bin

Monseigneur,

Alez den 6. Nov. 1628.

Euer Diener
Heinrich von Rohan.

Zehnter Brief.

Vom Bonfadio an den Sigr. Grimaldi. *)

Der Tod wird mir schwer, weil ich ihn nicht so schrecklich verdient zu haben glaube: doch ist der Wille des Höchsten meine Beru-

*) Jac. Bonfadio war einer der zierlichsten Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts. Er lehrte in den letzten Jahren seines Lebens die schönen Wissenschaften zu Genua mit dem grösten Beyfall, und ward Geschichtschreiber des Staats. Er gab Jahrbücher heraus, worinn er sich über etliche

Beruhigung. Der Tod wird mir aber auch schwer, wenn ich bedenke, daß ich undankbar sterbe, da ich so vielen verdienstvollen Personen, die sich für mich Sorgen und Mühe gemacht haben, und insonderheit Ihnen, keine Merkmale von meiner Erkenntlichkeit geben kann. Ich sage Ihnen mit dem letzten Hauch meines Lebens unendlichen Dank, und empfehle Ihnen, und dem Herrn **Domenico Grillo**, wie auch dem Herrn **Ciprian Pallavicino**, meines Bruders Sohn **Bonfadino**. Sie werden so gütig seyn, meinen Leib zu St. Laurentii begraben zu lassen. Und wenn es möglich seyn wird, aus jener Welt Ihnen ein Zeichen ohne Schrecken zu geben, so werde ich es nicht unterlassen. Leben Sie alle wohl und glücklich.

etliche vornehme Familien etwas zu satyrisch ausdrückte, und dadurch seinen Untergang beförderte. Man beschuldigte ihn eines gewissen Verbrechens, und er ward verurtheilt, verbrannt zu werden. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Todesurthel gemildert und in eine Enthauptung verwandelt worden ist. Unter seinen Briefen, die sehr schön sind, ist dieser der letzte, den er kurz vor seiner Hinrichtung schrieb. S. Baylens Dictionaire hist. et crit. *Bonfadio.*

Eilfter Brief.

Ein Ausforderungsschreiben nebst der Antwort und ferneren Nachricht.

A Monsieur, Monsieur de Sackville. *)

Ich, der ich in Frankreich bin, habe erfahren, wie sehr Ihr es anjetzt Euch selbst zuschreibt, daß ich Euch Zeit gelassen, der Welt

*) Dieser kleine Briefwechsel zwischen zween Engelländern ist wirklich geschrieben, und von dem Guardian 2 Th. 129. und 133. St. bekannt gemacht worden, daraus ich ihn nach der Uebersetzung der Frau Gottsched genommen habe. Die gelassene und überlegte Vorbereitung, sagt dieser Schriftsteller, indem sie verschiedene Länder durchreiset sind, und die gehörigen Jahreszeiten abgewartet haben, einander zu ermorden, und das edelmüthige Bezeigen der Fechtenden, muß bey dem Leser eben so viel Mitleyden als Abscheu vor derjenigen falschen Ehre erwecken, die unser Vaterland

Welt Euer Lob vorzupralen — —. Wenn Ihr Euch nur besinnen wollt, daß ich Euch zuletzt zwar meine Hand gegeben, das Herz aber, wie ich Euch sagte, für eine vollkommnere Versöhnung versparte. Nunmehro seyd der edle Cavalier, den meine Liebe Euch ehedem geheissen, und kommt, und thut demjenigen Recht, der Euch die Proben erzählen könnte, die Ihr Eurer Geburt und Eurem Vaterlande schuldig seyd; wenn ich nicht versichert wäre, daß Eure Ehre Euch mit demselben Muthe erfüllet, mir Recht widerfahren zu lassen, mit dem sie Euch erfüllete, mir Unrecht zu thun. Wählet Euch Waffen und Zeit, der Ort sey welcher es wolle, so will ich Euch daselbst erwarten. Werdet Ihr dieses thun, so werdet Ihr die Rache verkürzen, und die böse Meynung ändern, die die Welt von unser beyder Verdiensten hat.

Ed. Bruce.

Ant-

land um solche Männer bringt, die so geschickt wären, dasselbe zu stützen, und zu zieren. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß sich durchgängig richtigere Begriffe von der Ehre, zur völligen Ausrottung dieses Ungeheuers der menschlichen Gesellschaft, des Zweikampfs, mit den Gesetzen vereinigen möchten.

Antwort darauf.

A Monsieur le Baron de Kinloss.

So sehr ich auch allezeit davon entfernet seyn werde, Händel zu suchen; so werde ich doch allemal bereit seyn, alle diejenigen zu erwarten, die meinen Muth, auf eine so edle Art als Ihr begehret, auf die Probe zu stellen verlangen. Hievon sollt Ihr selbst ein Zeuge seyn, und innerhalb einem Monate eine richtige Nachricht von der Zeit, den Waffen und dem Orte erhalten, allwo Ihr mich bereit finden werdet, Euch eine anständige Genugthuung durch denjenigen zu thun, der Euch dahin begleiten wird. Indessen seyd so verschwiegen von dieser Abrede, als Ihr begierig darnach zu seyn scheint.

Ed. Sackville.

A Monsieur le Baron de Kinloss.

Ich stehe zu Tergoso, einer Stadt in Seeland bereit, Euch diejenige Genugthuung zu geben, die Euer Schwerd Euch verschaffen kann, und habe einen wackern Freund

zu

zu meinem Beystande, der ein Ritter ist. Was Eure Ankunft betrifft, so will ich Euch an keinen gewissen Tag binden, sondern verlange, daß Ihr Eurer Ehre eine schleunige Genugthuung verschafft; bis dahin werdet Ihr mich daselbst finden.

Tergoso den 10ten August
1613.

Ed. Sackville.

A Monsieur de Sackville.

Ich habe Euer Schreiben durch Euren Bedienten erhalten, und bekenne, daß Ihr Euch edel gegen mich bezeigt habt. Ich komme mit möglichster Eile, Euch zu begegnen.

Ed. Bruce.

Zwölfter Brief.

Eduard Sackvills Nachricht an einen Hofmann in Engelland, wie es mit obigem Zweykampf abgelaufen.

Mein Herr,

Da ich eben nicht dumm bin, so können mir auch die falschen Gerüchte nicht unwissend seyn, die von einigen Lästermäulern bey der Nachricht von der unglücklichen Begebenheit, welche sich neulich zwischen dem Lord Bruce und mir zugetragen, von mir ausgestreuet worden: Denn da diese Gerüchte allhier herumgehen; so muß ich billig besorgen, daß sie auch an eurem Orte herrschen werden. Es giebt nur zween Wege, dergleichen Zweifel aufzulösen; nämlich durch einen Eid, oder durch den Degen. Der erste kömmt Obrigkeiten zu, und kann durch Freunde mitgetheilet werden; der andere gehört für diejenigen, die ihr Vor-

geben auf eine boshafte Art mit Lästerungen vermehren, und selbiges ganz unverschämt behaupten. Eure Liebe, und nicht meine Verdienste, versichern mich, daß Ihr mich für Euren Freund haltet, welche Hochachtung ich ungemein begierig bin zu erhalten. Thut mir also das Recht, die Wahrheit dieser Sache zu erfahren, und berichtet andere Leute davon, welche vielleicht mit nachtheiligen Gerüchten angesteckt sind, oder noch werden könnten, die derjenigen guten Meynung, darinn ich mich gern bey allen verdienstvollen Personen erhalten wollte, überaus schädlich seyn können. Glaubt mir auf das Wort eines Edelmannes! daß die Nachricht, so ich Euch hier gebe, weder mehr noch weniger, als die bloße Wahrheit ist. Die Einlage enthält die erste Aufforderung, die mir von Paris durch einen schottischen von Adel übersandt worden, der mir dieselbe zu Derbyshire in meines Schwiegervaters Hause überreichte. Hierauf folgt meine damalige Antwort, die ich ihm durch denselben Ueberbringer zurückschickte. Der dritte Brief ist die Erfüllung meines ersten Versprechens, indem er die besondere Bestimmung des Ortes und der Waffen enthält. Ich sandte

ihn

ihn mit der Post von Rotterdam, sobald als ich daselbst an Land kam, durch einen von meinen Bedienten ab. Der Empfang desselben nebst dem Geständnisse, daß ich mich gar zu gütig gegen den verstorbenen Lord bezeigte, wird durch das letzte Schreiben bestätigt, welches unser Vorhaben auf die Zeit festsetzet, wenn wir uns zu Tergoso in Seeland träfen; indem dieses der zu unserer Begegnung bestimmte Ort war. Allhier kam er in Begleitung eines Englischen Edelmannes, Hrn. Craxford, als seines Beystandes, eines Wundarztes und eines Bedienten, mit aller möglichen Eilfertigkeit an. Als er sich nun allda zeigte, so schickte ich meinen Beystand, Hrn. Johann Heidon an ihn, und ließ ihm zu wissen thun, daß von nun an alles folgende abgeredet werden sollte, sowohl auf was für Bedingung wir uns schlagen wollten, als an was für einem Orte. Wir gaben unsern Beyständen Vollmacht, den Kampfplatz auszumachen; welche sich vereinigten, daß wir auf Antwerpen, und von da nach Bergen-op-Zoom gehen sollten, allwo auf dem halben Wege das Gebiethe der Staaten von dem Erzherzoglichen, nur durch ein einzig Dorf getren-

net wird. Dies sollte der endliche Platz seyn; damit nach geendigtem Zweykampfe derjenige von uns, dem es möglich wäre, sich vor der Obrigkeit des Orts verbergen, und in das unbeleydigte Gebiethe gehen könnte. Man verglich sich ferner, daß wofern einer fallen oder ausgleiten sollte, der Streit gleich aufhören, und derjenige, der auf eine so unglückliche Weise unterworfen worden, bekennen sollte, sein Leben sey in des andern Hand gewesen. Im Falle aber dem einen das Schwerd bräche, so wurde man eins, (indem dies bloß durch einen blinden Zufall geschehen könnte) daß der andere keinen Vortheil hieraus ziehen, sondern daß man sich alsdann vertragen, oder auf gleiche Bedingungen den Kampf von neuem anfangen sollte. Da nun diese Verabredungen jeder Parthey hinterbracht wurden, so hielten wir beyde sie genehm, und pflichteten ihnen bey. Wir setzten uns also zu Schiffe nach Antwerpen, der Lord aber hatte (weil es sich, wie ich glaube, aus Furcht entdeckt zu werden, nicht wohl hatte thun lassen) den Degen nicht mitgenommen, den ich ihm nach Paris geschickt hatte; sondern einen mitgebracht, der zwar eben so lang, aber wohl

zwey-

zweymal so breit war. Mein Beystand beschwerte sich darüber, und rieth mir meinen eigenen Degen hinzuschicken, und ihm die Wahl zu lassen, welches ich auch that; indem es, wie Ihr wißt, ein Vorrecht dessen ist, der herausgefordert wird, daß er die Waffen wählet. Bey der Uebergabe der Degen, die Hr. Johann Heidon verrichtete, gefiel es dem Lord Bruce meinen Degen zu nehmen, und alsdann sagte er ihm wider alles Vermuthen, er fände, daß ich zuviel vor ihm voraus hätte, daher sey er anjetzt entschlossen, mit mir ganz allein zu fechten; indem er gewiß wüßte (dies waren seine eigene Worte) daß ein so wackerer von Adel, der noch dazu mein Freund wäre, unmöglich würde dabey stehen, und ihn dasjenige können thun sehen, was er thun müßte, um sich selbst und seine Ehre zu retten. Hierauf antwortete Hr. Johann Heidon, dergleichen Vorhaben wäre blutdürstig und menschenwürgend, und schickte sich für einen so edlen Mann gar nicht, der nur der Ehre, aber nicht des Lebens wegen zu bluten wünschen sollte; wobey er noch hinzusetzte: er hielte sich für beschimpft, da es doch einmal so weit gekommen

wäre, daß man ihm jetzt untersagen wollte, denjenigen edlen Dienst zu thun, weswegen er hieher gekommen wäre. Der Lord aber wiederholte statt aller Antwort, seine Entschliessung nochmals; worauf Hr. Johann Heidon ihm das erwählte Schwerd ließ, und mir das andere, nebst der Entschliessung des Lords überbrachte. Diese rührte mich, nicht ihrer selbst, sondern der Art wegen so sehr, daß, ungeachtet ich meines Wissens in langer Zeit nicht so stark gegessen hatte, als dasmal zu Mittage, und folglich zu einem solchen Unternehmen ungeschickt war (indem die Wundärzte eine Wunde bey einem angefüllten Magen für viel gefährlicher halten, als eine andere) ich dennoch meinen Beystand bat, ihn zu versichern, daß ich unsern Streit den Augenblick ausmachen wollte: daher sollte er mir den Augenblick zu Pferde begegnen, wobey uns niemand als unsere Wundärzte folgten, die unbewaffnet waren. Wir ritten mit einander, aber einer vor dem andern ungefähr 240 Schritte, über zwo Englische Meilen. Hier nun ward die Leydenschaft, welche einen nur so schwachen Feind zu bestreiten hatte, als meine Anordnung war, gar bald Meister, und

unter-

unterwarf mich, da sie sich ihrer Macht gebrauchte, seinen Befehlen. Da ich nun vor Zorn fast närrisch war, so muste der Lord Bruce mit einer gewissen Art von Sicherheit nach meinem Leben dürsten, indem er sah, daß ich so weit und ohne alle Ursache gegangen war, um ihm Zeit zu geben, seine verlohrne Ehre wieder zu erhalten. Ich hieß ihn absteigen, welches er auch willig und augenblicklich that, worauf wir in dem Winkel einer Wiese und endlich Knöcheltief im Wasser, unsern Wämsern gute Nacht sagten und anfiengen auf einander loszugehen. Wir hatten zuvor unsern Wundärzten befohlen, sich auf eine gute Ecke von uns zu machen, und sie beschworen, so lieb ihnen unsere Gnade oder ihre eigene Wohlfarth wäre, sich nicht zu rühren, sondern uns unsere Lust büssen zu lassen: weil wir (GOtt verzeihe es uns) völlig entschlossen waren, einer den andern, auf was Art es möglich wäre, über Seite zu schaffen. Ich that nach meinem Feinde einen Stoß, allein ich verfehlte ihn, und indem ich meinen Arm zurücke zog, bekam ich eine starke Wunde daran, welches ich als einen Lohn für meinen Fehlstoß annahm: zur Dankbarkeit aber drang ich wieder in ihn,

ungeachtet ich ihn abermals verfehlte, und empfieng eine Wunde in die rechte Brust, die gerade durch den Leib und fast bis an den Rücken gieng. Hier nun rungen wir um die zween gröſten und theureſten Preiſe, die man jemals auf die Probe ſtellen kann, um die Ehre und das Leben. In dieſem Kampfe verlohr meine Hand, weil ich nur einen ordentlichen Handſchuh an hatte, einen Finger, ungeachtet es nur der kleinſte war; dieſer hieng an der Haut, und blieb, dem Anſehen nach, wie zuvor, ja ich habe Hofnung bekommen, ihn künftig wieder einmal brauchen zu können. Einmal hielten wir ganz athemlos zwar unſern Stand, und von beyden Theilen geſchahen Vorſchläge, einer des andern Degen wegzuwerfen. Allein, da einmal die Freundſchaft erſtorben war, ſo konnte die Zuverſicht keine Statt haben; und es fragte ſich, wer ſeinen Degen zuerſt ſollte fahren laſſen? Keiner von beyden wollte der erſte ſeyn, und da wir uns von neuem rungen, ſo befreyte ich, durch einen Unterſchlag mit dem Fuße und einer Verrenkung, meinen lange in Verhaft geweſenen Degen. Dieſen hielt ich nun den Augenblick gegen meines Gegners

Hals,

Hals, indem ich den seinigen noch in meiner Gewalt hatte, und fragte ihn: ob er um sein Leben bitten, oder sein Schwerd hergeben wollte? Welches beydes er, obgleich in dieser großen Gefahr, voller Herzhaftigkeit ausschlug. Ich war verwundet und fühlte meine Verblutung, indem mein Blut aus dreyen Orten rann, so daß ich anfieng ohnmächtig zu werden: da nun er voll Tapferkeit darauf bestund, keinen von meinen Vorschlägen einzugehen, und ich mich sowohl seines vorigen blutdürstigen Endzwecks erinnerte, als auch meinen gegenwärtigen Zustand fühlte, so stieß ich ihm nach dem Herzen; allein, weil er auswich, so verfehlte ich zwar mein Ziel, stieß ihn aber dennoch durch den Leib, und nachdem mein Degen durch und durch war, stieß ich ihn auf einer andern Stelle noch einmal durch. Hier rief er aus: **Ach! ich bin geschlagen!** und begleitete diese Worte mit aller Kraft, die er noch hatte, um mich zu ergreifen. Jedoch da er zu schwach war, so ward ich, nachdem ich seinem Anfalle ausgewichen, gar bald sein Meister, und legte ihn auf den Rücken. Als ich nun über ihm war, so fragte ich ihn nochmals, ob er sein Leben erbitten

wollte? Allein es schien, er hielte es so theuer nicht, daß er dafür verpflichtet seyn wollte: denn er antwortete ganz großmüthig: er verachte sein Leben! Diese seine Antwort war so edel und tapfer, daß ich schwöre, ich konnte es über mein Herz nicht bringen, ihm einige mehrere Gewalt anzuthun, sondern hielt ihn nur zu Boden, bis endlich sein Wundarzt von weiten schrie: er würde augenblicklich sterben, wofern seine Wunden nicht verbunden würden. Darauf fragte ich den Lord, ob er begehre, daß sein Wundarzt kommen sollte? Welches er annahm und also weggetragen ward. Ich mochte seinen Degen nicht begehren; weil ich es für unmenschlich hielt, einen todten Menschen zu berauben, denn dafür hielt ich ihn. Als nun dieses vorbey war, so gieng ich zu meinem Wundarzte, in dessen Armen ich eine Weile aus starker Verblutung liegen blieb, und darauf mein Gesicht, und wie ich damals dachte, zugleich mein Leben verlohr. Allein die stärkenden Wasser und sein Fleiß brachten mich bald wieder zurechte, indem ich eben einer andern Gefahr entgieng. Denn des Lords Wundarzt kam, als es sich kein Mensch versah, mit seines

Her-

Herren Schwerd auf mich zugerannt, und hätte nicht mein Wundarzt mit meinen Degen ihm vorgebeugt, so wäre ich von diesen elenden Händen getödtet worden, ungeachtet der Lord Bruce, welcher sich in seinem Blute wälzte, und alle Hofnung zum Leben verlohren hatte, auf eine seiner vorigen Aufführung (die gewiß edel war) gemäße Weise ausrief: Du Böse-wicht, halt ein!

So wahr als ich Euch, mein Herr, in dieser Nachricht die Wahrheit gesaget, so wohl gehe es mir in der Welt! Uebergebet dieselbe nebst dem beygeschlossenen Briefen dem Lord Chamberlain. Ich bin

Euer

Löwen den 8ten Septemb. 1613.

ꝛc. ꝛc.

Eduard Sackville.

Dreyzehnter Brief.

Schreiben des Grafen von Derby an den Cromwell. *)

Ich habe Euren Brief mit Zorn und Verachtung empfangen, und ertheile Euch zur Antwort, daß ich mich nicht wenig verwundere, wie Ihr Euch einige Hofnung habet machen können, daß ich, so wie Ihr, zum Verräther

*) Jacob Stanley, Graf von Derby und Herr der Insel Man, ward durch die standhafteste Treue gegen seinen König berühmt und unglücklich. Als Cromwell dem unglücklichen König Carl dem ersten hatte den Kopf abschlagen lassen, so suchte er in einem Schreiben die Freundschaft des Grafen von Derby, als eines der vornehmsten Herren in Engelland, zu gewinnen, daß er dieses unmenschliche Verfahren gut heißen, und ihm noch dazu die Insel Man überliefern möchte. Herr Nemeiz hat in seinen Abhandlungen aus den Geschichten ꝛc. aus der Peerage of England die Schicksale und letzten Stunden dieses würdigen Grafen beschrieben, und von ihm entlehne ich diesen Brief, der männlich und heldenmüthig ist, als die Antwort auf Cromwells Antrag.

räther an meinem Könige werden könnte. Das, was ich zum Dienst Ihrer Majestät des vorigen Königs gethan habe, muß Euch nicht unbekannt seyn; und von dieser Gesinnung der Treue bin ich noch niemals gewichen. Ich verachte Eure Vorschläge, verlache Eure Gewogenheit, verabscheue Eure Verräthereyen, und bin so weit entfernt, diese Insel zu Eurem Vortheil zu übergeben, daß ich sie vielmehr mit meinem äußerstem Vermögen zu Eurem Verderben erhalten will. Nehmt mit dieser Antwort vorlieb, und verschonet mich mit allen ferneren Zumuthungen; denn wenn Ihr mir noch weiter mit dergleichen Briefwechsel beschwerlich fallen werdet, so will ich das Schreiben verbrennen, und den Ueberbringer desselben aufhenken lassen. Das ist der unveränderliche Entschluß, und das soll die unausbleibliche Weise desjenigen seyn, der für seinen größten Ruhm hält, allezeit zu bleiben

Ihrer Majestät

unsers allergnädigsten Königs

Castle-Town den 12. Jul. 1649.

allergetreuester und gehorsamster Unterthan

Derby.

Vier-

Vierzehnter Brief.

Von dem Bischof Burnet an den König Carl II. in Engelland. *)

den 29. Jenner 168⅞.

Seit einigen Monaten habe ich die Kühnheit nicht nehmen mögen, Ew. Majestät mit meiner Aufwartung beschwerlich zu fallen, indem ich nichts anzubringen gehabt, das Dero Zeit und Gedult werth gewesen wäre; und nun wähle ich lieber diesen schriftlichen Weg, weil die unendliche Pflicht, womit ich Ew.

*) Burnet war ein großer Staatsmann und hatte in unterschiedene auf einander folgende Regierungen in Engelland vielen Einfluß. Dieser Brief zeigt aber auch ein großes Exempel eines rechtschaffenen und unerschrockenen Geistlichen. Er stehet in seiner Lebensbeschreibung, die der Geschichte seiner Zeit angehängt, und von Herrn Mattheson ins Deutsche übersetzt ist. Der König hat den Brief mit vieler Aufmerksamkeit zweimal gelesen, und darauf ins Feuer geworfen.

Ew. Majestät verbunden bin, mir im mündlichen Gespräch einen Zwang zumuthet, dem ich nicht so leicht überwinden kann. Was ich aber jetzt Ew. Majestät vortragen werde, geschieht nicht anders als in Gegenwart des allmächtigen GOttes, dem ich von allen meinen Handlungen Rechenschaft geben muß. Ich bitte also, daß Ew. Majestät allergnädigst geruhen wollen, den getreuesten Eifer eines Dero armen Unterthanen in Gnaden anzusehen, weil er keine andere Absicht dabey führt, als Ew. Majestät eigenes Bestes, und die Freysprechung seines Gewissens.

Ich muß also Ew. Majestät zuerst versichern, daß ich bey allen denen, mit welchen ich Umgang gehabt, niemals das geringste entdeckt habe, was einem Aufruhr gleich sehen könnte: aber ich muß hergegen auch dieses sagen, daß die meisten Leute verdrießlich geworden, und mit Ew. Majestät gar nicht zufrieden sind, sondern ein großes Mißtrauen in Sie setzen. Vormals trugen die Minister, oder Ihro Königl. Hoheit der Herzog, die Schuld von allen Dingen, die unangenehm waren: nun aber fällt sie auf den König selbst, und die Zeit, die sonst alle Wun-

den

den zu heilen pflegt, vergrössert sie. Dero letzte Anrede im Parlement bewegt viele zu glauben, daß es ein leichtes seyn wird, aus allen Theilen des Reichs Bittschriften aufzubringen. Hierüber rathschlagt man jetzt; und obgleich noch nichts beschlossen ist, so finde ich doch jedermann so geneigt dazu, daß es wohl, so viel ich urtheilen kann, diesen Ausgang gewinnen wird. Sollten Ew. Majestät ein neues Parlement berufen, so ist zu vermuthen, daß diejenigen, welche die Bittschriften befördert haben, durchgehends zu Gliedern desselben erwählet werden: denn der gemeine Mann hält viel von ihnen, und urtheilet von Leuten, nach ihrem Betragen in dieser Sache. Die Vernünftigsten von denen, die mit Ew. Majestät Aufführung übel zufrieden sind, machen sich die Rechnung, daß entweder der Zustand Dero Sachen jenseit des Meers, oder auch der Schatzkammer zu Hause, Sie bald nöthigen werde, ein Parlement zu berufen, worinn alles seine Richtigkeit bekommen muß, und darum bestreben sie sich auf das äußerste, jedermann so lange in Ruhe zu halten. Sollten Ew. Majestät im April eine Sitzung

tzung zum Besten Dero Bundesgenossen veranlassen, so haben ihrer viele schon beschlossen, daß die zur Unterhaltung des Bundes alsdenn zu bewilligende Gelder einigen Verordneten anvertraut werden sollen, um so damit zu verfahren, wie sie es vor beyden Parlementshäusern verantworten können: und diese Verordnete wird man so aussuchen, daß allem Vermuthen nach ihre Personen Ew. Majestät ganz mißfällig, und wenn sie das Geld erst in Händen haben, gleichsam ein Staatsrath seyn werden, der alle Anschläge des Hofes tadeln und meistern wird. Und was die gewöhnlichen Einkünfte der Krone betrifft, so finde ich niemand geneigt, den Mangel Ew. Majestät in Betracht zu ziehen; es wäre denn, daß viele Dinge geschähen, die Leute auf andere Gedanken zu bringen, wozu sichs noch gar nicht anläßt. Die Dinge, welche man verlanget, werden sich so leicht nicht thun lassen: ich kann mir auch nicht vorstellen, daß Ew. Majestät sie jemals eingehen werden, noch daß es billig, oder Ihnen rühmlich sey, sie einzugehen; daß es also bey diesem verwirrten Zustande der Sachen leicht fallen wird, Schwierigkeiten zu machen; aber nicht so leicht Mittel

und Wege vorzuschlagen, dadurch sie gehoben werden mögen.

Eins, und zwar das einzige, worinn alle redliche Männer übereinstimmen, ist noch vorhanden, welches Ew. Majestät ohne große Mühe aus aller Dero Ungelegenheit herausreißen kann. Es ist nicht der Wechsel eines Staatsbedienten, oder die Aenderung eines Rathschlusses, ein neues Bündnis, noch eine Sitzung des Parlements, sondern es ist (vergönnen Sie es mir, allergnädigster König und Herr, daß ich es mit mehr als gewöhnlichem Ernst sage) es ist eine Aenderung in Ihrem eigenen Herzen und Lebenswandel. Und nun, wenn Ew. Majestät dieses Papier nicht im Zorn von sich werfen sollten, so vergönnen Sie mir, als einem in aller Demuth zu Dero Füßen liegenden Unterthan, Ihnen zu sagen, daß alles Mißtrauen Ihres Volks, aller Mangel und Abgang, den Sie leyden, aller Widerwille des Himmels, der auf Ihnen liegt, und sich daraus spühren läßt, daß alle Ihre Rathschläge zu Schanden werden, von nichts anders herrühren, als daß Sie GOtt weder gefürchtet noch gedienet, sondern sich vielmehr unzähligen sündlichen Wollüsten

erge-

ergeben haben. Ew. Majestät mögen vielleicht mit Recht gedenken, daß viele von denen, die Ihnen zuwider leben, von keiner Religion Werks machen; aber der gemeine Mann erwäget dieses mehr als man glauben sollte. Ich verlange nicht, daß sich Ew. Majestät hinter einer heuchlerischen Larve der Religion verstecken sollen, wie Heinrich III. König von Frankreich that, in Hofnung, den Sturm seiner Zeiten dadurch zu legen. Nein, eine solche Verstellung könnte nicht lange die Probe aushalten, und gleichwie sie die Rache GOttes nur heftiger reizen müste, so dürfte das Mißtrauen dadurch vermehret werden. Nein, allergnädigster König und Herr, die Gottesfurcht und Besserung des Lebens müssen aufrichtig und wesentlich seyn, und von jedermann durch die Werke gesehen werden. Alle, die jetzt bey und um Ew. Majestät sind, und zu Sünden Gelegenheit geben, besonders das Frauenzimmer, muß weggeschafft, und Dero Hofhaltung ganz neu eingerichtet werden. Wenn Ew. Majestät sich von Herzen und ernstlich zu einem gottseligen Leben wenden wollen, so werden Sie bald finden, daß eine heitere Freude von ganz anderer Art, als

die aus groben Wollüsten entstehet, Dero Gemüth erfüllet: alsdann würden Sie sich mit GOtt versöhnen, welcher alle Ihre Rathschläge führen und segnen kann; alle redliche Herzen würden sich zu Ihnen kehren, und die Bösen, deren Anhang bald dünne werden müste, sich schämen. Denn ich versichere es aus der Erfahrung, daß nichts so sehr die Herzen der Unterthanen durchgehends von Ew. Majestät abgewendet hat, als der üble Ruf von Dero Lebensart, wodurch jedermann bewogen wird, allen andern ärgerlichen Nachreden desto leichter Glauben zuzustellen.

Dieser mein Rath, allergnädigster König und Herr, ist nunmehr fast eben so nöthig für Dero Reichsgeschäfte, als für das Heil Ihrer Seele. Und ob Sie gleich den GOtt auf das höchste beleidigt haben, der Ihnen in dem Gefechte bey Worcester, in Dero langen Landesmeidung, und bewunderswürdigen Wiederbringung, solche unermeßliche Güte und Barmherzigkeit erwiesen; so ist er doch gut und gnädig, und will nach herzlicher Reue und Buße, bey geändertem Leben und Wandel, Ihnen alle Ihre Sünden vergeben, und Sie zu Gnaden annehmen. Ach!

mein

mein König und mein Herr, sollten Sie so mitten in Ihren Sünden dahin sterben, wie würde es Ihnen ergehen? Vor dem Richterstuhl, wo Sie erscheinen müssen, achtet man der Krone nicht, die Ew. Majestät hier tragen; sondern sie wird vielmehr die Strafe vergrössern, weil Sie GOtt, in Ihrem hohen Stande, so sehr entehret haben. Ich hoffe, Sie werden glauben, daß ein GOtt sey, und daß ein anderes Leben nach diesem komme, wo keine Sünde ungestraft hingehen wird. Wenn Ew. Majestät bedenken, daß Sie nun zwanzig Jahre auf dem Thron gesessen, und in aller solcher Zeit GOtt so wenig gepriesen, sondern ihn vielmehr so sehr beleydiget, und daß Sie durch Ihr böses Exempel eine solche Menge in Sünde und Schande hinter sich her gezogen haben, die sich wenig oder gar nicht ihrer Lasterthaten schämen; so muß es Ihnen in die Augen fallen, daß GOtt zu schwerem Zorne gereizet worden. Und wenn Ew. Majestät betrachten, wie schlecht es mit Ihren Rathschlägen zu Hause, und mit Ihren Kriegen außerhalb Landes abgelaufen, ja wie sehr Sie die Herzen Ihres Volks verlohren haben; so mögen Sie billig schließen, daß dieses

nur von GOtt komme, der seinen Zorn nicht von Ihnen wenden wird, es sey denn, daß Sie sich von ganzer Seele zu ihm bekehren.

Ich bin kein Schwärmer, weder in meinen Meynungen, noch in meinem Gemüthe: doch muß ich bekennen, daß mich mein Gewissen so sehr getrieben, Ew. Majestät diese Addresse zu machen, daß ich keine Ruhe hatte, bis es geschehen. Und weil es Ew. Majestät gefallen hat mir zu befehlen, daß ich Ihnen durch Herrn Chiffnich solche Nachrichten, als ich für nützlich und dienlich erachtete, einsenden sollte, so hoffe ich, Ew. Majestät werden es nicht übel deuten, daß ich mich der gegebenen Freyheit auf diese Art bedient habe. Ich kann gewiß und wahrhaftig keine andere Absicht dabey haben, als Ew. Majestät Bestes: denn ich weiß gar wohl, daß dieses der Weg nicht ist, mein eigenes Glück zu machen. Ich werfe mich also zu Ew. Majestät Füssen, und bitte Sie noch einmal im Namen GOttes, dessen Diener ich bin, dieses Schreiben wohl zu erwägen, und es wegen der geringen Person, die es einsendet, nicht zu verachten. Ich darf Ew. Majestät versichern, daß Sie so zeitlichen als geistlichen Segen

in diesem Leben, nebst der Herrlichkeit des Zukünftigen davon haben werden. Wenn Sie aber in Ihren Sünden fortfahren, so wird Ihnen vermuthlich GOttes Gericht schon in dieser Zeitlichkeit dermaßen hart fallen, daß Sie ein Sprüchwort bey der Nachwelt seyn, und nach Ihrem Tode ewig elend bleiben werden: da ich denn, ich armer Unterthan, der ich jetzt bin, an jenem Tage wider Sie zeugen will, daß ich Ihnen diese freye und treuherzige Warnung gegeben habe.

Es weiß kein Mensch auf der Welt, daß ich in dieser Absicht an Ew. Majestät schreibe, und ich habe eben darum diesen Abend *) dazu gewählt, in Hofnung, daß die morgende Uebung Anlaß geben werde, alles Vorgetragene desto reiflicher zu erwägen. Ich habe das unterthänigste Vertrauen, Ew. Majestät werden diese aufrichtige Bezeugung meiner Pflicht gegen Dieselben nicht übel nehmen: denn ich würde diese

*) Der 30. Jenner war eben der Tag, an welchem König Carl I. der unglückliche Vater dieses Fürsten, an welchen hier Burnet schreibt, vor 32. Jahren war hingerichtet worden, und welchen man feyerlich begeht.

Kühnheit nicht begangen haben, wenn ich mich nicht dazu verbunden geachtet hätte, sowohl wegen meiner Schuldigkeit gegen GOtt, als wegen derjenigen, die mich immer antreiben wird zu seyn

Ew. Majestät ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Von der Pfalzgräfin Sophia an den Bischof Burnet. *)

Mein Herr,

Weil ich für Ew. Ehrw. Verdienste allemal eine besondere Achtung gehabt, und Sie aus Ihren Schriften schon zu kennen glaube, so werden Sie leicht urtheilen, wie angenehm

*) Die beyden Briefe dieser Churfürstin finde ich ebenfalls in Burnets Leben, und beziehen sich auf die Successionsacte, die unter Wilhelm III. zum Besten des Hauses Hannover gemacht ward. Der erste Brief ist i. J. 1689. geschrieben, als der Antrag zur Ernennung in der Successionsacte geschah; und der andere i. J. 1701. als diese Benennung wirklich zu Stande kam.

genehm mir die Zeichen Ihrer Freundschaft gewesen seyn müssen. Ich versichere, daß ich dieselben sehr wohl zu schätzen weiß, und für den Eifer sehr erkenntlich bin, den Sie für meine Angelegenheiten zu bezeigen belieben, und womit ich eben so sehr zufrieden bin, als ob Ihre guten Absichten noch so wohl gelungen wären. Ich bin in den Jahren, daß ich an kein anderes Reich, als an das himmlische gedenken kann; und was meine Söhne betrifft, so sollen sie allemal dem Könige und dem Reiche Großbritannien gewidmet seyn. Hr. Schütz hat mir geschrieben, daß Ew. Ehrw. der Meynung wären, daß Se. Majestät einen davon mit Vergnügen in Engelland sehen würden: und weil mir mein zweiter Sohn schon gemeldet hat, daß er nach geendigtem Feldzuge wohl Lust hätte, hinüber zu gehen, um dem Könige zur Besteigung des Thrones Glück zu wünschen, auch sich dazu des Kaisers Erlaubnis, dessen General-Wachtmeister er ist, ausbitten wollte; so unterfange ich mich Ew. Ehrw. zu ersuchen, wenn er die Reise thun wird, ihm mit Ihrem Rath beyzustehen, damit er seine Aufwartung bey Hofe wohl mache. Hätte er die Religion

ändern wollen, so wären seine Sachen am Kaiserlichen Hofe sehr gut von Statten gegangen: aber er hat zu viel von seines Onkels, des Prinzen Ruperts Gemüth an sich, als daß er in seinem Glauben wanken sollte. Die Lehre trägt zwar Luthers Namen, aber unsere Geistlichen in Hannover halten sie der Engländischen gleichförmig, und würden sich nie geweigert haben, mir das heilige Abendmahl in der Religion, darinn ich stehe, zu reichen. Aber ich habe doch meinen Glaubensverwandten kein Aergernis geben wollen, und ich halte dafür, daß ich darinn Ew. Ehrw. Beyfall habe. Indessen muß ich Ihnen Glück wünschen, daß es GOtt gefallen, Ihnen einen König und eine Königin von unendlichen Verdiensten zu geben. Ich bitte ihn, daß er dieselben erhalten, und mir das Vergnügen gönnen wolle, Ihnen und allem, was Ihnen lieb ist, durch angenehme Dienste zu bezeigen, wie sehr ich sey

Ihre gewogenste
Sophia, Pfalzgräfin.

✻

Sechs-

Sechszehnter Brief.

Herrnhausen, den 22. Jun. 1701.

Sie sind sehr gütig, mein Herr, daß Sie an allen Dingen Theil nehmen, die die Hoheit des Hauses betreffen, darinn ich mich vermählt habe: und ich muß Ihnen insbesondere für die Gewogenheit Dank sagen, die Sie mir bey der Succeßionsacte bezeiget haben, wodurch zugleich alle Catholische Erben, die jederzeit so viel Unruhe in Engelland angerichtet haben, von der Krone ausgeschlossen sind. Zu meinem Unglück bin ich schon gar zu alt, als daß ich der Nation und meinen Freunden noch nützlich seyn könnte, um derentwillen mir gleichwohl das Leben süsse werden sollte. Mein Wunsch soll inzwischen dahin gehen, daß diejenigen, die nach mir kommen, sich der Ehre, die sie genieſſen werden, würdig machen mögen, und ich wenigstens Gelegenheit haben könne, Ihnen durch wirkliche Gefälligkeiten zu zeigen, wie hoch ich Ihre Verdienste schätze.

Sophia, Churfürstin.

* * *

Sie-

Siebenzehnter Brief.

Von dem König Erich XIV. an seinen Bruder. *)

Durchlauchtigster und großmächtigster Fürst,

Ich weiß nicht, ob es nützlicher für mich ist, zu schweigen, oder meine Klagen zu Papier zu bringen. Denn ich habe schon verschiedenemal erfahren, daß meine Briefe, anstatt

*) Dieser unglückliche Erich, der der Königin Elisabeth von Engelland einen Heyrathsantrag that, den sie verwarf, und nachmals auch von der Prinzeßin Christine, einer Tochter des Landgrafen Philipps von Hessen, abschlägige Antwort bekam, heyrathete darauf eine Person von dem niedrigsten Stande, und verlohr dadurch die Zuneigung seiner Brüder und seiner Unterthanen. Dazu kamen noch einige grausame Handlungen, die er begieng, woraus man schließen wollte, daß er unsinnig und zu regieren unfähig wäre. Johann nahm diese Gelegenheit in Acht, ihn mit

statt meinem Unglücke einige Linderung zu verschaffen, es nur vermehret haben, ohne zu gedenken, daß ich niemals die geringste Antwort von Euch erhalten habe. Ich zweifle daher, ob meine Bittschriften Ew. Hoheit sind übergeben worden. Unterdessen zwinget mich die grosse Noth, noch diesen Versuch zu thun, um meinem Elende, das ich ausstehe, entweder eine Erleichterung oder ein Ende zu verschaffen. Denn ich kann mir nimmer einbilden, daß es Ew. Hoheit Befehl und Wille sey, mir alle die Leyden anzuthun, unter welchen ich seufze. GOtt weiß, auf was für eine unwürdige und unmensch-

mit Hülfe seines jüngern Bruders Carls von Sudermanland, vom Thron zu stoßen, und ins Gefängnis zu werfen, wo er ihn mit Gift hingerichtet haben soll, um sich zum Thron Platz zu machen. Erich war ein sehr wohlgestalter Prinz und hatte viele gute Eigenschaften. Er war auch gelehrt, und es erhellet aus denen beyden lateinischen Briefen, die er aus seinem grausamen Gefängniße schrieb, und die ich hier übersetze, daß er wenigstens damals nicht unsinnig war und daß er Mitleyden verdient hätte. Description de la Livonie etc. 8. Vtrecht 1705. p. 118. sqq.

menschliche Art man mit uns seit zwey und zwanzig Wochen umgegangen ist. Es ist kein Tag vorbeygegangen, ohne daß man uns gekränkt hat. Denn ausser den boshaften Schmähungen, womit niederträchtige Leute uns immer beunruhigten, so hat man uns fast vor Hunger und Kälte im Gestank und in der Finsternis umkommen lassen. Sie haben mich ferner mit Degen und Dolchen zu einer Zeit verfolgt, da ich ausser Stand war mich zu wehren. Oft konnten wir nicht einmal sogar des Nachts vor dem Geräusch und Lermen, das sie im Hause machten, Ruhe haben. Unter allen diesen Leyden betrübt uns nichts mehr, als daß wir des göttlichen Worts und der Predigten beraubt sind; denn wir haben seit zwölf Sonntagen, ohne verschiedener Feyertage zu gedenken, keinen Prediger gehabt. Sie haben mir zugleich nebst allen unsern Sachen meine lateinische Bibel weggenommen. Unterdessen würde ich alle diese Leyden mit Gedult ertragen, wenn ich nur gewiß wüßte, wie bald man mir meine Freyheit wieder geben, und meine Gefangenschaft und Leyden endigen wollte. Ich nehme GOtt zum Zeugen, daß ich niemals Willens gewesen bin,

weder

weder den Traktat, noch die Conditionen, über die wir uns in unsern gegenseitigen Briefen mit einander verglichen hatten, und die durch Ew. Hoheit Siegel und Eid bekräftigt sind, zu brechen. Hätte man mich in Frieden leben lassen, ohne mir Unrecht zu thun, so würde ich niemals die erste Ursache aller unserer Streitigkeiten geworden seyn. Ich habe auch nichts wider den Adel im Sinne gehabt, seitdem die Aussöhnung geschehen ist, und daß man sich einander geschrieben hat, wie sie sich darüber beschweren: ich habe nur gedacht, sie in ihrer Pflicht und Treue zu erhalten, und das ganze Reich wider die Gewaltthätigkeit und Anfälle der Feinde zu schützen. Aber, o Unglück! indem ich mich bemühe, die Wohlfarth aller meiner Unterthanen zu befördern, so habe ich mein eigenes Verderben beschleunigt. Weil ich also ein gutes Gewissen habe, und in nichts straffällig bin, ja gesetzt auch, daß ich das gröste Verbrechen begangen hätte (welches doch nicht ist) und daß selbst mein Feind darüber Richter seyn sollte, so glaube ich, wenn er anders die geringste Billigkeit besässe, daß er mein Verbrechen durch alle die Leyden und Marter, die man meine königliche

Person

Person hat ausstehen lassen, für mehr als zu viel gebüsset halten müste. Ich hoffe, daß Ew. Hoheit, als ein Bruder, und aus einem Grund von Gerechtigkeit, und besonders um der Hofnung des ewigen Lebens willen, von meinem Elend und Leyden werden gerühret seyn, mich von dieser sehr harten und engen Gefangenschaft zu befreyen, und mir meine völlige Freyheit wieder zu geben: oder, daß mir Ew. Hoheit wenigstens melden, was Sie von mir verlangen und wünschen, um mich und die meinigen frey zu lassen. Ich bitte Ew. Hoheit zugleich, mir die Artikel mit ganz deutlichen und völlig verständlichen Worten zu geben. Ich verspreche so bald als möglich alle die Bedingungen zu unterschreiben, die Sie mir auflegen werden, sie durch meine eigene Hand und Siegel und durch Briefe zu bekräftigen, und in Ausübung zu bringen, wenn sie nur nicht gegen die Ehre GOttes, gegen meine Ehre und mein Ansehen, noch gegen mein Leben sind, und nicht zum Verderben und grossen Schaden meiner selbst, meiner Frau und Kinder gereichen; welches, wie ich glaube, Ew. Hoheit nicht von mir verlangen wird: Denn die Welt ist groß und weit genug,

um

um ein leichtes Mittel zu finden, den Haß zwischen Brüdern zu stillen oder auszulöschen, durch eine große Entfernung der Oerter, und weitläuftige Länder, die zwischen ihnen sind, ohne daß man dazu Gefängnisse und Martern braucht.

Kann ich aber meine Bitte nicht erlangen, so ersuche ich, mir meine drey Töchter wieder zu geben, bis sich der Haß und Zorn gelegt hat, und Ew. Hoheit durch Hülfe des Geistes GOttes bessere Gedanken von der Gerechtigkeit meiner Sache bekommen. Das ist mit wenig Worten, warum ich demüthig ansuche, und bitte GOtt, daß er Ew. Hoheit nebst Dero Gemahlin und Kindern Gesundheit des Leibes und der Seelen schenken, und zu Dero gerechten und frommen Rathschlägen Glück geben, so wie mich durch meine und der Meinigen Befreyung, die Wirkung meines Ansuchens empfinden lassen wolle. Aus meinem Gefängnis zu Stockholm.

Ew. Hoheit

sehr unglücklicher Bruder
Erich.

Achtzehnter Brief.

Von eben demselben an den vorigen.

Dem Durchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürsten Johann, Erbstadthalter von Schweden, entbietet seinen demüthigsten Gruß —

Durchlauchtigster und Großmächtigster Fürst, mein Herr und mein Bruder,

Gestern setzte man den einzigen Diener, der mir noch übrig geblieben war, den Doctor Benedictus, wie auch meinen Koch, gefangen. In dem Elende, das ich und meine Kinder ausstehen, können wir ohnmöglich ihre Hülfe entbehren, wenn wir nicht vor Hunger und Mangel umkommen sollen. Ich flehe also Ew. Hoheit an, Befehl zu geben, daß man sie loßlasse, und ihnen erlaube, uns aufzuwarten. GOtt wird es Ew. Hoheit in diesem und im zukünftigen Leben vergelten. Ich selbst werde GOtt darum in meinem Gebete bitten.

Geschrieben zu Stockholm, aus meinem Gefängnis, den 6ten Octobr. 1568.

Neun-

Neunzehnter Brief.

Schreiben der Königin Christine von Schweden, an den Landgrafen Friederich von Hessen. *)

Mein Vetter,

Ich hatte darum bisher so lange still geschwiegen, um Ihnen durch keinen Brief beschwerlich zu seyn, der Ihnen nicht angenehm seyn kann, weil er Ihnen etwas von dem Gerüchte sagen muß, das man hier hat, als ob Sie, nach dem Exempel Dero Herrn Bruders, welcher sich endlich zur Katholischen Religion bekannt hat, ebenfalls mit einer solchen Veränderung umgiengen. Aber die Freundschaft, die ich seit so vielen Jahren mit Ihnen unterhalten

*) Dieses Schreiben, deren berühmte Verfasserin endlich selbst in den Fehler gefallen, dagegen sie hier einen ihrer Anverwandten so nachdrücklich warnet, ist doppelt merkwürdig, und steht als ein Exempel in der Rhetorique de l'honnete homme p. 11. angeführt.

habe, erlaubt mir nicht, Ihnen das nachtheilige Urtheil zu verheelen, welches alle die Ihrigen bey dieser Gelegenheit von Ihnen fällen. Ich glaube, daß es Ihnen nicht unbekannt seyn kann, wenn Sie einige Aufmerksamkeit darauf wenden wollen, und Sie werden sich leicht vorstellen, daß es auf ihr Bitten geschieht, wenn ich mit Ihnen von dieser Sache rede. Sie haben nach der Gefälligkeit, die Dero Freundschaft allezeit gegen mich bezeigt hat, geurtheilet, daß ich eine ziemliche Gewalt über Dero Gemüth haben müste, um es zu seinen ersten Meynungen zurück zu bringen, und sie haben mich deßwegen gebeten, diese äusserste Mühe bey Ihnen anzuwenden, in Hofnung, daß Sie nicht vergeblich seyn würde. Um also ihr Verlangen zu befriedigen, und den Pflichten der Freundschaft gemäß zu handeln, schreibe ich diesen Brief, und bitte, ihn mit Aufmerksamkeit zu lesen. Es ist meine Sache nicht, diese Materie so zu tractiren, wie man sie auf der Katheder oder auf den Kanzeln abzuhandeln pflegt. Ich überlasse es denen, die von solchen gelehrten Kriegen Profeßion machen, sich darüber nach Belieben zu ängstigen; für mich würde es unschicklich seyn,

Ihnen

Ihnen Sachen vorzupredigen, die so weit von meinem Stande entfernet sind. Ich will also die Disputationen beyseite setzen, die Eure Lehrer mit den Lehrern der Römischen Kirche haben. Und weil ich von einer dritten Religion bin, die dadurch, daß sie die Wahrheit gefunden, sich von ihren Meynungen entfernet, und sie als falsch verworfen hat, so ist es billig, daß ich mit Ihnen als eine neutrale Person rede, und Ihnen nur einen einzigen Punkt zu Gemüthe führe, der Ihnen empfindlich seyn muß, nämlich die Vorstellung der Ehre. Kann es Ihnen wohl unbekannt seyn, wie sehr diejenigen, die ihre Religion verändern, von denen gehaßt werden, deren Meynungen sie verlassen, und wissen Sie nicht aus so viel berühmten Exempeln, daß sie selbst von denen verachtet werden, zu welchen sie sich begeben? Belieben Sie einmal zu erwägen, wie viel der Ehre eines Fürsten daran gelegen sey, daß man ihn für standhaft hält, und seyn Sie gewiß, daß Sie der Ihrigen viel schaden werden, wenn Sie einen solchen Fehler machen. Werden Sie diese jetzt gemeldeten Umstände wohl überlegen, so bin ich versichert, daß Sie Ihren Vorsatz leicht

umstossen werden: und ich glaube auch nicht, daß Sie gern eine Handlung begehen wollten, die nach meiner Meynung so sehr zu Ihrer Reue gereichen könnte, wenn es nachher allemal zu spät ist, sie zu bereuen, und Ihnen für die übrigen Tage Ihres Lebens eine ewige Gewissensunruhe hinterlassen würde. Denken Sie daran, ich bitte Sie, und geben Sie Ihrer Ehre und Ihren Freunden das, was Sie ihnen schuldig sind. Was mich betrifft, so werde ich mich ungemein freuen, wenn ich in der Meynung bestärkt werde, daß Sie gesonnen sind, niemals etwas zu thun, welches denen mißfallen könnte, welche berechtigt sind, von dem, was gut gethan ist, zu urtheilen. Ausserdem sind noch mehr Dinge, die Sie in dieser Gesinnung bestärken könnten. Aber man thäte Ihnen unrecht, wie mich deucht, wenn man diese noch anführen wollte, nachdem ich von diesem Hauptpunkt geredet habe. Das Interesse Ihres Glücks, welches Sie an das Interesse Ihres Hauses verbindet, darf mit demjenigen, das Ihre Ehre betrifft, nicht gleich gestellet werden, und es würde ihm nachtheilig seyn, wenn man auf einen jeden andern Nutzen sehen wollte, nachdem Ihnen

nen dieser vorgestellt ist. Sie sehen, daß ich mein gegebenes Wort ganz gut halte, und daß ich mich nicht in theologische Fragen vertiefe. Ich glaube den Wohlstand mit genugsamer Sorgfalt zu beobachten, um nicht die Grenzen zu überschreiten, die ich mir vorgesetzt hatte. Die Gewissenhaften werden vielleicht meine Zurückhaltung tadeln; aber ich will ihnen statt aller Entschuldigung sagen, daß es mir übel anstehen würde, ihnen zu gefallen meine Methode zu verlassen. Mein Humeur und mein Stand überheben mich dieser Mühe, und befehlen mir, mit Ihnen auf eine meiner Neigung gemäßere Art von der Sache zu reden. Sie werden sich nicht darüber ärgern, wenn Sie sich erinnern wollen, daß wir für Zepter und Waffen gebohren sind, und nachdem wir davon so offenbar Gebrauch gemacht, daß es das Heiligthum würde entweihen heissen, wenn man hinein gehen wollte, um die heiligen Sachen zu berühren. Aber um mich zu entschuldigen, gebe ich nicht Acht darauf, daß ich, indem ich mich rechtfertige, einen andern Fehler begehe, der in der That nicht ganz so groß ist, als derjenige seyn würde, den Theologen vorzustellen. Er ist indessen doch

tadelnswerth. Ich entferne mich gar zu lang von dem Schluß meines Briefs, den Sie mit Ungedult erwarten. Ich bekenne meinen Fehler, wie Sie sehen, und ich bitte Sie deßwegen um Verzeihung: ich werde alles thun um ihn wieder gut zu machen, wenn Ihnen meine Dienste nöthig seyn werden. Ich will mich bemühen, Ihnen zu zeigen, daß ich nichts mit gröſserem Eifer wünsche, als das Vergnügen, Ihnen nützlich zu seyn. Erweisen Sie mir unterdeſsen das Vergnügen, denen Versicherungen, die ich Ihnen von der Dauer meiner Freundschaft mache, Glauben zuzustellen. Ich bin,

Mein Vetter,

Stockholm, den 10ten März, 1652.

Ihre geneigte Base
Christine.

Zwan-

Zwanzigster Brief.

Von der Königin Christina an den König von Abyßinien. *)

Durchlauchtigster Fürst ꝛc.

Wir haben diese Gelegenheit, da einer Dero Unterthanen Namens Akalaxtus zu Ew. Hoheit wieder zurückkehret, nicht vorbeylassen können, Ew. Hoheit durch gegenwärtigen Brief unsere Freundschaft zu bezeugen, da Sie als der einzige Christliche Fürst in jenen Ländern desto mehr Hochachtung von allen denjenigen verdienen, die sich zu eben derselben Religion

*) Die Königin wollte sich auch außer Europa bekannt machen. Akalaxtus, ein Abyßinischer Gelehrter, der den berühmten Ludolph vergebens in Deutschland gesucht hatte, befand sich damals in Stockholm. Sie ergriff diese Gelegenheit, durch ein Empfehlungsschreiben für den Akalaxtus, mit dem Aethiopischen König, der nach Ludolphs Bericht Basilides hieß, in Briefwechsel zu kommen. Das Original dieses Briefs ist lateinisch MEM. *de la Reine Christine* I. p. 352.

ligion bekennen. Aus eben dem Grunde wünschen wir Ew. Hoheit gleich beym Anfange unsers Briefwechsels von Herzen alles Glück, und daß diejenige Religion, die bis jetzo unter so vielen Feinden des Christlichen Namens aufgewachsen ist, unter der Regierung Ew. Hoheit und Dero Nachfolger aufrecht und bey aller ihrer Reinigkeit erhalten werden möge. In dieser aufrichtigen Gesinnung empfehlen wir zugleich den oben erwähnten Akalaxtus zu Ew. Hoheit Huld und Gnade ꝛc.

Stockholm den 13. Aug. 1653.

Ein und zwanzigster Brief.

Von eben derselben an den Grafen Magnus de la Gardie *)

Mein Herr,

Weil Sie mich noch einmal nach dem Unfall, der Ihnen begegnet ist, zu sehen ver-

*) Der Graf war einer der Vornehmsten des Reichs, ihr Favorite, und der Prinzeßin Maria, des fol-

verlangen, so muß ich Ihnen sagen, wie sehr dieses Verlangen Ihrer Hofnung entgegen sey, und ich schreibe Ihnen darum diesen Brief, um Sie an die Ursachen zu erinnern, die mich Ihrer Bitte widersetzen, und Ihnen zugleich begreiflich zu machen, daß eine solche Unterredung nichts zu Ihrer Ruhe und Zufriedenheit ausrichten kann. Es steht nicht in meiner Macht, Ihrem Unglück abzuhelfen: die völlige Wiederherstellung Ihrer Ehre kommt allein auf Sie selber an. Was können Sie doch von mir hoffen? oder was kann ich anders thun, als daß

folgenden Königs Schwester, Gemahl. Er zog sich sein Unglück, daran wohl Bourdelot und Pimentelli die meiste Schuld hatten, durch eine falsche Beschuldigung des von Steinberg und Schleppenbach zu, als ob die Königin sich gegen diese ungnädig wider ihn erklärt hätte. Der Graf zog sich schlecht aus der Sache, er mag nun recht oder unrecht gehabt haben; und die Königin war unerbittlich, ihn weiter zu hören. Der Brief nebst der ganzen Erläuterung stehet in den *Memoires* des Herrn Hofraths Arkenholz T. I. p. 359. Der Kanzler Oxenstierna, dessen Feind er war, bat vergebens für ihn.

daß ich Sie beklage und zugleich tadle? Die Freundschaft, die ich gegen Sie gehegt habe, verbindet mich zu dem einen sowohl als zu dem andern, und so viel Nachsicht ich auch gegen Sie gehabt, so kann ich doch nicht, ohne ungerecht gegen mich zu seyn, Ihnen das Verbrechen verzeihen, welches Sie wider sich selbst begangen haben. Glauben Sie nicht, daß ich erzürnt sey. Ich versichere Ihnen, daß ich es nicht bin. Ich bin unfähig, jemals andere Empfindungen für Sie anzunehmen, als Empfindungen des Mitleydens. Aber dies kann Ihnen zu nichts helfen, seitdem Sie gemacht haben, daß Ihnen meine Gütigkeit, die ich gegen Sie hegte, unnützlich wird. Sie haben sich derselben nach Ihrem eigenen Geständniß unwürdig gemacht, und Sie haben sich in Beyseyn und vor den Augen verschiedener Personen vom Stande selbst das Urthel der Verbannung gesprochen. Ich habe dieses Urthel, weil es gerecht war, bestätigt, und ich bin nicht so bereit, es zu widerrufen, als man es Ihnen weiß macht. Getrauen Sie sich noch wohl vor meinen Augen zu erscheinen, nach dem, was Sie gethan und gelitten haben? Ich schäme mich

an

an Ihrer statt, wenn ich bedenke, zu wie vielen Niederträchtigkeiten Sie sich herabgelassen haben; und wie demüthig Sie sich selbst gegen diejenigen bezeiget, denen Sie so schlimme Streiche gespielt hatten. In diesem unglücklichen Vorfalle hat man an Ihrer Aufführung nichts großes, nichts schönes noch edelmüthiges bemerkt. Wenn ich zu einer Reue fähig wäre, so würde ich bedauren, daß ich mit einer so schwachen Seele, als der ihrigen, Freundschaft gemacht. Aber diese Schwachheit schickt sich nicht für mich, und da ich allezeit nach der Vernunft gehandelt habe, so darf ich den Schein nicht tadeln, den ich bey gelegenen Zeiten gegeben habe. Ich würde Ihnen beständig hold geblieben seyn, wenn Ihre Unvernunft mich nicht gezwungen hätte, mich wider Sie zu erklären. Die Ehre zwingt mich, es öffentlich zu thun, und die Gerechtigkeit befiehlt mirs. Ich habe seit neun Jahren mehr als zu viel für Sie gethan, und wider alle Ihre Parthey blindlings gehalten. Aber jetzt, da Sie das, was Ihnen am theuersten seyn muß, verlassen, jetzt bin ich von dieser Fürsorge befreyet. Sie haben selber ein Geheimnis offenbar gemacht, das ich

ewig

ewig verschweigen wollte, um zu zeigen, daß Sie des Glücks unwürdig wären, welches Sie von mir erhalten hätten. Wenn Sie entschlossen sind, Verweise zu hören, so können Sie nur hier her kommen. Ich erlaube es auf diese Bedingung. Aber hoffen Sie ja nicht, daß ich durch die Thränen noch durch die Unterwerfungen jemals zu der geringsten Gefälligkeit könne bewogen werden. Die einzige, deren ich noch gegen Sie fähig bin, ist diese, daß ich wenig daran gedenke, und noch weniger davon rede; weil ich niemals davon zu reden entschlossen bin, ohne Sie zu tadeln. Ich muß Ihnen hiedurch zeigen, daß Sie nach einem solchen Vergehen meiner Achtung unwürdig sind. Sehen Sie, was mir noch übrig für Sie zu thun war. Erinnern Sie sich indessen, daß Sie sich selbst allein Ihren Unfall zu danken haben, und daß ich gegen Sie billig bin, so wie ich es allezeit gegen jedermann seyn werde.

Upsal, den 5. Decemb.
1653.

Christina.

Zwey und zwanzigster Brief.

Von eben derselben an den Französischen Gesandten Herrn Chanut. *)

Ich habe Ihnen ehemals die Ursachen angezeigt, die mich in dem Entschluß die Regierung nieder zu legen, standhaft gemacht haben. Sie wissen, daß mir dieser Einfall lange im Kopfe herum gegangen ist, und daß ich ihn nach acht Jahren Bedenkzeit endlich aus-

*) Die Königin besaß große Eigenschaften, aber auch eine unumschränkte Neigung nach Ruhm, die einzige in ihrer Art zu seyn. Bourdelot, ein Franzose, und Pimentelli, der Spanische Abgesandte, hatten ihren Verstand verdorben, und sie zu dem großen Schritte verleitet, worüber ganz Europa erstaunte, die Krone nieder zu legen, und in Rom Reliquien zu suchen. Es ist gewiß, daß sie darüber eine späte Reue empfunden hat, so sehr sie auch den Flor einer äußerlichen Gleichgültigkeit darüber zu ziehen suchte. MEM. de Mr. *Arkenholz* I. p. 396.

auszuführen Willens bin. Es sind wenigstens schon fünf Jahre, da ich Ihnen diese Entschliessung bekannt machte, und ich sahe damals, daß Sie ohngeachtet der Gründe, die Sie nicht verwerfen konnten, aus bloßer Zuneigung und Theilnehmung an meinem Glücke denselben widerstunden, und sich alle Mühe gaben, mir davon abzurathen. Ich sahe mit Vergnügen, daß Sie in diesem Gedanken nichts fanden, das meiner unwürdig wäre. Sie wissen, was ich Ihnen darüber das letztemal sagte, als ich das Vergnügen hatte, mit Ihnen zu reden. In einer so langen Zeit haben mich keine Vorfälle anders Sinnes werden lassen. Ich habe alle meine Handlungen zu diesem Zweck eingerichtet und hingeleitet, ohne mich jetzt zu bedenken, da ich bereit bin meine Rolle zu beschliessen, und mich hinter die Schaubühne zurück zu ziehen. Ich bin wegen des *plaudite* eben nicht unruhig. Ich weiß, daß die Scene, die ich gespielt habe, nicht nach den gemeinen Regeln des Theaters hat eingerichtet seyn können. Es ist so leicht nicht, daß das Starke, das Männliche und Herzhafte gefallen könnte. Ich erlaube einem jeden davon nach seiner Einsicht zu urtheilen;

len; ich kann ihnen diese Freyheit nicht nehmen, und wenn ich es könnte, so hätte ich doch keine Lust dazu. Ich weiß, daß nur wenige günstig davon urtheilen werden, und ich bin versichert, daß Sie einer von diesen wenigen sind. Der übrige Theil der Menschen weiß meine Ursachen und mein Humeur nicht, weil ich mich nie gegen jemand erklärt habe, als gegen Sie und einen andern Freund, der groß und edel genug denkt, um eben so davon zu urtheilen, als Sie. *Sufficit vnus, sufficit nullus.* Ich mache mir aus den übrigen nichts, und ich würde demjenigen aus dem Haufen Ehre erweisen, den ich lächerlich genug schätzte, mich über ihn zu belustigen. Diejenigen, welche diese Handlung nach den gewöhnlichen Maximen unter den Menschen prüfen, werden sie ohne Zweifel tadeln: Aber ich werde mir niemals die Mühe nehmen, mich gegen sie zu rechtfertigen. Und in der großen Muße, die ich mir zubereite, werde ich niemals müßig genug seyn, mich ihrer zu erinnern. Ich werde sie zur Untersuchung meines vergangenen Lebens anwenden, und meine Irrthümer zu verbessern, ohne Erstaunen, ohne Reue. Wie viel Vergnügen werde ich

nicht in der Erinnerung schmecken, daß ich den Menschen mit Freuden Gutes gethan, und ohne Mitleyden diejenigen bestraft habe, die es verdienten! Ich werde Trost darinn schmecken, niemand sträflich gemacht zu haben, der es nicht war, und sogar derjenigen geschont zu haben, die es waren. Ich habe die Erhaltung des Staats aller andern Betrachtung vorgezogen, ich habe dem Vortheil desselben alles mit Vergnügen aufgeopfert, und ich habe mir in der Regierung nichts vorzuwerffen. Ich habe ohne Stolz besessen; ich verlasse ohne Zwang. Fürchten Sie bey dem allen nichts für mich. Ich bin in Sicherheit, und meine Güter sind nicht in der Gewalt des Glücks: Ich bin glückselig, es mag kommen, wie es will:

Sum tamen, o Superi, felix, nullique potestas,
Hoc auferre Deo.

Ja, ich bin es mehr, als jemand, und werde es immer seyn: Ich fürchte von jener Vorsehung nichts, davon Sie mir sagen: *Omnia sunt propitia.* Sie mag sich entweder die Mühe nehmen wollen, meine Umstände einzurichten, so unterwerfe ich mich mit der Ehrerbietung und

Ge-

Gelassenheit, die ich ihren Schlüssen schuldig bin; oder sie mag meine Aufführung mir selbst überlassen, so werde ich die Seelen- und Verstandskräfte, die sie mir gegeben hat, dazu anwenden, mich glücklich zu machen. Und ich werde es so sehr seyn, als ich überredet seyn werde, daß ich nichts von Menschen noch von GOtt befürchten darf. Die übrige Zeit meines Lebens will ich dazu anwenden, mich mit diesen Gedanken vertraut zu machen, meine Seele zu stärken, und aus dem Hafen die Unruhe derjenigen anzusehen, die so mancherley Stürme, welche in dieser Lebensart gewöhnlich sind, auszustehen haben, weil sie ihren Verstand zu dergleichen Gedanken nicht gewöhnt haben. Bin ich nicht in meinem Zustande beneidenswürdig? Ohne Zweifel würde ich zu viel Mißgünstige haben, wenn mein Glück recht bekannt wäre. Sie aber lieben mich doch zu sehr, als daß Sie mich beneiden sollten, und ich verdiene es, weil ich so aufrichtig bin zu bekennen, daß ich diese Empfindungen zum Theil von Ihnen habe; Ich habe sie aus Ihren Unterredungen geschöpft, und ich hoffe sie dereinst in meiner Musse mit Ihnen noch mehr auszubilden. Ich bin versichert,

daß Sie Ihr Wort nicht brechen können, und daß Sie bey dieser Veränderung nicht aufhören werden, mein Freund zu seyn, weil ich nichts verlasse, das Ihrer Hochschätzung werth wäre. Ich werde Ihnen, in welchen Umständen ich auch bin, meine Freundschaft erhalten, und Sie sollen sehen, daß mir keine Veränderung begegnen kann, die vermögend wäre, die Empfindungen zu schwächen, wovon ich Staat mache. Sie wissen das alles, und Sie glauben ohne Zweifel daß die gröste Versicherung, die ich Ihnen von mir geben kann, diese ist, wenn ich Ihnen sage, daß ich allezeit seyn werde

Westeruhs, den 28. Febr. 1654.

Christina.

Drey und zwanzigster Brief.
Von eben derselben an den König Carl Gustav, ihren Thronfolger. *)

Mein Herr Bruder,

Ich bin glücklich hier angelangt, wo ich die Erlaubnis und den Befehl Sr. Heiligkeit vor-

*) L. c. II. p. 165.

vorgefunden habe, mich dafür zu erklären, was ich schon lange bin. Ich habe mich glücklich geschätzt, ihm zu gehorchen, und diese Ehre höher zu achten, als über jene mächtige Staaten zu regieren, welche Sie jetzt besitzen. Sie müssen diese Handlung werth achten, wenn Sie auch sonst glauben sollten, daß ich übel gewählt hätte, weil sie Ihnen so vortheilhaft ist, daß sie weder meine schuldige Liebe gegen Schweden, noch die Triebe der Freundschaft geändert hat, die ich gegen Sie hege, und mit welchen ich allezeit seyn werde

Inspruck den 4. Nov. 1655.

Christina.

Vier und zwanzigster Brief.

An ihren General-Gouverneur Baron Gyllenstierna.

In dem Zustande, worinn ich bin, hätten Sie mir keinen angenehmern Dienst erweisen können, als mir die Anweisung

auf die französischen Subsidien zu überschicken. Es ist freylich wenig; doch ist es besser als nichts, und ich hoffe von Ihnen noch mehrere Geldsummen durch eben die Gelegenheit zu erhalten, wie ich Ihnen denn hiemit auftrage, alle Kräfte anzuwenden, daß ich so viel als möglich bekommen möge. Dies wird eine wirkliche Probe Ihres Diensteifers und Ihrer Treue seyn, womit ich mehr zufrieden bin, als mit Worten. Bekümmern Sie sich wegen des Texeira nicht; er kann sich weder über mich, noch über Sie mit Grund beschweren. Er soll allemal, wie Sie sagen, seine Zinsen genau bezahlt bekommen, und auch noch immer etwas auf das Kapital, welches dadurch allmälig kleiner werden wird: überdas ist er versichert, daß er bey mir nie zu kurz kommen wird, denn ich wollte lieber trocknes Brod essen, als meine Schulden nicht bezahlen: Ich brauche mich nicht zu verpflichten, Wasser zu trinken, denn ich habe in meinem Leben nichts anders getrunken, und würde, wenn ich auch die Schätze des Crösus hätte, nie etwas anders trinken. Sie brauchen also für den Texeira nicht unruhig zu seyn. Ich denke mehr an ihn, als an mich,

und

und meine Unruhen sind allein meine Schulden; denn ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn ich denen mein Wort nicht halten sollte, die sich darauf verlassen haben. Aber wenn ich durch Clairets Zurückkunft angenehme Antworten aus Schweden erhalte, wie ich hoffe; so will ich bald meine Sachen wieder in Ordnung bringen, und sie in einen bessern Stand setzen, als sie jemals gewesen sind. Ich empfehle Ihnen seine gute und geschwinde Abfertigung, woran mir unbeschreiblich viel gelegen ist. Ich möchte Ihnen noch vieles sagen, aber in dem Stande, worinn die Sachen sind, mag ich der Feder nichts anders anvertrauen, da ich nicht weiß, was für ein Schicksal dieser Brief haben wird, und ob er nicht Gefahr läuft, in andere Hände zu fallen, welches mich sehr verdriessen würde. Unterdessen geben Sie sich weiter keine Mühe, mir einen Secretär aufzusuchen. Ich habe hier einen jungen Schweden angetroffen, der ziemlich nach meinem Sinne ist, und ich habe wohl ungeschicktere Leute als ihn gehabt, die ich zu guten Secretären gemacht habe. Die beyden Brobergs waren nichts, als sie in meine Dienste kamen; dennoch habe ich sie so gezogen,

als sie nachmals gewesen sind, da es mein Schicksal so will, daß ich nicht nur meiner Bedienten Glück machen, sondern auch ihren Verstand bilden soll. Halten Sie sich nicht damit auf, an **Vasano** wegen Angelegenheiten zu schreiben. Das ist Zeitverderb. Ich gebe ihm gar keine Nachricht von meinen Umständen, und er würde sich niemals unterstehen, mit mir von dem geringsten zu reden. Schreiben Sie nur an mich selbst, und seyn Sie gewiß, daß Sie bey Ihrem Posten sich dadurch in meiner Gunst erhalten können, wenn Sie mir Geld schicken, und mir getreu dienen. Denn was man mir auch für oder wider Sie sagen könnte, so kommt es doch nur auf Ihre eigene Handlungen und Dienste an, um gut oder schlimm bey mir angeschrieben zu seyn. Außerdem ist es Ihr eigener Vortheil, mir wohl zu dienen: denn wenn ich im Stande bin, Ihnen Gnade zu erweisen, so werde ich zur Belohnung Ihrer Dienste alles Mögliche thun; wenn ich hergegen nichts habe, so kann ich auch nichts geben. Fertigen Sie mir den **Clairet** alsbald ab, und richten Sie mir ein gewisses Einkommen ein, darauf ich sicher Staat machen kann: für das

übrige

übrige lassen Sie mich sorgen. Schicken Sie mir indessen künftig alles Geld, das Sie von Adlerkrona heben können, und senden Sie die Aßignationen gerades Weges an mich. Ich will lieber, daß Texeira von mir abhänge, als ich von ihm, um desto mehr, da ich gewissenhaft genug bin, ihm kein Unrecht zu thun; ich will ihn richtig bezahlen, denn ich wollte lieber sterben, als jemand, der mir so viele Jahre so getreu gedient hat, verlassen oder betrügen; und wenn er mir auch nur einen Augenblick gedient hätte, so wäre das schon genug, mich ewig daran zu erinnern. Mit diesen Empfindungen habe ich in meinem ganzen Leben gelebt, und sie sollen auch, wenn es GOtt gefallen wird, mit mir sterben. Fahren Sie also fort, mir wohl zu dienen, und verlassen Sie sich auf mich. Ich befinde mich Gottlob gesund, und wenn man Ihnen wieder einmal sagt, daß ich tod sey, so glauben Sie es nicht eher, als bis Sie die Nachricht von hier aus haben. Sagen Sie denen, die sich in Schweden über meinen Tod gefreut haben, daß ich Mitleyden mit ihrer falschen Freude trage, und versichern Sie ihnen, daß ich zur Rache eine wahre Betrübnis über den ih-

rigen dereinst empfinden werde, und daß ich mich freue durch so schöne Erfahrungen zu sehen, von was verschiedenem Gepräge die weise Natur unsere Seelen gemacht hat.

Rom den 26. März
1673.

Christine Alexandra. *)

Fünf und zwanzigster Brief.

Carls des XI. erwünschte Genesung. **)

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, Ihnen die völlige Genesung des Königs von Schweden zu melden, dessen Leben die Aerzte schon aufgegeben hatten. Es wird

*) Diesen letzteren Nahmen führte die Königin nach ihrer Glaubensänderung dem damaligen Pabst zu gefallen.

**) Dieser Brief wurde nach Paris geschrieben. Er enthält die Züge eines großen Königs in denjenigen Stunden, wo der äußerliche Unterschied

wird Ihnen ohne Zweifel angenehm seyn, wenn ich Ihnen zugleich den Verlauf seiner Krankheit und die schönen Empfindungen dieses Prinzen berichte, welcher am 6ten März mit einem Fieber befiel, das bis den 23. von Tag zu Tag zunahm. Der König suchte seine Unpäßlichkeit zu verbergen, gieng gestiefelt, und hörte nicht auf, denen Rathsversammlungen beyzuwohnen: allein da ihn der Schmerz endlich überwältigte, so gestand er, daß er sich sehr übel befände, und daß ihm ums Herz wehe sey. Er legte sich also zu Bette, und das Fieber verdoppelte sich in der Nacht. Er hatte eine unerträgliche Hitze auszustehen, die mit viel Beängstigung und Herzklopfen verknüpft war. Da er die Annäherung seines Endes merkte, gedachte er an seine Seele, und beobachtete alle Pflichten der Religion mit einer unvergleichlichen Andacht; denn dieser Fürst

schied der Menschen anfängt aufzuhören. Man ist aufmerksam auf das Bezeigen merkwürdiger Männer in diesen Augenblicken, und ich habe diesen Beytrag zu dieser Sammlung nicht übergehen können, der so geschickt ist, würdige Leser zu rühren. Man fühlt beym Schluß alles, was ein solcher König werth war. L. c. II. p. 181.

Fürst ist immer sehr tugendhaft gewesen. Er ließ darauf seinen Oberhofprediger hohlen, der sich auf sein Bette setzen muste. Ich sehe wohl, daß ich sterben muß, sagte er, doch ehe ich die Welt verlasse, wollte ich Ihnen noch für alle Mühe und Sorgfalt danken, die Sie meinetwegen gehabt haben, und da ich nicht im Stande bin, Sie zu vergelten, so bitte ich GOtt, der so gerecht ist, daß er Sie belohnen wolle. Hierauf gab er ihm einen sehr zärtlichen Auftrag an die Königin, den ich nicht genau verstehen konnte, weil er schwedisch sprach. Als er alle seine Hofleute und Generale um sich herum sahe, so dankte er ihnen für ihre geleisteten Dienste in sehr verbindlichen Ausdrücken. Ich erinnere mich noch ganz wohl, sagte er, was für Gefahr sie in Bataillen gehabt haben, und daß ich ihnen nächst GOtt allein den glücklichen Erfolg derselben zuschreiben muß. Gegen seine Hofbedienten bedankte er sich nicht weniger, und bedauerte sein gegenwärtiges Unvermögen, ihre guten Dienste nach Wunsch zu belohnen. Er bat um Verzeihung, wenn er jemand beleydigt hätte, und ersuchte diejenigen, die sich etwa über ihn beklagen könnten, zu bedenken, daß er so gut

ein Mensch sey als sie, daß er gleichfals seine Schwachheiten habe, aber daß es doch nie mit seinem Vorsatz geschehen sey, wenn er sie jemals beleydigt hätte. Als sich die Schmerzen der Krankheit verdoppelten, sagte er: Ich muß bekennen, daß alles, was ich in diesem Kriege ausgestanden habe, nicht an das kömmt, was ich jetzt ausstehe, und daß der Krieg, welcher in meinem Herzen vorgehet, viel härter ist, als der, welchen ich geführt habe, so wie der Feind, der mich angreift, weit schrecklicher ist, als alle meine Feinde zusammen. Er bat GOtt, Gnade und Erbarmung für ihn zu haben, befahl ihm sein Reich, und wiederhohlte etlichemal: Ach gutes Schweden! wie unglücklich wirst du seyn, wenn dich GOtt nicht in seinen Schutz nimmt. Er bedauerte sehr, daß er es im Kriege verlassen müste; er erinnerte alle Umstehende an die Art, wie er sich diesen Krieg zugezogen hätte, wie jung er gewesen wäre, und daß er nicht hätte die nöthigen Mittel anwenden können, denen Sachen einen andern Lauf zu geben. Als er sahe, daß sie alle in Thränen zerflossen, sagte er zu ihnen: Warum betrübt ihr euch, ihr guten Leute? Ich bin so sehr nicht zu

beklagen. Ich fühle, daß ich ein Kind des ewigen Vaters bin. Ich habe nie jemand übel gewollt. Ich bin meinen Bundesgenossen treu geblieben, und habe meinen Völkern mein Wort gehalten. Kurz ich habe mir nichts vorzuwerfen; ich habe meine Unterthanen zärtlich geliebt; ich habe mich gerne für ihre Wohlfarth gewagt. Ihr werdet nach mir wohl einen weiseren König haben, aber keinen, der euch so sehr liebet, als ich. Da er sich erinnerte, daß die Zeit der Betstunde da war, ließ er den Hofprediger herein kommen, der das Gebet nur kurz machen wollte: Nein, sprach er, jetzt muß man die Zeit brauchen, ich habe es niemals nöthiger gehabt, als jetzt: Bittet GOtt, fuhr er zu den Umstehenden fort, daß er sich meiner erbarmen wolle. Nach geendigtem Gebet, überließ er sich den Todesgedanken, und bezeigte keine Furcht dagegen. Jedermann wollte sich zurück begeben, weil er durch die Bemühung zu reden nur schwächer werden muste: Allein er rief sie zurück, und befahl ihnen, daß man ihn ohne alle Pracht begraben sollte, weil jetzt die Zeit nicht wäre, unnöthigen Aufwand zu machen; und weil er nie ein Freund von Pomp gewesen wäre, so

wollte

wollte er auch so begraben seyn, wie er gelebt hätte. Darauf ließ er sie zum Handkuß, und begleitete seinen Abschied gegen uns mit sehr rührenden und zärtlichen Ausdrücken. Einige Zeit hernach gerieth er in einen Schweiß, der über zwo Stunden dauerte. Der Schmerz, den er um das Herz empfand, ließ nach. Er schlief ein, und brachte wohl vierzehn Stunden in einem sehr ruhigen Schlaf zu. Sein Fieber verwandelte sich in ein dreytägiges, verminderte sich mit jedem Anfall, und blieb endlich völlig aus. Sehen Sie, also ward Schweden von einer großen Unruhe befreyt. Stellen Sie sich die Freude vor, diesen jungen Monarchen außer Gefahr zu sehen, nachdem man ihn schon in letzten Zügen gesehen hatte! ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Von dem König Carl XI. an die Reichsräthe. *)

Meine Herren,

Da ich sehr gute Nachricht habe, daß sowohl unter den Herren Reichsräthen, die ich zu Vormündern meines geliebten Sohns, des Prinzen Carls, gesetzt habe, als auch unter den übrigen Räthen ziemlich viele sind, die ganz von Frankreich eingenommen sind, **) so kann ich nicht unterlassen, Sie zu ermahnen, daß Sie bey

*) Der König war in einen unglücklichen Krieg verwickelt, darinn ihn Frankreich mit Schaden stecken ließ. Er nahm darauf die Maxime an, sich nie wieder mit Frankreich einzulassen, und befand sich wohl dabey. In seiner Krankheit, die er nicht zu überstehen glaubte, erinnerte er noch die Reichsräthe durch diesen Brief daran.

**) In dem schwedischen Original findet sich der sonderbare Ausdruck: die französische Magen haben.

bey denen Verbindungen, die ich geschlossen habe, fest und standhaft bleiben mögen, da ich Sie als die sichersten und vortheilhaftesten für Schweden finde. Frankreich hat mich einmal betrogen, und seitdem ich damit angeführt bin, werde ich nichts mehr mit ihm zu thun haben. Ich rathe Ihnen zugleich, meine Herren, sich wider die Intriguen und Partheyen auf guter Hut zu halten, Schweden zu bleiben, die Gunst meines Sohns zu suchen, und das Beste des Vaterlandes eifrig zu befördern. Dazu ermahne ich Sie alle überhaupt, und einen jeden insonderheit, und bitte Sie um GOttes willen diese meine letzte Erinnerung nicht zu vergessen.

Sieben und zwanzigster Brief.

Von der Königin Christine an den Kanzler von Terlon über die Verfolgung der Protestanten in Frankreich. *)

Weil Sie meine Gedanken über die vergebliche Ausrottung der Ketzerey in Frankreich zu wissen verlangen, so mache ich mir das Vergnügen sie Ihnen zu sagen; und weil ich niemand weder zu scheuen noch zu schmeicheln gewohnt bin, so will ich Ihnen frey beken-

*) Dieser Brief erschien damals gar bald öffentlich. Bayle redete davon in seinem gelehrten Journal, und bediente sich unter andern des Ausdrucks, daß die Königin darinn einen Rest von Protestantismus bezeugte. Die Königin verlangte, daß Bayle dieses auf ihr Wort widerrufen, und zur Strafe ihr künftig sein Journal und die neuesten Schriften ordentlich schicken sollte. Die darüber gewechselten Briefe, S. in dem schönen Werke des Herrn Arkenholz II. p. 230. sqq.

bekennen, daß ich von dem Fortgang dieses grossen Vorsatzes nicht viel glaube, und daß ich mich darüber als einer vortheilhaften Sache für unsere heilige Religion nicht freuen kann: hergegen sehe ich das Vorurtheil wohl voraus, welches ein so neues Verfahren überall verursachen wird. Im Vertrauen, sind Sie wohl von der Aufrichtigkeit dieser Neubekehrten überzeugt? Ich wünsche, daß sie GOtt und ihrem König aufrichtig folgen möchten. Aber ich fürchte ihre Hartnäckigkeit, und ich wünsche für mein Theil nicht alle die Gottlosigkeiten auf meine Rechnung zu nehmen, welche alle diese Katholiken durch den Zwang solcher Mißionarien begehen werden, die mit unsern heiligen Geheimnissen viel zu soldatisch umgehen. Die Kriegsleute sind seltsame Apostel, und ich halte sie für viel geschickter zu morden, zu rauben und zu plündern, als zu bekehren: Ungezweifelte Berichte erzählen uns auch, daß sie ihren Beruf sehr nach ihrer Mode erfüllen. Ich bedaure die Leute, die man ihrer Willkühr überläßt, ich beklage so viele zerstöhrte Familien, so viele brave Leute, die an den Bettelstab gebracht sind, und ich kann die gegenwärtigen Vorfälle in

Frankreich nicht ohne Mitleyden ansehen. Ich beklage diese Unglücklichen, daß sie in Irrthümmern gebohren sind, aber sie sind doch, dünkt mich, mehr zu bedauren, als zu hassen, und wie ich um aller Welt willen nicht an ihrem Irrthum Theil haben möchte, so wünschte ich auch eben so wenig an ihrem Elend schuld zu seyn. Ich betrachte Frankreich als einen Kranken, dem man Arm und Bein abnimmt, um ihn von einem Uebel zu heilen, wozu man weiter nichts als ein wenig Gedult und Gelindigkeit nöthig gehabt hätte. Aber ich besorge sehr, daß dieses Uebel sich nur verschlimmert, und endlich ganz unheilbar wird, daß dieses unter der Asche glimmende Feuer einmal stärker wieder hervorbricht als jemals, und daß die verlarvte Ketzerey nur noch gefährlicher wird. Nichts ist lobenswürdiger, als der Vorsatz, die Irr- und Ungläubigen zu bekehren; allein das Mittel, womit man es anfängt, ist sehr neu; und weil unser Heiland sich dieser Methode nicht bedient hat, die Welt zu bekehren, so muß sie eben nicht die beste seyn. Dieser Eifer und diese Politik sind mir unbegreiflich. Ja ich freue mich darüber, daß ich sie nicht begreifen kann. Glauben Sie

wohl,

wohl, daß dieses jetzt die Zeit ist, die Hugenoten zu bekehren und sie zu guten Katholiken zu machen? In einem Jahrhundert, wo man so augenscheinlich wider den Respect und die Unterwürfigkeit in Frankreich handelt, die man der Römischen Kirche schuldig ist? Sie ist der einzige und unbewegliche Grund unserer Religion, weil unser Heiland ihr das herrliche Versprechen gegeben hat, daß die Pforten der Höllen sie nicht überwältigen sollen. Unterdessen ist die ärgerliche Freyheit der gallicanischen Kirche bis zur Empörung niemals näher getrieben worden, als jetzt. Die unterzeichneten und öffentlich bekannt gemachten Sätze der Französischen Geistlichkeit sind von der Art, daß sie dem Irrglauben nur einen allzuscheinbaren Triumph gegeben haben, und ich denke, daß seine Verwunderung müsse sehr groß gewesen seyn, sich von eben denen kurz hernach verfolgt zu sehen, die über diesen Hauptpunkt unserer Religion so gleichförmige Gedanken und Lehren mit ihm haben. Sehen Sie die stärksten Gründe, die mich hindern, über diese angebliche Ausrottung des Irrglaubens froh zu seyn. Der allgemeine Vortheil der Kirche ist mir gewiß so lieb als mein Leben;

aber eben dieser Vortheil läßt mich auch mit Schmerzen dergleichen Begebenheiten wahrnehmen, und ich gestehe Ihnen auch, daß ich Frankreich lieb genug habe, um die Verheerung eines so schönen Königreichs zu bedauren. Ich wünsche von ganzem Herzen, mich in meinen Vermuthungen zu irren, und daß sich alles zur grösten Ehre GOttes, und des Königs ihres Herrn endigen möge. Ich bin auch überzeugt, daß Sie nicht an der Aufrichtigkeit meiner Wünsche zweifeln werden.

Rom, den 2. Febr.
1686.

Acht und zwanzigster Brief.

Billet der Königin an den päbstlichen Schatzmeister. *)

Sich und Ihren Herrn beschimpfen, das heißt jetzt vor Ihrem Gerichte Recht sprechen. Sie machen mir ziemlich Mitleyden,

*) Die Entsagung der Quartierfreyheit, welche der Pabst

leyden, aber noch weit mehr werde ich mit Ihnen haben, wenn Sie erst Kardinal seyn werden. Unterdessen gebe ich Ihnen mein Wort, daß diejenigen, die Sie zum Tode verurtheilt haben, noch etwas länger, wenn GOtt will, leben sollen, und daß wenn sie etwa eines andern als natürlichen Todes sterben sollten, sie gewiß nicht allein sterben werden.

Aus dem Pallast, den 24. Jul. 1687.

Pabst sowohl von der Königin als von allen fremden Abgesandten, verschiedener Unordnungen willen, verlangte, machte damals in Rom viele Bewegungen. Man hatte einige Leute aus dem Gefolge der Königin angegriffen, um sie der Römischen Justiz zu überliefern. Die Königin schützte sie, und ließ den Sbirren ihren Raub wieder abjagen. Der Streit ward schlimmer, und veranlaßte die Königin zu diesem berühmten Billet. Der Pabst nahm ihr die jährliche Pension von 12000 Thlr. Aber das war gerade das schlechteste Mittel, Christinens Geist zu beugen. Man sieht aus dem folgenden Briefe, wie sie es aufgenommen. Endlich trat sie die Quartierfreyheit von selbst freywillig ab. L. c. p. 256. 260.

Neun und zwanzigster Brief.

Von der Königin an den Cardinal Azzolino.

Sie haben mir gewiß die angenehmste Nachricht von der Welt gegeben. Ich beschwöre Sie bey Ihnen selber, mir diese Gerechtigkeit zu erweisen. GOtt, welcher den Grund meines Herzens kennet, weiß, daß ich nicht lüge. Die zwölftausend Thaler, die mir der Pabst gab, waren der einzige Flecken meines Lebens, den ich von der Hand GOttes als die gröste Demüthigung für meinen Stolz empfieng. Ich sehe nun, daß ich wieder bey ihm in Gnaden bin, da er mir die besondere Gunst erweiset, sie mir auf eine für mich so rühmliche Art zu nehmen. GOtt hat mich bey dieser Gelegenheit für das Wenige belohnt, das er mir für seinen Dienst eingab. Diese Gnade, die mir GOtt erweiset, ist tausend Königreiche werth, und ich bitte ihn, mich nur vor Eitelkeit zu bewahren, dazu mich ein so schöner Vorfall reizet.

zet. Das einzige, was ich bedaure, ist dieses, daß man mir nicht hunderttausend Thaler für mich hat nehmen können: Dies würde für den Kaiser eine pabstwürdige Hülfe seyn, und ich hätte noch ein wenig mehr Verdienst, mich darüber zu freuen: Allein der Pabst nimmt eigentlich mir nichts, er entzieht es vielen Leuten, die es nöthiger brauchen, als ich. Ich bitte Sie, dem Cardinal Cibo und dem Pabst von meinetwegen für die Gutheit zu danken, daß er mich dieser Verbindlichkeit hat entledigen wollen. Ich war eben allein, als man mir Ihren Brief brachte. Ich hätte in dem Augenblick gewünscht, daß die ganze Welt in dem Innersten meines Herzens hätte die Freude lesen können, womit er mich erfüllte. Aber GOtt weiß, es ist genug. Bitten Sie ihn für mich, daß er mich vor Eitelkeit bewahre, die mir seine eingeflößten Empfindungen geben. Ich getraue mir zu sagen, daß sie seiner würdig sind, und daß er mir heute eine der grösten Gnadenbezeugungen in meinem Leben erwiesen hat. ꝛc.

Dreyßigster Brief.

Von dem Cardinal Mazarin an den König Ludwig XIV. *)

Ich bitte Sie, einmal für allemal zu glauben, daß ich Ihnen keinen grössern und wichtigern Dienst leisten kann, als nach derjenigen Freyheit mit Ihnen zu reden, die Sie mir

*) Der junge König war in eine der sieben Nichten des Cardinals, die er zur Verstärkung seiner Parthie aus Italien hatte kommen lassen, in die **Maria Mancini** verliebt, und entschloß sich sogar sie zu heirathen. Man sagt, der Cardinal, dem es nur darum zu thun war, allein zu regieren, hätte anfänglich diesen Umgang gerne gesehen, und aus Ehrgeiz die Verbindung gewünscht. Allein, es sey nun, daß er der Mutter des Königs schmeicheln wollte, oder daß er seine Nichte wirklich haßte, weil seine Politik vielleicht mehr von ihr zu fürchten als zu hoffen hatte, so setzte er sich bald mit allen Kräften dagegen, und schrieb unter vielen andern Briefen aus Spanien, wo er damals den Pyrenäischen Frieden und die Heirath

mir so gnädig erlaubt haben, wenn es Dero Nutzen besonders in wichtigen Sachen, betrifft, und über welche an Dero ganzen Hofe niemand gründlicher und eifriger mit Ihnen reden kann, als ich thun werde. Ich will damit anfangen, daß ich den Artikel Dero Briefs vom 13ten beantworte, der die guten Gesinnungen der Person *) gegen mich betrifft, und alles dasjenige, was

rath seines Königs mit der Infantin negociirte, diesen, der wegen seiner starken und freyen Schreibart so berühmt ist. Der König ward böse, und ergab sich. *Lettres du Card. Mazarin 8. Amst. 1745. T. II. p. 303.* Der Herr de la Beaumelle schildert sie in seinen Memoires de M. de Maintenon T. I. p. 156. „Maria „Mancini war nicht schön, aber sie hatte so „viel Gefälliges, daß man ihre kleinen Augen, „ihren großen Mund und ihre gelbe Haut nicht „sahe. In ihren Manieren war eine unwider„stehliche Wahrheit und Artigkeit, in ihrer Seele „Stärke und Hoheit ꝛc. Sie lehrte den König „das Italienische, lehrte ihn lesen, denken, em„pfinden, und bildete seinen Verstand mehr als „alle seine Lehrmeister.

*) So nennte sie der Cardinal allezeit in seinen Briefen an den König.

was Sie mir vortheilhaftes von ihr zu melden beliebt haben. Ich wundere mich über den Ton nicht, womit Sie gegen mich davon reden: Die Leydenschaft, die Sie für sie hegen, verhindert Sie, wie gemeiniglich alle Verliebten, die wahre Beschaffenheit zu kennen; und ich bin Ihnen Bürge dafür, daß Sie ohne diese Leydenschaft, mir beypflichten würden, daß diese Person nicht die geringste Freundschaft, sondern vielmehr Abneigung für mich hat, weil ich ihr nicht genug in ihren Thorheiten schmeichle, daß sie einen ungemessenen Ehrgeiz besitzt, einen unrichtigen und übereilten Verstand, eine Verachtung gegen jedermann, nichts eingezogenes in ihrer Aufführung, bereit alle mögliche Ausschweifungen zu begehen, thörichter, als sie jemals gewesen ist, seitdem sie die Ehre gehabt hat, Sie zu St. Jean d'Angely zu sehen, und diese Person, die sonst wöchentlich zweimal von Ihnen Briefe gehabt hat, bekömmt sie jetzt alle Tage.

Sie würden endlich so gut wie ich sehen, daß sie tausend Fehler und nicht eine einzige Eigenschaft hat, die sie der Ehre Ihrer Gewogenheit würdig machen könnte. Sie bezeugen in Ihrem Briefe zu glauben, daß die Meynung,

nung, die ich von ihr hege, von Leuten herrühre, die ihr nicht gut wären. Können Sie sich denn einbilden, daß ich in Staatssachen so geschickt und scharfsehend wäre, und in meinem Hause nicht einen Stich sehen sollte? Kann ich an den Absichten dieser Person gegen mich zweifeln, da ich sehe, daß sie nichts vergißt, in allem wider meinen Willen zu handeln, daß sie die Rathschläge, die ich ihr wegen ihrer Aufführung gebe, lächerlich macht, daß sie im Angesicht der ganzen Welt Staat damit macht, was meiner Ehre sowohl als der Ihrigen nachtheilig ist; daß sie Regentin seyn, und alle die Befehle, die ich im Hause gebe, nach ihrem Sinne verändern will? Daß sie alle die sorgfältigen Bemühungen verachtet, die ich mit so vieler Liebe, mit so vielem Fleis und Eifer gehabt habe, sie auf den guten Weg zu bringen, und tugendhaft zu machen? Sie bestehet hartnäckig auf ihren Thorheiten, und will also der ganzen Welt zum Gelächter ausgesetzt seyn, die darüber beständige Comödien macht, wie sie leicht in den Papieren sehen könnte, die ich in Verwahrung habe, und aus welchen Sie die allgemeine Meynung derjenigen sehen werden, die über diese Materie

spre-

sprechen. Diese Materie ist jetzt die Unterredung der besten Köpfe unter allen Nationen.

Wäre die schlechte Aufführung dieser Person nur ihr allein, oder auch sogar mir nachtheilig, so könnte ich mich verstellen; aber da sie weiter geht, und der Ehre und Ruhe meines guten Herrn unersetzlich schadet, so kann ich es unmöglich leyden, und ich werde zuletzt gezwungen seyn, solche Entschliessungen zu nehmen, dadurch sich jeder in dem Glauben überzeugen kann, daß ich alles aufopfere, wenn es Dero Nutzen betrifft. Bin ich so unglücklich, daß Dero Leydenschaft Sie verhindert, die Sache so einzusehen und zu beurtheilen, wie sie es verdient; so wird mir nichts übrig bleiben, als den Vorsatz, den ich Ihnen neulich aus Cadillac schrieb, auszuführen *). Denn es kann mir doch keine Macht die freye Verfügung nehmen, die GOtt und die Gesetze mir über meine Familie geben, und Sie werden selbst einmal der erste seyn, mich wegen des Ihnen erwiesenen Dienstes zu loben, der in der That der gröste seyn wird, weil

*) Der Cardinal drohte, alle seine Bedienungen nieder zu legen, und mit seiner Familie nach Italien zu gehen.

weil ich Sie durch meine Entschliessung ruhig und glücklich werde gemacht haben, wenigstens fähig, es zu seyn. Ausserdem verbindet mich noch meine Ehre, die der Heiland, das Muster der Demuth, niemand geben wollte, wie er sagt, *honorem meum nemini dabo*, ohne Aufschub für Ihre Erhaltung zu sorgen.

Ich komme wieder auf die Person, die sich mehr als jemals versichert hält, über Dero Herz befehlen zu können, seitdem Sie ihr zu St. Jean d'Angely neue Versprechungen gethan haben: Und ich weiß, daß, wenn Sie sich vermählen sollten, Sie die Prinzeßin, Dero künftige Gemahlin, auf ihr ganzes Leben unglücklich machen will. Dies kann nicht geschehen, ohne daß Sie es selber auch sind, und ohne sich tausend verdrüßlichen Vorfällen auszusetzen. Denn Sie werden mit Grunde auf den Segen des Himmels keinen Anspruch machen können, da Sie von Ihrer Seite nichts werden gethan haben, ihn zu verdienen.

Nach den letzten Besuch, den ich immer als fatal vermuthete, und welchen ich deswegen zu verhindern suchte, haben Sie wieder angefangen, an Sie zu schreiben, keine Briefe, sondern

dern ganze Bände, da Sie ihr von allen vorgegangenen Kleinigkeiten Nachricht geben, und, mit jedermanns Hintansetzung, über alle Sachen, das gröste Vertrauen in sie setzen. Dero ganze Zeit gehet also damit hin, Briefe von ihr zu lesen, und Briefe an sie zu schreiben: und welches unbegreiflich ist, Sie thun dieses, und suchen alle ersinnliche Mittel hervor Ihre Leydenschaft zu erhitzen, zu eben der Zeit, da Sie im Begriff sind, sich zu vermählen. Sie arbeiten also selbst mit allem Eifer daran, sich zum unglücklichsten Mann zu machen: denn es ist nichts damit zu vergleichen, als wider seine Neigung zu heirathen. Erlauben Sie mir auch noch in Ansehung Ihrer Leydenschaft zu fragen, was für eine Rolle sie nach Dero Vermählung zu spielen gedenkt? Hat sie etwa ihre Pflicht so weit vergessen, daß sie glauben könnte, ungehindert ein schändliches Leben zu führen, wenn ich auch lasterhaft oder ehrvergessen genug seyn könnte, es zu billigen? Vielleicht bildet sie sich dieses ein, ohne zu befürchten, daß jemand darüber murren würde: Wenn man das Herz gewonnen hat, so hat man alles. Indessen ist doch nichts gewissers, als daß ihre Aufführung

Sie

Sie bey allen ihren Bekannten so verhaßt gemacht hat, daß ich mich auf keine einzige Person zu besinnen wüste, die noch einige Hochachtung oder Geneigtheit gegen sie hätte, es wäre denn etwa Hortensia,*) die noch ein Kind ist, und die sie durch unzeitige Schmeicheleyen in gewissen Dingen gewonnen hat: die hat ihr Geld und andere Geschenke gegeben, und sie muß, glaube ich, Schätze gefunden haben, weil sie kein Geld annehmen wollen, das ihr die Fr. von Venel durch den du Terron**) als sie nach Rochelle gieng, nach Belieben zustellen sollte.

Das gröste Glück, das dieses Mädgen haben kann, ist dieses, daß ich nicht länger aufschiebe, mit ihr Ordnung zu machen, damit, wenn ich sie auch nicht tugendhaft machen kann, wie

*) Ihre Schwester, die nachmals den Herzog von Mazarin heirathete, ihn verließ, und ihre letzten Jahre in Engelland zubrachte, eine Freundin des berühmten St. Evremont.

**) Die Fr. von Venel war ihre Hofmeisterin. Colbert du Terron ist nachmals bekannt genug geworden.

wie ich es für unmöglich halte, ihre Thorheiten wenigstens nicht vor der Welt erscheinen, denn sie würde sonst große Gefahr laufen, zerrissen zu werden.

Sie werden dies alles mit Erstaunen anhören, weil Dero Neigung gegen sie die Einsicht blendet. Ich, der ich nicht eingenommen bin, und Ihnen in diesem wichtigsten Vorfall Ihres Lebens, es koste auch was es wolle, und selbst mein Leben, dienen will, ich sehe die Wahrheit, wie sie ist, und will nicht leyden, daß Ihnen darunter Unrecht geschehe, denn sonst begienge ich eine Art von Verrätherey: und es mag übrigens auch herauskommen, was will, unbekümmert zu sterben, wenn ich nur meine Pflicht thue, und Ihnen diene, wie ich verbunden bin, zumal bey einer solchen Gelegenheit, worinn es niemand thun kann, als ich.

Ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, damit Sie die Freundschaft, die diese Person für mich hat, noch mehr kennen lernen, daß sie mir niemals die Ehre erwiesen hat an mich zu schreiben, als ein einzigsmal nur zwey Worte, und zwar auf Anhalten der Fr. von Venel, und noch einen andern Brief nach Ihrer Visite zu S.

Jean Angely, den ich für eine Wirkung dessen ansah, was Sie mit ihr gesprochen haben, indem ich fest glaube, daß Sie nach der Gütigkeit, die Sie für mich haben, nichts vergessen sie zu allen Respects- und Freundschaftsbezeigungen gegen mich anzuhalten. Aber was Sie auch über ihr Herz vermögen, so wird es Ihnen doch nicht gelingen, sie in diesem Punkt zu gewinnen, und gegenwärtig erkläre ich Ihnen, daß es weiter zu nichts helfen würde; und wie wollten Sie auch verlangen, daß sie Freundschaft und Ergebenheit für mich haben sollte, da meine Gedanken den ihrigen entgegen sind; sie will frey und ausschweifend seyn, und ich will, daß sie sittsam und tugendhaft seyn soll? Ich zweifle nicht, daß sie alles weiß, was ich die Ehre habe Ihnen zu melden: aber weit gefehlt mich davor zu fürchten, so wünsche ich es vielmehr recht begierig. Und wollte GOtt, daß ich sie für fähig halten könnte, Ihnen über die Sachen, von denen Sie ihr Vertrauen machen, triftig zu antworten: denn ich würde Sie gerne bitten, mir diese Last abzunehmen. Aber ich gestehe Ihnen, in meinem Alter und unter der Last so vieler und wichtiger Geschäfte, die Dero

Dienste betreffen, und in welchen ich glaube zu Dero und des Staats Besten ziemlich glücklich zu seyn, daß es mir unerträglich fällt mich durch eine Person beunruhigt zu sehen, die nach allen möglichen Gründen alles in der Welt thun sollte, mich zu beruhigen; und was mich aufs höchste betrübt, ist dieses, daß Sie, anstatt mich von diesem Verdruß und einer so gerechten Unruhe befreyen zu helfen, noch mit daran arbeiten, indem Sie dieser Person durch die Namen Patira *) und durch die gegen sie bezeigte Leidenschaft, das Herz und den Muth geben, so nach ihrer Phantasie zu leben. Nach dem, was Sie Sich die Mühe genommen hatten an mich zu schreiben, und nach der Aufführung, die Sie nach meiner Depesche von Cadillac, angefangen hatten zu beobachten, war ich so sicher, daß ich nichts anders glaubte, als Sie würden alles in solche Verfassung setzen, um in Dero Vermählung glücklich zu seyn; und wie konnte das anders geschehen, als der Leydenschaft ein Ende zu machen, die sich Ihrer Seele bemächtigt hatte? Aber ich habe mit einem empfindlichen Mißvergnü-

*) Dies war ein Ausdruck in einem Briefe des Königs an die Mancini.

gnügen gesehen, daß nach dem unglücklichen Besuch, den ich gern um die Hälfte meines Bluts hätte verwehren mögen, alles wieder schlimmer geworden ist, als es vorher war. Sie brauchen mir die Sache nicht anders zu erklären; denn ich weiß sie außer allen Zweifel, und ich kann sagen, so gut wie Sie und dieses Mädgen. Bedenken Sie also, ich bitte Sie, wie mir zu Muthe seyn kann, und ob jemand auf der Welt unglücklicher ist, als ich, der ich immer mit dem grösten Fleiß alle Mittel in Bewegung gesetzt habe, Dero Ehre zu erheben, und durch alle mögliche Wege, die beschwerlichsten nicht ausgenommen, für die Ruhe Ihrer Unterthanen und das Beste Ihres Staats zu arbeiten? Und nun sehe ich, daß eine Person, die mir angehöret, dieses alles auf einmal umstürzen und Sie unglücklich machen will, wenn Sie fortfahren, Ihrer Leydenschaft gegen sie den Zügel schießen zu lassen.

Als ich bey mir wieder nachsann, was Sie mir in Dero Zuschrift zu sagen beliebt hatten, daß wenn Sie sich einmal mündlich erklären könnten, ich eine völlige Zufriedenheit über die Verfassung Ihres Herzens haben sollte, indem

Sie entschlossen wären, alles ohne Ausnahme zu thun, was ich für Dero Ehre, für Dero Glück und das Beste Dero Nutzens nöthig erkennen würde; so war ich äußerst betrübt, diese Unterhandlung so lange fortdauren zu sehen, weil sie mich verhinderte zu Ihnen zu eilen, und unter Dero Befehlen an der Ruhe Ihres Geistes zu arbeiten, und Sie in den Stand zu setzen, der glücklichste und gröste König von der Welt zu seyn; aber jetzt fürchte ich mich fast davor, daß sie zu Ende komme, da ich nicht weiß, wie ich mich Ihnen nähern soll, und da ich Ursache zu glauben habe, daß wir uns einander nicht viel angenehmes werden zu sagen haben.

Denn wie würde ich mich enthalten können, Ihnen vorzustellen, ohne die Ihnen schuldige Treue und Pflicht zu verletzen, daß Sie einen Weg nehmen, der dem Wohlstande und dem Glücke, darnach Sie streben müssen, ganz zuwider ist, indem Sie sich von der Leidenschaft gegen diese Person jetzt mehr als jemals beherrschen und fesseln lassen, zu einer Zeit, da Sie eben im Begriff sind, sich zu vermählen? Es ist unmöglich, so viel Sie auch über sich selbst

Meister

Meister sind, und so weit Sie es auch nach dem Rath dieses Mädgens in der Verstellungskunst möchten gebracht haben, daß man Ihre Abneigung bey dieser Vermählung nicht bald sehen sollte, ob sie gleich in der That die vortheilhafteste, gröste und rühmlichste ist, die Sie nur schließen können.

Wie könnte ich Ihnen verschweigen, daß Sie wider Dero eigenes Beste handeln, daß Sie sich aller Welt Vorwürffe und Tadel zuziehen, und daß Sie sich den Strafgerichten GOttes aussetzen, sich vermählen zu wollen, mit dem Vorsatz verräthrisch gegen diese Gemahlin zu seyn, und ihr beleydigend zu begegnen, so wie Ihnen die andere Person versprochen hat, gleichfalls mit demjenigen umzugehen, der sie heirathen wird? *) Glauben Sie denn, daß GOtt ein solches Concert segnen könne, und daß Sie bey dieser Aufführung nicht offenbar Gefahr laufen, eben so viele und noch größere Wirkungen seines Zorns zu empfinden, als Sie bisher von seiner Gnade empfunden haben?

*) Sie heirathete den Connetable Colonna, und hielt Wort.

Wie könnte ich, ohne Sie zu betrügen, Ihre jetzige Aufführung und alle ersinnliche Mittel, die Sie ergreifen, sich unglücklich zu machen, mit Stillschweigen übergehen; da Sie, anstatt auf eine gute Art ein Verständnis zu brechen, wie Sie schon angefangen hatten, das dem Vergnügen, so Sie aus der bevorstehenden Vermählung erhalten würden, so sehr entgegen ist, es vielmehr hitziger als jemals hergestellt haben, ohne zu überlegen, daß Sie die gröste und tugendhafteste Prinzeßin von der Welt heirathen wollen, daß sie von ihrer ersten Kindheit an Neigung für Sie gehabt hat, daß Sie für das Beste Ihrer Umstände in der gegenwärtigen Verfassung nicht besser thun können, daß sie sehr wohl aussiehet, und daß die Schönheit ihrer Sele, der Schönheit ihres Leibes nichts nachgiebt.

Wenn ich jetzt eben bey dieser Stelle meines Briefs bey Ihnen wäre, so würde ich Sie beschwören mir zu sagen, ob Sie an der Liebe dieser Prinzeßin kein Vergnügen finden könnten, die Sie ohne Zweifel anbeten wird, da sie gleich Ihnen Eigenschaften hat, die ihr nicht werden Gelegenheit geben können, dieses zu unter-

terlassen, es wäre denn, daß eine fremde von Ihnen sorgfältig gehegte Liebe Sie sehr häßlich machte. Die Wahrheit Ihnen zu sagen, so ist die Person, die daran Schuld ist, lange nicht so schön, so geistreich und so angenehm, als die Prinzeßin, Dero bestimmte Gemahlin, ohne zu gedenken, daß sie in Ansehung ihres Standes und ihrer Geburt unendlich weit unter einer Prinzeßin ist.

Würde ich Ihnen verheelen können, wenn ich bey Ihnen wäre, was Sie verschiedentlich bey Gelegenheit der Heirath des Marquis von Richelieu zu sagen beliebt haben, daß nichts seltsamers und tadelnswürdigers wäre, als wenn man unter seinen Stand heirathete? Und würde ich aufhören können, Ihnen mit dem schuldigen Respect vorzustellen, daß die Gedanken, die Sie gehabt haben, und die nach der Meynung des Mädgens nicht aus Ihrem Sinne gekommen sind, denen Gedanken, die Sie wegen des Marquis von Richelieu geäussert haben, *) sehr entgegen sind, und daß Sie durch

*) Der Marquis von Richelieu hatte die Tochter der Fr. Beauvais, ersten Kammerfrau der verwitt-

den Ausspruch über ihn, sich selber das Urtheil gesprochen haben?

Sie brauchen auch nicht anzuführen, wie Sie verschiedenemal über diese Materie sogar in Gegenwart der Königin die Gütigkeit gehabt haben, daß der Gedanke, dieses Mädgen zu heirathen, hauptsächlich den Bewegungsgrund hätte, um im Angesicht der ganzen Welt eine Handlung zu thun, welche bezeugen sollte, daß, weil Sie meine Dienste nicht genug hätten belohnen können, Sie es durch dieses Mittel hätten thun wollen: Denn jedermann würde doch eine solche Entschliessung nur der grossen Liebe gegen die Nichte, und nicht den Diensten des Onkels zugeschrieben haben. Aber wenn es auch wahr wäre, daß dieser einzige Bewegungsgrund Sie mehr dazu gebracht hätte, als die Leydenschaft; wäre es dann billig, daß ich mich so weit vergäße

wittweten Königin geheirathet. Die Herzogin von Aiguillon machte viel Lerm daraus: aber die Heirath war einmal mit allen Formalitäten vollzogen, und die Braut hieß Fräulein. Die Fr. Beauvais war überdas Favorite von der Königin und dem Cardinal Mazarin. Ludwig XIV. warf seine erste Liebe auf sie. S. Memoir. de Mad. de Maintenon. T. I.

gäße darein zu willigen, und daß ich geblendet von einem so glänzenden und für mich so vortheilhaften Antrag, für mein eigen Interesse und zur Vergrösserung meines Ansehens, auf Unkosten des Ihrigen, die Hände dazu bieten könnte? Gewiß, mein Ehrgeiz gehet nicht weiter, als nichts in meinem Leben zu thun, das Ihnen weniger rühmlich wäre, als mir: und ich bin desto mehr dazu verbunden, da ausser meiner Schuldigkeit, noch Dero große Wohlthaten mich dazu verpflichten.

Kurz, ich fürchte mich vor meiner Zurückkunft nach Bourdeaux: Denn ich werde Sie nicht nach Ihrem Gefallen unterhalten und nicht unterlassen können, eben das und noch viel stärkeres über diese Materie Ihnen zu sagen.

Ich befinde mich also in der gröſten Verlegenheit, was mein Schicksal seyn wird, und noch weit mehr, daß ich die letzte Hand an Dero Vermählungsgeschäfte legen soll: Denn es scheint, daß ich etwas verspreche, das doch nichts ist, und daß ich zur Bewerkstelligung einer Sache helfe, die eine unschuldige Person, welche Dero Gewogenheit verdient, und Sie selbst nicht weniger unglücklich machen wird, weil Sie es

so

so haben wollen, und mit der grösten Entschlossenheit daran arbeiten, es zu seyn.

Es ist Zeit, daß Sie sich entschliessen, und Dero Willen ohne die geringste Verstellung erklären: Denn es ist tausendmal besser, alles abzubrechen, und den Krieg fortzusetzen, ohne sich um das Elend der Christenheit, ohne sich um den Schaden dieses Staats und Dero Unterthanen, der daraus entstehet, zu bekümmern, als diese Vermählung zu Stande zu bringen, wenn dieselbe nur Dero Unglück, und hernach nothwendig auch das Unglück dieses Königreichs verursachen soll, und ob ich gleich fortfahre, das zu thun, was zur Beförderung dieser Sache nöthig ist, so wird es doch nicht hindern, daß ich darüber Dero beliebigen Befehle ausrichte. Ich gestehe indessen, daß ich es ungern und mit empfindlichen Mißvergnügen thun werde, wenn ich nicht zu gleicher Zeit sehe, daß Sie auch auf Ihrer Seite das Nöthige thun, um die Vermählung mit Vergnügen zu vollziehen; und dann werde ich das thun, was mir GOtt für Dero Bestes eingeben wird, damit ich nichts in dem, was auf mich ankommen kann, verfehle, um das Vergnügen, welches ich Ihnen in die-

ser

ser Heirath wünschen soll, zu befördern. Dies kann nichts anders seyn, als was ich mir die Ehre gab Ihnen von Cadillac sehr bestimmt und nach reifer Ueberlegung zu schreiben. Ich will noch hinzu setzen, um Sie noch deutlicher bemerken zu lassen, daß nur Ihre Leydenschaft Ihnen das sonst gewiß grosse Vergnügen raubt, eine so schöne, so grosse, so geistreiche und so vollkommene Prinzeßin zu heirathen: Ich will noch hinzusetzen, sage ich, daß Sie ganz entschlossen waren, oder besser zu sagen, daß Sie wünschten, die Prinzeßin Margarethe von Savoyen zu heirathen, deren Stand und Schönheit nicht mit der Infantin in Vergleichung kommen, und Sie werden sich zu erinnern belieben, daß Sie damals verdrüslich waren, als die Königin und andere Ihnen dagegen Vorstellungen thaten, um Sie davon abzubringen.

Sehen Sie, alles, was die Liebe, die Treue und der Eifer, den ich für Dero Bestes und Dero Glück hege, mich zwingen, Ihnen mit derjenigen Freyheit vorzustellen, wozu ich als ein alter Diener berechtigt bin, der nichts als Ihren Ruhm athmet, und der mehr als jemand interessirt und verbunden ist, Ihnen nicht nur

die

die Wahrheit zu sagen, sondern selbst sein Leben für den Dienst eines so guten Herrn, als Sie sind, aufzuopfern.

Uebrigens versichere ich Ihnen, daß ich unter allen Umständen vor Verdruß sterben würde, wenn ich sehen sollte, daß eine Person, die mich so nahe angehet, Ihnen in einem Augenblick mehr Tort und Unglück zuziehet, als ich Ihnen und dem Staat seit dem ersten Tage meines Dienstes Ehre und Nutzen verschafft habe.

Ich habe wichtige Sachen unter Händen, wie Sie wissen; aber gewiß keine, die wichtiger wäre, als diese, und die geschwinder geendigt seyn will. Ich würde deswegen auch, wenn es nöthig wäre, gerne alle die andern vergessen, und nur an dieser arbeiten.

Ich beschwöre Sie, mir die Ehre zu erweisen, diesen Brief mit aller Aufmerksamkeit zu lesen, und sich die Mühe zu geben, mir Dero Gesinnungen und Absichten ohne allen Vorbehalt zu erklären, damit ich darnach diejenigen Entschliessungen fassen könne, die ich am geschicktesten für Dero Dienst halten werde.

Ein und dreyßigster Brief.

Von dem Herrn Scaron an das Fräulein Aubigne. *)

Ich hatte allezeit wohl gemuthmaßet, daß das kleine Mädgen, welches ich vor sechs Monaten mit einem sehr kurzen Rock in mein Zimmer treten sah, und welches, ich weiß nicht recht

* Das Fräulein d'Aubigne nachmals die Frau Scaron, und endlich die Fr. von Maintenon, kam durch die Unglücksfälle ihrer Eltern nach America, und nach deren Tode wieder nach Frankreich. Eine Anverwandtin nahm sie mit nach Paris, und machte sie unter andern bey dem Herrn Scaron, wo sich damals die außerlesensten Gesellschaften einfanden, bekannt. Scaron hatte Mitleyden mit ihrem verlassenen Zustande, und Hochachtung gegen ihre guten Eigenschaften. Er trug ihr an, sein Vermögen mit ihr unter dem Titel einer Frau, zu theilen, und sie entschloß sich den gebrechlichen, aber witzigen und ehrlichen Scaron zu heirathen, oder vielmehr seine vertrauteste Freundin zu seyn. Scaron, der Kranke der Königin, wie er sich nannte, von

der

recht warum, zu weinen anfieng, eben so witzig wäre, als sie aussahe. Der Brief, den Sie an das Fräulein von St. Hermant geschrieben haben, ist so voller Witz, daß ich unzufrieden mit dem meinigen bin, um mir nicht eher den Werth des Ihrigen bekannt gemacht zu haben. Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich hätte niemals geglaubt, daß man in den Americanischen Inseln oder bey den Nonnen von Niort schöne Briefe schreiben lernte; und ich weiß nicht zu begreifen, warum Sie sich so viel Mühe gegeben haben, Ihren Witz zu verbergen, als sich jedermann giebt, den seinigen zu zeigen.

der er eine Pension genoß, starb, und die Königin ließ seiner Frau das Gehalt des Mannes. Aber endlich starb auch die Königin und mit ihr die Pension. Vergebens suchte die Fr. Scaron bey dem König um die Fortsetzung derselben an. Die Fr. von Montespan war ihr zuletzt behülflich dazu, und nahm sie nicht lange hernach selbst bey sich, um des Königs Kinder zu erziehen. Hier fieng sich die Bekanntschaft an, die sie nachmahls in die dauerhafteste Gunst bey Ludewig XIV. setzte. Man sehe ihr Leben, welches der Herr de la Beaumelle nebst ihrem Briefwechsel herausgegeben.

zeigen. Nun, da Sie entdeckt sind, müssen Sie keine Schwierigkeit machen, mir sowohl als dem Fräulein von St. Hermart zu schreiben. Ich werde alles Mögliche thun, um einen eben so guten Brief zu schreiben, als Sie; und Sie werden das Vergnügen haben zu sehen, daß mein Witz noch lange nicht dem Ihrigen gleich kömmt. So wie ich bin, werde ich in meinem ganzen Leben seyn ꝛc.

Zwey und dreyßigster Brief.

Von der Frau Scaron an die Herzogin von Richelieu. *)

Ich beschwöre es, Madame, vor GOtt, daß wenn ich auch den Tod der Königin vorher gesehen hätte, so würde ich dennoch nicht diesen Vorschlag angenommen haben. Ich hätte

*) Man wollte ihr, um sie aus ihren elenden Umständen zu ziehen, ein noch größeres Elend vorschlagen; nämlich einen Mann zu heirathen, der ihrem ganzen Charakter zuwider war.

hätte meine Freyheit noch mehr geliebt, und meine Dürftigkeit verehret. Meine Freunde sind sehr grausam, Madame; sie tadeln mich, daß ich den Antrag eines Mannes ausgeschlagen habe, der reich und von gutem Stande ist, der aber weder Verstand noch Tugend hat. Ich habe über diese Sache der Frau Marschallin alles gesagt, was ich nur starkes und vernünftiges habe finden können: dennoch verwirft sie es, und giebt mir die Schuld von meinem Unglück. Ich würde freylich jetzt nicht den Verlust der Pension, von der ich lebte, zu bedauren haben; allein GOtt wird für mich sorgen; und ich würde gegenwärtig meine Einsamkeit, meine Freyheit, meine Ruhe bedauren müssen, Güter, die mir GOtt nicht ohne Wunder wieder geben könnte. Wäre die Sache nicht ausgeschlagen, so würde ich sie noch ausschlagen, des grossen Elendes ungeachtet, womit es dem Himmel gefällt, mich zu prüfen. Ich habe mich wohl um Rath gefragt: ich habe alles betrachtet, alles erwogen, alles gesehen. Ich bin also nicht sträflich, Madame; ich bin nur unglücklich; und das ziemlich sehr.

Drey und dreyßigster Brief.

An das Fräulein von Lenclos.

Ihr Beyfall tröstet mich über die Grausamkeit meiner Freunde. In dem Zustande, worinn ich bin, kann ich mir nicht oft genug sagen, daß Sie die Herzhaftigkeit loben, mit der ich mich darinn gesetzt habe. Auf dem Place Royale tadelt man mich, zu St. Germain lobt man mich; und nirgends denkt man daran, mich zu bedauren noch mir zu dienen. Was halten Sie von der Vergleichung, die man sich unterstanden hat, mir von diesem Manne gegen den Herrn Scaron zu machen? Mein GOtt! was für ein Unterschied! Ohne Güter, ohne Lustbarkeiten zog er die gute Gesellschaft zu uns: Dieser würde Sie gehaßt und entfernet haben. Herr Scaron hatte das lustige Wesen, das jedermann bekannt ist, und den guten Verstand, den fast niemand recht in ihm gekannt hat: Dieser hat weder einen glänzenden, noch scherzhaften noch gründlichen Witz:

Wenn er spricht, so wird er lächerlich. Mein Mann war im Grunde vortreflich; ich habe ihn von seinen anstößigen Freyheiten gebessert; sein Herz war weder närrisch noch lasterhaft, von einer bekannten Redlichkeit, und von einer Uneigennützigkeit ohne Beyspiel: C * * liebt nur seine Ergetzlichkeiten, und wird nur von einer liederlichen Jugend hochgeschätzt: Dem Frauenzimmer ergeben, von seinen Freunden betrogen, gebieterisch, hitzig, geizig und verschwenderisch: Wenigstens hat er mir alles das geschienen. Ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie ihn ohngeachtet der Empfehlungen der la Chatre nicht angenommen haben: er würde nicht gemerkt haben, daß das erstemal auch das letztemal seyn müste. Versichern Sie denjenigen, die meine abschlägige Antwort einer Verbindung zuschreiben, daß mein Herz völlig frey ist, es allezeit seyn will, und immer seyn wird: Ich habe es allzuviel versucht, daß der Ehestand nicht köstlich seyn kann, und daß es hergegen die Freyheit ist. Ich bitte Sie um mein Compliment an den Herrn de la Rochefoucault. Sagen Sie ihm, daß das Buch Hiobs und das Buch der Maximen mein ganzes Lesen ausmachen.

chen. Sie werden keine Dankſagung bekommen, weil Sie keine haben wollen. Doch die Erkenntlichkeit verliert nichts bey dem Stillſchweigen, das Sie mir auflegen. Wie viel bin ich Ihnen verbunden, meine Liebenswürdige!

Vier und dreyßigſter Brief.

An die Frau von Chantelou.

Sehen Sie, Madame, wie weit ich von dem vornehmen Stande entfernt bin, den man mir geweiſſaget hat! *) Ich unterwerfe mich der Vorſehung, und was würde ich damit gewinnen, wider GOtt zu murren? Meine Freunde haben mir gerathen, mich an M*** zu wenden, eben als wenn ſie die Urſachen vergeſſen hätten, die mich nichts von dieſer Seite hoffen laſſen: Soll ich hingehen, um

*) Es iſt eine bekannte Sache, daß ihr ein unbekannter Mann die künftige Größe ihres Glücks prophezeyt hat, da ſie noch in ſchlechten Umſtänden war. Alle, die von ihrem Leben geſchrieben, haben dieſes angemerkt.

ihn durch meine Unterthänigkeiten wieder zu gewinnen, und nach der Ehre zu streben, von ihm besoldet zu werden? Man hat mich nach dem Herrn Colbert geschickt, aber ohne Nutzen. Ich habe dem König zwo Bittschriften überreichen lassen, worinn der Abt Testu alle seine Beredsamkeit angebracht hat: Sie sind nicht einmal gelesen worden. O wenn ich die Hofgunst hätte, wie würde ich mit den Unglücklichen anders umgehen! Wie wenig kann man doch auf die Menschen bauen! Wenn ich nichts nöthig hätte, so würde ich schon ein Bißthum bekommen haben; da mir alles fehlt, so wird mir alles abgeschlagen. Die Frau von Chalais hat mir ihren Schutz versprochen, aber nur mit den Lippen; die Frau von Lyonne hat mir gesagt, ich will sehen, ich will reden, mit dem Ton, womit man das Gegentheil sagt. Jedermann hat mir seine Dienste angeboten, und niemand hat mir einen geleistet. Der Herzog hat keinen Credit, der Marschall hat zu thun, für sich selber zu bitten: Kurz, Madame, es ist sicher genug, daß ich meine Pension nicht wieder bekommen werde. Ich glaube, daß mich GOtt durch dergleichen Proben zu sich ruft: Er ruft

seine Kinder durch Widerwärtigkeiten: Er rufe mich! Ich will ihm in der strengsten Ordnung folgen. Ich bin der Welt so müde, als die Hofleute meiner sind. Ich danke Ihnen, Madame, für den Christlichen Trost, den Sie mir anbieten, und für die Gütigkeiten, deren Sie meinen Bruder, wie er schreibt, würdigen.

Passy den 28ten Apr.
1666.

✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝

Fünf und dreyßigster Brief.

An eben dieselbe.

Ich werde nicht nach **Portugall** gehen, Madame, das ist eine ausgemachte Sache. In verwichenen Tagen stellte mich die Fr. **von Thiange** ihrer Schwester vor, und sagte ihr, daß ich unverzüglich nach **Lissabon** reisen sollte. Nach **Lissabon** sprach sie! aber das ist sehr weit, Sie müssen hier bleiben. **Albret** hat mir von Ihnen gesagt, und ich kenne Ihren ganzen Werth. Ich wollte viel lieber, sagte ich bey mir selbst, daß sie mein ganzes Elend

kennte. Ich schilderte es ihr ab, doch ohne mich wegzuwerfen: Sie hörte mich aufmerksam an, ob sie gleich an ihrem Nachttische war. Ich sagte ihr, daß meine Pension unterdrückt wäre, daß ich bey dem Herrn **Colbert** vergebens angesucht hätte; daß meine Freunde vergebliche Bittschriften an den König übergeben hätten; daß ich genöthigt wäre außer meinem Vaterland einen anständigen Unterhalt zu suchen; daß mich die weite Reise nicht erschreckte, weil ich in meiner Kindheit schon eine americanische Reise gethan hätte. Kurz, Madame **de la Fayette** würde von dem Wahren meiner Ausdrücke und von der Kürze meiner Erzählung zufrieden gewesen seyn. Die Fr. **von Montespan** schien darüber gerührt, und forderte von mir eine umständliche Vorstellung, die sie dem König zu überreichen versprach. Ich dankte ihr sehr herzlich: ich schrieb eilig meine Bittschrift, und ich war damit so zufrieden, als wenn unser Abt allen seinen Witz darinn gebracht hätte. Ich ließ es ihr durch die gute Dame zustellen. Der König hat es, wie man sagt, gnädig aufgenommen. Vielleicht hat es die Hand, die es überreichte,

reichte, angenehm gemacht. Der Herr von Villeroi hat sich mit ihr vereinigt: dies ist fast der einzige Mann von meinen Bekannten, den ich nicht gebeten hatte, mir zu dienen, und der allein mir gedient hat. Kurz meine Pension ist auf eben den Fuß wieder hergestellet, als mir sie die verstorbene Königin gegeben hatte. Zwey tausend Livres ist mehr, als ich für meine Einsamkeit und Wohlfarth brauche. Als ich diesen Morgen aufstand, fand ich ein Billet von den Herrn von Albret, der mir diese Zeitung berichtet, und zwar auf ausdrücklichen Befehl. Ich glaube, daß es die beste Antwort auf Ihren Abschiedsbrief ist, Ihnen davon Nachricht zu geben. Ich werde Morgen meine Danksagung bey der Fr. von Montespan und dem Herrn von Allicour abstatten.

Den 11ten Jul. 1666.

Sechs und dreyßigster Brief.

An ihren Bruder. *)

Man hat mir Klagen gegen Euch vorgebracht, die Euch keine Ehre machen. Ihr gehet übel mit den Hugenotten um; Ihr suchet Mittel und Wege dazu, und laßt Gelegenheiten dazu entstehen. Dies schickt sich nicht für einen Edelmann. Habt Mitleyden mit Menschen, die mehr unglücklich als sträflich sind: sie stecken in Irrthümern, darinn wir selber gewesen sind, und woraus uns die Ge-

*) Ihr einziger Bruder, Carl von Aubigne, ward Gouverneur von Cognac. Er sowohl als seine Schwester waren anfänglich der Reformirten Religion zugethan, und bekannten sich hernach zur Katholischen. Sein ganz ungleicher Charakter machte, daß er nicht so glücklich war, als er hätte werden können. Er verheirathete sich wider der Schwester Vorschläge und Absichten mit der Tochter eines Parlamentsraths, Namens Pietre. Seine Tochter besaß die ganze Liebe der Fr. v. Maintenon, und wurde an den Herzog von Noailles vermählt.

Gewalt nimmer würde gerissen haben. Heinrich IV. und verschiedene andere große Fürsten haben sich zu eben dieser Religion bekannt. Beunruhiget sie also nicht: Man muß die Menschen mit Liebe und Freundlichkeit gewinnen. Der Heiland hat uns das Exempel dazu gegeben, und so ist auch die Absicht des Königs. Euch kömmt es zu, jedermann im Gehorsam zu erhalten: Für die Bischöfe und Priester gehört es, durch die Lehre und das Exempel Bekehrungen zu machen. Weder GOtt noch der König hat Euch die Sorge für die Seelen aufgetragen. Heiliget nur Eure Seele, und seyd strenge gegen Euch allein. Ich werde Euch mit Vergnügen hier sehen. Doch das wird mit der Zeit kommen. Ich habe gute Hofnungen. Der Herr von Louvois erweist uns gute Dienste, und wir sind ihm sehr verbunden. Ich wiederhohle es Euch, mein lieber Bruder, daß sich der Herr von Ruvigny nicht mehr über Euch beschweren möge!

Sieben und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Man ist nicht unglücklich, als durch seine Schuld. Das wird allezeit mein Text und meine Antwort auf Eure Klagen seyn. Denket, mein lieber Bruder, an die Reise von Amerika, an die Unglücksfälle Eures Vaters, an das Unglück unserer Kindheit und unserer Jugend; und Ihr werdet die Vorsehung preisen müssen, anstatt wider das Schicksal zu murren. Vor zehen Jahren waren wir beyde von dem Punkt weit entfernt, wo wir jetzt sind. Unsre Hofnungen waren etwas so geringes, daß wir unsere Wünsche auf dreytausend Livres Renten einschränkten. Gegenwärtig haben wir wohl viermal so viel; und unsere Wünsche sollten noch nicht erfüllt seyn! Wir geniessen jene glückselige Mittelmäßigkeit, davon Ihr so viel Rühmens machtet. Laßt uns zufrieden seyn. Wenn wir Güter bekommen, so laßt uns sie von der Hand GOttes annehmen: aber laßt uns nicht allzuweitläuftige Absichten haben.

Wir

Wir haben das, was zur Nothdurft und zur Bequemlichkeit gehört: alles übrige ist nur Begierde. Alle diese Wünsche nach Hoheit kommen aus dem Leeren eines unruhigen Herzens. Alle Eure Schulden sind bezahlt: Ihr könnt herrlich leben, ohne neue zu machen. Was verlanget Ihr mehr? Müssen denn Entwürfe von Reichthum und Ehrgeiz Euch den Verlust Eurer Ruhe und Gesundheit kosten? Leset das Leben des heil. Ludewigs: Ihr werdet sehen, wie sehr die Hoheiten dieser Welt unter den Wünschen des menschlichen Herzens sind. Es ist niemand als GOtt, der es füllen und sättigen kann. Ich sage es Euch noch einmal: Ihr seyd nur durch Eure Schuld unglücklich. Eure Unruhen zerstöhren Eure Gesundheit, die ihr doch schonen solltet, wenn es auch nur darum geschähe, weil ich Euch liebe. Bearbeitet Euer Humeur: Wenn Ihr es weniger grämlich und finster machen könnet, so wird schon ein großer Schritt gewonnen seyn. Dies ist nicht das Werk der Ueberlegungen allein: es gehört Uebung, Zerstreuung, eine einförmige und ordentliche Lebensart dazu. Ihr werdet nicht gut denken, so lange Ihr Euch übel befindet. So-

bald

bald der Leib entkräftet ist, so ist auch die Seele ohne Munterkeit. Lebet wohl. Schreibt mir öfter, und in keinem so kläglichen Ton.

Acht und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Meine Freundschaft für Euch läßt mich wünschen, daß Ihr Euch nicht verheyrathet hättet, um bloß eine Frau bey Euch zu haben. Macht ein vernünftiges Wesen aus der Eurigen. Ihre Jugend giebt mir Hofnung. Wenn Ihr nicht in der Nähe das umstoßet, was ich von weitem thun werde, so wollen wir sie schon bilden. Es ist eine einzige Tochter, ein verzogenes Mädgen. Die Heyrath muß sie bessern. Sie hat Frömmigkeit: ich wünsche, daß sie noch mehr bekommen möge. Hierinn stimmt Euer Vortheil mit ihrer Pflicht gegen GOtt überein; denn sie würde, auch wenn sie heßlich wäre, doch noch Liebhaber bekommen. Laßt sie niemals allein ausgehen. Aber sie muß nicht affectiren, eine große Dame

vor-

vorzustellen: Dies würde etwas sehr lächerliches für sie seyn. Erniedrigt sie nicht zu sehr; denn Ihr würdet Euch selbst dadurch erniedrigen. Keinen vertrauten Umgang mit Mannspersonen. Ich habe sie sehr darum gebeten. Er ist sehr gefährlich; und die Landjunker bezeigen sich gegen das Frauenzimmer gemeiniglich etwas plump und gerade zu. Keine dergleichen Manieren. Lasset sie oft bey der Fr. von Mossens, die uns so lieb hat, daß sie sie gerne vertragen wird. Sie spricht schlecht. Eine Kleinigkeit. Denn das Französische lernt sich sehr geschwind. Sie liebt ihre kleine Person ungemein. Sie ist in einem Alter, da ihr grün und roth gut stehet; eine nachläßige Kleidung würde ihr schlecht sitzen. Alle Morgen drey Stunden vor dem Spiegel — davon sind zwo zu viel. Ich weiß nicht, was man ihr vor einen Begriff von uns gemacht hat. Alle Tage schickt sie zu mir, um etwas zu bitten; als wenn es gleich viel wäre, ihr ein Kleid, oder ein ganzes Dutzend, zu schenken. Gebt ihr jährlich eine gewisse Summe zu ihrem Putz. Dadurch beugt man den kleinen Familienzänkereyen vor. Es verdrießt mich, daß sie zwo Jungfern hält.

Zwo Jungfern zur Aufwartung dieser kleinen Frau! Wenn sie als Dienstmädgen gehalten würden, welches niemals geschieht, so wäre das sehr lächerlich. Doch das Uebel ist geschehen. Laßt uns davon nicht mehr reden. Madame d'Aubigne scheint mir bescheiden: Lasset ihr diese Schamhaftigkeit, die so vortheilhaft ist, und welche so viele dumme Männer selbst zuerst ihren Frauen nehmen. Sie schien mir verwirrt, da sie hier den Herzog von Maine das Hemd nehmen sah. Ich freute mich darüber. Sie muß sich niemals vor Mannspersonen ankleiden. Leydet es gar nicht. Sie muß täglich ihre Andacht öffentlich halten. Glaubet, daß man dieses Beyspiel seinen Bedienten schuldig ist. So gar hier, wo man so frech im Sündigen und so nachläßig im Guten ist, vergißt man diese Pflicht nicht. Die Frau de la Laigne darf sich nicht über einen allzugroßen Verstand beschweren; aber sie ist eine sehr gute Frau, und Madame d'Aubigne darf sich nicht über ihr Herz beklagen. Ich begreife Eure Abneigung gegen unsere Verwandten nicht. Ich bitte Euch zu verwehren, daß Sie die Frau von Fontmort nicht oft besuche: der Kopf

würde

würde ihr verrückt werden: sie würde ihr nichts als vom Hofe vorsagen, was ich wäre, was ihr seyn werdet, und würde sie vor sehr unglücklich halten, daß sie nicht Staatsdame wäre. Bringet sie bisweilen zu den St. Eugenen. Sie werden sie wie ihre Tochter halten. Sie ist ehrgeizig: Man verehret sie um unsertwillen: Wenn man ihr weiß macht, daß es um ihrer eigenen Verdienste willen geschähe, so werdet Ihr das gröbste und unerträglichste Geschöpf aus ihr machen. Insonderheit ermüdet sie nicht mit Eurer Gegenwart; gewöhnt sie, dieses Vergnügen dann und wann zu entbehren, wenn Ihr es nicht bald satt werden wollet. Sie muß lernen zu Hause zu bleiben, gute Bücher zu lesen, und zu arbeiten.

Ihr werdet es vielleicht seltsam finden, daß eine Frau, die nie im Ehestande gelebet hat, Euch so viele Lectionen darüber giebt. Aber ich getraue Euch zu sagen, daß das große Vertrauen, welches man allezeit in mich gesetzt hat, mir mehr Licht darinn gegeben, als die eigene Erfahrung nicht gethan hätte. Ich habe immer angemerkt, daß die großen Abneigungen nur von Kleinigkeiten, die oft wieder kommen, ent-

stehen. Man muß sich im Anfange nur wenig der Freundschaft überlassen, sich beobachten, sich von beyden Seiten hochschätzen; und so geht in der Folge alles von selbst gut, und ohne Zwang. Ich wünschte Euch glücklich zu sehen; und um etwas dazu beyzutragen, vertiefe ich mich in so viele Anmerkungen.

Macht eine ordentliche Einrichtung mit Euren Ausgaben. Nichts als unsere Eitelkeit vermehret unsere Bedürfnisse. Von der Natur haben wir nur solche, die leicht zu befriedigen sind. Ein gutes Bette, ein guter wohlversehener Tisch, eine Equipage, was wollet ihr mehr? Der Zustand, worinn wir gebohren waren, muß Euch den gegenwärtigen angenehm machen. Vergleichet jenen mit diesem, und dann antwortet mir, ob Ihr Euch nicht für glücklich schätzen müsset. Ihr erreget schon viel Murren des Neides. Zeiget, daß er Unrecht hat, indem Ihr solche Ausgaben abschaffet, die Euch so wenig Freunde gemacht haben, und jenes großthuende Wesen, das uns so viel Lächerliches zugezogen hat. Wer sollte Eurer wohl am meisten gespottet haben? Diejenigen, denen Ihr die prächtigsten Mahlzeiten gegeben habt. Eure

Fa-

Familie wird die meinige seyn. Aber sie wird mir fremd werden, wenn ich Euch einen Ton annehmen sehe, der Euch ins Verderben stürzet. Ich bin nicht geiziger als Ihr. Aber wenn ich auch funfzig tausend Livres Einkommen hätte, so würde ich doch nicht den Train einer großen Dame haben, noch ein mit Gold brodirtes Bette wie die Fr. de la Fayette, oder einen Kammerdiener, wie die Fr. von Coulanges. Ist das Vergnügen, das sie davon haben, wohl der Spöttereyen werth, die sie darüber ausstehen? Der Herr Kanzler, ihr Onkel, besitzt die gröste Mäßigung, und der König schätzt ihn hoch.

Erinnert Euch auch noch, weder Uebels von Eurer Frau zu reden, noch ihr Lobredner zu seyn. Man spielt eine sehr närrische Person. Unterhaltet sie nicht von Euren guten Begebenheiten noch von Eurer Galanterie. Sie ist ein Gänschen. Ihr seyd nicht auf Eurer Huth; Ihr verschnappt Euch. Sie glaubt Euch entweder, oder sie glaubt Euch nicht: Glaubt sie Euch nicht, so verachtet sie Euch; und wenn sie Euch glaubt, so sagt sie alles nach. Sie war neulich nur einen Augenblick bey Euch;

und sie erzählte uns sogleich Eure sonderbare Erfindung, die Engelländer zu schlagen, wieder. Ihr fürchtet nur mich in solchen Fällen. Ihr macht, daß ich schwitze, und daß andere lachen. Wenn Ihr nur denket, mich zu vermeiden, so werden Euch alle Eure Thorheiten gewiß in gefährlichere Hände bringen.

Eure Frau hätte länger hier bleiben müssen, um sich zu dem Umgang schöner Gesellschaften geschickt zu machen. Sie scheint von sanftem Gemüthe: ihre Fehler sind Erziehungsfehler. Ich habe in meinem Zimmer zwanzig Personen, drey Kinder und zehn Hunde. Ich habe Muße, aber keine Ruhe. Gebt ihr jährlich eine gewisse Summe: ich wollte rathen, tausend Franken, wenn sie nicht schon viertausend in vier Tagen durchgebracht hätte. Als ich ihr von unbesetzten Schlafröcken auf diesen Sommer sagte, antwortete sie mir: Wie? ohne Gold und ohne Silber! Wer sollte nicht geglaubt haben, daß sie allezeit so gekleidet gewesen wäre? Und gestern wußte sie nichts davon. Macht Euch die Entfernung zu Nutz, worinn sie von ihrer Familie ist. Wenn Ihr mir von ihrer Aufführung Nachricht gebt, so will ich ihr

ent-

entweder Geschenke oder Verweise geben. Es ist ein Kind: man muß mit ihr als einem Kinde umgehen. Ich bin der Erziehung gewohnt; ich weiß, was dazu gehört. Also verlieret den Muth nicht.

Wie sieht es mit der Sache des Herrn Truc aus? Wenn mein Credit nicht hinreichend ist, so giebt es noch größeren, darüber ich ziemlich Gewalt habe. In Ansehung eines Marquisats oder einer Grafschaft ist man, wie ich aus der Erfahrung weiß, bey Hofe ganz freygebig. Man giebt es bald aus Höflichkeit. Aber es finden sich immer einige Rebellen. Man bringet sie bald zurechte, indem man seine Freunde und Bedienten mit diesem Namen füttert.

Euren Kaufmann beschuldigt Ihr ziemlich leichtfertig der Betrügerey. Ihr habt einen sehr verderblichen Irrthum: Ihr verlangt immer das theuerste. Eure französische Spitzen sind schöner als sie der König trägt. Die Mannspersonen tragen sie niemals so fein wegen des beständigen Waschens. Solche feine Spitzen gehören für das Frauenzimmer, die ein Tuch wohl sechs Monate tragen, ohne es zu waschen. Ich kann der Fr. de la Challoniere

nicht rathen, Euch ihre Tochter zu geben. Die Jugend der Fr. von Aubigne stellet sie vor Eurer Untreue nicht sicher. Ich halte unsere Base zwar für sehr keusch, aber ich traue Euch in diesem Stücke wenig zu. Ich müste mich sehr irren, oder Eure Frau würde eifersüchtig werden; und sie hätte Ursache es zu seyn.

Ich möchte Euch so gerne hochgeschätzt sehen. Und man hat Euch ungerecht begegnet! Das ist nicht völlig gewiß. Aber wenn Ihr Feinde habt, so macht sie schamroth. Ist Euch meine Freundschaft beschwerlich, so sagt es frey heraus. Ich würde zufrieden seyn, wenn Ihr es nur wäret. Aber wenn Ihr Euch ins Verderben stürzet, so glaubt sicher, daß ihr darunter allein leyden werdet, und daß ich meine Armen Eurer Verschwendung nicht aufopfern will.

Lebet wohl, mein lieber Bruder! Wenn Euch dieser sehr weitläuftige Unterricht mißfällt, so werdet Ihr mir wenigstens für die gute Absicht Dank wissen. Ihr werdet für heute keinen Witz haben. Ich verspare ihn ganz auf das Werk, das ich Euch versprochen habe; und das wird etwas gutes seyn.

✝ ✝ ✝

Neun und dreyßigster Brief.

Von der Fr. von Maintenon an den Abt Gobelin. *)

Die Wanderung nach St. Cyr wird den Montag angehen: und unterdessen, daß ich Ihre Unterweisungen bekomme, machen Sie sich die meinigen nur zu Nutz. Wie, Sie machen mir auch sogar bis in dem Beichtstuhl meine Gunst bey Hofe beschwerlich! Ich glaubte, daß ich Sie immer so finden würde, wie

*) Der Abt Gobelin war von langen Zeiten her ihr Beichtvater gewesen, und mochte nach ihrer Erhebung seine Freymüthigkeit im Reden und Schreiben durch den Respect zu sehr einschränken. Dies wird ihm durch diesen schönen Brief verwiesen, den man lange Zeit, wie Beaumelle sagt, für apokryphisch gehalten, weil man sich nicht einbilden konnte, daß eine Hofdame, und dazu eine Dame in solchem Range, so hätte schreiben können. Der Herr de la Beaumelle hat ihre ausführliche Geschichte und Briefe herausgegeben 12m. Haye et Leyde 757. 15. T. Dieser Brief steht im 8ten Th.

wie Sie gegen mich waren, da ich noch unter den blauen Nonnen war. Sie kennen meine Aufrichtigkeit: Ich mache keine Complimenten und liebe sie nicht: Ich beschwöre Sie also, daß Sie Ihre Schreibart gegen mich abschaffen, die mir gar nicht angenehm ist, und die mir wohl schaden kann: Ich bin keine größere Dame, als ich war, da ich noch in der Gerichtsgasse wohnte, wo Sie mir die Wahrheit recht gut sagten. Wenn die Gunst, darinn ich stehe, jedermann zu meinen Füssen wirft, so muß sie doch einen Mann, dem ich mein Gewissen anvertraut habe, und den ich inständigst bitte, mich ohne einige Achtung, den sichersten Weg zu führen, nicht dahin werfen. Es stehet Ihnen gewiß nicht an, mir Stolz einzuflößen, da Sie ihn in mir zerstöhren sollen. Wo sollte ich doch die Wahrheit finden, wenn ich sie nicht bey Ihnen fände? Und gegen wen kann ich unterwürfig seyn, als gegen Sie, da ich überall, wo ich mich hinwende, nichts als Unterthänigkeiten, Schmeicheleyen und Complimenten sehe? Reden Sie mit mir, schreiben Sie an mich ohne Wendung, ohne Ceremonie, ohne Einschmeichlung, und überhaupt, ich bitte Sie, ohne Re-

spect.

spect. Fürchten Sie nicht, daß Sie mich beleydigen, oder mir beschwerlich seyn möchten. Ich will meine Seligkeit suchen: ich lege Ihnen diese Sorge auf; sagen Sie mir nie von Verbindlichkeiten, die Sie gegen mich hätten: Sehen Sie mich an als beraubt alles dessen, was mich umgiebt, als eine Person, die an die Welt gebunden ist, und die sich gerne GOtt übergeben will. Sehen Sie, das sind meine wahrhaften Empfindungen. ꝛc.

Den 27ten Jul. 1686.

* * * * * * * * * * *

Vierzigster Brief.

Von eben derselben an die Marquisin von Havrincour. *)

Ihr habt jetzt, meine liebe Tochter, nur zwey Dinge zu thun: GOtt zu dienen, und Eurem Mann zu gefallen. Seyd bis zum Ueberfluß gefällig gegen ihn: Bequemet

*) Das Fräulein d'Osmond war eine von den Damen von St. Cyr und die Fr. von Maintenon

Euch nach allen seinen Einfällen; leydet allezeit gedultig, wenn er einmal eigensinnig seyn sollte, und hütet Euch, daß er nie von Eurem Eigensinn etwas zu erdulten habe. Ist er eifersüchtig, so habt keine Gesellschaft: Will er Euch in der grossen Welt haben, so folget ihm, doch allezeit mit der Mäßigung, welche die Tugend erfordert.

Ihr werdet eine Stadthalterin: Bedenket und thut alles das Gute, welches die vornehmste Person einer Stadt thun kann. Habt allezeit eine artige, rechtschaffene Frau in eurer Gesellschaft:

tenon liebte sie nicht anders als ihre Tochter. Man sagte sogar, daß sie ihre wirkliche Tochter von dem König wäre. Als die Fr. von Maintenon einmal davon hörete, sprach sie: „Wollte „GOtt, daß es wahr wäre. Doch in diesem „Fall würde sie zwar der Herr von Havrincour verdienen, aber wohl nicht bekommen.„ Der Herr von Havrincour war Gouverneur zu Hedin in der Provinz Artois, und sein Sohn, welcher als Abgesandter an dem schwedischen Hofe bekannt ist, folgte ihm 1737. in dieser Würde. Beaumelle machte die Anmerkung, daß dieses Haus, durch die genaue Beobachtung dieser Vorschrift, noch jetzt eines der blühendsten in Frankreich ist.

schaft: Ihr seyd noch allzu jung, um Euch der Welt ohne einen untadelhaften Zeugen Eurer Aufführung zu überlassen. Euer Mann, er mag seyn, wie er will, wird es Euch Dank wissen. Seyd in Euren Verbindungen mit Frauenzimmern vorsichtig: Es ist besser bey einer Opér mit diesem oder jenem Manne gesehen zu werden, als mit dieser oder jener Frau bey einer Predigt.

Die Gegenwart Eures Mannes muß Euch lieb seyn: Habt nie Geheimnisse vor ihm. Eure Bitten müssen nach seinem Geschmack mehr oder weniger lang seyn. Diese Gefälligkeit ist eine Bitte.

Seinem Willen zu folgen, ist die erste Pflicht der Ehe: Die zwote ist, eure Kinder zu erziehen. Traget noch vor ihrer Geburth Sorge für Sie, und waget nichts gegen ihr Leben und gegen ihre Gesundheit durch Unbedachtsamkeiten. Vergesset nichts, wie ihr wahre Christen aus ihnen machen möget: Gebt ihnen eine solche Erziehung, wie Ihr gehabt habt: macht Euch gegen die Verdrießlichkeiten, die sie Euch verursachen werden, gefaßt. Ich hoffe, sie werden Eurer würdig seyn: Unterdessen gebt ihnen nicht

alles Euer Vermögen hin. Die Welt ist gar zu gefährlich! Sie könnten vielleicht an dem Tage, da ihr die letzte Oehlung empfiengt, zum Bal gehen.

Ergebet Euch dem Spiel nicht. Ihr seyd oft von dem Unglück Zeuge gewesen, das die Spielsucht anrichtet.

Liebt die Arbeit, die Einsamkeit und diejenigen Betrachtungen, die man über sich selber macht, um sich kennen zu lernen, und zu bessern. Keine Hoffarth. Seyd standhaft und gelinde unter Euren Bedienten. Fallet nie in die lächerliche Ausschweifung der Moden. Der Wohlstand will, daß Ihr Ihnen folget; und die Sittsamkeit verlangt, daß Ihr dieses nur von weitem thut. Ich wünsche nie von Euch zu hören, meine liebe **Osmond**, daß Ihr eine prächtige Frau seyd: man hält es zwar für ein Lob: aber laßt Euch nie die Lust dazu ankommen.

Ihr seyd in der reinsten Lehre erzogen worden. Ihr wisset Eure Religion sehr gut; und besitzet auch Gottesfurcht. Traget einen Abscheu vor allen neuen Meynungen: Beobachtet über diesen Artikel Stillschweigen, oder redet nur mit der grösten Zurückhaltung davon.

Ich

Ich will Euch nichts sagen, was Ihr als eine gute Französin thun müßt. Ihr seyd dem Könige zu viel verbunden, als daß Ihr Euch jemals von dem Respect und der Liebe entfernen solltet, die ihm seine Unterthanen schuldig sind. Die Erkenntlichkeit verbindet Euch noch mehr für sein Leben zu bitten. Heut zu Tage redet man von den Fehlern der Fürsten sehr frey. Leydet nicht, daß man von dem unsrigen bey Euch so frey rede, zumal da Ihr ihn so gut kennet, als jemand.

Kurz, meine liebe Tochter, seyd eine gute Christin, eine gute Frau, eine gute Mutter; so werden Eure Pflichten erfüllt, Eure Ehre wohl gegründet, und Eure Seligkeit gesichert seyn. Ich bin ꝛc.

Ein und vierzigster Brief.

An den Herzog von Beauvilliers. *)

Ich wollte Ihnen alles schicken, was sich von dem Erzbischof von Cambrai in dem Schreibkasten des Dauphins fände: Aber der König hat für gut befunden, diese Papiere selber zu verbrennen. Ich gestehe Ihnen, daß mir dieses sehr leyd thut. Man kann niemals etwas so schönes und so gutes schreiben. Wenn der Prinz, den wir beweinen, einige Fehler gehabt

*) Der Erzbischof Fenelon hatte den Herzog von Bourgogne und nachmaligen Dauphin erzogen. Er fiel bey Hofe in Ungnade, nicht sowohl wegen seines Telemachs, als durch Bossuets Verfolgungen. Beauvilliers, Hofmeister des Dauphins, und der Herzog von Chevreuse waren seine besten Freunde. Man siehet unter andern auch aus diesem Briefe, daß ihn die Maintenon nie gehasset hat, wie einige vorgegeben. Das Leben dieses großen Mannes beschreibt Ramsay 12. Haye 723. und der Marquis von Fenelon ib. 12. 747.

habt hat, so kömmt es nicht daher, daß er zu furchtsame Unterweisungen bekommen, oder daß man ihm geschmeichelt hätte. Man kann sagen, daß diejenigen, die den geraden Weg gehen, niemals beschämt seyn werden.

☼ ☼ ☼ ☼ ☼ ☼ ☼ ☼ ☼

Zwey und vierzigster Brief.

Von dem Bischof des Marais von Chartres an den König Ludwig den XIV. *)

Nachdem wir GOtt für den Frieden gedankt haben, den er uns durch Ew. Majestät Sorgfalt geschenkt hat, so ist es billig, daß wir Ihnen selbst für alles dasjenige danken, was

*) Dieser Brief, welcher gleich nach dem Ryßwickschen Frieden 1679. geschrieben zu seyn scheint, entdecket den Stand der Maintenon in Ansehung des Königs, welchen sie so sorgfältig zu verbergen bemühet war, daß sie auch alle Briefe und Papiere, die sich darauf bezogen, vernichtete. Dieser Brief ist ihr entgangen. Man sehe die weitläuftige Note des französischen Herausgebers.

Sonst

was Sie unserer Ruhe aufopfern wollen. Die Gnade, die Sie für mich haben, schmeichelt mir, daß Sie meine Freyheit nicht übel nehmen werden.

GOtt hat also, Sire, Dero Glauben endlich erhört: Er hat Sie von Feinden befreyet, weil Sie Ihr Vertrauen auf ihn gesetzt haben: Er hat Sie beschützt, weil Sie seinen Namen gekannt haben, wie der Prophet sagt: Die Aufrichtigkeit Ihrer Absichten, und Dero großer Eifer für die Religion haben ihn gerührt. Er will, daß Sie es seyn sollen, der dem unruhigen Europa die Ruhe wieder giebt, nachdem er Sie wider die Macht aller vereinigten Fürsten desselben wunderbar erhalten hat.

Was für Dank sind wir GOtt nicht schuldig, Sire, für die Wohlthaten, die er durch Dero Weisheit, Großmuth und durch die Belohnung Ihres Glaubens über uns ausschüttet!

Die Bischöfe sind die geistlichen Väter der Völ-

Sonst setzet Beaumelle das eigentliche Jahr ihrer Heirath mit Ludwig dem XIV. auf 1685. Es ist noch anzumerken, daß der Bischof nach dem Tode des Abts Gobelin der Fr. von Maintenon Beichtvater war.

Völker: Sie haben das Recht, ihre Herzen zu den Füssen Ew. Majestät zu ergiessen. Geruhen Sie also, Sire, daß ich Ihnen im Namen des Kirchensprengels, den Sie mir anvertraut haben, unsere tiefe Erkenntlichkeit bezeige. Alle Dero Völker empfinden die Verbindlichkeiten, die sie in diesem so erwünschten Frieden haben: Von allen Seiten heben sie ihre Hände gen Himmel, für die Erhaltung Dero geheiligten Person zu beten.

Uns kömmt es zu, einen heiligen Gebrauch von dem Guten zu machen, das wir Ihrer Liebe zu uns schuldig sind: Aber unterdessen, daß wir Gelübde thun, um die Ew. Majestät nöthige Gaben des Himmels zu erhalten, werden Sie auf Ihrer Seite alle die Absichten erfüllen müssen, die GOtt mit Ihnen hat.

Der Friede, Sire, wird Ihnen Mittel darbieten, die Katholische Religion zu befestigen, die Gesetze überall herzustellen, und den Uebeln abzuhelfen, die durch den Krieg eingeschlichen sind. Sie werden jetzt leicht Gelegenheit haben, Ihre Unterthanen von der Unterdrückung, darinn sie sind, zu erleichtern: Sie werden Mitleyden mit so vielen Seelen haben, die den Un-

gerechtigkeiten, der Unempfindlichkeit, der Heilsvergessung, und, welches eine Folge des großen Elends ist, der Verzweifelung ausgesetzet sind.

Sie haben neue Weisheit und Stärke von oben her nöthig, Sire, um nicht nur den Unordnungen des vergangenen Elendes abzuhelfen, sondern auch die große Glückseligkeit, darinn Sie treten, auf das künftige recht zu gebrauchen. David erhielt sich rein und unschuldig, so lange er die Feinde des Volks GOttes bekriegte: Der Müßiggang aber war sein Verderben. Simson war unüberwindlich, so lange er wider die Philister focht; so bald er aufhörte zu streiten und zu siegen, verließ ihn seine Stärke. Und Salomon, der weiseste unter allen Königen, so lange er den Tempel des HErrn baute, ward das Spiel seiner Leydenschaften, so bald er sein Werk vollendet hatte.

Die große Stelle, Sire, welche Sie einnehmen, würde eine Schlinge für Sie sowohl im Kriege als im Frieden seyn, wie sie es für so viele Ihrer Vorgänger gewesen ist, wenn GOtt Dero Herz nicht mit einer heilsamen Furcht, mit einem großen Abscheu vor dem Bösen, mit einem großen Eifer für die Kirche, und mit einer

ner aufrichtigen Liebe für Dero Unterthanen erfüllt hätte. Da die Könige die ganze Last auf sich tragen, so müssen sie GOtt von den Ungerechtigkeiten des Krieges und von den Lastern des Friedens Rechenschaft geben: und die Feinde des Staats sind noch nicht die allergefährlichsten.

Ihre Werke, Sire, werden Ihr Schicksal in der Ewigkeit entscheiden: Erfüllen Sie Ihre Tage mit Tugenden, wie der heilige Ludewig: Sie werden die Strenge der Buße, die Dero Stand nicht zuläßt, ersetzen. Ew. Majestät werden nach und nach die gute Ordnung überall leicht herstellen: Sie werden jedermann Recht schaffen; Sie werden aller Orten die Ehre desjenigen GOttes befördern, der sich so offenbar für Sie erklärt hat. Im Frieden ist es, wo man die angenehmen Früchte der Christlichen Gerechtigkeit säet.

Es ist augenscheinlich, Sire, daß GOtt Sie selig haben will. Wehe denen Fürsten, die von einer den Wollüsten ergebenen Jugend dahin gerissen sind! Sie werden eine der traurigsten Stellen der ewigen Verstoßung einnehmen. Es ist ein Glück für die Könige, wenn sie zu einem

reiferen Alter bestimmt sind, nachdem sie von dem Götzendienst der Wollust befreyet worden, zumal wenn GOtt ihnen Demuth, Religion und Furcht vor seinen Gerichten einflößet, und wenn er ihnen, nach Prüfungen in allerley Widerwärtigkeiten, guten Rath und getreue fromme Personen zu ihrer Stütze giebt.

Und eben dieses hat GOtt für Sie gethan, Sire. Sie haben eine vortreffliche Gefährtin, mit dem Geiste GOttes erfüllt, und mit Klugheit, deren Zärtlichkeit, Empfindlichkeit und Treue für Sie ohne ihres gleichen sind. Es hat GOtt gefallen, daß ich den Grund ihres Herzens sollte kennen lernen. Ich wollte wohl für sie Bürge seyn, Sire, daß man Sie nicht zärtlicher noch ehrerbietiger lieben könne, als sie thut: Sie wird Sie niemals betrügen, wenn sie nicht selber betrogen ist. In allem, was ich die Ehre gehabt habe, mit ihr zu handeln, habe ich sie niemals eine schlechte Wahl treffen gesehen. Sie ist eben so wie Ew. Majestät. Wenn man ihr die Sache recht erkläret, so wählet sie allezeit unausbleiblich die Parthey der Weisheit und der Gerechtigkeit. Es erhellet augenscheinlich, Sire, daß

GOtt

GOtt Ihnen hat wollen eine Gehülfin geben, die Ihnen gleich wäre, mitten unter einem Haufen eigennütziger und betrügerischer Menschen, die Ihnen aufwarten, da er Ihnen eine Frau schenkt, die der vernünftigen Frau der Schrift gleich kömmt, welche mit der Ehre und dem Heil ihres Mannes und mit allerley guten Werken beschäftigt ist. Es kömmt mir vor, Sire, daß GOtt in allem ihrem Thun mit ihr ist, und daß sie ihn über alles vorzüglich liebet.

Dies ist die Rechenschaft, welche ich Ew. Majestät von der vortreflichen Seele, die mir anvertrauet ist, zu geben habe: Bin ich zu kühn, oder zu verdrießlich, so bitte ich Ew. Majestät es meinem Eifer zu verzeihen.

Niemand kann mit größerer Erkenntlichkeit, Treue, Liebe und Ehrerbietung seyn, als ꝛc.

Drey und vierzigster Brief.

Von der Prinzeßin des Ursins an die Fr. von Maintenon. *)

Endlich, Madame, haben wir von Madrid abreisen müssen. Mein GOtt, was für eine Zeitung ist dieses, Ihnen zu berichten! Und da man sich bis zuletzt hat gut halten wollen, und dieses Volk von seinen Absichten nichts merken lassen, so sind wir so abgereist, daß

*) Die Könige im Unglück verdienen eine doppelte Aufmerksamkeit. Dieser Brief betrifft eine fliehende Königin, die an Philipp den V. vermählt und eine Prinzeßin von Savoyen war. Jedermann weiß den Succeßionsstreit zwischen diesem Prinzen und dem Erzherzog Carl von Oesterreich, der nachmals Römischer Kaiser ward, im großen. Der gegenwärtige kleine Theil dieser Geschichte von so besonderen Umständen wird den Lesern nicht gleichgültig seyn. Mad. des Ursins war Camarera-Major bey der Königin und ihre Favorite. Sie empfand das gewöhnliche Schicksal derselben, und wurde von der 2ten Gemahlin Philipp V. verjagt.

daß wir nicht einmal die nothwendigsten Sachen bey uns hatten. Die Königin hatte in den ersten Tagen kein Bette. Der Ritter von Bragelonne, welcher das Detachement commandirte, so uns begleitete, hatte zum Glück noch ein ganz neues bey sich, das sehr gelegen kam. Aber für das übrige konnte man nicht so leicht rathen. Ihre Majestät hatten zum Abendessen nicht mehr als ein paar Eyer, und den andern Tag nichts viel besseres. Die Königin gehet nach Burgos. — Man rieth ihr nach Pampelona zu gehen, wo sie sicherer, und folglich nicht so leicht einer neuen Flucht würde ausgesetzt gewesen seyn. Aber der König, der Gesandte, und der Herzog von Barwich haben Burgos vorgezogen, weil es eine castilianische Stadt ist, und weil der König Willens ist, seine Hofkanzley dahin zu verlegen, in der Einbildung, die Völker desto leichter dadurch im Gehorsam zu erhalten. Was die Königin betrifft, so hätte sie gewünscht, nach Pampelona zu gehen, da sie überzeugt ist, daß man unsere Parthey nicht anders als mit Gewalt behaupten könne, und daß der König mit mehr Freyheit alle seine Truppen hätte brauchen kön-

nen, wenn sie an einem sicherern Ort wäre. Ueberdas sahen Ihre Majestät es als eine kleine Beruhigung an, von allem Lerm entfernt zu seyn. Wäre sie sogleich nach Navarra gereiset, so hätte sie es ohne Gefahr thun können. GOtt gebe, daß sie auf dem Wege, den sie nun nehmen will, nicht mehr antreffe! Denn sie muß übermorgen nach Aranda de Dovero abgehen, welches nur zwölf Meilen von Segovien ist. Ich weiß nicht, ob wir nicht auch befürchten müssen, daß die frischen Truppen, welche mit der Englischen Flotte kommen sollen, zu Bilbao landen werden, in welchem Fall uns kein Zufluchtsort übrig bliebe. Denn die Feinde würden noch eher als die Königin zu Vittoria seyn; und die Miquelets, die allem Ansehen nach ganz Arragonien alsdann aufwiegeln werden, würden uns alle andere Wege versperren. Der Zustand der Königin, Madame, ist sehr beklagenswerth. Sie hat niemand bey sich, als mich, Lazafara, eine Doena, und eine Kammerfrau. Der Geldmangel hat sie so weit gebracht, daß sie nichts mehr hat. Sie hatte eine Segnora de honor, und die Tocadora, als die ältesten ihrer Damen ernannt.

Sie

Sie kamen: aber da jede hundert Pistolen auf Rechnung ihrer Besoldung verlangte, so fand man diesen Vorschuß unmöglich, zu einer Zeit, da alles was man haben kann zur Bezahlung der Truppen gespart werden muß. Ohngeachtet dieser wenigen Bedienten, wird die Reise viel Geld kosten, weil man bis auf jede Kleinigkeit sorgen muß, und um deswillen täglich bey nahe hundert Pistolen an Wagen drauf gehen. Die meisten sind noch auf Credit genommen. Allein in dem Zustande, worinn die Sachen sind, kann diese letztere Hülfe nicht lange währen. Und so werden wir vielleicht bald nicht mehr wissen, wo wir uns hinwenden sollen. Der Cardinal Portocarrero konnte uns helfen, wenn er seine Einwilligung zu einem Mittel hätte geben wollen, das man ihm vorschlug. Der Cardinal Aquaviva hat bey dieser Gelegenheit alles gethan, was er gekonnt hat, den Eigensinn seines Mitbruders zu überwinden: aber vergebens. Der Cardinal Portocarrero hatte anfänglich versprochen, daß er es thun wollte. Vermuthlich haben ihn übelgesinnte Leute auf andere Gedanken gebracht. Ich weiß wirklich nicht, Madame, wie ich nach

einer solchen Aufführung von seinem Herzen urtheilen soll. Man hat mir gesagt, daß er sich nach Toledo begeben hat. Seit meiner Zurückkunft habe ich alles gethan, ihn zu schonen. Er hatte mir sogar versprochen, daß wenn die Königin flüchten müste, so wollte er sie überall begleiten: und dies hatte er auch in Gegenwart des Ambassadeurs Ihrer Majestät gesagt. Vielleicht hat die unglückliche Begebenheit in Flandern, seine natürliche Furchtsamkeit mit dazu genommen, ihn zu andern Maaßregeln verleitet. Der König hat an die Königin geschrieben, daß er sie bäte, ihre Juwelen nach Frankreich, entweder zum Verkauf oder zur Verpfändung zu schicken. Der Herr Ambassadeur meldet mir, daß dieses schlechterdings nothwendig wäre. Also überschicken sie Ihre Majestät mit eben diesem Courier; und ich übermache sie an den Herrn de la Bourdonnaye, Intendanten zu Bourdeaux, welcher jetzt nach Herrn Amelots Bericht zu Bayonne ist. Unter diesen Juwelen ist die berufene Perle la Peregrina, und der Diamant, welchen die Spanier el Estanguo nennen. Die Königin hat noch dazu alle die Ihrigen gelegt. Vazer, der alte Bediente

des

des Königs, ist der Ueberbringer dieses Schatzes. Ich lasse ihn von einem Officier begleiten, der die Ehre hat, des Herzogs von Berri Milchbruder zu seyn, und von dem mir der Ritter von Bragelonne viel Gutes erzählt hat. Sie reisen mit dem Courier des Herrn Ambassadeurs, welcher einer von seinen Secretairen ist, auf den er viel Vertrauen setzt. Sehen Sie, was wir am besten haben ausdenken können, um in der Noth, darinn die Königin steckt, diejenigen bey ihr zu erhalten, die uns noch übrig sind. Ich besorge nur, daß man nicht viel auf diese Juwelen zusammen bringen wird, wo man sie nicht wenigstens nach Paris bringt. Ich weiß noch weniger, wie man dem König von Spanien das angeschaffte Geld übermachen soll, da der Lauf der Wechselbriefe so sehr unterbrochen ist. In dem Gefolge der Königin sind die Herzoginnen von Medina Sidonia, von Veraguas, von Ossone, von Popoli und verschiedene andere Damen, denen Ihre Majestät für die Zuneigung, die sie gegen dieselbe bezeigen, alle verdiente Höflichkeiten erweisen. Ein so zahlreiches Gefolge verursachet in Ansehung der Zimmer viele Ungelegenheit, und läßt der Königin

und

und mir keinen Augenblick frey, dergestalt, Madame, daß ich ganz abgemattet bin. Indessen muß man doch mit Muth aushalten, und seine Hofnung auf GOtt setzen. Ich hätte Ihnen, wie mich dünkt, noch tausend Sachen zu sagen. Doch die wichtigste ist, Madame, Ihnen zu versichern, daß ich ganz die Ihrige bin.

Den 24ten Jun. 1706.

Vier und vierzigster Brief.

Von Ludewig dem XIV. an die Gräfin von Armagnac, seine ausserordentliche Abgesandtin in Piemont. *)

Ich muß gestehen, daß Sie Ihren ersten Posten vortreflich wohl verwaltet haben: alles ist unter Ihrer glücklichen Führung wohl zurecht gekommen: Sie haben meinen Wil-

*) Lettres *de Louis* XIV. Tom. I. 88.

Willen gegen die Neuvermählten vollkommen wohl ausgerichtet, und von allen Dingen so gut Nachricht gegeben, als jemand thun kann. Man könnte sagen, daß niemals ein Fürst besser mit einem Abgesandten gestanden hat, als ich mit einer Abgesandtin: So gefallen mir auch unter allen Ministern, die ich in auswärtigen Ländern habe, keine Depeschen mehr, als die Ihrigen, und ich kann auch noch hinzufügen, daß ich gegen keinen so viel Hochschätzung habe, als gegen Sie. Dies ist eine Wahrheit, davon Sie durch die That bey allen Gelegenheiten sollen überzeugt werden. Unterdessen ꝛc. ꝛc.

Paris den 6ten May,
1663.

Fünf

Fünf und vierzigster Brief.

Von eben demselben an den König Jacob von Großbritannien. *)

Mein Herr Bruder,

Da ich aus den öffentlichen Nachrichten die Anträge vernommen habe, die Ihnen das Englische Parlament thut, Dero Katholischen Unterthanen mit neuen Arten der Strenge zu begegnen, so würden meine Pflicht und mein Gewissen mir bey diesem Vorfalle heimliche Vorwürfe machen, wenn ich Ihnen nicht bezeugte, wie lebhaft mich diese Nachricht gerühret hat. Sie wissen, mit welcher Freundlichkeit und Mäßigung die Katholischen Fürsten ihren Unterthanen, die sich zu einer andern Religion bekennen, in allen ihren Staaten begegnen; und da Sie die Gerechtigkeit lieben, und ich überdas ein völliges Vertrauen in Dero Freundschaft setze, so bin ich gewiß, daß Sie einige Achtung und

*) Ebendas. Lettre 84.

und Geneigtheit für die Empfehlung hegen werden, die ich zum Besten der Katholiken Ihres Reichs thue, welche zu allen Zeiten sich mit Eifer und Treue für den Dienst des verstorbenen Königs und Dero eigenen hervorgethan haben. Diese Empfindungen sind ihnen so natürlich, daß sie mir Dero besonderen Schutzes, in dem Ungewitter, das ihnen drohet, sehr werth zu seyn scheinen. Ich erbitte ihnen denselben mit allen dem Eifer, den ihre Unschuld und ihre gute Sache verdienen. Ich bin mit der grösten Aufrichtigkeit ꝛc.

Paris den 4ten April,
1663. *)

*) Dieser Brief ist merkwürdig, weil der König darinn die Billigkeit der Toleranz gegen fremde Glaubensgenossen predigt, von der er doch selbst in seinem eigenen Reiche, wie man aus der Geschichte umständlich genug weiß, so sehr entfernet war.

Sechs und vierzigster Brief.

Von eben demselben an die verwittwete Königin, seine Frau Mutter. *)

Ich habe Ihnen diesen Morgen schon die Vollziehung der Befehle, die ich zur Gefangennehmung des Oberaufsehers der Finanzen gegeben hatte, berichtet; jetzt wollte ich Ihnen

*) Dieser Brief beschreibt die Umstände von dem merkwürdigen und unvermutheten Falle des berühmten Fouquets, und seiner Gefangennehmung. Niklas Fouquet war Vicomte von Veaux und Melun, Marquis von Belle-Isle, aus einer alten Normannischen Familie. Der König gebrauchte viele Fürsichtigkeiten, diesen Minister, den seine Feinde dem Monarchen so verhaßt und welches noch mehr ist, so furchtbar gemacht hatten, gefangen zu nehmen. Er reiste nach Nantes in einer starken Begleitung von Hofleuten, und Fouquet reiste zu der Scene mit, die man da mit ihm spielen wollte. Er wurde darauf nach Pignerol geschickt, wo er, wie einige

Ihnen auch noch gerne die ausführlichen Umstände dieser Sache berichten. Sie werden wissen, daß sie mir schon lange am Herzen gelegen hat; aber es war nicht möglich eher dazu zu kommen, weil ich ihn noch gerne vorher dreyßig tausend Thaler für die Marine bezahlen lassen wollte, und weil ich noch verschiedene Umstände in Richtigkeit bringen muste, die sich nicht auf einen Tag thun ließen. Ueberdas können Sie sich nicht einbilden, wie viel Mühe ich gehabt habe, nur Gelegenheit zu finden, mit Arraignan allein zu sprechen: Denn ich bin täglich von unzähligen sehr wachsamen Leuten umringet, die bey dem geringsten Schein sogleich weit genug hätten sehen können. Nichts destoweniger hatte ich ihm schon seit zween Tagen befohlen, sich fertig zu halten, und in Ermangelung der Quartiermeister und Brigadiere meiner Mousquetaire, die mehrentheils krank sind, sich des Duclavaut und Maupertuis zu bedienen. Ich hatte die gröste Ungedult von der Welt, das Ende davon zu sehen, da mich

ge meynen, gestorben ist. Andere behaupten, daß er kurz vor seinem Ende losgelassen worden, aber man wüste nicht, wo er geblieben sey.

sonst weiter nichts in diesem Lande aufhielt. Als endlich diesen Morgen der Oberaufseher kam, mit mir nach Gewohnheit zu arbeiten, so habe ich ihn bald mit dieser, bald mit jener Materie unterhalten, und mich gestellt, als wenn ich gewisse Schriften suchte, bis daß ich durch das Fenster meines Zimmers sah, daß Arraignan in dem Schloßhofe war; darauf ließ ich den Oberaufseher gehen, welcher, nachdem er ein wenig unten an der Treppe mit dem la Feuillade gesprochen, in dem Augenblick verschwand, als er den Herrn Tellier grüßte, so daß der arme Arraignan glaubte, er hätte ihn verfehlt, und mir durch Maupertuis sagen ließ, daß er argwohnte, es möchte ihm jemand gerathen haben, sich davon zu machen: aber er ertappte ihn wieder auf dem großen Kirchhofe, und nahm ihn gegen Mittag auf meinen Befehl in Arrest. Er forderte ihm seine Schriften ab, die er bey sich hatte, in welchen ich, wie mir versichert worden, den wahren Zustand von Belle-Isle finden würde: aber ich habe noch so viele andere Geschäfte, daß ich sie noch nicht habe durchsehen können. Unterdessen befahl ich dem Herrn Boucherat, die Versiegelung bey dem Ober-

auf-

aufseher vorzunehmen, und dem Herrn Pellot bey Pelisson, den ich ebenfalls habe in Arrest nehmen lassen. *) Ich hatte kund gemacht, daß ich diesen Morgen wollte auf die Jagd gehen, und unter diesem Vorwand meine Karossen in Bereitschaft halten und meine Mousquetaire zu Pferde steigen lassen; ich hatte auch die Compagnien von der Garde, welche hier sind, beordert, ihre Uebungen auf der Wiese zu machen, damit ich sie alle bereit haben möchte, nach Belle-Isle zu marschiren. Die Sache ist also ohne Verzug geschehen: Man hat den Oberaufseher in eine von meinen Karossen, unter Begleitung meiner Mousquetaire, gesetzt, welche ihn nach dem Schlosse zu Angers bringen, und mich daselbst in kurzen Nachreisen erwarten sollen, unterdessen daß seine Frau, auf meinen Be-

*) Fontanier Pelisson war oberster Commissarius des Oberaufsehers. Er kam wieder aus der Gefangenschaft loß, und war fast der einzige getreue Freund des unglücklichen Fouquets. Er schrieb eine Vertheidigung für ihn, die aber fruchtloß war. Man hat auch eine sehr wohlgeschriebene Geschichte von der Regierung Ludewigs des XIV. von ihm, welche 17 Jahre in sich begreift.

fehl nach Limoges geht. Fourille ist den Augenblick mit meinen Compagnien von der Garde wegmarschirt, und sie haben Befehl, sich gegen die Rhede von Belle-Isle zu wenden, *) von da er den Hauptmann Chavigny abschicken wird, um den Platz als Commandant mit hundert Franzosen und sechzig Schweizern, die er ihm mitgeben soll, zu beziehen, und wenn derjenige, den der Oberaufseher dahin gesetzt hat, wider Vermuthen sich widersetzen sollte, so hat er Befehl, ihn mit Gewalt anzugreifen. Ich war anfänglich Willens zu warten, wie die Sache ablaufen würde; aber alle Befehle sind so gut gestellet, daß es nach aller Wahrscheinlichkeit nicht fehlen kann; und ich reise also ohne weiteren Aufschub zurück, und dies ist der letzte Brief, den ich Ihnen von dieser Reise schreibe.

Ich

*) Fouquet hatte diesen Platz vielleicht aus Eitelkeit bevestigen lassen, und man hatte den König weiß gemacht, daß er sich aufrührischer Mittel bediente, um sich auf künftige Fälle in Sicherheit zu setzen. Hiezu kamen noch die großen Freygebigkeiten dieses Ministers, die man dem Könige verdächtig machte, als wenn sie von dem Haupt einer Verschwörung kämen.

Ich habe hernach über diesen Vorfall mit verschiedenen Herren geredet, die hier bey mir sind. Ich habe ihnen frey gesagt, daß ich schon seit vier Monathen mein Project hätte gefaßt gehabt; daß Sie die einzige wären, die etwas davon gewußt hätte, und daß es Herr Tellier erst vor zween Tagen von mir erfahren, um die nöthigen Befehle ausfertigen zu lassen. Ich habe ihnen auch erklärt, daß ich keinen Oberaufseher wieder haben wollte; sondern daß ich selber mit redlichen Personen, die nichts ohne mich thun sollen, in den Finanzen arbeiten wollte, indem ich sehe, daß dies das rechte Mittel ist, mich in den Ueberfluß zu setzen, und mein Volk zu erleichtern. Sie werden leicht glauben können, daß es viele scheele Mienen gegeben hat; aber es ist mir lieb, ihnen hiedurch zu beweisen, daß ich nicht so thöricht bin, als sie sich eingebildet hatten, und daß die beste Parthie ist, sich an mich zu halten.

Ich vergaß Ihnen noch zu sagen, daß ich überall auf die Landstrassen und bis nach Saumur meine Mousquetaire abgefertigt habe, damit sie alle Curriere aufhalten sollen, die sie auf dem Wege nach Paris antreffen werden, und

zu verhindern, daß keiner von ihnen vor diesem daselbst anlangen möge, den ich Ihnen geschickt habe. Sie dienen mir mit so viel Eifer und Richtigkeit, daß ich täglich mehr Ursache habe, damit zufrieden zu seyn; und bey dieser letztern Gelegenheit haben Sie die Befehle, ob ich Ihnen gleich viele aufgetragen hatte, so gut ausgerichtet, daß alles zu einer Zeit zugleich geschehen ist, ohne daß jemand etwas davon hätte merken können. Uebrigens habe ich schon das Vergnügen geschmeckt, welches man hat, selbst in den Finanzsachen zu arbeiten, da ich in der kurzen Zeit, die ich erst darauf verwendet, wichtige Dinge bemerkt habe, worinn ich vorher nicht einen Stich sahe, und man darf nicht zweifeln, daß ich fortfahren werde. Morgen gedenke ich mit allem fertig zu seyn, was ich hier noch zu thun habe, und dann werde ich augenblicklich mit der grösten Freude abreisen, Sie zu umarmen, und Sie mündlich von meiner fortdaurenden Liebe und Freundschaft zu versichern, indem ich bin ꝛc.

Sieben und vierzigster Brief.

Bittschreiben der Madame Fouquet an den König. *)

Sire,

Ew. Majestät erlauben mir das zu thun, was GOtt angenehm ist. Er verlangt, daß man mit Betrübniß, mit Weinen, Bitten und Anhalten ihm seine Gnade abringe: Diese einzigen und schwachen Waffen der Elenden sind fast allezeit wider den Zorn des Himmels glücklich und triumphirend.

Ew. Majestät haben mir die Ehre erzeigt, mir zu sagen, daß Sie sich mit Verdruß genöthigt gesehen hätten, das zu thun, was gethan ist. Verzeihen Sie mir, Sire, wenn ich auf Dero Worte als auf eben so viele Wahrheiten rechne, und wenn ich mich unterstehe, Ihnen zu sagen, daß man mit der Art, womit man das Verzeichnis von den Papieren meines Mannes gemacht hat, einigermaßen Ew. Majestät Ruhm

*) V. la Rhetorique de l'honnete homme p. 161.

in Gefahr gesetzt hat. Denn ob Sie gleich unfähig sind, etwas ungerechtes zu verlangen, so ist es doch nur allzuwahr, daß man Dero Namen mißbraucht hat, um verschiedene Dinge zu thun, die wider die Gesetze und die Gerechtigkeit sind.

Aber nach dem allen, Sire, obgleich die Papiere meines Mannes wider alle die gewöhnlichen Gebräuche genommen sind, ja daß man sogar viele davon entwandt hat, und daß Ew. Majestät viele Dinge zu sagen wären, die man Ihnen verheelt hat, weil Sie sie nicht hätten billigen können, und die ich gegen Sie aus Respect verschweige, indem ich niemals etwas sagen noch thun will, das Ihnen mißfallen möchte: so bin ich auch fest entschlossen alle die Rathschläge zu verwerfen, die man mir etwa geben könnte, eine andere Zuflucht zu nehmen, als zu Dero Gnade. Ich weiß, daß ich bey dieser Gelegenheit den Empfindungen meines Mannes folge, dessen Unterwürffigkeit, Dero Befehlen zu gehorchen, mich genugsam lehret, daß ich nicht besser thun kann, als mich Dero Gütigkeit anzuvertrauen.

Darum bitte ich Sie demüthig, Sire, zu erlauben, daß, indem Sie Dero Gerechtigkeit ein Genügen thun, ich Ihnen ein Mittel vorschlage, wie Sie das Mitleyden erklären können, welches Sie die Gnade gehabt haben, wegen seines Unglücks zu versichern. Ich verlange für meinen unglücklichen Mann keine stolze Loßsprechung, sondern eine Tilgung solcher Verbrechen, deren Ew. Majestät, welche sich nicht betrügen können, selbst schuldig achten werden.

Alle seine Güter gehören Ihnen zu, Sire; er hatte sie von Ihnen. Behalten Sie sie, wie Sie mit Recht thun können, wenn Sie ihn derselben unwürdig finden. Behalten Sie seine Häuser, die Sie nicht ohne Ursache gereizt haben, ob er sie gleich nur für Ew. Majestät bestimmte. Vergönnen Sie nur seinen vorigen Diensten, seinem Eifer, wovon Sie versichert bey tausend Vorfällen überzeugt gewesen sind, seinem Respect, seiner Unterwürffigkeit, seiner Liebe für Dero geheiligte Person und für den Staat, vergönnen Sie einer unschuldigen und sehr elenden Familie, meinen Thränen und meiner Verzweiflung, (wenn es wahr ist, daß Ew. Majestät ein gnädiges Mitleyden damit haben)

und insonderheit Dero eigenen Hoheit und Gütigkeit zwey Dinge, die für Sie sind, und dem Staat im geringsten nicht schaden, aber Dero Ruhm noch sehr vermehren können: Retten Sie die Ehre dieses unglücklichen Ministers, wenn er ja noch eine wahre Ehre haben kann, nachdem er einem so großen Herrn mißfallen hat; schenken Sie ihm das Leben, welches er noch zu Dero Diensten anwenden kann, wenn das noch für Sie leben heißt, weit von Dero Person und Dero Andenken zu leben. Sire, das wird strafen und verzeihen seyn, strenge und zugleich gnädig und gerecht handeln, alles mögliche Lob verdienen, und alle heroische Tugenden eines großen Prinzen, oder besser zu sagen, Ew. Majestät, ausüben.

Diese lange und grausame Strafe, diese Verweisung wird eine unverdiente Gnade für ihn, und eine sehr große Wohlthat für mich seyn; und jeder Augenblick meines Lebens, der mich an meine Unglücksfälle erinnern wird, soll mir auch Ew. Majestät Gütigkeiten vorstellen, und mich verbinden, GOtt für Dero Glück, Ruhm und Gesundheit unaufhörlich zu bitten.

✻ ✻ ✻

Acht

Acht und vierzigster Brief.

Schreiben des Herrn von Montaigne an seine Gemahlin. *)

Sie werden es von selbst begreifen, meine Liebe, daß es sich für einen Menschen, der zu leben weiß, gegenwärtig nicht schicken würde, Ihnen allerley Höflichkeiten und Schmeicheleyen vorzusagen. Man sagt, ein geschickter Mann könne zwar eine Frau nehmen; aber das Heirathen müsse man den Narren überlassen. Man mag immer so reden. Ich meines Theils halte mich an die Gewohnheit der alten Zeiten, von denen ich schon sogar die Haare trage. Gewiß, diese Neuerungen kommen dem armen

*) Die Briefe des alten Montaigne lassen uns bedauren, daß man nicht mehr von ihm hat. Doch gewissermaßen kann man seine Versuche selbst dafür ansehen. Die Briefe sind denselben nach der neuen Edition des Herrn Coste angefügt, aus der sie in der deutschen Uebersetzung (Leipz. 754. gr. 8. 3. B.) im dritten Bande mit übersetzt sind.

armen Staate schon so theuer zu stehen (und gleichwohl weiß ich nicht, ob sie ihm künftig nicht noch theurer seyn werden), daß ich diese Parthey ganz und gar verlasse. Lassen Sie uns meine Liebe, nach der alten französischen Art leben. Sie erinnern sich noch wohl, daß der verstorbene Herr von Boetie, dieser mein lieber Bruder, und getreuer Mitgenoß, mir auf seinem Todbette seine Papiere und seine Schriften übergab, welche mir bisher unter den meinigen die liebsten gewesen sind. Ich will sie nicht auf eine karge Weise für mich allein gebrauchen; sie sind auch von grösserem Werthe, als daß sie nur bloß mir dienen sollten. Ich habe mich daher entschlossen, sie meinen Freunden mitzutheilen. Und weil ich, wie ich glaube, unter ihnen keinen Vertrautern als Sie kenne, so übersende ich Ihnen hiemit das Trostschreiben des Plutarchs an seine Frau, welches er ins Französische gebracht hat. Es ist mir sehr leyd, daß das Schicksal dieses Geschenk für Sie recht ausgesucht zu haben scheint. Denn da wir weiter keine Kinder, als nach vier Jahren unsers Ehestandes bloß eine Tochter hatten; so musten Sie auch diese im zweiten Jahre ihres Alters ver-

verlieren. Allein ich überlasse es dem Plutarch, Sie zu trösten, und Ihnen ihre Pflicht hiebey vor Augen zu legen, und bitte Sie, ihm aus Liebe für mich, Glauben beyzumessen. Denn er wird Ihnen meine Gesinnungen eröfnen, und Ihnen alles nöthige, besser als ich selbst, vor Auger legen. Zugleich empfehle ich mich Ihnen zu beharrlichem Wohlwollen, und bitte GOtt, Sie in seinen Schutz zu nehmen.

Dero

Paris, den 10ten Sept. 1570.

getreuer Gemahl.

Michael von Montaigne.

Neun und vierzigster Brief.

Von eben demselben an den Herrn Hospital, Kanzlern von Frankreich. *)

Gnädiger Herr,

Ich bin der Meynung, daß große Herren, denen das Schicksal und die Vernunft das Ruder der Welt in die Hände gegeben hat, sich um nichts so sehr bemühen, als andere, zu ihren Bedienungen geschickte Männer kennen zu lernen. Denn es ist fast kein Stand so geringe, darinn es nicht Leute genug geben sollte, die Bedienungen in demselben bequem zu besetzen; wenn nur anders die Eintheilung richtig angestellet wird. Hat man diese Schwierigkeit überstiegen, so kann es nicht fehlen, der Staat muß mit tüchtigen Leuten besetzet werden. Je mehr dieses zu wünschen ist, desto schwerer ist es ins Werk

*) Er befindet sich vor der Ausgabe der lateinischen Verse des Stephan de la Boetie.

Werk zu richten; weil weder unsere Augen so weit sehen, und unter einer so großen und weitläuftigen Menge eine gute Wahl treffen können; noch auch den Grund des Herzens erforschen, und daselbst die Gesinnungen und das Gewissen, Dinge die vornehmlich zu betrachten sind, zu entdecken vermögen. Es ist daher keine Republik so gut eingerichtet, daß wir nicht darinn öfters einen Fehler, in Ansehung dieser Vertheilung und dieser Wahl bemerken sollten. In denenjenigen, wo Unwissenheit, Bosheit, Verstellung, Gunstbezeugungen, Geschenke und Gewalt herrschen; da hat man es, wenn eine Wahl regelmäßig und nach Verdienst geschiehet, bloß dem Glücke zu danken, welches, da es allezeit unbeständig ist, diesmal in seinem Unbestande von ungefähr mit der Vernunft zugetroffen ist. Diese Betrachtung, mein Herr, hat mich oft getröstet, wenn ich den Herrn Stephan de la Boetie, einen der nöthigsten, und zu den höchsten Ehrenstellen in Frankreich geschicktesten Männer, seine ganze Lebenszeit hindurch unterdrücket, und zum grösten Schaden des gemeinen Besten in seiner Einsamkeit verachtet sah. Ich führe das gemeine Beste an; denn für seine

Person

Person besaß er genug Güter und Schätze, die des Glückes spotten; dergestalt, daß niemand vergnügter und zufriedener als er gelebet hat. Ich weiß wohl, daß er in seiner Gegend, wo man grosse Leute schätzet, Ehrenstellen bekleidet hat; ich weiß ferner, daß niemand sie vielleicht besser verdienet, und daß er im zwey und dreißigsten Jahre, da er gestorben, einen größern Ruhm erlanget hat, als alle seine Vorgänger. Allein es ist unvernünftig, einen würdigen Capitain im Stande eines gemeinen Soldaten zu lassen; oder einen nur zu mittelmäßigen Geschäften zu gebrauchen, der Geschicklichkeit genug besitzet die vornehmsten zu verwalten. In der That, seine Kräfte wurden nicht am rechten Orte gebrauchet und zur Unzeit geschonet; so daß ihm noch viele unnütze und müßige Stunden übrig blieben, wovon er Ehre und das gemeine Wesen Nutzen hätte ziehen können. Da er sich also von selbst überaus wenig bemühet hat, der Welt bekannt zu werden, gleich als wenn Tugend und Ehre unglücklicher Weise nicht beysammen wohneten; und da er zu einer so ungesitteten und neidvollen Zeit gelebet hat, daß ihn der Beyfall eines andern keinesweges aufmun-

muntern konnte: so wünsche ich sehr, daß wenigstens nach seinem Tode sein Andenken, dem ich bloß allein alle Freundschaftspflichten schuldig bin, ihm den Lohn seiner Verdienste verschaffe, und von Leuten aufbehalten werde, welche Ehre und Tugend zu schätzen wissen. Dieser Ursache wegen habe ich den Entschluß gefaßt, ihn ans Licht zu ziehen, und in diesen wenigen lateinischen Versen, die wir noch von ihm haben, Ihnen, gnädiger Herr, vorzulegen, ganz anders, als wie ein Baumeister, der den schönsten Theil des Hauses nach der Straße richtet; und als ein Kaufmann, der von seinen Waaren jederzeit die besten Proben ausleget. Denn dasjenige, was an ihm am meisten vorzüglich war, der rechte Saft und das Mark seines Werthes, sind ihm in die Grube gefolget, und es ist uns davon nichts als die Schaale nebst den Blättern übrig geblieben. Könnte man die ordentlichen Bewegungen seiner Seele, seine Tugend, seine Gerechtigkeit, seine Munterkeit des Geistes, seine starke und gesunde Beurtheilungskraft, seine hohe und weit über den Pöbel erhabene Begriffe, seine Gelehrsamkeit, seine mit Anmuth jederzeit verknüpfte Handlungen, seine

Liebe zu seinem unglücklichen Vaterlande, seinen geschwornen und unversönlichen Haß gegen die Laster, besonders gegen den niederträchtigen Handel, der unter einem ehrbaren Titel mit der Gerechtigkeit getrieben wurde: Könnte man, sage ich, dieses alles sattsam beschreiben; so würden alle rechtschaffene Leute eine besondere Zuneigung gegen ihn bekommen, und seinen frühen Verlust bedauren müssen. Allein weit gefehlt, gnädiger Herr, daß ich dieses könnte, da er selbst von den Früchten seines Studierens der Nachwelt niemals einige Beweise hat zurücklassen wollen, und er dasjenige, was noch etwa davon übrig gellieben, nur zum Zeitvertreibe aufgesetzet hat. Dem sey, wie ihm wolle, so ersuche ich Sie, mein Herr, dieses Werk gnädig aufzunehmen. Und da wir oft aus einer geringen Sache auf eine ziemlich große schlüssen, und die geringsten Züge von großen Leuten den Scharfsichtigen einen würdigen Beweis ihres Herkommens abgeben: so werden Sie aus diesem seinem Werke ihn selbst kennen lernen, und Ihnen folglich seinen Namen nebst seinem Gedächtnisse angenehm seyn lassen. Sie werden hierdurch die gute und feste Meynung er-

wiedern, die er von Ihrer Tugend hatte, und zugleich dasjenige erfüllen, was er in seinem Leben so sehnlich gewünschet hat. Es war niemand, dessen Bekanntschaft und Freundschaft er sich zu erwerben mehr bestrebt hätte, als Sie, mein Herr! Sollte sich aber jemand ärgern, daß ich mich fremder Sachen so dreiste bediene, der mag wissen, daß in den Schulen der Weltweisen von den Pflichten der Freundschaft, die wir beyde unter einander gepflogen haben, noch niemals etwas richtigers weder gelehret noch geschrieben worden. Uebrigens mag dieses kleine Geschenk, um dadurch zweyerley abzuthun, Ihnen, gnädiger Herr, auch zugleich ein Zeichen meiner Ehrfurcht und Hochachtung seyn, die ich gegen Ihre Verdienste und gegen Ihre vortreffliche und Ihnen zugehörige Eigenschaften hege; denn was die zufälligen und fremden anlanget, so bin ich nicht Willens, diese hier in Betrachtung zu ziehen.

Ich werde nicht unterlassen, den Himmel um Ihr langes und glückliches Leben anzuflehen.

Dero

Montaigne, den 30ten April, 1570.

unterthänig gehorsamer Diener

Michael von Montaigne.

Funfzigster Brief.

Von eben demselben an den königlichen Staatsrath Herrn von Mesmes. *)

Mein Herr,

Es ist eine der grösten Thorheiten der Menschen, daß sie allen ihren Verstand dazu anwenden, die gemeinen und vorlängst angenommenen Begriffe des Vergnügens und der Zufriedenheit übern Haufen zu werffen. Denn da alle Geschöpfe die Mittel und Werkzeuge, welche ihnen die Natur zu ihrer Vollkommenheit und Bequemlichkeit dargeboten hat, gebrauchen; so bringen diese ihren Geist aus seiner Ruhe, und erfüllen ihn mit Zweifeln und Ungewißheit: bloß damit ihr Geist munter, aufgeweckt und nichts anzunehmen oder zu behalten scheinet, als was tausendmal von der Vernunft

*) Er stehet vor den Heyrathsregeln des Plutarchs gedruckt.

nunft geprüfet und angenommen worden. Es ist nicht ohne Ursache geschehen, daß uns die Kindheit und die Einfalt von der Wahrheit selbst so oft sind angepriesen worden. Ich für mein Theil will lieber mehr Bequemlichkeit als Geschicklichkeit, lieber mehr Zufriedenheit als Verstand besitzen. Sehen Sie, mein Herr, warum spitzfündige Leute darüber spotten, wenn wir uns um dasjenige bemühen, was dereinst nach unserm Tode geschehen soll: gleich als wenn unsere Seele, wenn sie an einen andern Ort versetzet worden, von den Dingen auf der Welt keine Empfindung mehr hätte. Es scheinet mir bey der Schwäche und Kürze unsers Lebens allemal ein großer Trost zu seyn, wenn ich mich überzeuge, daß Ehre und Nachruhm dasselbe stärken und verlängern können. Ich bin dieser angenehmen und vortheilhaften Meynung, die ursprünglich in uns entstehet, gänzlich zugethan, ohne die Ursache und die Art und Weise davon neugierig zu untersuchen. Da ich nun den Herrn von Boetie, der meiner Meynung nach der gröste Mann unserer Zeiten war, über alles in der Welt geliebt habe; so glaube ich meine Pflicht sehr aus den Augen zu setzen,

wenn ich einen so ruhmvollen Namen, wie der seinige, und ein so preiswürdiges Andenken der Vergessenheit übergeben, und mir nicht vielmehr wollte angelegen seyn lassen, dasselbe zu erneuern, und gleichsam ins Leben zurück zu bringen. Ich glaube, daß er es einigermassen empfindet, und daß ihn diese meine Bemühung rühret und erfreuet. In der That, ich stelle ihn mir noch so vollkommen und so lebhaft vor, daß ich mir nicht einbilden kann, wie er gänzlich verscharret, oder unserer Gemeinschaft völlig entrissen seyn sollte. Weil nun eine jede Nachricht, die ich von ihm und seinem Namen gebe, ihm gleichsam dieses sein zweites Leben giebt; und weil ferner sein Name von dem Orte, wo er aufbehalten wird, einen Ruhm und Glanz bekömmt: so ist es meine Pflicht, ihn, nicht nur nach Möglichkeit auszubreiten, sondern ihn auch tugendhaften und rechtschaffenen Leuten zur Verwahrung anzuvertrauen. Unter diesen behaupten Sie, mein Herr, einen solchen Rang, daß ich den Entschluß gefasset, um Ihnen Gelegenheit zu geben, diesen neuen Gast zu empfangen und aufs beste zu bewirthen, Ihnen dieses kleine Werk zu überreichen; nicht, als wenn Sie daraus

aus großen Nutzen schöpfen könnten, denn Sie bedürfen keines Dollmetschers, die Lehren des Plutarchs und seiner Mitbrüder in Ausübung zu bringen: sondern es wäre möglich, daß die Frau von Roissy, wenn sie darinn die Ordnung ihrer Wirthschaft und Dero beyderseitige Uebereinstimmung lebhaft abgemahlt siehet, einiges Vergnügen darüber empfände, daß ihre gute natürliche Neigung die Lehren der klügsten Weltweisen von den Pflichten und den Gesetzen des Ehestandes nicht nur erreichet, sondern auch noch in der Ausübung übertroffen hätte. Ueberhaupt wird es mir allezeit eine Ehre seyn, wenn ich etwas zu Ihrem oder der Ihrigen Vergnügen beytragen kann, da ich Ihnen ohnedem zu dienen schuldig bin. Ich werde GOtt anrufen, mein Herr, Ihnen ein langes und glückliches Leben zu verleihen.

Ihr

Montaigne, den 30ten April, 1570.

gehorsamer Diener
Michael von Montaigne.

Ein und funfzigster Brief.

Von dem Bischof Fleschier an den König.

Sire,

Die Gnade, welche Eure Majestät mir erwiesen, da Dieselben mich zu dem Bisthume zu Nimes ernannt, habe ich mit aller gebührenden Erkenntlichkeit aufgenommen, und dieses kostbare Merkmal von Dero Andenken hat alle Regungen der Ehrfurcht in die Verehrung gegen Dero Durchlauchtigste Person, und allen den brünstigen Eifer, den ich stets zu Dero Diensten gehabt habe, wiederum in meinem Herzen erneuert.

Allein Eure Majestät werden mir erlauben, Denenselben mit allem dem Vertrauen, welches mir Dero Gütigkeiten ertheilen, vorzustellen, daß ich die erstere Wahl, da Dieselben mich in das Bisthum Lavaur setzen wollen, als meinen ersten Beruf ansehe; daß ich darinn so gear-

arbeitet habe, als ob ich niemals daraus wegkommen sollte; und daß ich, weil GOtt meine Arbeiten daselbst gesegnet, und die Leute mich mit Vergnügen gehöret, wenn ich ihnen den Gehorsam gegen GOtt, und die Treue, die sie Eurer Majestät schuldig sind, geprediget habe, solches als ein Merkmal ansehe, daß mich GOtt an diesem Orte hat haben wollen. Ich gestehe es, allergnädigster Herr! ich habe eine große Neigung, das Werk zu vollenden, welches ich angefangen habe, und es würde eine große Gnade seyn, wenn man mich die guten Gemüthsverfassungen unterhalten und vermehren ließe, worinn ich die Neubekehrten meines Kirchensprengels sehe. Ich zweifele nicht, daß der Nachfolger, den mir Eure Majestät bestimmt haben, nicht mehr Geschicklichkeit und Fähigkeit haben sollte, als ich. Allein der Fleiß, den ich angewandt, sie zu unterrichten, und das Vertrauen, welches sie auf mich gesetzt haben, geben mir gewisse leichte Mittel, die man beym Anfange der Verwaltung eines Bisthums nicht sogleich hat. Das Bisthum Nimes hingegen, Sire! ist weitläuftig und schwer zu verwalten, und ich fühle, daß ich nicht Kräfte noch

Geschicklichkeit genug dazu habe. Ich weiß, daß es viel reicher und vornehmer ist, als das meinige: allein Eure Majestät haben mir bereits so viel Gutes erwiesen, daß ich nichts mehr wünsche; und die Ehre, welche mir Dieselben erzeiget, da Sie mich für fähig, und für würdig gehalten haben, diesen Platz zu bekleiden, gilt mir mehr, als die Stelle selbst. Ich würde zwar daselbst meinem Vaterlande und meiner Familie näher seyn: allein meine stärkste Neigung muß seyn, GOtt und Eurer Majestät zu dienen; und ich glaube, daß ich Ihnen in diesem Lande nicht unnütz seyn werde. Ich werfe mich also zu Eurer Majestät Füßen, um Dieselbe anzuflehen, mich in dem Kirchensprengel zu laßen, wo Dieselbe mich hingeschickt hat; und wo ich weit ruhiger GOtt bitten kann, daß er fortfahren möge, seinen Segen über Dieselbe reichlich auszuschütten.

Ich bin Denenselben niemals damit beschwerlich gewesen, daß ich um eine Gnade angehalten hätte: ich befürchte nur, daß ich Denenselben dadurch beschwerlich werde, daß ich gestehe, wie Sie mir solche erzeigen. Es ist ein großer Beweis von Eurer Majestät Huld, daß ich dahin

hin gebracht worden, daß ich um Verminderung Dero Wohlthaten und Gnadenbezeugungen bitten muß. Ich werde Enrer Majestät Befehle erwarten, sie mögen auch beschaffen seyn, wie sie wollen, und ich werde sie mit aller derjenigen Unterthänigkeit und Treue ausüben, welche Eurer Majestät schuldig ist,

Allergnädigster Herr

Dero

allerunterthänigster

2c. 2c.

Zwey und funfzigster Brief.

Worinnen sich Herr Fleschier selbst abschildert.

Sie wollen also, meine Herren, daß ich Ihnen die Abbildung von einem Ihrer und meiner Freunde entwerfen, und eine Schilderey von einem Originale machen soll, welches Sie so gut kennen, als ich — —

Seine

Seine Gestalt hat, wie Sie wissen, nichts rührendes, noch angenehmes in sich: sie hat aber auch nichts widriges, oder anstößiges. Seine Gesichtsbildung betrüget nicht, und verspricht auf den ersten Anblick nicht alles, was sie werth ist. Man kann aber in seinen Augen, und an seinem Gesichte, ich weis nicht was bemerken, welches für seinen Geist und seine Redlichkeit steht.

Er scheint anfänglich gar zu ernsthaft zu seyn, und gar zu sehr an sich zu halten; hernach aber wird er unvermerkt munter: und wer diese erste Kaltsinnigkeit ausstehen kann, der kann hernachmals ziemlich wohl mit ihm auskommen — — Sein Verstand öfnet sich nicht auf einmal, sondern entwickelt sich nur nach und nach: und er gewinnet viel, wenn er bekannt wird — — Er dringt sich nicht darnach, daß er von einem und dem andern Hochachtung und Freundschaft erlange: er suchet sich diejenigen aus, die er kennen und lieben will: und wenn er nur ein wenig guten Willen antrift: so hilft er sich hernachmals schon selbst mit seiner natürlichen Sanftmuth und mit einem gewissen bescheidenen Wesen, welches ihm das Vertrauen zuzieht.

Er

Er hat sich niemals durch Ränke um Beyfall beworben; er hat aus Ursachen und nicht durch gemachte Partheyen wollen hochgeschätzet werden. Sein Ruhm ist niemals seinen Freunden zur Last gewesen, es hat nur ihm allein etwas gekostet. Wenn er lobenswürdig gewesen ist, so hat er es andern überlassen, ihn zu loben. Er weiß sich seines Witzes zu bedienen; er weiß sich aber nicht damit zu brüsten: und ob er sich gleich fühlet und sich so hochschätzt, als er werth ist, so läst er doch jedem sein Urtheil — — — Er schließt sich in sich selbst ein, und erzeiget sich die Gerechtigkeit, die man ihm versagt. Er hat einen guten offenen Kopf, der zu allem fähig ist, was er unternimmt. Er hat sehr glücklich Verse gemacht; es ist ihm auch in der ungebundenen Schreibart gelungen. Die Gelehrten sind mit seinem Lateine zufrieden gewesen. Der Hof hat seine Artigkeit gelobet. Er hat mit gutem Erfolg geschrieben: er hat öffentlich, und sogar mit großem Beyfalle geredet — — — Sein Umgang ist weder sehr aufgeweckt, noch verdrießlich. Er erniedriget sich, er erhebt sich, wenn es seyn muß. Er redet wenig: man merket aber gar wohl, daß er

viel

viel denket. Gewisse feine und geistreiche Mienen deuten aus seinem Gesichte dasjenige an, was er billiget, oder verwirft; und sein Stillschweigen ist selbst verständlich — — — — Wenn er nicht bey Leuten ist, die ihm gefallen, so bleibt er in sich selbst gekehrt. Wenn er bey seinen Freunden ist, so spricht er gern, und läst sich auch gern heraus: er bleibt aber dennoch stets Herr über seinen Witz. Wenn er redet, so sieht man wohl, daß er zu schweigen weiß; und wenn er schweigt, so sieht man wohl, daß er zu reden weiß. — — — Er höret andere ruhig an, und bezahlet sie oftmals mit der Gedult und Achtsamkeit, die er blicken läßt, ihnen zuzuhören. Er verzeiht es ihnen leicht, daß sie wenig Witz haben, wenn sie ihn nur nicht bewegen wollen zu glauben, daß sie viel haben — — Daß er in Gesellschaften wohl aufgenommen wird, kömmt daher, daß er sich in alle schicket, und sich niemanden vorzieht. Er befleißiget sich nicht, dasjenige sehen zu lassen, was er weiß: er läßt ihnen lieber das Vergnügen zu sagen, was sie wissen — —

Er ist äusserlich eben nicht lebhaft; er besitzet

ret aber innerlich viel Lebhaftigkeit, und seinen Betrachtungen entgeht wenig — —

Er ist von Natur nicht unruhig, und beschäftiget sich nicht, die Heimlichkeiten eines andern zu errathen. Wenn man ihm aber nur ein wenig Licht giebet; so geht er von Muthmaßung zu Muthmaßung: und wenn er will, so giebt es kein Geheimniß, welches er nicht entdecket — — Er sieht das Lächerliche an den Menschen auf einen Blick, und niemals hat jemand eine Thorheit schneller bemerket — —

Er ist von Natur träge: wenn er aber will, so findet er Hülfsmittel so viel bey sich, daß er oft selbst darüber erstaunet ist. Ob er gleich viel Zeit verliert, so findet sich doch, daß er deren noch immer genug hat: und so langsam als er zu seyn scheinet, so giebt es doch wenig Leute, die er nicht einholet, so fleißig sie auch nur seyn mögen.

Was seine Schreibart anbetrift: so ist Deutlichkeit, etwas sanftes und Zierlichkeit darinnen. Die Natur nähert sich darinnen der Kunst, und Kunst gleicht darinnen der Natur. Man glaubt anfänglich, man könne nicht anders denken und reden: allein, wenn man darüber nachgedacht hat;

hat; so sieht man wohl, daß es nicht so leicht ist, auf die Art zu denken, oder zu reden. Er hat eine besondere Richtigkeit in dem Verstande, Ordnung in der Rede oder in den Sachen, eine gewisse Zusammenfügung der Worte, und eine glückliche Leichtigkeit, welche die Frucht eines langen Studierens ist. Man kann zu dem, was er schreibt, nichts hinzu fügen, ohne etwas überflüßiges hin zu setzen; und man kann nichts davon wegnehmen, ohne etwas nothwendiges davon abzuschneiden. Kurz, Ihr Freund würde noch etwas werth seyn, wenn er sich zur Arbeit gewöhnen könnte; und wenn sein etwas undankbares aber nicht ungetreues Gedächtnis ihm so gut diente als sein Witz. Allein es ist nichts vollkommenes auf der Welt, und ein jeder hat seine schwache Seite.

Was sein Herz betrifft, woran Ihnen, wie ich glaube, am meisten gelegen ist, so fällt es nicht so leicht, solches zu kennen. Es mäßiget, wenn es will, es ist geheim und vorsichtig; es verbirgt sich oft unter der Decke einer scheinbaren Ruhe und Gleichgültigkeit. Allein ich habe es gesehen, wie es von Natur ist; ich beobachte es seit langer Zeit, und bin sein Vertrauter. Ich will

Ih-

Ihnen also, meine Herren, meine Kenntniß von demselben mittheilen.

Dieses Herz, meine Herren, ist ihrer nicht unwürdig — — — Es besitzt Hoheit und Großmuth; kein Eigennutz rühret es: es wünschet nur deswegen Güter zu haben, damit es im Stande sey, Gutes zu thun. Sein empfindlichstes Vergnügen ist, wenn es sich seine Freunde verbunden machen, oder die Verbindlichkeiten, die es ihnen hat, bezeugen kann.

Es würde indessen doch lieber Gefälligkeiten erzeigen, als welche erhalten. Es hat stets geglaubt, die Verdienste könnten des Glücks wohl entbehren. Es hat sich mit dem einen begnüget, und ist über das andere nicht beunruhiget.

Nichts ist so sehr wider seine Neigung als jemanden, er sey auch wer er sey, zur Last zu werden. Bey seinen Bedürfnissen nimmt er seine Zuflucht zu seiner Gedult: und wenn er noch einmal so beredt wäre, als er ist, so würde er doch nicht reden können, wenn er etwas verlangen sollte. Alle Ehrenstellen der Welt würden ihm gar zu theuer erkauft zu seyn scheinen, wenn sie ihm einige Niederträchtigkeiten gekostet hätten. Er hat keine Lust zu widersprechen,

aber noch weniger Lust zu schmeicheln. Obwohl niemand besser loben kann, als er: so hat er doch niemals seine Lobsprüche zur Unzeit anbringen oder ertheilen wollen. Er weiß, wenn man einige Körner Weihrauch anzünden muß, welche erquicken und nicht schwindelicht machen. So nimmt er auch nur ein Lob an, welches eben so fein ist, als dasjenige, welches er ertheilet. — — Er hat Ehrgeiz: nicht aber denjenigen, der sich bestrebet und sich dringt, empor zu kommen; sondern denjenigen, der ruhig die Gerechtigkeit erwartet, die man ihm erzeigen muß; welcher nicht die kürzesten, sondern die rühmlichsten Wege sucht — — — Er tröstet sich leicht, daß er nicht glücklich ist, wenn nur die Welt urtheilet, daß er dessen würdig ist; und er bearbeitet sich, wie er sich vielmehr durch sich selbst, als durch den Stand, worein man ihn gesetzet hat, in Achtung bringen möge. — — Er beneidet niemandes Ruhm, er will aber gern des seinigen genieſſen. Ob ihm gleich seine Gaben nicht unbekannt sind: so hält er doch diejenigen hoch, welche andere besitzen. Auf diese Art hat er das Vergnügen, welches die

Ehre

Ehre giebt: ohne daß er andere die Beschwerlichkeiten leiden läßt, welche der Stolz giebt.

Ein aufrichtiger und uneigennütziger Beyfall ist ihm sehr angenehm. Ein Mensch, der ihn lobet, ohne ihn zu kennen, ein Zuhörer, der entzücket wird; ein Vorbeygehender, der auf ihn weist und saget, das ist er: Das sind die Lobsprüche, die ihn am meisten rühren. Wenn man ihn erhebt; so hält er sich in einer anständigen Mäßigung, und seine Schamhaftigkeit ist bestürzt: Wenn man ihn aber erniedrigen will, so nimmt er einen Stolz an, der ihn über alles erhebt. Er ist leutselig, gefällig, dienstfertig gegen diejenigen, die unter ihm sind, bequem gegen seines gleichen. Was die Großen betrifft, die sich mit dem, was sie sind, erheben; so verehret er sie von ferne, und überläßt sie ihrer eigenen Größe.

Er ist bey allen Gelegenheiten Herr über sich; und seine Leidenschaften vermögen nichts über seine Vernunft, wo sie nicht dazu einwilliget, oder überrascht wird — — — Er ist aufrichtig und glaubet leicht, daß jedermann so ist. Wenn man aber einmal gegen ihn falsch gewesen ist: so erlanget man sein Vertrauen

nicht wieder. So hintergeht er auch niemals jemanden, und wird nur einmal hintergangen. Wenn er jemanden einige Ursache zu klagen gegeben hat: so vergißt er nichts, ihm Genugthuung zu geben. Wenn man sich aber über ihn ohne Ursache beklagt: so ist seine Unschuld stolz, und läßt sich niemals zu Erläuterungen und Rechtfertigungen hinab; und nichts kömmt ihm saurer an, als wenn er seine Schutzschrift machen soll. — — — Wenn man ihn beleidiget: so ist er sehr empfindlich darüber: es danret aber nicht lange. Der Neid mißfält ihm, er kränket ihn aber nicht. Er dultet mit Schmerzen eine Ungerechtigkeit; er verzeiht sie aber.

Die Untreue eines Freundes ist bey ihm ein Vergehen, das nicht zu verzeihen ist. Wenn man sich gegen ihn übel aufführet, so findet man wenige Entschuldigungen, die ihm ein Genügen thäten; und es kömmt ihm um so viel schwerer an, sich mit demjenigen wieder zu versöhnen, die ihm Verdruß gemacht haben; da er sich mit aller möglichen Vorsicht hütet, niemanden Verdruß zu machen. Er hängt nicht sehr an der Welt; und weil er nicht viel zu gewinnen, und

auch

auch nicht viel zu verlieren hat: so hat er auch keinen grossen Kummer und keine grosse Freude. Die äusserlichen Pflichten und Wohlanständigkeiten des Lebens sind ihm zur Last. Die Besuche, die man einander abstattet, die Briefe, die man einander schreibt, und der unvermeidliche gesellschaftliche Umgang unter gleichgültigen Personen, sind an seiner Seite ein Zwang, und an Seiten der andern Ungelegenheiten. Er glaubet nur diejenige Zeit gelebt zu haben, die er mit seinen Freunden, oder mit sich selbst zugebracht hat; und seine besten Stunden sind seine vertrauten Unterredungen, oder wenn er seinen Gedanken freyen Lauf läst.

Die Anzahl seiner Freunde ist, wie die Zahl der Auserwählten, sehr klein. Er wählet sich solche nicht leichtsinniger Weise; er schonet sie aber, und erhält sie sorgfältig, wenn er sie einmal erwählet hat; und wenn er derer nur wenige hat, so hat er diesen Vortheil dabey, daß er sie nicht verliert. —?— — Er ist bey ihnen lustig, ohne Ausschweifung, frey ohne Unbescheidenheit, vertraut ohne Unhöflichkeit, gefällig ohne Schwachheit und weise ohne mürrisches Wesen.

Er ist in demjenigen, was man einander schuldig ist, wenn man einander liebet, zärtlich und schwer zu vergnügen. Er will man soll einander mit halben Worten verstehen, man soll einander zuvor kommen, und dasjenige errathen, was gefallen kann: er fordert aber nichts von andern, was er sich nicht selbst auflegt; und wenn er sich beklaget, wie wenig Ursache er auch dazu hat: so leidet er auch, daß man sich beklage, wie wenig Ursache er auch dazu giebt. Auf die Art ist er für seine Freunde gemacht; und auf die Art wünschet er, daß seine Freunde für ihn gemacht seyn möchten.

Drey und funfzigster Brief.

Von eben demselben über das Alterthum der Geschichte, und ihrer Scribenten. *)

Seitdem man den Ruhm liebt, mein Herr, so lobt man auch diejenigen, die ihn gesucht haben, oder die ihn durch ihre Verdienste

*) Lettres choisies de M. *Flechier*. 8. Lyon 1747. II. Tom. p. 285. *sqq.*

dienste und ihre Thaten gefunden haben, und die Geschichte ist so alt als die Tapferkeit und die Verdienste. Es gab fast eben so bald Scribenten, als es Eroberer gab; und sobald man die Kunst gelernt hatte, Siege zu erfechten, so lernte man auch die Kunst, sie bekannt zu machen. Die, welche sich durch ihren Muth hervorgethan hatten, suchten eine Art von Unsterblichkeit, und da sie sahen, daß ihr Tod einmal unvermeidlich sey, wollten sie doch noch gerne im Andenken der Nachwelt leben. Die Nachwelt fand in der That nicht nur das Mittel ihr Andenken zu erhalten, sondern auch sich über ihren Verlust zu trösten. Mahler und Bildhauer waren die ersten Geschichtschreiber; in ihren Werken las man die ersten Nachrichten. Man lernte das Leben der Helden aus dem Anblick ihrer Gesichter kennen, worinn es gleichsam ins Kleine zusammengezogen war; und diese Bücher von Metal und Marmor waren die ersten Geschichtbücher der alten Völker. Bald darauf erfand man die Kunst, Triumphbogen aufzurichten, und Säulen mit einigen Aufschriften zu erhöhen, welche kurzgefaßte Nachrichten in sich enthielten, und gleichsam den Saamen der

Geschichtskunde hergaben. Diodor sagt uns, daß in einem jener prächtigen Gräber, die sich die Aegyptischen Könige mit so vieler Mühe und Kostbarkeit hatten bauen lassen, ein Säulengang gewesen wäre, wo ihr Krieg wider die Bactrianer in schöner Bildhauerarbeit vorgestellt gewesen. Diese Prinze vereinigten den Pomp ihrer Triumphe mit der Pracht ihrer Begräbnisse; und da die Zierrathen ihrer Todengrüfte Abbildungen ihrer Siege seyn sollten, so suchten sie sich selbst an dem Orte ihrer Verwesung unsterblich zu machen. Euchemerus, der nach Aussage der weltlichen Autoren sowohl, als der Kirchenscribenten, ein Mensch ohne Religion war, verfertigte seine Historie aus einem Gewebe von Titeln und heiligen Aufschriften, die er in den alten Tempeln gesammlet hatte. Aeneas verwunderte sich, da er die Schlachten und Helden von Troja in dem Tempel des neuerbauten Carthago abgemahlt fand. Er sahe noch einmal sein Land im Bilde verbrennen, und vielleicht wäre es ihm lieb gewesen, auch seine eigenen vergangenen Unglücksfälle da abgeschildert zu sehen, wenn ihn nicht sein Zustand genöthigt hätte, nur auf die gegenwärtigen zu sehen. Sei-

ne Zerstreuungen und Ungemächlichkeiten zur See erlaubten ihm nicht, sich über seine Thaten und entgangenen Gefährlichkeiten einer langwührigen Belagerung zu freuen. Valerius Messala gab die Zeichnung zu einem Gemählde, worinn er alle Begebenheiten des Kriegs ausdrücken ließ, den er wider Carthago, und wider den König Hiero von Sicilien geführt hatte. L. Scipio ließ in dem Capitol ein Gemählde aufstellen, welches seinen Asiatischen Sieg abbildete, und L. Ostilius Mancinus, der erste Römer, der bis nach Carthago drang, ließ die Lage und den Umfang dieser berühmten Stadt abzeichnen; und da er dem Volke selbst alle Stellen zeigte, an welchen man sie angreifen könnte; so war er Ausleger seiner Historie, und gab von seiner Unternehmung so angenehm und so bescheiden öffentliche Nachrichten, daß er die Herzen des Volks gewann, und bey der ersten Versammlung Bürgermeister ward. Als der Kaiser Severus über die Parther gesiegt hatte, mehr durch die Niederträchtigkeit des Arrabans, als durch seine eigene Tapferkeit, so schickte er einen schriftlichen Bericht seines blutigen Sieges an den Senat, und einen gemahlten an

das Volk. Haben wohl endlich die Triumphbogen des Constantins und des Septimius, die Säulen des Trajans und Antonius, den Neugierigen keine Nachrichten geliefert, und haben diese marmorne Bücher der Historie nicht zur Bereicherung gedient?

Doch ich will mich nicht bey dieser Art von Historie aufhalten; ich will von denen reden, die die großen Handlungen beschreiben, welche mehr Werke des Geistes als der Kunst sind, und das Leben der Helden nicht sowohl in Gemählden als in Büchern verewigen. Es ist schwer, die Quelle und den ersten Ursprung dieser angenehmen Kunst, welche große Handlungen erzählt, zu finden. Die alten lateinischen Völker hatten so wenig Sorgfalt gehabt, Nachrichten zu sammlen, daß nicht eine Spur von Nachrichten ihrer Zeiten übrig ist, und daß sie scheinen entweder nichts merkwürdiges gethan zu haben, oder daß sie dieses Merkwürdige der Nachwelt nicht bekannt machen wollen. Dionys von Halikarnaß klagt darüber im ersten Buche seiner römischen Alterthümer. Endlich erschien einmal ein Versuch einer Historie, davon die Oberprieſter einige Zeit nach der Erbauung

Roms

Roms den Plan gemacht hatten, wie der römische Redner bemerkt.

Die Griechen, die von ihrer Nation eine so gute Meynung hatten, daß sie alle Fremden für Barbarn hielten, und mit dem Gebrauch der Wissenschaften den gewöhnlichen Künstlerstolz verknüpften, haben sich in der Kenntnis der freyen Künste mit voller Freygebigkeit den Vorzug zugesprochen. Man sollte nicht nur glauben, daß sie in allen Werken des Witzes Meister wären, sondern daß ihnen auch die Ehre der ersten Erfindung gebühre. Es war ihnen nicht genug, über die andern einen gewissen Rang von Vortreflichkeit zu behaupten, sie haben sich auch noch mit einem Range der Zeit geschmeichelt, als ob es noch zu wenig wäre, die berühmtesten zu seyn, wenn sie nicht zugleich in der Gelehrsamkeit die ältesten wären. Indessen versichern die hebräischen Schriftsteller, denen die meisten Kirchenscribenten beypflichten, daß Moses der erste Geschichtschreiber gewesen, und daß seine Nachrichten von der Schöpfung, sowohl nach ihrem Verfasser als nach ihrem Gegenstande die ältesten sind. Sie werfen den Griechen das vor, was ihnen ehemals der Aegyptische

Greiß

Greiß in der Person des Solon vorwarf, daß die Griechen noch in ihrer Kindheit wären, daß sie kaum das wüßten, was sie vor sich sähen, und daß sie noch nicht von den Geheimnissen der vergangenen Dinge unterrichtet wären. Sie sagen mit dem Tacitus, daß die Aegypter den Gebrauch der Hieroglyphen eingeführt, und auf Marmor jene räzelhafte Zeichen eingegraben haben, die gleichsam figürliche Nachrichten der vergangenen Zeiten waren; daß die Phönicier diese Art der Geschichtkunde nachgeahmt und die Griechen, nach der großen Freyheit ihres Handels mit ihnen, gelehrt haben.

Dem sey indessen wie ihm wolle; so viel ist sehr wahrscheinlich, daß ihnen Moses in der Geschichtkunde zuvor gekommen ist; aber es ist nicht so gewiß, ob er auch der Erfinder derselben gewesen. Henoch der siebente Abkömmling von Adam, soll noch vor ihm geschrieben haben, wie die Kirchenväter zum Behuf einer Stelle in dem Briefe des heiligen Judas behaupten. Dieses vorgegebene Buch des Henochs wird freylich weder von den Juden, noch von den Christen für ächt gehalten, die Kirche und die Synagoge verwerfen es. Jene, weil

es Sachen von dem Meßias enthielte, die ihnen nicht günstig wären, wie Tertullian bemerkt; diese, weil das vorgegebene Alterthum des Buchs den wahren Urheber ungewiß machte, nach Augustins Bericht, oder weil es, nach des Römischen Bischofs Clemens Meynung, von den Ketzern sey verderbt worden. Es hatte gewiß allen ersten Kirchenvätern Anlaß gegeben zu glauben, daß die Engel Körper hätten, daß sie sich mit den Töchtern der Menschen vermischt, und dadurch die Riesen hervorgebracht hätten. Ob es nun gleich kein canonisches Buch war, so war es doch nicht ganz unnützlich, und man hatte es darum nicht gleich zu den schlechten verdammt, daß man es nicht dafür annahm, was es nicht war. Es ist glaublich, daß Moses, der an dem Hofe des Aegyptischen Königs als ein Prinz erzogen ward, auch in aller Weisheit der Aegypter ist unterrichtet worden, wie der H. Stephanus in der Apostelgeschichte ausdrücklich von ihm sagt. Clemens von Alexandrien, ein gebohrner Aegypter, und Diodor, welcher mit den Priestern dieser Gegend großen Umgang gehabt hatte, erzählen uns, daß man bey der Kinderzucht erstlich dahin gesehen

hätte,

hätte, sie einen reinen, zierlichen Brief schreiben zu lehren, daß man ihnen hernach aufgegeben hätte, die Historie zu schreiben, woher sie den Namen Scribae Sacrorum bekommen; und durch die letzte Stuffe wären sie denn in die Geheimnisse der hieroglyphischen Wissenschaft und in die Auslegung der heiligen Ceremonien zugelassen worden. Wenn sie endlich zur Würde des Priesterthums erhoben waren, so bestand ihre vornehmste Verrichtung darinn, daß sie dem Könige die alten Nachrichten vorlesen musten, welche die Thaten und Unternehmungen großer Männer enthielten. Dieses könnte allein beweisen, daß bereits zu Moses Zeiten geschriebene Geschichtbücher gewesen sind, wie schon Augustin in seinen Büchern von der Stadt GOttes, und in seinen Fragen über das 1 B. Mos. geglaubt hat. Doch ich will hierinn niemand als dem Moses selbst glauben. Führet er nicht in seinem vierten Buche die Geschichte von den Kriegen des HErrn an, welches die zur Zeit Abrahams waren, wie Hugo von S. Victor bemerkt? Ich weiß wohl, daß die Hebräer dieser Stelle einen prophetischen Verstand beylegen, und daß sie behaupten wollen, Moses habe

be Bücher angeführt, die er weissagte, und Kriege, die er voraus gesehen. Aber diese Erklärung ist gar nicht sicher genug. Josephus will uns überreden, daß, als die Kinder Seth von ihren Vorfahren vernommen, Adam hätte zwo Verwüstungen der Welt geweissagt, eine durch Feuer, die andere durch Wasser, so hätten sie zwo Säulen, eine von Stein, die andere von Thon, aufrichten lassen, worauf sie die Nachrichten und Ueberlieferungen ihrer Väter eingegraben, und die zum Trotz des Wassers und Feuers hätten dauren sollen. Aber ich besorge, diese Säulen des Josephus sind eben so fabelhaft, als die Säulen des Herkules. Was die Eitelkeit der Aegypter betrifft, die sich rühmten, die Astrologie seit mehr als hunderttausend Jahren zu wissen, so beruhet sie blos auf ungestraften Lügen und auf den Irrthum, den sie von der Ewigkeit der Welt hegten. In Ansehung der Chineser aber ist es fast erwiesen, daß sie Geschichtbücher haben, die die Bücher Mosis über fünfhundert Jahre an Alter übersteigen, und die um die Zeiten Abrahams geschrieben sind. Sehen Sie, mein Herr, Antiquität genug. Glauben Sie davon,

von, was ihnen gefällt; wenn Sie nur glauben, daß ich bin ꝛc. ꝛc.

Vier und funfzigster Brief.

Von den Eigenschaften eines Geschichtschreibers und von der Hochachtung, die man unter allen Nationen und zu allen Zeiten dafür gehabt hat.

Es ist eine wichtigere Beschäftigung, meine Herren, als man gemeiniglich glaubt, eine Historie zu schreiben, und man hat nicht ohne Grund gesagt, daß die, welche die Unsterblichkeit geben, sie selber verdienen müssen, und daß der, welcher die grossen Tugenden beschreibt, auch in seiner Art so gut ein Held seyn müsse als es diejenigen gewesen sind, die sie ausgeübt haben. Das ganze Alterthum ist darum unschlüßig gewesen, wem diese Sorge eigentlich zukommen sollte. Dionys von Thracien und

Ascle-

Asclepiades waren der Meynung, da die Historie einen Theil der Philologie ausmachte, so gehörte sie eigentlich für die Gramattiker. Catulus verlangte, daß sich nur der Redner damit beschäftigen sollte, aber so ein vollkommener Redner, als er in der Vorstellung eines seiner Freunde war. Ein wohlbelebter witziger Mensch behauptete bey dem Lucian, daß den Aerzten diese Sorge zukäme, vielleicht, weil sie als Aesculaps Söhne von ihm die Kunst gelernt hätten, die Todten wieder lebendig zu machen, und diejenigen dem Grabe zu entziehen, die ihre Tugenden hätten unsterblich machen sollen, oder weil sie Enkel des Apollo wären, daß sie alle Geheimnisse der Beredsamkeit wissen müsten. Aber ein Weiser machte ihm dieses Recht streitig, welches er den Philosophen zusprach, weil die Historie ein Werk von einer großen Unterscheidungskraft und vieler Sorgfalt wäre, so müste die Weisheit in denen herrschen, welche sie verfertigten, und daß eben dasselbe Temperament die Geschichtschreiber und die Philosophen machte. Vielleicht ist es nicht weniger wahr, daß die Feldherren und die Staatsleute die gebohrnen Geschichtschreiber ihrer Handlungen

sind, oder der Handlungen von ihres gleichen, weil sie berechtigt sind, die Absichten anderer zu erforschen, oder die ihrigen zu wissen, und weil sie die Kenntnis sowohl als auch die ausübende Erfahrung der Politik besitzen. Aus Mangel der Einsicht in die Wichtigkeit einer solchen Beschäftigung, hat man auf die Historie große Unternehmungen gemacht: Soldaten, Staatskluge, Philosophen und Redner, Aerzte und Grammatiker, Geistliche und sogar Damen, haben sich ohne Unterschied mit dem Schreiben abgegeben. Sie haben sich vielleicht eingebildet, daß dies eine Kunst ohne Feinheit wäre, daß man weiter nichts brauchte zu wissen, als zu denken und zu dictiren, daß jedermann zu einem Geschichtschreiber vernünftig genug wäre, und daß wir alle von Natur beredt genug wären, Erzählungen und Nachrichten zu machen. Ich weiß wohl, daß dergleichen Geschichtbücher nicht viel Mühe kosten, die nur eine unverdaute Menge von zusammengerafften Begebenheiten in sich fassen, und weil sie weder die nöthige Ordnung noch Unterscheidung besitzen, weder ihren Verfassern noch ihren Helden viel Ehre machen. Aber wenn es darauf ankömmt, in die Geheim-

nisse

nisse der Politik zu dringen, von Rathschlägen zu urtheilen, über die Aufführung großer Männer scharfsinnige Anmerkungen zu machen, und Historien zu schreiben, die den Schriftsteller überleben, und, nach dem Ausdruck des Thucydides, ein beständiger Besitz des Ruhms sind; so stimme ich dem Lucian bey, daß nichts so viel Kunst, so viel Sorgfalt und Klugheit erfordert. Die gesittesten und vernünftigsten Völker haben darum auch dieses Amt nur denen aufgetragen, die eine bekannte Klugheit in den Staatssachen groß gezogen hatte, und die durch eine unumschränkte Würde ihren Republiken ehrwürdig wurden.

Wenn das jüdische Volk, welches die Schrift das erstgebohrne, das auserwählte, das heilige Volk nennt, andern Völkern zur Bewunderung oder zum Schrecken war, so verlangte GOtt, welcher seine Wohlthaten über dieses Volk ausbreitete, auch Erkenntlichkeit von ihm; er ließ sie überwinden, aber er wollte zugleich für den Urheber ihrer Siege erkannt seyn, und theilte ihnen seine Wohlthaten mit der Bedingung zu, daß sie sie nie vergessen sollten. Er befahl ihnen anfänglich sie in ihren Familien durch eine beständige Ueberlieferung bekannt zu machen;

er wollte, daß die ersten Unterweisungen, die man den Kindern geben würde, Entdeckungen von der Hülfe GOttes, und von der Tapferkeit ihrer Väter seyn sollten; daß die Alten ihren Enkeln, wie Familien Geschichtschreiber die Wunder ihrer Nation erzählen sollten, daß unter den Israeliten gleichsam eine lebendige Historie und eine fortgesetzte Nachricht durch alle Folgen der Geschlechter seyn möchte — Als er sich darauf der Welt mittheilen, und die Wunder seiner Macht und Weisheit auch auswärts bekannt machen wollte, so erwählte er den Moses zum Geschichtschreiber der Schöpfung; er wollte, daß er allen Jahrhunderten die ersten Wirkungen seiner sichtbaren Vorsehung in der Entstehung der Natur beschreiben sollte. Um ihn zu diesem Amte vorzubereiten, so ließ Er zu, daß er als ein Prinz an dem Hofe des Königs erzogen wurde, daß er in seiner Kindheit in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet ward, und Er erwählte den zum Geschichtschreiber seiner Macht, den er zum Gesetzgeber seines Volks erwählt hatte, den Bezwinger der Tyrannen, und gleichsam den Herrn der Natur. Josua, der ihm in dem Regimente nachfolgte, war auch in der

Ge-

Geschichtbeschreibung sein Nachfolger, und hernach ward diese Sorge Helden, Propheten und Hohenpriestern anvertraut; Joseph selbst, welcher ihr letzter Geschichtschreiber zu den Zeiten Vespasians und Titus war, stammte von Priestern und Fürsten in Israel her, und verdiente sein Amt durch seine Geschicklichkeit und durch die Würde seiner Vorfahren.

Die Aegypter hatten nicht weniger Hochachtung für diejenigen, welche die Geschichte ihrer Nation beschreiben sollten. Diodor berichtet uns, daß die zwote Würde unter ihnen das Priesterthum war, und daß die Priester nach den Königen die vornehmsten waren, sowohl weil sie Diener der Götter, als auch die ersten Räthe des Fürsten, und die gemeinen Lehrer aller Wissenschaften waren. Es war darum auch bey ihnen ein heiliger und unverletzlicher Gebrauch, die Einkünfte, welche der König von den Abgaben und Auflagen zog, in zween Theile zu theilen, wovon die eine Hälfte zum Dienst der Opfer und zum besonderen Unterhalt der Priester aufbehalten war: die andere Hälfte aber in die Kasse des Fürsten kam, und für die Nöthen des Staats bestimmt war. Diese durch

ihre Verrichtungen, durch ihre Würde und Alter ehrwürdige Männer, die durch eine große Kenntnis der Gestirne die Decken der Zukunft enthüllten, und die durch ihre Opfer von dem guten oder schlimmen Erfolge der Unternehmungen ihrer Beherrscher urtheilten; diese Männer, sage ich, hatten die Sorge auf sich, die öffentlichen Nachrichten zu sammlen, zu verfertigen, und als ein anvertrautes Heiligthum zu bewahren, um daraus bey Gelegenheit Erinnerungen und Beyspiele für die Aufführung ihrer Fürsten zu ziehen. Dies bewog den Herodot nach Aegypten zu reisen, und die Priester des Vulcans und der Sonne zu besuchen, um verschiedene Geheimnisse zu erfahren, die er zur Ordnung und Einrichtung seiner Historie für nöthig erachtete.

Glauben Sie, daß die Perser weniger Neugierde und weniger Ehrerbietung für die Historie gehabt haben? Das Buch Esther berichtet uns, daß, als der König Ahasver des Nachts einmal nicht schlafen konnte, so habe er sich die Jahrbücher der vergangenen Zeiten bringen lassen, entweder um seine Unruhe durch eine angenehme Lesung zu stillen, oder in einer Zeit beschäftigt

zu

zu seyn, die er zur Ruhe bestimmt hatte, und einigen Nutzen von seinen Nachtwachen zu haben, wie Joseph bemerket. Als dieser Fürst die Verschwörung der Verschnittenen entdeckt, und sowohl für die Bestrafung ihrer Verbrechen, als auch für die Sicherheit seiner Person gesorgt hatte; so ruhete er nicht, bis er diese Unternehmung in die Geschichtbücher hatte eintragen lassen; er lies die Nachricht davon in seiner Gegenwart aufsetzen, und wollte sie selber in sein Tagebuch schreiben, indem er also mit eben der Hand, welche den Zepter führte und Siege erfocht, die Geschichte beschrieb.

Die Griechen sind in Ansehung der Historie Barbarn gewesen, und Tatian wirfft ihnen ihre Nachläßigkeit vor, die sie gegen die Geschichte ihrer Nation bezeigt haben. Daher kömmts, daß diejenigen, welche sich nachgehends unterfangen haben, uns ihre Handlungen und Gebräuche zu erzählen, ihre Bücher mit vielen Fabeln und Unwahrheiten angefüllt haben, weil sie keinen Grund der Wahrheit fanden, und daß sie oft ihrer Einbildung und ihrem Gutdünken den Lauf gelassen, wo sie keine Bürgen und Zeugnisse vor sich sahen. Die Römer sind ordent-

deutlicher gewesen; sie haben eingesehen, daß die großen Handlungen Exempel für alle Jahrhunderte sind; daß die Nachwelt sich aus den Tugenden ihrer Vorfahren unterrichten muß, und daß es für die Wohlfarth der Staaten wichtig ist, eine öffentliche Fortpflanzung der geschehenen denkwürdigen Sachen zu erhalten. Das Amt, die Jahrbücher zu schreiben, gaben sie ihren Pontifen, die sie öffentlich bekannt machten; und durch die Treue sowohl, die sie in ihren Berichten beobachteten, als auch durch die Ehrerbietung, die man für ihre höchste Würde hegte, bekamen diese Nachrichten fast eben das Ansehen, wie Heiligthümer. Viele vornehme Personen hielten diese Beschäftigung ihrer würdig; und **Cornelius Nepos** beklagt sich in seinem Buche von berühmten Rednern, daß ein Freygelassener des **Pompejus** sich unterstanden hätte, eigenmächtig ein Amt zu übernehmen, das nur den vornehmsten und vortrefflichsten römischen Bürgern zukäme.

Die Kirche, die von dem Geiste GOttes erleuchtet und beseelt war, und von ihrer Geburth an eine heilige Politik beybehalten, hat anfänglich Geschichtschreiber von dem Leben des Heilandes

landes gehabt, sie hat die Thaten und Wunder der Apostel beschreiben lassen, sie hat in den folgenden Zeiten Schriftsteller ernennt, welche die Exempel der Treue und Standhaftigkeit beschreiben musten, die die Märtyrer in den Verfolgungen der Tyrannen gegeben hatten. Diese Nachrichten wurden so gewissenhaft bewahret, daß der heilige Antherus lieber sterben, als sie den Ungläubigen verrathen wollte, und er ward ein Märtyrer, um die Geschichte der Märtyrer zu erhalten. Die andern Kirchen ahmten der römischen Kirche nach, wo die Notarien, welche die Kirchengeschichte beschrieben, sogar den Rang über die Bischöfe bis zur Zeit Pius des Zweiten, gehabt haben. Der Pabst Leo der Zehnte vermehrte ihre Anzahl von sieben bis auf zwölfe, er gab ihnen große Privilegien, und denjenigen Rang, den sie noch jetzt am römischen Hofe haben, wo sie gewissermaßen noch ihr altes Amt verwalten, und den Versammlungen über die Fortpflanzung des Glaubens beywohnen.

Sehen Sie, mein Herr, so hoch hat man allezeit diejenigen geschätzt, die die Historie beschrieben haben. Wenn man heut zu Tage eben

die Sorgfalt hätte, so würden wir nicht so viele unnütze Bücher, nicht so viele tode Historien und Nachrichten sehen, die wie Leiber ohne Seelen, gar keine großmüthige Empfindung einflößen, und nicht viel mehr werth sind, als jene frostigen und verdrüslichen Zeitungen, welche nichts anders als wöchentliche Verfolgungen sind. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Fünf und funfzigster Brief.

Von eben demselben an einen unglücklichen Freund.

Ich habe mit vielem Mißvergnügen vernommen, daß Sie einige tausend Thaler auf einem Schiffe verlohren haben, welches ein unbarmherziger Seeräuber mit den kostbarsten Gütern des Herrn Cardinals **Gualterio** weggenommen hat. Ich weiß nicht, ob diese Nachricht so gewiß ist, als man mir versichert hat; aber sie ist in der That sehr unangenehm. Nicht, als ob ich nicht wüste, daß Sie über einen solchen Verlust erhaben sind, und daß dergleichen

gleichen Zufälle Sie nicht sehr beunruhigen und verwirren können, da es Ihnen in Ihren Umständen weder an Mitteln noch Rettungen fehlt. Aber ich kenne auch die außerordentlichen Kosten, die man zu einer neuen Einrichtung machen muß, so viel Vermögen und Hülfe man immer haben kann, insonderheit, wenn man vornehm lebt, und einer Stadt Ehre macht, wie Sie der ihrigen machen. Verzeihen Sie mir, wenn ich also diese Ueberlegung mache und so frey bin, Ihnen als Ihr Diener und Nachbar eine gleiche Summe, wie die verlohrene gewesen ist, anzubieten, bis Sie indessen diesen Schaden wieder ersetzt und Ihre Umstände verbessert haben. Sie würden mir nicht so sehr verbunden seyn, als ich Ihnen, wenn Sie meinen guten Willen annehmen, und daraus mein Zutrauen und die aufrichtige Ehrerbietung erkennen wollten, mit welcher ich bin ꝛc. ꝛc.

Sechs und funfzigster Brief.

Von eben demselben.

Ich übersende Ihnen das, was Sie mir in Ihrem Briefe zu bezeichnen die Ehre erwiesen haben. Vielleicht glauben Sie, daß ich Ihnen ein Vergnügen erweise: Nein, denken Sie vielmehr, daß ich das Vergnügen erhalte, und daß die vornehmste Verbindlichkeit diejenige ist, die ich gegen Dero Zutrauen habe. Es würde mir sehr nahe gegangen seyn, wenn mir ein anderer wäre vorgezogen worden, weil ich sowohl schon mein erworbenes Recht über diese Angelegenheit hatte, als auch, weil niemand mit größerer Hochachtung und Ergebenheit seyn kann ꝛc. ꝛc.

Sieben und funfzigster Brief.

Von eben demselben an den Herrn le Pelletier über die Schwachheiten des Alters.

Mein Herr,

Der Besuch, den ich dem Herrn von Uzez gegeben habe, welcher vor kurzer Zeit in unserer Provinz angekommen ist, hat mich aufgehalten, Ihren Brief zu beantworten. Ich sehe, daß Sie Ihre Einöde zu Villeneuve verlassen haben, ehe die Jahrszeit auf dem Lande zu weit fortgerücket ist. Man muß eine schwache Gesundheit schonen; die Luft zu Paris ist nicht so subtil, man kann da geschwindere Hülfe haben, und wenn man sich dem Patriarchenalter nähert, so muß man sich unter die Sorgfalt einer Familie begeben, und von seinen Kindern die Früchte einer guten Erziehung, die man ihnen gegeben hat, empfangen. Das Vertrauen, welches Sie mir von Ihrem jetzigen Zustande machen, in welchen Sie die Last der Jahre versetzt,

setzt, würde mich noch mehr rühren, wenn Sie sich nicht so gut darüber ausdrückten, und wenn ich nicht dadurch noch allen Ihren Verstand in Ihrem Briefe, und in denen, die mir der Herr von M** mitgetheilt hat, erblickte. Aber bey dem allen ist Ihre Sorge vernünftig; alles, was zu seinem Ende nahet, nimmt nothwendig ab; die Munterkeit vergehet, die Sinnen nutzen sich ab, der Geist wird mit dem Leibe schwächer; das Feuer, das uns beseelet, verlöscht unvermerkt, und die Vernunft erlieget eben sowohl bisweilen, wie die Sinnen, unter den Schwachheiten des Alters. Diejenigen, die wie Sie allezeit ein geschäftiges Leben geführet haben, die mit wichtigen und mühsamen Arbeiten beschweret gewesen sind, die das Anliegen des Staats so gut wie ihrer Familie zu Herzen genommen haben, die lebhaft von den gegenwärtigen Unglücksfällen und elenden Zeiten des Vaterlandes gerühret sind; diese, sage ich, haben freylich zu besorgen, daß die Anwendung und der Gebrauch, den sie von ihrem Verstande gemacht haben, endlich darinn eine Ermattung verursachen möchten. Die Natur höret auch oft von selbst auf. Ein so glückliches

Alter,

Alter, das sich bis ans Ende aufrecht erhält, und wo die Zeit nicht dem Menschen einen Theil seiner selbst raubet, ist rar; und jener Segen, den Moses aussprach: Dein Alter sey wie deine Jugend, erneuert sich seit der Zeit nicht oft. Sie und ich, mein Herr, haben Leute gesehen, deren Weisheit und feines Urtheil man hochgeschätzt hatte, und die, nachdem sie die vornehmsten Bedienungen und Geschäfte des Reichs verwaltet, den Rest ihres Lebens in einer erbarmenswürdigen Unempfindlichkeit, ohne Vernunft und Einsicht, sogar bis auf die Vergessung ihres eigenen Namens, hingeschleppt haben. Ich gestehe, daß es eine Demüthigung ist, wenn man diese Art eines lebendigen Todes fühlt, oder vorher sieht. Der Mensch macht nie einen mitleydenswürdigern Anblick, als wenn er anfängt, wieder in sein Nichts hinein zu gehen. Der natürliche Tod ist die Strafe der Sünde; der bürgerliche oder moralische Tod ist die Buße davon. Man muß sich dazu gelassen finden, wenn man ihn herankommen sieht, und in der Gefahr, GOtt nicht mehr mit Freyheit dienen und ihn loben zu können, ihm seine Unthätigkeit und einsame Stille aufopfern. Hernach muß

man

man sich über alles trösten. Der Apostel lehret uns, daß, wir leben oder sterben, wir des HErrn sind. Wir müssen glauben, daß alles Leyden so wie aller Trost von ihm herkömmt, und daß es allezeit etwas gutes ist, daß sein Wille an uns erfüllt werde. Indem er uns das entziehet, was zu seiner Erkenntniß und zu seinem Dienste beförderlich ist, so entzieht er uns zugleich das, was uns verführen könnte, ihn zu beleydigen. Diese Entkräftung, die Sie glauben an sich wahrzunehmen, ist ein Merkmal Ihrer Aufmerksamkeit gegen sich selbst. Es ist nicht erstaunlich, daß Sie einige Veränderung und Abnahme der Kräfte fühlen, daß Ihre Einbildungskraft kalt wird, daß Ihr Eifer nachläßt, daß Ihr Gebät nicht mehr so inbrünstig ist, daß Ihre Gedanken und Handlungen nicht mehr so lebhaft sind, und daß der kränkliche Leib die Seele wie eine schwere Last drücket. Sie nähern sich diesem betrübten Punkte des Lebens, worinn nichts als Mühe und Schmerz ist, wie die Schrift sagt. Die Betrachtung, die wir beyde zu machen haben, mein Herr, (denn auf zwey oder drey Jahre nachgerechnet, sind wir in gleichem Falle) ist diese, daß wir uns auf der

Neige des Alters als Diener ansehen, die unbrauchbar werden, und daß wir uns die Stunden, die uns GOtt läßt, zu nutze machen, ehe die Nacht kommt, wo man, wie die Schrift sagt, nichts mehr für sein Heil wirken kann. Lassen Sie uns eilen, ihm Kenntnisse und Neigungen zu opfern, die alle Tage verbrauchter seyn werden, und Ihn bitten, daß wenn Er uns noch vor unserm Tode mit der Entziehung der zeitlichen und geistlichen Annehmlichkeiten des Lebens strafen will, er wenigstens in unsern bekümmerten Herzen einen Grund von Religion, Glauben, Demuth und Gedult erhalten wolle. Das ist ein Segen und eine Gnade des Himmels für Sie, daß Sie mitten unter Ihrer Familie leben, geehrt und geliebt von Ihren Kindern, die Ihre Leyden erträglicher machen, und selbst Ihre Schwachheit ehren werden, und die von Zärtlichkeit, kindlicher Liebe und Begierde Ihren Rest des Lebens zu verlängern gerührt, eben die Sorgfalt für Ihr Alter bezeigen werden, die Sie für ihre Kindheit getragen haben.

Ob ich gleich weiß, daß Sie meine Lehren entbehren können, und daß ein gründlicher, ruhiger Verstand wie der Ihrige nicht leicht einem

solchen Verfall unterworfen ist, so habe ich Ihnen doch gerne gehorchen wollen, mein Herr, und auch hierdurch bezeigen, mit welcher Ergebenheit ich bin ꝛc. ꝛc.

Nismes, den 9. Nov.
1709.

Acht und funfzigster Brief.

Von Racine an Boileau. *)

Die Frau von Maintenon hat mir diesen Morgen gesagt, daß der König unsere Pension auf viertausend Franken für mich, und auf zweitausend für Euch, gesetzt hätte. Es versteht sich, daß unsere Pension, die wir als Gelehrte bekommen, nicht mit darunter be-

*) Racine und Boileau waren vertraute Freunde. Ihr Briefwechsel bezieht sich auf zu viel Umstände, die aus der damaligen Geschichte und aus ihrem Privatleben erläutert werden müssen, als daß ich hier mehrere hätte einrücken sollen. (Lettres de *M. Racine* 12. Lausanne 1747.) Diese beyden werden unterdessen nicht die schlechtesten darunter seyn.

begriffen ist. Ich habe ihr sehr für Euch so-
wohl als mich, gedankt. So eben habe ich
auch dem König dafür Dank gesagt. Es kam
mir vor, als wenn es ihm etwas leyd that, daß
es nicht genug wäre. Allein ich habe ihm ver-
sichert, daß wir völlig zufrieden wären. Ich
habe noch mehr Eurentwegen geredet, als für
mich, und dem König gesagt, daß Ihr Euch die
Freyheit nehmen würdet an ihn zu schreiben, und
ihm zu danken, weil Ihr Euch nicht getrautet
ihm durch Eure Gegenwart zum Lautreden be-
schwerlich zu seyn. *) Ich habe mit diesen Wor-
ten gesagt: „Sire, er hat mehr Witz als je-
„mals, mehr Eifer für Ew. Majestät, und mehr
„Begierde für Dero Ruhm zu arbeiten, als er
„jemals gehabt hat.„ Ihr sehet endlich, daß
die Sachen so eingerichtet worden sind, als Ihr
es selbst gewünscht habt. Es thut mir unter-
dessen wahrhaftig leyd, daß es scheint, daß ich
hiebey mehr gewinne, als Ihr. Allein außer
den Unkosten und Reisebeschwerlichkeiten, da-
von Ihr zu meinem Vergnügen befreyt seyd,
kenne Ich Euch so edel und so freundschaftlich,
daß ich versichert bin, Ihr würdet mir aus gu-

*) Boileau war etwas taub.

tem Herzen noch mehr gönnen, als das. Ich werde sehr vergnügt seyn, wenn Ihr es in der That seyd. Ich hoffe Euch bald wieder zu sehen. Ich halte mich hier auf, um zu sehen, auf was für eine Art die Sache ihren Lauf nehmen wird: denn man hat mir noch nicht gesagt, ob es durch einen Bestellungsbrief, oder ordentlicher Weise durch eine Anweisung an die Kasse geschehen wird. Ich bin ganz der Eurige. Neues giebt es hier jetzt eben nichts. Man redet von nichts als von der Reise, und jedermann ist nur mit seinen Einrichtungen dazu beschäftigt. Ich rathe Euch vier Zeilen an den König, und eben so viel an die Frau von Maintenon zu schreiben, die sich gewiß allezeit mit vieler Freundschaft um alles bekümmert, was Euch angehet. Schickt mir Eure Briefe mit der Post oder durch Euren Gärtner, wie Ihr es für gut finden werdet.

Neun und funfzigster Brief.

Antwort von Boileau.

Seyd Ihr nicht klug mit Euren Complimenten? Wisset Ihr nicht, daß ich es bin, der die Sache beynahe auf die Art so vorgeschrieben hat, als sie geschehen ist? Und könnt Ihr wohl zweifeln, daß ich nicht vollkommen mit einer Sache zufrieden seyn sollte, darinn man mir alles giebt was ich verlange? Alles gehet aufs beste von der Welt, und ich freue mich noch mehr Eurentwegen, als um meinetwillen. Ich schicke Euch zween Briefe, die ich nach Eurem Rath schreibe, einen an den König, und den andern an die Frau von Maintenon. Ich habe sie ohne Concept geschrieben, und ich habe hier keinen Rath bey mir. Ich bitte Euch also zu untersuchen, ob sie so beschaffen sind, daß sie können übergeben werden, damit ich sie ändern kann, wenn Ihr sie nicht gut finden solltet. Ich schicke sie Euch deswegen ganz offen und unversiegelt; und gesetzt, daß Ihr es für gut finden solltet, sie zu übergeben,

so seyd so gütig und setzet Euer Pettschaft darauf. Ich werde heute Madame Racine besuchen, um ihr zu gratuliren. Lebet wohl: Ich bin ganz der Eurige. Ich empfieng erst gestern Abend spät Euren Brief, und ich schicke Euch meine drey Briefe um acht Uhr mit der Post. Mir deucht, das ist Fleiß genug für den faulsten unter allen Menschen. Nicht wahr?

Paris, den 9ten April,
1684.

Sechzigster Brief.

Von Racine an seinen Sohn. *)

Der Herr von Bonnac wird Euch von unserem Befinden Nachricht geben, da er uns oft die Ehre seines Besuchs gegönnt, und auch einigemal bey uns mit der kleinen

*) Dieser Brief zeigt den zärtlichen Racine in seiner Familie, wie offen sein Herz für die häußlichen und geselligen Freuden des Lebens war, und wie sehr er sich für seiner Kinder Glück be-

nen Familie gespeist hat. Er wird Euch sagen können, daß sie recht munter ist, bis auf Eure Schwester, die noch immer mit ihren Kopfschmerzen geplagt ist: ich bedaure sie sehr, das arme Mädgen, und eben dieses verursacht auch ihre Unentschlossenheit, was für einen Stand sie ergreifen soll. Ich thue mein möglichstes, sie aufzumuntern; aber wir führen eine so eingezogene Lebensart, daß sie bey uns eben nicht viel Veränderung haben kann. Sie behauptet, daß sie gar keine Lust hat die Welt zu sehen; sie findet fast nur im Lesen ihr einziges Vergnügen, und alles übrige rühret sie wenig. Die Zeit, daß Nanette ihr Klostergelübde thun will, rückt heran, und sie wartet mit Ungedult darauf. Babet bezeigt eben so viel Begierde; aber wir haben uns entschlossen, sie nicht länger als ein Jahr im Kloster zu lassen; hernach werden wir sie wieder zu uns nehmen, um ihren Beruf gehörig zu prüfen. Janchon will nach ihrer Schwester Nanette reisen, und spricht fast von nichts anders. Ihre kleine Schwester

bemühte. Der junge Racine war damals bey dem französischen Abgesandten im Haag, und dieser Brief ist einer von den letzten an ihn.

bezeigt sich nicht so ungedultig, uns zu verlassen, und scheint mir viel Geschmack für die Welt zu haben: sie urtheilt von allen Dingen mit einem Verstand, darüber Ihr Euch verwundern würdet, und vexirt alle Leute, weswegen ich oft mit ihr zu thun habe. Ich meyne Euren kleinen Bruder künftiges Jahr bey den Herrn **Rollin** zu bringen, welchem der Herr Erzbischof die jungen Herrn **von Noailles** anvertraut hat. Herr **Rollin** hat seine Wohnung im Collegio von **Laon** genommen. Unser Nachbar wollte seinen Sohn auch dahin bringen; aber man hat den jungen Menschen allzuwild befunden, worüber sich der Vater sehr ärgert.

Ich werde oft von allen unsern Freunden eurentwegen gefragt, und von verschiedenen Officieren der Garde. Nur der Herr B. scheint mir sehr majestätisch zu seyn; ich weiß nicht, ob er es aus Gleichgültigkeit oder aus Blödigkeit ist.

Der Herr von **Bonnac** wird Euch sagen, wie viel Freundschaft Herr **Despreaux** für Euch bezeugt hat. Er ist glücklich, wie ein König in seiner Einöde, oder vielmehr in seinem Gasthofe zu **Autevil**: Ich nenne es so, weil kein

Tag

Tag vorbeygeht, da er nicht eine neue Schmausgesellschaft bey sich hat, und oft kennet keiner den andern darunter. Er ist glücklich, daß er sich so in alle Leute schicken kann. Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich würde das Haus schon hundertmal verkauft haben.

Was unsere akademische Neuigkeiten betrifft, so will ich Euch sagen, daß der arme Herr Boyer in seinem drey und achtzigsten oder vier und achtzigsten Jahre gestorben ist. Man will wissen, daß er in seinem Leben mehr als zwanzig tausend Verse gemacht hat: Ich glaube es, weil er sonst fast nichts anders that. Wenn es Mode wäre, wie unter den Römern, die Todten zu verbrennen, so hätte man ihm eben die Leichenbestattung machen können, wie jenem Cassius, der zu seinem Scheiterhaufen nichts weiter brauchte, als seine eigene Werke, wovon man ein sehr schönes Feuer machte. Der gute Herr Boyer ist sehr christlich gestorben: wobey ich Euch im vorbeygehen sagen will, daß ich dem Gedächtnis der Chammelay eine Ehrenerklärung schuldig bin, die mit ganz guten Gedanken gestorben ist, nachdem sie vorher der Comödie entsagt hatte; aber sie soll sehr ungern gestor-

ben seyn: wenigstens hat mir Herr Despreaux so gesagt, der es von dem Priester zu Autevil gehöret, welcher in ihrer letzten Krankheit bey ihr gewesen; denn sie ist zu Autevil gestorben. Ich glaube, daß der Abt Genest an Boyers Stelle kommen wird: Er macht zwar nicht so viele Verse als er; aber er macht sie viel besser.

Ich glaube nicht, daß ich die Reise nach Compiegne thun werde, da ich in meinem Leben Truppen und Campements genug gesehen habe, um gegen diese Versuchung unempfindlich zu seyn. Ich will mich für die Reise nach Fontainebleau spaaren, und mich in meiner Familie ausruhen, bey welcher ich lieber bin, als jemals. Der Herr von Torcy scheint mir voller Gütigkeit gegen Euch; und ich bin versichert, daß er Euch Merkmale davon geben wird. Der Herr von Noailles wird sich auch ein Vergnügen daraus machen, Euch bey Gelegenheit zu dienen: und ihr werdet leicht begreifen, daß ich diese Gelegenheiten nicht aus der Acht lassen werde, da mich sonst nichts mehr bey Hofe zurückhält, als die Begierde, Euch in den Stand zu setzen, daß Ihr meiner daselbst entbehren könnet. —

Der

Der Herr von Bonnac will so gütig seyn, dreißig Pistolen für Euch mitzunehmen. Ich wollte ihm, nach der großen Idee, die er uns von Eurer Oeconomie gemacht hat, vierzig mitgeben. Aber Eure Mutter hat die Summe gemindert, und glaubt, daß dreißig genug wären. —

Meine Gesundheit ist Gottlob ziemlich; aber die Hitze hat mich sehr matt gemacht, und ich merke wohl, daß die Zeit herankömmt, da man an den Abzug denken muß. —

Ich habe an Euch eine Eigenschaft bemerkt, davon ich sehr viel halte: nämlich daß Ihr sehr gut Scherz versteht, wenn andere, als ich, über Eure kleinen Fehler mit Euch zu thun haben. Aber es ist nicht genug, daß man die kleinen Spöttereyen, als ein Mensch, der zu leben weiß, aufnimmt; man muß sie sich auch zu nutz machen. Wenn ich Euch mein Exempel anführen dürfte, so würde ich Euch sagen, daß ich unter die Dinge, die mir am meisten genützt haben, dieses rechne, daß ich meine Jugend mit einer Gesellschaft von Leuten zugebracht habe, die sich einander recht gerne die Wahrheit sagten, und sich über ihre Fehler fast gar nicht schonten: ich

war

war sorgfältig genug, mich von den vielen Fehlern zu befreyen, die man an mir fand, und die mich für den Umgang der Welt hätten sehr ungeschickt machen können.

Ich hätte bald vergessen, Euch zu sagen, daß ich befürchte, Ihr möchtet ein allzustarker Bücherkäufer werden. Ausser, daß die Menge nur zur Zerstreuung dient, und von einer Wissenschaft zur andern herum zu springen, die oft zu nichts nütze ist; so möchtet ihr selbst die Gewohnheit bekommen, Euch zu allem, was ihr fändet, die Lust ankommen zu lassen. Ich erinnere mich einer Stelle aus den Pflichten des Cicero, die Herr Nicole mir oft anführte, um mich von der Phantasie des Bücherkaufens abzuhalten, *non esse emacem, vectigal est.* Es ist eine große Einnahme, nicht zu viel Begierde zum Kaufen zu haben: Aber das Wort *emacem* ist sehr schön, und hat einen großen Verstand. —

Ein

Ein und sechzigster Brief.

*) Von Rousseau an den Freyherrn von Bretevil.

Ich habe den Brief erhalten, womit Sie mich den 4ten dieses Monats beehret haben. Der Herr Graf du Luc hat gewiß denjenigen nicht gesehen, den Sie ihm, wie Sie sagen,

*) Rousseau, der berühmte und unglückliche Dichter, welcher vollkommen von sich sagen konnte, daß er theils zu viel theils zu wenig bekannt wäre, hat durch seine Briefe, die der jüngere Racine nach seinem Tode herausgegeben, die widrigen Vorurtheile am besten widerlegt, die man durch Vorschub seiner Feinde wider seine Religion und seinen redlichen Charakter an den meisten Orten hegte. Ja mein Herr, schreibt Racine an einen seiner Freunde, Sie können davon völlig überzeugt seyn, Rousseau war ein ehrlicher Mann. Ich behaupte dieses öffentlich, seitdem ich die Briefsammlung gelesen, die Sie mir zugesendet haben. Er war eines Schuhflickers Sohn, und ob ihm gleich der berühmte Herr von Bar in seinen *Epitres diverse*

sagen, über diesen Gegenstand geschrieben haben, und worauf Sie noch eine Antwort von ihm

verses T. I. p. 66. deswegen einen Vorwurf macht, als ob er sich seiner Herkunft geschämt hätte, oder wenigstens nicht gerne davon gesprochen; so versichert doch **Racine** in dem Schreiben, das der Briefsammlung des **Rousseau** vorgesetzt ist, von den glaubwürdigsten Personen gehöret zu haben, daß er sich nie seiner Herkunft geschämt, sondern oft gesagt hätte, daß er von eben der Abkunft, als **Horaz**, wäre, und daß er seinen Vater keine andere als Freudenthränen gekostet, dergleichen diejenigen waren, wenn man ihm in den Häusern, wo er die Werke seines Sohns hinbrachte, über die Vortrefflichkeit derselben Glück wünschte. Wegen gewisser schändlicher Strophen, für deren Urheber man ihn hielt, die er aber noch auf seinem Todbette, in seinem Testamente, das er dem Herrn **Rollin** zeigte, völlig verleugnete, gerieth er in einen verdrüslichen Proceß, und wurde endlich gar aus Frankreich verwiesen. Er fand eine Zuflucht bey dem großmüthigen Grafen **du Luc**, welcher französischer Gesandter bey der Schweiz zu Solothurn war, und der ihn an den Wienerischen Hof führte, wo er die Gewogenheit des Prinzen **Eugen**, des Herzogs **von Aremberg** und anderer

hm und mir erwarten. Er muß am Pariß-
chen Postamte entweder ausgeschossen, oder
urch einen andern Zufall verlohren gegangen
seyn.

derer vornehmen Personen erhielt, die ihn hernach auch bey seinem Aufenthalt in Brüssel unterstützt haben. Unterdessen empfand er auch in diesen Gewogenheiten das abwechselnde Glück, und ohne den edelmüthigen Beystand seines Freundes, des Herrn Boutet zu Paris, an welchen ein großer Theil seiner Briefe geschrieben ist, würde er oft sehr übel daran gewesen seyn, zumal da er in seinen Actien bey der Ostendischen Compagnie alles eigene Vermögen verlohr. Er wurde unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, der dem Verwiesenen noch immer Gutthaten zufließen ließ, unvermuthet zurückberufen; aber noch unvermutheter schlug Rousseau das Anerbieten aus, weil er verlangte, daß seine Zurückberufung zugleich mit einer öffentlichen Rechtfertigung verknüpft seyn sollte. Er starb endlich unter mitleydswürdigen Umständen in seiner Verweisung zu Brüssel i. J. 1741. und im 70ten seines Alters. Ich verweise den Leser, mehrere besondere Umstände seines Lebens zu wissen, auf seine Briefe, von denen die hier eingerückten ihm Lust machen sollen, die übrigen zu lesen, die ohnedem einem jeden Liebhaber der schönen Wissenschaften lesenswürdig sind.

seyn. Ich will mich also damit begnügen, denjenigen zu beantworten, den ich von Ihnen wirklich empfangen habe. Ich will damit anfangen, mein Herr, daß ob ich gleich gar nicht gesonnen bin, mir die Bemühungen zu Nutz zu machen, die Sie ohne mein Vorwissen haben anwenden wollen, ich Ihnen deswegen doch eben so stark verbunden bin, weil der Grund, der Sie dazu bewogen hat, mir eben so angenehm ist, und Ihnen eben so viel Ehre macht. Ich will sogar bekennen, daß für einen, der sich schuldig befände, kein besser Mittel könnte ausgesucht werden, als welches Sie erwählt haben. Ich hoffe inzwischen, mein Herr, daß Sie mich nicht dafür betrachten, weil Sie mich Ihrer Hochachtung versichern. Ich würde mich in Gefahr setzen, dieselbe zu verlieren, wenn ich unglücklich genug wäre, mir die Wohlthat anzumassen, welche das Gesetz den Schuldigen anbietet. Schon seit fünf Jahren, da ich Ihnen ziemlich fleißig geschrieben, habe ich jederzeit diese Sprache gegen Sie geführet: Ich werde auch nie meine Gedanken hierinn verändern, und ich bin ganz unfähig dazu. Sie wissen vollkommen meinen

Willen in diesem Stücke. Der Herr Großprior und alle meine Freunde wußten ihn gleichfalls; und wie er mir die Ehre anthat, zu schreiben, daß er meine Zärtlichkeit billigte, und Sie mir berichteten, daß nichts vorgehen sollte, welches ich mißbilligen könnte, so bildete ich mir ein, daß meine Freunde ein Mittel ausfündig machen würden, entweder die Strafe auf den Schuldigen fallen zu lassen, oder ein Urtheil aufzuheben, welches mich um meinen ehrlichen Namen zu bringen suchet. Ich würde dieses nicht allein hiedurch nicht erreichen, sondern durch dieses Mittel, welches Sie mir vorschlagen, würde das Urtheil seine vorige Kraft empfangen, und meine Feinde würden neue Vortheile erhalten, die nur darauf warten, mir den Mund auf ewig zu stopfen, und mich zu allen Zeiten sprachlos zu machen. Wir wollen ihnen dieses Vergnügen nicht gönnen, mein Herr. Ich liebe zwar Frankreich: Aber ich liebe noch weit mehr meine Ehre, und was für ein Schicksal mir auch die zukünftige Zeit bereitet, so werde ich doch mit Philipp von Comines sagen: „GOtt betrübt mich; „er hat dazu seine Ursachen. Ich werde aber „allezeit die Bedingung unglücklich zu seyn, mit

„Standhaftigkeit derjenigen vorziehen, wo ich „mit Schande glücklich seyn soll.„

Bis hieher ist noch nichts versehen, wie Sie gütigst zu erwähnen belieben. Ich bitte Sie inständigst, nichts weiter in diesem Stücke zu unternehmen, und das von Ihnen ausgewürkte Königliche Rückrufungsschreiben zu unterdrücken. Ich bedanke mich tausendfach dafür gegen diejenigen, die es mir ertheilt haben; allein ich bin nicht von der Gattung, daß ich mich desselben bedienen sollte.

Ich habe Ihren Brief an den Herrn Grafen du Luc gelesen, welcher es mehr als zu wohl einsiehet, daß einem Manne von meinem Alter in dergleichen Dingen kein Rath zu geben ist. Ich ersuche Sie, gegenwärtiges Schreiben dem Herrn Großprior, und allen denen zu zeigen, die mir wie er, ihre schätzbare Gewogenheit bewiesen haben. Ich wiederhole übrigens hiemit nochmals, mein Herr, daß obgleich meine Begriffe in diesem Stücke von den Ihrigen sehr unterschieden sind, meine Denkungsart dennoch so beschaffen ist, wie sie seyn soll, und daß meine

Dank-

Dankbegierde vollkommen mit Ihren Wohlthaten übereintrifft. ꝛc. ꝛc.

Wien, den 21ten April,
1716.

Zwey und sechzigster Brief.

Von eben demselben an den Herrn Boutet.

Es ist überflüßig, einem so weisen Manne, als Sie sind, dasjenige zu wiederholen, was ich Ihnen so oft, in Ansehung meiner Gesinnungen nach Frankreich zurückzukehren, bezeugt habe. Sie wissen es alles, und Sie kennen mich hinlänglich, daß Sie mich keiner Veränderung fähig halten werden. Der Freyherr von Bretevil mag auch seine Anschläge noch so geschickt ins Werk gerichtet haben, die er mir mitgetheilt hat, so glaube ich dennoch, ohne die ihm schuldige Dankbarkeit zu verletzen, Ihnen erklären zu müssen, daß Sie alle in Ansehung meiner verlohren seyn werden, wenn es

etwas anders als meine gänzliche und hinreichende Rechtfertigung nach sich ziehet, wie sie ein ehrlicher Mann erwarten kann, der eine Beleydigung erlitten hat. Wenn dieses nicht möglich ist, so hat es ebenfalls seine völlige Richtigkeit, daß meine Freunde sich nicht besser für mich bearbeiten können, als wenn sie mich hierinn völlig verlassen. Ich bestrebe mich nicht nach Frankreich zurückzukehren, sondern den Betrug zu hintergehen, der mich anzuschwärzen gesucht hat, und mich in den Stand zu setzen, vor Menschen also zu erscheinen, wie ich einst vor dem höchsten GOtte zu bestehen gedenke. Ein jeder Entwurf, der hiemit nicht übereintrifft, würde mich entehren, und ich würde eher den Tod erdulten, als meinen Willen dazu geben.

Es würde mir zwar sehr angenehm seyn, zu Paris einer so angenehmen Gesellschaft, als der Ihrigen geniessen zu können: Aber auf den Fuß, wie man die Sache vorgenommen hat, muß man nicht weiter daran gedenken, und nach einer ganz veränderten Richtschnur handeln. Man wird mich hierinn nicht beschuldigen, daß ich unüberlegt handle. Sechs Jahre habe ich mit einer Gedult und einem Stillschweigen abgewartet,

davon

davon man bey einem von dem Glücke so unrechtmäßig verfolgten Menschen, wenig Beyspiele antreffen wird. Seitdem ich mich zu Wien aufhalte, habe ich keinen Vorschlägen Gehör gegeben, und mit einer für meinen Zustand unerhörten Gelassenheit das Ende der Bemühungen erwartet, womit meine Freunde mich hingehalten haben. Endlich aber ist es Zeit, daß ich einen Entschluß fasse. Ich habe ihn auch schon gefaßt, und weil mein Vaterland mich nicht gewollt hat, so mag man es mir nicht übel nehmen, daß ich mir für meine übrige Lebenszeit ein neues ausleſe.

Der Herr Großprior hat mir in dieser Sache so viel Redlichkeit und Gewogenheit erzeigt, daß ich ihm mein ganzes Leben hindurch eben so verbunden seyn werde, als wenn er mir wirkliche Dienste erzeigt hätte. Er hat ein unvergleichliches Herz, und in jedem andern Umstand wollte ich lieber sterben, als das Unglück haben, ihm zu mißfallen.

Meine Feinde haben keine Ursache, über meine vermeynte Gunst in Eifersucht zu gerathen; weil dieselbe nur etwas *) zuwege gebracht hat,

*) Das Zurückrufungsschreiben.

welches sie als einen vollkommenen Sieg betrachten würden, wenn mich der liebe GOtt so weit verliesse, daß ich dazu meine Einwilligung gäbe. Inzwischen ersehe ich aus dem Berichte, den Sie mir davon eingeschickt haben, daß die Reue und Furcht ihnen beständig zusetzet. Man kann gar leicht aus ihrer Aufführung, nach welcher sie allezeit auf mich ein wachsames Auge haben, genugsam einsehen, daß ihre Natur dadurch ungemein geschwächt werden muß, und daß sie sich beständig in einem gewaltsamen Zustande befinden müssen, so lange ich am Leben seyn werde. Dieses ist der Anfang der Züchtigung, welche GOtt an den Sträflichen dieses Lebens ausübet. Was mich betrifft, so lebe ich, obgleich mein Geschick mit vielen Verdrüslichkeiten umgeben und eines sehr ungewissen Ausganges ist, dem Himmel sey gedankt, ohne die geringste Unruhe, und ich bin niemals vergnügter gewesen.

Was meine Werke anlangt, so werden sie bereits zu Anfange dieses Monats bereit seyn zu erscheinen. Ich kann sie aber nicht zu Wien drucken lassen, und den Holländern möchte ich es nicht gerne auftragen. ꝛc.

Wien, den 30. März, 1716.

Drey und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Durch die Veränderung in den Finanzen und Bedienungen, die in Betrachtung der Stadthalterschaft der Erzherzogin vergeben worden, hat meine Beförderung von neuem einigen Anstoß bekommen. Dies ist eine ganz neue Regierung, deren Glieder ich vielleicht zu meinem Vortheile lenken könnte, wenn ich nicht ein anderes Vorhaben im Sinne hätte, dessen Ausführung mir vortheilhafter seyn kann, ohne dabey meine Freyheiten zu wagen. Ich habe nur 200. Pistolen Einkünfte. Das heißt gar wenig; allein es gehöret mir. Wenn ich nun dieses verdoppeln kann, ohne von jemanden abhängig zu seyn; so brauche ich nichts mehr, um mit gesetzter Gemüthsruhe dies Alter zu erwarten, welches mich bereits, obgleich etwas in der Ferne, bedrohet.

Was meine Angelegenheiten mit dem Prinzen **Eugen** betrifft, so will ich Ihnen dieselben nach ihrer natürlichen Beschaffenheit erzählen.

Wie ich von Wien abreißte, habe ich so gut mit ihm gestanden, als jemals. Seit meinem Hierseyn habe ich ihm geschrieben, und er hat mir auf gewöhnliche Art geantwortet: allein ich getröste mich doch nicht, so bescheiden ich mich auch in dem Handel des Grafen von Bonneval aufgeführt habe, daß die Freundschaft für den einen nicht der Freundschaft des andern Eintrag gethan hätte. *) Ich müste keine Menschen ken:

*) Dieser unglückliche Diensteifer macht dem Dichter viel Ehre. Er reiste bey den bekannten Händeln, die sich Bonneval durch seinen Jähzorn auf den Hals zog, in aller Eile nach Wien, um den Prinzen Eugen für seinen Freund zu erweichen. Der Prinz nahm es übel, daß sich Rousseau in dergleichen Sachen mischte, und für den Grafen das Wort reden wollte. Ich thue, was mir gebühret, sagte Rousseau, weil ich ihm mein ganzes Glücke schuldig bin. Er hat mich mit Ew. Durchlauchten bekannt gemacht, und Denenselben die gnädigen Gesinnungen eingeflößt, die Sie jederzeit für mich zu bezeugen geruhet haben. Der Prinz ließ sich nicht nur dadurch nicht bewegen, sondern bezeugte hernach auch wenig Neigung, ihm eine Bedienung in den Niederlanden zu verschaffen, die ihm

kennen, wenn ich anders urtheilte. Dies gehö-
ret zu den Fügungen des Schicksals, denen keine
menschliche Vernunft ausweichen kann, und al-
les, was sie dabey thun kann, ist dieses, daß sie
sich von allen Beschuldigungen frey macht. Ich
würde mir gewiß eine solche auf den Hals gezo-
gen haben, davon alles Meerwasser mich nicht
zu reinigen vermögend wäre, wenn ich dem Gra-
fen von **Bonneval**, dem ich tausendfach verbun-
den bin, und dem ich selbst die Bekanntschaft
mit dem Prinzen **Eugen** zu verdanken habe,
diese Pflicht versagt hätte. Er hat, ob er gleich
unsägliche Ursachen hatte sich zu beschweren,

ihm versprochen war, Er, der ihm, wie Rous-
seau selbst gesteht, zwey Tage vor der Peterwar-
deinischen Schlacht einen diamantenen Ring
von 4000 Livers schenkte, und außerdem noch ein
gewisses jährliches Gehalt gab. Man kann in-
dessen nicht eigentlich sagen, daß er in die Un-
gnade des Prinzen fiel, obgleich Rousseau sich
weigerte, die vierteljährige Besoldung, die er
ihm einige Monate nachher schickte, anzunehmen.
Ich schmeichelte mir, sagt er, es als ein
Freund zu bekommen; allein weil ich das
Unglück gehabt habe, seine Gewogenheit
zu verlieren; so will ich auch nicht weiter
an seinen Wohlthaten Theil nehmen.

niemals etwas als mit seinem unbedachtsamen Zorn versehen, welches ein ehrlicher Mann nicht als ein Laster betrachten muß. Ich habe es nicht gebilliget, welches dem Prinzen auch gar wohl bekannt ist; allein ich hätte ihn in allen übrigen Stücken nicht verlassen können, ohne mir Schande zu machen. Ich bin über den Punkt der Ehre gar zu kützlich, eine Freundschaft, von welcher Gattung sie auch immer sey, durch dergleichen Gefälligkeiten zu unterhalten. ꝛc.

Brüssel, den 20. Octob.
1725.

Vier und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden sich die Freude leicht vorstellen können, die mir die unvermuthete Ankunft des Herrn Abts von Olivet verursacht hat. Ich kannte seine Verdienste seit vielen Jahren, ohne seine Person gesehen zu haben, und es hat mich sehr ergetzt, in ihm einen so liebenswürdigen Mann im Umgange an-

zu-

zutreffen. Wie angenehm ist es mir gewesen, mich mit ihm von Ihnen zu unterreden. Es giebt wenig solcher Freunde, wie Sie. Und ich kann gleichfals sagen, daß kein Herz von Wohlthaten leichter, als das meinige, gegen meine Freunde beweget wird. Es ist ein großes Glück, einen Freund, wie Sie anzutreffen; allein es ist ein Unglück, es Ihnen mit nichts, als einer trockenen Dankbegierde vergelten zu können. Mein Geschick ist in diesem Stücke nie mit meinem Herzen übereingekommen. Was habe ich wohl für Sie gethan, mein Herr? Und was wünschte ich hergegen zu thun?

Es sind anderthalb Jahre verflossen, daß ich nach allen Klugheitsregeln mein Glück als gewiß betrachten muste, und dennoch ist es wieder in seine vorige Ungewißheit durch einen Umstand zurückgefallen, den ich am wenigsten vermuthen konnte. Man hat die Anerbietungen Engellands verworfen. Wir müssen erst zu wissen bekommen, was für ein Schicksal unsere Ostendische Handelsgesellschaft haben wird. Ich sehe mich der Gefahr ausgesetzet, alles zu verlieren, und das ganze Land wird von eben der Noth bedrohet. Ich habe 30. Actien, worauf

ich

ich 14000. Gulden an Wechselgelde schuldig bin. Das ist eine Kleinigkeit, man mag nun unserer Gesellschaft wieder zur Thätigkeit verhelfen, oder aber dieselbe gänzlich abschaffen, und eine Casse daraus machen. Wenn man aber gar nichts entscheidet; so ziehet diese Kleinigkeit den Verlust meiner 30. Actien nach sich.

Ich habe dem Herrn Abt von Olivet drey geistliche Oden vorgelesen. Das ist alles, was ich in vieler Zeit verfertigt habe. Nichts feuret mich allhier zur Arbeit an, und ich weiß auch nicht, wie man sich selber aufmuntern muß. Es giebt in diesem Lande weder Kenner noch Liebhaber, und man muß seinen Geschmack nach dem Geschmack derjenigen einrichten, mit denen wir leben sollen. GOtt hat mir hierinn einen ziemlich biegsamen Charakter gegeben.

Haec res et iungit, iunctos et seruat amicos.

Deswegen habe ich auch allezeit Freunde angetroffen, wo ich mich nur aufgehalten. Wenn ich nur mit ehrlichen Leuten zu thun habe, so befinde ich mich allenthalben wohl. Der Verstand trägt wenig zur Annehmlichkeit der Gesellschaft bey, er schadet derselben vielmehr. Das

Herz

Herz macht alles Vergnügen dabey aus, und das ist das einzige, was mich jemanden verbindlich macht. Sicherheit, Gutheit, Billigkeit! mehr verlange ich nichts von euch. Ich hatte dieses alles und noch weit mehr in Ihnen angetroffen; allein ich bin nicht zum Glücke gebohren. Ich muß von Ihnen entfernt leben, und ich bin dennoch ꝛc. ꝛc.

Brüssel den 26ten Sept.
1730.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Ihre Freundschaft, die mir den angenehmsten Trost giebt, ist der einzige Gegenstand, worüber ich bey meiner Entfernung von Paris Verdruß verspühre. Ich weiß noch nicht, was wegen meiner Rückkehr nach Paris für ein Entschluß wird gefaßt werden; allein es ist hinreichend, daß man sie gerne siehet, um mich dieselbe wünschen zu lassen.

Sie

Sie verlangen meine Meynung über den Herrn Aved zu wissen! Er ist nach Ihnen mein bester Freund, und ich halte ihn, ohne Schmeicheley, was das Portrait betrifft, für den besten Mahler in Frankreich: Allein ich kann eben dieses nicht in Ansehung der übrigen Stücke gewiß versichern. Was die Stellung, die Auslesung der Kleider, und die übrigen Vollkommenheiten betrifft, die ein Gemählde zieren; so glaube ich nicht, daß Sie anderswo einen in dieser Kunst so erfahrnen Mann finden werden. Ich zweifle sogar nicht, daß da er sich so besonders viel Mühe seit meinem Aufenthalte bey ihm gegeben, er nicht alle erforderlichen Eigenschaften besitzet, in jeder Gattung etwas großes zu liefern. Ueberdem ist er so ehrlich, als geschickt.

Verwichenen Freytag kam der Herr von Voltaire und die Frau Marquisin du Chatelet an die Hausthüre gefahren, wo ich mich gemeiniglich des Abends aufzuhalten pflege. Sie fragten, ob ich da wäre? Und als man ihnen mit Ja geantwortet hatte, kehrten sie wieder um. Ich will mich nicht wie sie aufführen, der ich keine Ursache habe, sie weder zu fliehen, noch

noch aufzusuchen.*) Begegne ich ihnen, so will ich ihnen danken, wenn sie mich grüßen, und ihnen

*) Rousseau hat allezeit von der Muse des Voltaire günstig geurtheilt, und ihm seinen guten Rath nie entzogen, so oft er denselben begehret. Der Herr von Voltaire, schreibt er in einem Brief von Jahr 1722. hat hieselbst eilf Tage zugebracht, in welcher Zeit wir fast gar nicht von einander gekommen sind. Ich habe mich gefreuet, einen jungen Menschen von so großer Hofnung zu erblicken. Er hat die Gutheit für mich gehabt, mir sein Gedicht auf 5. oder 6. Tage anzuvertrauen, und es wird seinem Verfasser vielen Ruhm erwecken. Unsre Nation hatte ein solches Werk (ohne Zweifel meynt er die Henriade) nöthig. Aber er bekam Gelegenheit, von seinem Herzen nicht eben so zu urtheilen, und Voltaire begegnete ihm nach der Zeit schlecht. In einem Briefe an den jüngeren Racine vom J. 1749. schreibt er unter andern: Sie rathen mir sehr christlich an, mich mit dem Herrn von Voltaire zu versöhnen; allein ich glaube, daß das Beste für den einen und andern ist, so zu bleiben, wie wir sind. Ein Vergleich könnte verdrüsliche Folgen nach sich ziehen. Ich weiß, wie theuer es mir vormals

ihnen antworten, wenn sie mich anreden. Das ist nach meiner Meynung das beste Mittel, mit ohngefähren Landesleuten auszukommen.

Brüssel, den 3. Jenner
1740.

Sechs und sechzigster Brief.

Von dem jüngern Racine an den Herrn Brossette.

Man meldet von allen Seiten den Tod unsers Freundes Rousseau. Ich befürchte, daß diese Nachricht nur mehr als zu gegründet ist. In seinem letzten Briefe aus

mals zu stehen gekommen ist, da ich mich mit dem La Motte hierauf einließ. Dennoch bezeugt er in einem andern bald darauf geschriebenen Briefe, daß er ihm als ein Christ von ganzem Herzen alles verzeihe. Die Freyheiten, die sich dieser Dichter gegen die Religion herausgenommen, hat er nie gebilligt, und ihn schon damals, als er noch der junge Arouet hieß, bedauert, daß er sich durch den Geist einer gewissen schlechten Gesellschaft einnehmen ließe.

aus dem Haag an mich, berichtet er mir, daß sein nächstes Schreiben aus Brüssel seyn würde, wohin er wieder zurückkehrte. Man sagt, daß er auf der Reise gestorben wäre. Ich glaube es ohne Mühe. Er bildete mir bey seiner Abreise seinen Zustand gar zu kläglich ab. Da er sehr hurtig im Antworten war; so hätte ich bereits einige Nachricht von ihm erhalten sollen, und deswegen schließe ich, daß er seinen berühmten und unglücklichen Lebenslauf geendigt hat, der allemal, von welcher Seite man ihn auch betrachtet, diese Beywörter verdient.

Soissons, den 20. Oct.
1740.

Sieben und sechzigster Brief.

Von dem vorigen an eben denselben.

Mein glauben Sie es nicht, daß unser Freund wieder auferstanden ist. So viel ist nur gewiß, daß er noch nicht begraben worden; allein man kann ihn weder zu den Todten

noch zu den Lebendigen rechnen. Ich bin hievon durch seinen getreuen und langjährigen Bedienten benachrichtiget worden. Sein Brief belehret mich, daß sein Herr zu Antwerpen in einem Wirthshause liegt und des Gebrauchs seiner Glieder, ja sogar der Stimme beraubet ist. Er hat nur wenig Sinnlichkeit übrig, davon er die schwächsten Zeichen verräth. Wie er von Haag nach Brüssel gehen wollte, befiel er mit einem Schlagflusse. Man brachte ihn nach Antwerpen, und der P. Berruyer, der Verfasser von der Geschichte des Volks GOttes, der von ohngefehr sein Reisegefährte war, ertheilte ihm das Abendmal. Er empfieng dasselbe mit vieler Bezeugung der Gottesfurcht. Aus dem Schlagflusse ist eine Wassersucht geworden. Sein Bedienter versichert mich, daß er ohne die Beyhülfe eines Freundes (ohne Zweifel des Herrn Bouters) der ihm alle Monate 100. Gulden zukommen läßt, vom Elende umkommen müste, und daß er sonst nirgends unterstützet wird. *) Das ist der Zustand dieses

*) Einen Monat darauf führte man ihn von Antwerpen nach Brüssel, wo er fast noch drey Monate

ses berühmten Dichters, welcher nun durch sein Beyspiel dasjenige beweiset, was er vormals gesagt hat, daß **der Mensch ein vollkommener Spiegel des Schmerzes ist**; und in kurzem wird man von ihm sagen: **endlich ist er tod, und man bedauret ihn wenig**: Dies wird auch von niemanden als von den Verehrern des guten Geschmacks geschehen, deren Anzahl von Tag zu Tage anwächst. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Den 15. Jenner 1741.

nate in diesem elenden Zustande lebte. Auf die Empfehlung des Herzogs von Aremberg, des Grafen von Lannoy, und des Fürsten de la Tour und Taxis, sorgte man aufs beste für ihn, welche ihre Bedienten mit Fackeln zu seiner Beerdigung schickten.

Acht und sechzigster Brief.

Von Popen an den Herzog von Buckingham. *)

Mylord, es ist wahr, daß ich Ihre Meynung über den Streit, der sich in Frankreich wegen des Homers erhoben hat, gerne zu vernehmen wünschte; aber ich getraute mir nicht dieses Vergnügen so bald zu erhalten. Ich bin eben so geneigt, als Sie es verlangen können, Ihnen auch meine Gedanken zu sagen, wie ferne sie mit den Ihrigen übereinstimmen, oder nicht. Sie werden sehen, daß wir nur in zwey oder dreyen wenig bedeutenden Punkten von einander abweichen, wo nicht sowohl von dem

*) Die Briefe dieses großen Poeten, die in allen Sprachen verdienen gelesen zu werden, sind voller Merkmale seines moralischen Charakters, der oft ungleich beurtheilt worden ist. Ich habe daher unter andern einige gewählt, die seinem Herzen so viel Ehre machen, als seinem Witze Letters selects by Pope 8. Lond. 735. Mr. *Genet* hat sie auch ins Französische übersetzt. 12. Par. 753.

dem Grund des Streits die Rede ist, als von den zwo Personen, die ihn mit so vieler Hitze treiben. Ich habe keinen so großen Begriff, als Sie, von der Wissenschaft der Frau Dacier, ob ich gleich nicht weniger Ehrerbietung gegen sie trage. Ich bemerke sogar, daß ihre Landesleute noch Höflichkeit genug übrig haben, ihr den Ruhm zu lassen, daß sie eben so gelehrt sey als ihr Mann. Diese Dame hat in der That nichts geschrieben, über welchen Autor es auch wäre, darinn man so viel Gelehrsamkeit, Verstand und Geschmack wahrnähme, als in den Anmerkungen des Herrn Dacier sowohl über den Horaz als über des Aristoteles Poetik. Alle ihre Anmerkungen sind trocken, ohne Glanz der Wissenschaft, und fast ohne die geringste Erläuterung derjenigen Materie, die sie scheinen erklären zu wollen. Ueberdas sind es weitschweifige, unbestimmte, und gröstentheils sehr dunkle Abhandlungen. Ich getraue mir sogar zu sagen, daß der gröste Theil der Anmerkungen, die sie gemacht haben will, nicht einmal von ihrem Gewächs ist. Man braucht keine andere Beweise von ihrem gelehrten Diebstahl zu suchen, als die Anmerkungen, die sie uns

über den Homer gegeben hat. Sie hat den Eustatius wohl zehenmal beraubt, ehe sie ihn einmal angeführt hat. Alles was sie über den Terenz und Plautus geschrieben hat, ist nicht viel mehr werth. Mit dem Aristophanes, welcher Autor mehr als einer eine gründliche Untersuchung nöthig hat, ist sie auch nicht besser umgegangen.

Ich bitte Sie, Mylord, zu glauben, daß es weder Neid noch Liebloſigkeit ist, die mich über alle diese Fehler bey der Frau Dacier scharfsichtig machen. Ich habe sie bey meiner Arbeit über die Ilias wider meinen Vorsatz und Willen bemerkt. Aber ich habe doch französische Höflichkeit genug, sie nicht der Welt bekannt zu machen. Ich bin eben so gefällig gegen ihre Entwendungen; denn überall, wo ich geraubte Noten angetroffen habe, und deren ich viele gewisse weiß, habe ich mich damit begnügt, nur den Urheber davon anzuzeigen. Ich weiß zwar nicht, was diese Dame von meiner Aufführung denken wird, aber ich wollte ihr doch wohl rathen, sich nicht laut darüber zu beschweren.

Sehen Sie, das sind meine Gedanken von der Madame Dacier; was den Herrn de la

Motte

Motte betrifft, so glaube ich, Mylord, daß Sie ihm Unrecht thun, wenn Sie behaupten, daß er niemals Homers Gedichte, als in der prosaischen Uebersetzung der Frau Dacier gekannt hätte. Sie wissen also wohl nicht, daß schon vor dieser eine erschienen sey, deren Stil so zierlich ist, daß sie, wie man versichert, dem Verfasser des Telemachs zum Muster gedient hat. Ich mißbillige mit Ihnen den grimmigen Anfall des Herrn de la Motte gegen den Homer, und seine ausschweifende Begierde, Fehler in ihm zu finden; und ich bin Ihrer Meynung, daß man diesen neuen Gelehrten darüber tadeln kann, wie man die Frau Dacier tadelt, daß sie sich so seltsam in den Homer verliebt hat, jederman zu zwingen, ihn ganz vollkommen zu finden. Aber es ist auch gewiß, daß der Herr de la Motte in dem Streit nicht so viel Eigensinn gezeigt hat, als sie, und daß er sich gegen sie mit aller möglichen Bescheidenheit und Höflichkeit aufgeführt hat. Ich wollte, daß Sie davon überzeugt wären, weil Sie sonst nicht gesagt haben würden, daß er und seine Widersacherin mehr gegen einander aufgebracht und erzürnt wären, als Theologen ge-

meiniglich seyn können, die sich über Wörter zanken. Ich weiß zwar wohl, wozu der Eifer der Commentatoren fähig ist. Ich zweifle nicht, daß wenn die Meynungen in der Kritik getheilt werden sollten, verschiedene Leydenschaften die Gelehrten zu erstaunlichen Ausschweifungen bringen würden, und wenn man aus der Bibel keine Gelegenheiten mehr zum Zanken erzwingen sollte, daß man französische, italienische und spanische Commentatoren ganz bereit sehen würde, sich für den Homer, Virgil, Terenz und Horaz, einander lebendig zu verbrennen.

Ich wundere mich nicht, daß Ihnen die Flucht des Hectors gleich beym ersten Anblick des Achilles mißfällt: dennoch will ich mein möglichstes thun, dem Homer durchzuhelfen, weil ich nicht sehe, daß ich ihn vertheidigen kann. Man wird bey diesem Bezeigen sehen, daß ich noch ein guter Commentator seyn kann, wenn ich auch kein guter Kunstrichter seyn sollte. Ich will Ihnen meine Idee, sobald ich sie völlig werde entwickelt haben, mittheilen. Unterdessen will ich Sie bitten, mir einzuräumen, daß Hector von seinem Tode völlig gewiß war, und daß er sich in seinem Herzen darüber böse

war,

war, daß er sich in einen schlimmen Handel eingelassen hatte. Können Sie bey Ihrem großen Muth nicht glauben, daß eine solche Gewißheit des Todes die Tapferkeit verdunkeln könne, so geben Sie wenigstens zu, daß es die Vorwürfe und Gewissensbisse thun können. Ich könnte Ihnen hierüber den Einfall eines großen Mannes anführen, nämlich von Mylord Peterborow; als ihn einstmals jemand lobte, daß er sich vor nichts erschreckte; so sagte er darauf: Zeigt mir eine Gefahr, die ich für ernstlich und unvermeidlich halten muß, und ihr sollt sehen, daß ich eben so gut furchtsam bin, als ein anderer.

Den 1ten Sept. 1713.

Neun und sechzigster Brief.

Von eben demselben an Blount.

Ich werde Sie niemals vergessen können, mein lieber Blount. Lassen Sie sich also meine Abwesenheit gar nicht verdrießen. Weder Geschäfte, noch Ergetzlichkeiten, weder Studiren noch Gesellschaften werden mich verhindern können, an Sie zu denken. Sie wissen, wie schwer und langweilig die Arbeit ist, die ich unternommen habe. *) Und was meynen Sie, ich habe die Herzhaftigkeit gehabt, sie noch schwerer und noch langweiliger zu machen? Fragen Sie mich, ob es möglich sey? Ja; denn ich habe mich entschlossen, sie mit ziemlich vielen Anmerkungen zu bereichern. Ich bin aus keinem andern Bewegungsgrund, als aus diesem, nach Oxford gereist; ich will da eine große Menge Bücher zu rathe ziehen, die mir zur Vollendung meines Vorsatzes wichtige Dienste leisten können. Aber wenn ich Ihnen sage, daß Mylord Hancourt und der Doctor Clarke

*) Die Uebersetzung des Homers.

Clarke zu Oxford sind, so wird es Ihnen zweifelhaft scheinen, daß ich einige Augenblicke zum Studiren widmen kann. Ich gestehe Ihnen, daß ich mir selbst nicht viel damit zu schmeicheln getraue, da ich die unwiderstehlichen Reize ihrer angenehmen Gesellschaft kenne.

Ich finde immer neue Ursachen wider die Erdbeschreiber zornig zu werden; ihre Nachlässigkeit ist mir unerträglich; in der Charte von dem alten Griechenlande sind tausend Fehler von ihrer Art. Ich lasse eine zum Verstande meines Werkes stechen, dabey ich mir alle ersinnliche Mühe gebe, daß sie recht richtig sey: aber ich glaube dennoch, daß ich würde thöricht seyn, wenn ich sie vollkommen ausgearbeitet zu sehen erwarten wollte. Ich habe desfalls an meinen Kupferstecher schreiben müssen. Die Schreibart meines Briefs ist sehr lustig, und wenn er von einem Neugierigen, der etwas einfältig wäre, aufgefangen würde, so sollte er gewiß darüber erstaunen. Es sind in der That nichts anders als Befehle von der äußersten Wichtigkeit, die er darinn sehen würde, als z. E. diesen oder jenen Berg abzutragen, den Lauf eines gewissen Flusses abzuleiten, jene große Stadt auf

dieser

dieser Küste anzulegen, eine andere nieder zu reißen, die ich nicht in demselben Lande leyden kann. Ich weiß nicht, was man sich für einen Begriff nach einem solchen Briefe von mir machen würde, aber man würde noch mehr erstaunen über den gebieterischen Befehl, daß das Meer nicht über seine Grenzen gehen solle. Unterdessen besorge ich doch mitten unter diesen ausgestellten prächtigen Befehlen, daß mein Pferd in der Weide sich auf dem Felde verirren, und von dem Dorfpfänder in den nächsten Holzstall gezogen werden möchte. Das würde wenigstens ein Staatsstreich seyn, wenn sie mich unberitten machten, zu einer Zeit, da ich eine Armee von hunderttausend Griechen unter meinen Befehlen habe. Wenn ich mit einer solchen Macht zu Barcellona wäre, so würden die Belagerten noch trotziger seyn, als sie sind. Da ich eben von der Belagerung von Barcellona rede, wissen Sie wohl, daß das eine Materie zu einem sehr hübschen Gedichte wäre? Das Wunderbare, welches in solchen Werken so wesentlich ist, würde nicht fehlen; denn man sagt, daß die Einwohner alle Tage erwarten, daß die Engel vom Himmel herabsteigen sollen,

ihnen zu helfen. Unter uns, die wir beyde Katholiken sind: Ist es nicht schade, daß Leute, die von einem so großen Eifer für die Freyheit brennen, noch so voll seltsamen Aberglaubens sind, und daß man sonst so braven Seelen so viel Einfalt vorrücken muß? Ich habe mich nicht enthalten können, eine Reise nach London zu thun, als ich erfuhr, daß die Königin tod wäre. Alle Menschen sind Sclaven der Neugierde. Nach dem gegenwärtigen Zustand meiner Umstände bin ich in allen Revolutionen außer Gefahr; doch schmeichle ich mir durch meine Philosophie noch mehr über die unglücklichsten Zufälle erhoben zu seyn. Mein Geschlecht lieben, die Wohlfahrt eines jeden Individuums wünschen, das ist alles, was mir am meisten am Herzen liegt, und nichts in der Welt kann die Reinigkeit meiner Empfindungen trübe machen. Ich wünsche sehnlich die Herrschaft des Friedens, und ich wollte lieber die Partheyen, die den Staat trennen, wieder vereint sehen, als die Beförderung meines besten Freundes vernehmen: besser kann ich meinen Wunsch darnach nicht ausdrücken.

Den 27. Aug. 1714.

Sie-

Siebenzigster Brief.

An Steele.

Den 15. Jul. 1712.

Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen, daß in dem menschlichen Leben Gesundheit und Krankheit einen sehr seltsamen Contrast an dem Menschen machen. Ein kränklicher Körper giebt uns beständig traurige Beyspiele der Schwachheit des Leibes sowohl als der Seele in den verschiedenen Ständen der Menschen. Man kann indeßen einen Nutzen von den Krankheiten ziehen, denn sie zeigen uns besser als der getreueste Spiegel, was wir sind. Da ich in diesen letzten Tagen meine Gesundheit sehr zerstöhret sah, habe ich ohne Bedenken dasjenige auf die Krankheiten applicirt, was Waller von dem Alter sagt: *) Der Tag dringet in die Hütte, welche die Seele bewohnet, nur durch die

*) The soul's dark cottage, batter'd and decay'd
Lets in new light thro'chinks that Time has made.

die Ritzen, die die Zeit darinn macht. Die Krankheiten sind eine Art eines vorgreifenden Alters: Sie können eben so gut als das Alter den Bau unsers Leibes zerstöhren: sie stürzen uns von der hohen Einbildung über unsern irrdischen Zustand herab, und indem sie uns die Lust zu diesem elenden Leben benehmen, so machen sie, daß wir ein weit glückseligers nach dem Tode wünschen. Sie machen uns entschlossen, diese Welt zu verlassen, welches tausend Bücher von Philosophen und Theologen nur mit vieler Mühe thun könnten, wenn wir gesund sind. Kurtz sie erschüttern unsere Mutterkeit und unsere Jugend, diese Stützen der menschlichen Eitelkeit, so sehr, daß sie uns alles Vertrauen entreißen, das wir darinn hätten setzen können, und leiten uns dahin, unsere Seele mit schönen Eigenschaften, als den Quellen eines gewißern und gründlichern Ruhms zu zieren. Nichts in der Welt blendet uns mehr als die Jugend, und eine starke Gesundheit; Es sind Stützen, die dasjenige, was sie tragen, niederstürzen. Ich könnte sie auch einem Bach vergleichen, der den Blumen, die er bewäßert, durch seine Nähe eben so zuwider als vortheilhaft ist, weil er sie

zu eben der Zeit unvermerkt unterspühlet, da er sie befeuchtet. Was mich betrift, so habe ich noch nicht, weder Jugend noch Gesundheit gehabt. Ein voreilendes Alter hat verhindert, daß mich die Welt nicht blendete: und, die Wahrheit zu gestehen, ich bin nicht verdrießlich darüber. Ich sehe es als einen eben so großen Vortheil an, als es in meinen Jahren selten ist, den Ehrgeiz zu verabscheuen, und von dem Leeren der irdischen Vergnügungen überzeugt zu seyn. Für viele andere Leute würde es vielleicht ein sehr großer Verdruß seyn, ihr Leben da anzufangen, womit sie glauben, es beschließen zu müßen und für mich ist es eine reiche Quelle der Freude. Sie werden mir also leicht glauben, daß mir nichts gleichgültiger ist, als die Auflösung dieser unangenehmen Behausung, die meine Seele auf ihrem Wege bewohnet, und daß, wenn ein brennender Schmerz meines Uebels mich benachrichtiget, daß sie fast keine Zeit mehr hat, sich zu halten, ich eben so ruhig bleibe, als jener Irrländer, der vor einigen Jahren bey einem großen Sturme sich in einem Hause befand, welches alle Augenblicke einzufallen drohte, und wo er sich dennoch zu Bette geleget hatte, und

denen, die ihm die Gefahr zuriefen, antwortete: Was ist mir an dem Hause gelegen, es gehöret mir ja nicht zu.

Es ist indessen doch in dem Tode etwas, welches mich bekümmert. Ich wünschte, daß der Augenblick, worinn er kommen sollte, in meiner Wahl stünde, und ich versichere Ihnen, daß ich denjenigen wählen würde, worinn er mich am aufgeräumtesten finden könnte. Es würde mich nicht verdrießen, wenn es gleich jetzt geschähe; denn meine Krankheit hat mich so geschwächt, daß ich nicht die Kraft habe, mich über etwas, was es auch wäre, zu betrüben, auch nicht einmal über die Idee, die nach mir in der Welt bey gewissen Leuten bleiben wird, die ich niemals habe hochschätzen können, noch über die gänzliche Vergessenheit, worinn man mich, wie ich glaube, wohl lassen wird. Ich stelle mir ohne Schmerz vor, wie die Sonne den Tag nach meinem Tode mit ihrem gewöhnlichen Glanz aufgehen, und die ganze Natur ihrem ordentlichen Lauf folgen wird; wie die Menschen noch eben so herzlich lachen und eben so übereilt sich verheirathen werden, um sich eine Nachwelt zu geben, die sie eben so gut wie mich je mehr und

mehr zu der Vorwelt zurückschieben wird. Sobald der Mensch über der Erde verschwunden ist, (sagt das Buch der Weisheit sehr wohl) so vergißt man ihn eben so leicht, als einen Wandersmann, den man nur einen Tag gesehen hat. Ich betrübe mich nicht mehr zu wissen, daß ich werde vergessen werden, als daß ich jung sterben werde. Ich habe in dem vierten Capitel eben dieses Buchs wichtige Gründe genug gefunden, welche junge Leute wider die Schrecken des Todes heilen können: „Das Alter ist ehrlich, nicht „das lange lebet oder viele Jahre hat: Klug„heit unter den Menschen ist das rechte graue „Haar, und ein unbefleckt Leben ist das rechte „Alter. Er gefällt GOtt wohl und ist ihm „lieb, und wird weggenommen aus dem Leben „unter den Sündern, und wird hingerückt, daß „die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, „noch falsche Lehre seine Seele betrüge.„

Ein und siebenzigster Brief.

An Addisson.

Den 30. Jan. 1713.

Ihr Brief hat mich bey meinem großen Unternehmen, bey der Uebersetzung des Homers sehr beschäftigt gefunden. Ob ich mir gleich vorgenommen habe, alle meine Zeit darauf zu verwenden, so behalte ich mir doch einige Stunden vor, mich mit Ihnen und ein paar andern guten Freunden zu unterreden. Ich gestehe Ihnen, daß es gar keine Veränderung für mich ist, eine so lange und beschwerliche Belagerung, als die von Troja, auf dem Halse zu haben, und zu sehen, daß die Zeit der Campagne schon über die Hälfte verflossen ist, ohne daß ich einen Schritt weiter gekommen bin. Es ist wahr, ich verzweifle nicht daran, den Platz zu erobern; denn seine Vestungswerke scheinen mir jetzt, da ich sie in der Nähe sehe, gar nicht so fürchterlich, als man mir sie machte. Ich habe sogar Ursache zu hoffen, daß ich mit dem Homer, welcher Stadthalter davon ist, Verständ-

niß haben werde, und daß er sich mir über einen großen Theil seiner Absichten entdecken wird; also bekümmere ich mich sehr wenig über die Menge und den Widerstand der Hülfsvölker, die unter ihm stehen, ich meyne die Commentatoren und Kunstrichter, die ganz mit selbstgemachten Schwierigkeiten verschanzt ihren Autor umgeben, und unter dem Vorwand, ihn zu verstärken und zu vertheidigen, machen, daß man gar nicht zu ihm kommen kann. Sie füllen mit ihrer Menge die Trancheen und Graben, die sie selbst mit unerhörter Mühe gegraben haben, um den Platz herum. Sie haben auch von allen Seiten gewaltige Hügel von Koth in Redoutengestalt aufgeworfen. Aber ich will doch alle ihre Fürsichtigkeiten vereiteln, denn ich will einen Weg nehmen, den sie mir nicht haben verschließen können, und ich will wohl wider ihren Willen glücklich fertig werden. Dies wird nicht unter der Erde geschehen, wie Sie leicht denken können; sondern ich werde mit Hülfe der poetischen Maschinen einen sehr hohen Flug nehmen, und über ihre Köpfe hin gerades Weges mitten in die Stadt fliegen.

Sehen Sie, eine lange und beschwerliche Arbeit, nicht wahr? Aber was darf ich für eine Belohnung dafür erwarten? Dies ist die Frage, die Sie aus Freundschaft für mich thun. Sie fragen mich, ob ich nicht das unglückliche Schicksal mancher Generale besorge, deren Ruhm man anfänglich beneidet, hernach aus Zwang ein wenig gelobt, und endlich gar nicht mehr nach ihnen gefragt hat. Ich habe freylich Ursache eine solche Begegnung zu vermuthen, weil die meisten, die eben so große als lobenswürdige Unternehmungen ausgeführt, keine andere gehabt haben.

Zwey und siebenzigster Brief.

An Herrn ***.

Den 13. Jul. 1714.

Ich zweifle schon lange nicht mehr an der Eitelkeit der menschlichen Wissenschaften. Jeder Tag giebt mir davon neue Beweise: indessen bin ich Ihnen darum nicht weniger für die guten Lehren verbunden, die Sie mir

deßfalls geben. Ich nehme mich wohl inacht in den Wissenschaften etwas anders, als Zeitvertreib zu suchen. Unter allen Thorheiten ist diese die gröste, daß man seine Hofnung darauf gründen will. So groß auch immer der Ruhm seyn mag, den sie uns versprechen, so ist er doch durch eine völlige Aufopferung unserer Zeit und Mühe allzutheuer bezahlt. Und man findet den Handel, den man mit ihnen schließen wollte, noch weit verderblicher, wenn man auf alle die Verdrießlichkeiten Acht hat, die sie zu ihrem Gefolge haben. Erlangt ihr jemals euren liebsten Wunsch, verdient ihr in der Welt einen berühmten Namen, so wartet schon der gerüstete Neid mit allen seinen Pfeilen auf euch. Hoffet ja nicht, daß sie an euch stumpf werden sollten; sie werden euch allemal mehr Schaden thun, als das Lob eurer Bewunderer Gutes. Macht euch nur darauf gefaßt, alle Schriftsteller eurer Zeit, sowohl die guten als die schlechten, wider euch vereinigt zu sehen. Es ist wahr, diese werden sich nicht so offenbar für eure Feinde erklären, aber sie werden euch doch gleichfalls dafür zu strafen wissen, daß ihr einen Namen habt, der den ihrigen verdunkelt. Sie werden

euch zum wenigsten eben so viel Schaden, als die schlechten Schriftsteller, thun: und wo sie nicht noch durch eine gewisse Schaam zurückgehalten würden, die diese nicht mehr haben, oder niemals gehabt haben, so würden sie eben so laut hinter euch herbellen. Diese Betrachtungen also verhindern, daß ich nicht allzusehr an den Wissenschaften hänge, und wenn sie nicht stark genug wären, diese Wirkung zu thun, so ist hier noch eine, die mich völlig überzeugen müste. Ich werde nämlich am Ende des Lebens, das ich mit beständiger Arbeit zugebracht, nichts alsdann von allem dem gethan haben, das mir zu etwas gut seyn könnte; dieser ganze Hause von Wissen wird mir für jene Welt nichts nützen. Wenn ich mich hergegen bey Zeiten einer andern Art des Studirens ergebe, so werde ich mir auf das zukünftige Leben Freunde machen können, die ich nicht fürchten darf zu verlieren, so werde ich mir zugleich ein Vergnügen gewiß machen, das die Lobsprüche der Menschen nicht geben, und einen Ruhm erlangen, den die Eitelkeit der Menschen nicht kennet, den nichts verrücken kann, und der sich so weit als die Ewigkeit erstrecket. Erkennen Sie also

jetzt, werther Freund, die wahren Empfindungen meines Herzens: Sehen Sie, worauf sich alle meine Gedanken beziehen, wenn ich denke, welches nicht so oft geschieht; denn ich heiße das nicht denken, wenn man sich mit irrdischen Sachen beschäftigt, sondern träumen. Auf diesen Fuß genommen, ist träumen etwas viel gemeiners als denken. In der That, sind nicht unsere philosophische Systemen, unsere politische Projecte, unsere Poesien, unsere Werke in jeder Gattung, nur Schatten, nur Blendwerke, davon unsere Einbildung mehr oder weniger lebhafte und öftere Eindrücke bekömmt, nachdem sie mehr oder weniger von Finsternissen umgeben, und von den Ausdünstungen der menschlichen Eitelkeit erstickt wird? Die alten Leute machen sich aus dem Verlust des Lebens nicht so viel, weil sie es endlich müde werden, immer einerley Gegenstände vor Augen zu haben, und immer mit einerley Sachen beschäftigt zu seyn. Aus einer ähnlichen Ursache bin ich der Poesie überdrüßig. Man ist ein alter Poet, wenn man funfzehntausend Verse gemacht hat, so wie man ein alter Mann ist, wenn man achtzig Jahr gelebt hat. Wie? soll man immer

mer Sylben abmessen, und Reime zusammen suchen! Wofür können uns denn wohl vernünftige Leute ansehen? Gewiß, es ist eine große Ausschweifung, solchen Kleinigkeiten alle Augenblicke zu widmen, die uns für die Wohlfarth unserer Seele so kostbar seyn müssen.

Drey und siebenzigster Brief.

An Congreven.

Den 16. Jan. 1715.

Ich bin so gewohnt, in meinen Briefen mich selber abzuschildern, daß es für mich eben so gut ist, wenn ich an Sie schreibe, als wenn ich beichtete. Mein letzterer Brief hat Ihnen insonderheit mich bekannt machen müssen. Es giebt Leute, die ihre Fehler nicht wünschten in ein so großes Licht gesetzt zu sehen: Was mich betrifft, so glaube ich, daß unter allen Charakteren der Menschen, die reinsten und schönsten diese sind, deren Fehler man mit einem mahle übersieht. Denn ein Bach verliert dar-

um nichts von seiner Annehmlichkeit, wenn man schon beym ersten Anblick den Schlamm auf dem Grunde sieht: es ist hergegen vielmehr ein Beweis, daß sein Wasser so rein als durchsichtig ist. Alles Gift, das ein rasender Kunstrichter hat wider mich ausschütten können, ist nicht vermögend gewesen, meine Galle zu erregen. Ich bin Ihnen verbunden, und dieses aufrichtig, für das edelmüthige Compliment, das Sie mir über eine solche empfangene Beleydigung machen; denn ich glaube eben so wie Sie, daß mir nichts mehr Ehre machen kann, als in das Schicksal aller großen Männer mit begriffen zu seyn, nämlich, daß ich von allen schlechten Scribenten meiner Zeit beneidet und getadelt werde. Es ist mir gar nichts unerwartetes, daß Sie nicht über den langen Aufschub meiner Antwort böse sind. Ich konnte nichts anders von Ihrer Seite vermuthen. Diejenigen, welche die richtigsten Begriffe von der Freundschaft haben, sind eben die, welche sich am wenigsten beym Ceremoniel aufhalten. Ein wahrer Freund ist der einzige Mensch, der leyden wird, daß man etwas gegen ihn versieht. Durch dieses Mittel ist es leicht, seine Freunde kennen zu lernen.

Ich

Ich bin nicht mehr unruhig für meinen Homer: Das Publicum ist Richter darüber; und ich werde der erste seyn, die Billigkeit des Ausspruchs, den es darüber fällen wird, zu erkennen. Ich bin ein Poet, aber ich bin nicht so thöricht zu verlangen, wenn ich unrecht habe, daß die ganze Welt mit mir zugleich unvernünftig werden soll. Ich richte mich sehr gut darnach, was der Herr von Toureil gesagt hat: Wenn ein Autor schreibt, so muß er sich durch die Hofnung eines allgemeinen Beyfalls aufmuntern; aber sobald sein Buch gedruckt ist, muß er dieser Hofnung entsagen.

Vier und siebenzigster Brief.

Von Herrn * * * an Popen.

Den 22ten Octob. 1717.

Es vergehet seit langer Zeit kein Tag, daß mich nicht die Lust ankömmt, an Sie zu schreiben. Aber die Verlegenheit, worinn ich bin, Ihnen von fünfhundert Meilen her etwas

was zu schreiben, das der Mühe werth wäre, verhindert mich immer daran. Ich mag Ihnen nichts von Italien sagen; alles, was ich davon schreiben könnte, haben schon andere vor mir gesagt. Es würde meiner Erzählung die Anmuth der Neuheit fehlen: Sie möchten dabey gähnen, und dann würde sie abscheulich seyn. Vielleicht möchten Sie mir antworten, daß eine neue Art zu erzählen, ein wohlgewählter Ausdruck und ein reiner fliesender Stil auch mittelmäßigen Sachen, oder davon schon oft geschrieben ist, viel Anmuth geben können: Das räume ich ein. Aber kann ich mir wohl schmeicheln, daß eine Schrift von meiner Feder alle diese erforderliche Eigenschaften haben wird? — Doch ich will einen Versuch machen, Ihnen eine kleine Insel abzuschildern, darauf ich mich vier Monate aufgehalten habe, und daher ich erst seit kurzem zurückgekommen bin. — Die Inarime *) ist ein reizender Auszug des Erd-

*) Inarime ist eine kleine Insel des Tyrrhenischen Meeres, heut zu Tage Ischia genannt, im Toscanischen Meere, Cuma gegen über. Virgil sagt, daß die Felsen von Inarime auf Befehl des Ju-

Erdballs. Nichts ist schöner als die Verzierung des Landes, das sie in sich schließt, so wie man sie von der Höhe eines Berges sehen kann. Ich wüßte keinen Ort in der Welt, wo die Aussicht eine angenehmere Mannigfaltigkeit fände: grünende Hügel, blumichte Thäler, Plänen voller Getreide, kahle Gebirge, fürchterliche Klippen, und das alles in einem Bezirke von sechs kleinen Meilen. Man stellet sich nicht vor, daß das, was man siehet, Ländereyen wären, so sehr sind die Augen durch die Verhältnisse und Abwechselungen der Objecte bezaubert: man bildet sich ein, von den schönen Landschaften eine zu sehen, woran die großen Mahler ihre Kunst verschwendet haben, die Natur zu übertreffen. Der Sommer ist daselbst sehr gelinde: sie haben hier immer frische Luft. Wenn diese Jahrszeit durch ihre unerträgliche Hitze die Einwohner vertreiben könnte, so schickt doch das Meer

Jupiters über den Leib des Riesen Typhoeus auf einander gewälzt wären: weil das Wetter oft auf dieser Insel einschlägt:

- - - - *durumque cubile*
Inarime Iouis imperiis imposta Typhoeo.

Aen. IX. v. 715.

Meer kühlende Westwinde dahin, die erfrischend sind. Der gröste Theil der Küsten ist mit Weinbergen bepflanzt. Einige darunter sind auf der Anhöhe mit einem Kastanienwäldchen bekränzt, und andere sind an ihrem Abhang mit Gebüschen bedeckt, die von weitem einen sehr angenehmen Geruch ausbreiten. Obgleich in den Plänen, und zwar in Ueberfluß, vortreffliches Getreide und schönes türkisches Korn wächst, so sind doch ziemlich große Gegenden, die nichts als Rosinen tragen. Man findet hier ungemein viele Obstbäume. Sie stellen sich leicht vor, daß es hierunter nicht an Kirschen, Abricosen, Pfersing und lauter dergleichen Bäumen fehlet, die nur die Wärme lieben. Aber, welches Ihnen vielleicht fremd vorkommen wird, daß sie daselbst nicht gemeiner sind, als so viele andere, die nicht in unserem Clima bekannt sind, die Orangenbäume, Granatbäume ꝛc. Die verschiedenen Felder dieser Insel nach der Nordseite sind durch Myrthenhecken abgesondert. Es ist nichts, sogar bis auf die nackten Felsen und gewisse Oerter, die lauter Sand sind, das nicht zur Verschönerung dieser Landschaft beytrüge, und ich getraue zu sagen, daß sie dazu so

gut

gut dienen, als Wiesen, Weinberge, Gebüsche, Kornfelder, Hügel, Seen und Flüsse. Mitten auf der Insel erhebt sich ein hoher Berg, der ehemals erschrecklich Feuer auswarf, und von den Alten **Epomea** genennt ward. Weinberge und Obstbäume von allerley Gattung zieren seinen Fuß. Die mittlere Seite giebt für allerley Vieh gute Weide. Die Spitze schliest sich mit einem schroffen Fels, der, wie es scheint, auf Sand ruhet. Auf diesem Felsen, kann ich Ihnen versichern, hat man das schönste Schauspiel von der Welt vor Augen. Man entdeckt von da mit dem ersten Blick eine unzählige Menge Inseln von allen Gröſſen und Gestalten, unter welchen sich das Auge mit Vergnügen verlieret; und einen ganzen Strich **Italiens** von hundert Meilen in die Länge, der sich von dem Vorgebürge **Antium** bis an das **Cap Palinur** erstreckt, und wovon der gröste Theil durch **Homers** und **Virgils** Gesänge berühmt worden ist, weil die Helden dieser beyden Poeten daselbst das Theater ihrer Reisen und Begebenheiten hatten. Man siehet die Inseln **Caprea, Prochyta, Parthenope, Cajeta, Cuma**, den Berg **Mysen**, die Wohnung der **Circe**, die

Sy-

Syrenen, die Lestrigonen, hernach die Baye von Neapel, das Vorgebirge der Minerva und das ganze glückliche Campanien. Alles dieses macht noch nicht mehr als eine Seite dieser schönen Vorstellung aus. Wenn würde ich mit allem fertig werden? In diesem Gemählde ist allzu viel zu schildern; meine Kräfte sind erschöpft; wer es kann, mag es ausmahlen. Die Einwohner dieser Insel kennen weder Reichthümer noch Würden. Also werden Sie leicht glauben können, daß man bey ihnen verschiedene Laster nicht findet, die anderwärts so gemein sind. Hätten Sie eben so wenig Hang zur Rache, als sie wenig zum Geld und Ehrgeiz haben, so würde man an ihrer übrigen Lebensart alles finden, was die Poeten vom goldenen Weltalter gesagt haben, und das man nur für Träume hält. Aber zum Unglück haben sie die grausame Gewohnheit an sich, um der geringsten Kleinigkeiten willen sich einander die Hälse zu brechen. Die zwote Nacht, als wir uns auf dieser Insel aufhielten, wurde ein junger Mensch von achtzehn Jahren vor unserer Thüre ermordet. Unterdessen, da wir uns wohl vorsahen, uns um nichts anders als unsere

Sa-

Sachen zu bekümmern, so haben wir eine ziemlich lange Zeit mitten unter diesem gefährlichen Volke ruhig zugebracht. Zu Neapel, woher ich Ihnen schreibe, blühen die Wissenschaften nicht. Man kann sogar sagen, daß sie an keinem Orte in Italien blühen, was auch diejenigen davon sagen mögen, welche vorgeben, daß sie gelehrte Leute da gekannt haben. Denn es ist kein Grund, wenn zwey oder drey Liebhaber der Wissenschaften in einem Lande sind, daraus zu schließen, daß die Wissenschaften daselbst durchgehends geliebt und getrieben werden. Als einer von meinen Freunden im vergangenen Monat zu Florenz war, so besuchte er den Herrn Salvini, und fand ihn eben bey der Lesung Ihres Homers beschäftigt. Dieser Italiener und Ihre Anmerkungen sehr nach seinem Geschmack, und setzte an der Uebersetzung weiter nichts, als ohngefehr dieses aus, daß sie zu sehr einer Paraphrase ähnlich wäre. Dieses Urtheil, das er davon gefällt hat, verräth, daß er unsere englische Sprache nicht genug versteht. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Gesundheit sich so gut erhalten möge, als Ihr Werk; so lange Ihnen diese nicht fehlen wird, so

braucht man Ihnen in Ihren Unternehmungen keinen glücklichen Erfolg erst zu wünschen. Erweisen Sie mir die Gerechtigkeit zu glauben, daß ich nichts eifriger wünsche, als alles, was Ihnen Vergnügen machen kann.

✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝ ✝

Fünf und siebenzigster Brief.

Von Popen an Herrn * * *.

Mit diesem Briefe melde ich Ihnen die unvermuthete Genesung meiner Mutter, ob ich gleich nicht alle Gründe habe, die ich wohl wünschte, um darauf viel zu bauen. Es ist indessen doch viel, daß ihr Leben noch verlängert worden, und daß GOtt ihren Tagen, deren Zahl schon groß ist, noch einige hat zusetzen wollen. Wie schmerzhaft ist es für mich, daß die Fackel ihres Lebens so bald verlöschen wird! Ihr schätzbares Feuer dient noch, mir zu leuchten, und von ihrer Wärme wird die meinige noch angefacht; sie wird nicht sobald verloschen seyn, als ich an keinem Ort auf der Welt mehr eine so natürliche und tröstende Freude

haben

haben werde. Aber ob mir gleich die Vorstellung dieses Verlustes sehr empfindlich ist, so ist doch noch etwas, das mich noch mehr betrübt: Mein gröster Kummer ist, daß ich, wegen des hohen Alters meiner Mutter, nicht Zeit habe, ihr meine ganze Schuld abzutragen, und sie durch wichtige Dienste die Frucht aller ihrer zärtlichen Sorgen für meine Jugend sowohl als für meine Kindheit, geniessen zu lassen. Die bloße Erkenntlichkeit ohne That ist eine Tugend, die allzuwenig kostet. Man braucht zu ihrer Erhaltung nichts weiter zu thun, als das Gute nur nicht zu vergessen, das man empfangen hat. Kann man sich wohl damit schmeicheln, sie um so wohlfeilen Preis erworben zu haben? Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, die undankbar genug sind, sich gewissen etwas beschwerlichen Diensten gegen ihre Eltern und Freunde zu entziehen, und zwar unter dem scheinbaren Vorwand, als wenn die Ruhe ihres Gemüths dadurch gestöhrt würde. Aber alles, was sie über eine solche Materie sagen können, ist nicht fähig, ihre Vernachläßigung der heiligsten Pflichten zu entschuldigen. Ihre Furcht wird bey verständigen Leuten allezeit für leer und eitel gehalten werden, und man wird

ihnen aus einer so kindischen Weichlichkeit ein wahres Verbrechen machen. Diese mühsame Dienste, welche die Verbindlichkeit gegen unsere Eltern oder Freunde von uns verlanget, weit gefehlt, daß sie unserer Gemüthsruhe den geringsten Anstoß geben könnten, laßen uns vielmehr in der That eine reine Freude durch das so angenehme und schmeichelhafte Zeugnis schmecken, daß man nichts geschont habe, die Pflichten der Freundschaft und der Erkenntlichkeit zu erfüllen. Dies Zeugnis erwecket in denen, die so glücklich sind, es sich selber geben zu können, eine Empfindung des Vergnügens, die nach meiner Meynung unschätzbar ist, und welche die Wollust durch alles, was sie ihren Unterthanen und denen in sich verliebten liebloſen Menschen von ihren gröſten Ergetzungen geben kann, nie verschafft.

Sechs und siebenzigster Brief.

Eine satyrische Zueignungsschrift von Herrn Pope. *)

Der Verfasser an sich selbst.

Höchstgeehrter Herr,

Diese Arbeit gehöret, nach vieler Ueberlegung, niemanden so eigentlich zu, als Euch; erstlich, weil bloß euer so dringendes Begehren mich vermögen können, dieselbe drucken zu lassen: Zum andern, weil ich aus der beständigen Gewogenheit, die Ihr gegen alles, was

*) Sie stehet im Guardian I. Th. 4. St. „Ich „kann nicht umhin — — — der Erfinder, oder „wenigstens der erste Herausgeber einer ganz „neuen Art von Zueignungsschriften zu seyn, „die von vielen andern sehr unterschieden ist, „weil kein Wort darinn steht, das nicht der Ver„fasser ganz gewiß glaubt. Sie schickt sich für „ein jedes Buch, es mag in Versen oder in Prosa „seyn, welches herausgekommen ist, oder noch erst „herauskommen soll,„ sagt Pope am angeführten Orte kurz vorher.

von mir kömmt, jederzeit habt blicken lassen, versichert bin, daß niemand dieselbe so hurtig in Schutz nehmen, oder sie so eifrig vertheidigen wird. Noch mehr, niemand kann so schleunig die Schönheiten darinn entdecken; und es stehen gewisse Stellen darinn, die vielleicht außer Euch sehr wenige werden verstehen können. Mein Herr, die Hochachtung und die Liebe, die ich zu euch trage, und wie hoch ich euch schätze, das ist nicht mit Worten auszusprechen, und ist gewiß so groß, oder noch wohl größer, als irgend ein anderer Mensch sie gegen Euch tragen wird. Einige Fehler betreffend, die wohl andere an Euch zu entdecken vermeynen möchten, so kann ich aufrichtig bekennen, daß ich nie fähig gewesen, sie zu merken; und zweifle gar nicht, daß solche Leute bloß vom Neide, und von der Bosheit angetrieben werden, welche allemal von großen Verdiensten und Gaben, die ich allezeit an Euch bemerkt habe, unzertrennlich sind. Es kann vielleicht für eine Art von Verletzung der Bescheidenheit angesehen werden, daß ich Euch dieses so öffentlich sage; allein Ihr könnt mir glauben, daß dieses nichts mehr ist, als was ich wohl schon tausendmal insgeheim von Euch gedacht

dacht habe. Könnte ich nur dem Antriebe meines Herzens folgen, so wollte ich mich an keine Materie lieber machen, als an eure Lobrede. Allein, da man der Bescheidenheit auch etwas schuldig ist, so schliesse ich, indem ich Euch versichere, daß ich nichts eifriger wünsche, denn Euch näher kennen zu lernen, als ich bisher das Glück gehabt. Alsdann hoffe ich im Stande zu seyn, Euch einige wirkliche Dienste leisten zu können; bis dahin aber kann ich Euch nur versichern, daß ich ferner fortfahren werde, mehr denn irgend ein lebendiger Mensch zu seyn

Allerwerthester Herr

Euer treuergebener Freund
und der gröste von euren Bewunderern.

Sieben und siebenzigster Brief.

Wertheſter Freund,

Da jetzt ein Drittheil des Volks episch ist, wie Rabener sagt, und wir uns neulich darüber wunderten, als ich einige Tage bey Ihnen in Ihrer anmuthigen Einöde zubrach-

te, daß so viele Leute mit unglaublicher Leichtigkeit sich an das gröste Werk machen, wozu der menschliche Verstand fähig ist, so soll dieser Brief dazu gewidmet seyn, Ihnen alles das begreiflich zu machen. Wir glaubten, es sey unmöglich, daß man ohne ein großes Genie, ja gar ohne Gelehrsamkeit und viel Belesenheit ein Heldengedicht machen könne. Glauben Sie es nicht: Es gehet an, wenn man nur seine Kunst recht versteht. Was Moliere von einer Mahlzeit sagt, daß ein jeder mit Gelde eine machen kann, und daß, wenn ein ausgelernter Koch sie nicht ohne dieß machen könne, seine Kunst so viel als nichts sey: eben das kann man von einem Gedichte sagen. Derjenige, der das Genie dazu hat, kann leicht eins verfertigen; aber auch ohne Genie es zu machen, das ist die Kunst. Sehen Sie hier die ganz natürliche Auflösung dieses grossen Problems. Ich las vor zwey Tagen im Guardian und fand darinn von ohngefehr Popens Recept zu einem Heldengedicht. Es kam mir so practisch vor, und die Lehren dieses Mannes schienen mir in so vielen Mustern, derer ich mich dabey erinnerte, so gut ausgedruckt, daß ich nunmehr für den öde-

sten

sten Kopf nichts leichter halte, als ein Heldengedicht. Sie haben die Schrift nicht, mein lieber Freund, und ich glaube Ihnen einen Gefallen zu thun, wenn ich Ihnen das Recept hier abschreibe. Aber wenn Sie nun meinen Brief mit drucken liessen? — Doch, Sie können es immer thun, wenn Sie wollen: desto gemeinnützer wird der Gebrauch für viele seyn, die weder von **Popen** noch vom **Guardian** etwas wissen. Hier ist das Recept.

Zur Fabel.

„Nimm aus irgend einem alten Schriftsteller, Historienbuche, Romane, oder Legende (z. E. „**Gottfried von Monmouth** oder **Don Belianis** von Griechenland; bey uns Deutschen „könnte es der gehörnte **Siegfried**, oder der „Kaiser **Octavianus** seyn) solche Stücke der „Geschichte, die den meisten Anlaß zu langen „Beschreibungen geben. Thue diese Stücke „zusammen, und menge alle Begebenheiten, die „du dir ersinnst, in eine Erzählung. Alsdann „nimm einen Helden, den du nach dem Klange „seines Namens wählen kannst, und setze ihn „mitten unter diese Abentheuer. Da laß ihn

„arbeiten, daß zwölf Bücher davon voll wer„den. Zu Ende derselben kannst du ihn wie„der herausnehmen, nur daß er bereit sey, ent„weder zu siegen, oder zu heirathen: Denn es „ist nöthig, daß der Schluß eines Heldengedichts „glücklich sey.

Eine Zwischenfabel zu machen.

„Nimm eins von den übriggebliebenen Aben„theuern aus vorigen, darein du auf keine Art „deinen Helden bringen kannst; oder nimm sonst „eine glückliche Begebenheit, die zum Wegwer„fen zu gut ist. Diese kannst du mit gutem „Nutzen einer andern Person beylegen: Denn „es schadet dem ganzen Gedichte gar nichts, „wenn der Leser sich gleich bey dessen Durchle„sung einmal verirrt.

Zur Sittenlehre und Allegorie.

„Die kannst du nach diesem bey guter Muße „aus der Fabel ziehen. Siehe aber ja zu, daß „du sie gehörig ausdehnest.„

Zu den Sitten.

„Für den Helden nimm die allerbesten Ei„genschaften, die du bey den vortrefflichsten be„rühm-

„rühmtesten Helden des Alterthums finden „kannst. Wollen sie sich nicht zusammenschmel„zen lassen; so lege sie alle zusammen auf dei„nen Helden. Siehe aber wohl zu, daß es „solche Eigenschaften sind, von denen dein Pa„tron gern wollte, daß man sie ihm beylegte. „Um auch allem Mißverstande vorzubeugen, „darein die Welt verfallen könnte, so suche aus „dem A. B. C. die großen Buchstaben aus, „die seinen Namen ausmachen, und setze sie an „die Spitze einer Zueignungsschrift deines Hel„dengedichts. Dem ohngeachtet bemerke nicht „eine genaue Grösse dieser Tugenden, indem es „noch nicht ausgemacht ist, daß der Held eines „Gedichts ein ehrlicher Mann sey, oder nicht. „Die niedern Charaktere nimm aus dem Ho„mer und Virgil, und verändere die Namen, „wie die Umstände es erfordern.„

Zu den Maschinen.

„Nimm Gottheiten, männliche und weibli„che, so viel als du brauchen kannst. Theile „sie in zween gleiche Theile, und halte den Ju„piter im Mittel. Laß ihn die Juno ins Gäh„ren bringen, und die Venus ihn erweichen.

„Ver-

„Vergiß aber nicht bey aller Gelegenheit den „flüchtigen Merkur zu brauchen. Brauchst du „Teufel, so nimm sie aus Miltons verlohrnem „Paradiese, und ziehe deine Geister aus dem „Tasso. Der Nutzen dieser Maschinen ist son„nenklar: denn da wohl kein Heldengedicht ohne „dieselben bestehen kann, so ist das klügste, daß „man sie nur zur dringenden Nothdurft aufbe„wahre. Wenn du deinem Helden durch gar „kein menschliches Mittel mehr aus einer Noth, „oder dir selbst durch deinen eigenen Witz nicht „helfen kannst; so hole den Himmel herbey, „und die Götter werden dir gar bald aushelfen. „Dieses ist nach der Vorschrift des Horaz in „seiner Anweisung zur Dichtkunst:

„*Nec Deus interfit, nisi dignus vindice* nodus
„*Inciderit.*

„Das heißt, ein Dichter soll niemals die Göt„ter zum Beystande anrufen, als wenn er in „großer Angst ist.„

Zu den Beschreibungen.

Zu einem Sturme.

„Nimm den Eurus, Zephyr, Auster und „Boreas, und wirf sie alle in einen Vers.

„Hiezu

„Hiezu thue Regen, Blitz und vom lautesten „Donner, den du kriegen kannst, quantum „satis. Menge die Wolken und Wasserwogen „gut unter einander, und trübe deine Beschrei„bung hier und da mit Triebsand. Braue das „Ungewitter wohl in deinem Kopfe, ehe du es „anfangen lässest zu stürmen.„

Zu einer Schlacht.

„Klaube eine große Menge Bilder und Be„schreibungen aus Homers Ilias, und ein oder „zwey Gewürze aus dem Virgil, und behälst „du etwas übrig, so kannst du es zu einem „Scharmützel beylegen. Würze alles wohl mit „Gleichnissen: Du wirst eine vortreffliche „Schlacht haben!

Zu einer brennenden Stadt.

„Brauchst du nothwendig eine solche Beschrei„bung, indem freylich im Virgil eine steht; so „hast du das alte Troja brennend bey der „Hand. Fürchtest du aber, man möchte dies „für gestohlen halten, so werden ein oder zwey „Capitel aus der Theorie von der Verbrennung „der Welt wohl beschrieben und in gute Verse „gebracht, ein gutes succedaneum seyn.

„Was

„Was die Gleichnisse und Metaphern be„trifft, so kannst du sie überall in der Schöpfung „finden. Der Allerdümmste kann sie sammlen; „aber die Gefahr ist, wie man sie brauche. „Hierüber berede dich mit deinem Verleger.„

Zur Sprache.

„(Ich meyne die Schreibart) Hier wirst du „wohl thun, daß du dem Milton nachahmest: „Denn du wirst es viel leichter finden ihm hier„inn nachzuahmen, als in irgend einem andern „Stücke. Ebräische und griechische Redensar„ten kannst du bey ihm finden, ohne daß du die „Mühe brauchst diese Sprachen zu lernen. Ich „kenne einen Mahler, der gleich unserm Dich„ter kein Naturell hatte, und dessen Geschmiere „für Originale gehalten wurden, weil er sie in „den Rauch stellte. Eben so kannst du auch „deinem Stücke das ehrwürdige Ansehen des „Alterthums geben, wenn du es hier und da „mit altem Englisch verfinsterst. Und hieran „kann es dir bey keiner Gelegenheit fehlen; du „darfst nur das Wörterbuch nachschlagen, wel„ches gemeiniglich zu Ende des Chaucer ge„druckt wird.„

Sehen

Sehen Sie, so viel und so wenig muß man thun, um nach der Mode episch zu dichten. Ich würde für uns Deutschen, die wir so weit unter jenen stolzen Insulanern nicht einmal so viel zu fordern berechtigt sind, die ganze Sache noch bequemer machen —. Aber einen Punkt muß ich doch noch hinzusetzen, in welchem Pope die Dichter ohne Genie warnet: Sie sollen sich niemals fürchten, daß ihre Werke gar zu feurig werden möchten. Sie sollen vielmehr ihre hitzigsten Gedanken zusammen nehmen, und auf ihre Blätter ausschütten. Man hat angemerkt, sagt er, daß sie erkalten, ehe sie noch gelesen werden. Und anstatt dieser Hitze pflegt ihnen etwas gewissers zu bleiben: nämlich Frost und Unsinn.

Schreiben Sie mir, ob es nicht patriotisch wäre, diesen Vorschlag zur Aufmunterung und zum Trost vieler jungen Nachfolger des großen Duns, die noch in der Geburth arbeiten, bekannter zu machen?

Ich bin ꝛc. ꝛc.

P.

Acht und siebenzigster Brief. *)

Mein Herr,

Sie leben mitten in Frankreich, so wie man in Engelland lebt; die Vergnügungen der Stadt haben nichts reizendes mehr für Sie, so bald Sie die Vergnügungen des Landlebens genießen können. Wie angenehm muß es Ihnen nicht seyn, da Sie es lieben, daß selbst die Wissenschaft, darauf Sie sich gelegt haben, Sie frühzeitig dahin ruft! So gefährlich es sonst ist, seine Beschäftigung aus seinen Vergnügungen zu machen, so glücklich ist man, wenn man aus seinen Vergnügungen seine Beschäftigung machen kann. Ich wußte wohl, daß ich diesen Monat einen Brief empfangen würde, der von **Montbard** datirt wäre. Sehen Sie also die Zeit, wo man sagen muß: Glückselig sind die, welche auf dem Lande wohnen!

Seit zweytausend Jahren schon beklagen die Poeten den Verlust der goldnen Zeit, und ich ver-

*) Lettres de Mr. l'Abbé *le Blanc* sur les Anglois 8. Amst. 749. Tom. I. Lett. 26.

verwundere mich darüber; nach meiner Meynung ist sie noch nicht verlohren; sie herrschet auf dem Lande, und wird da noch immer herrschen. Sie haben sie gewiß da, wo Sie jetzt sind, wieder gefunden. Seit einem Monat, daß ich hier an den Ufern der Trent bin, geniesse ich alle Annehmlichkeiten dieses ruhigen Lebens, worinn das Glück unserer Vorväter bestand. Die eiserne Zeit fühlt man nur in den Städten, weil da der Mittelpunkt der Verläumdung, des Neides, des Ehrgeizes und der Treulosigkeit ist. Auf dem Lande weiß man nichts davon, es wäre denn, daß man dergleichen dahin schleppte. Und freylich wie viel Leute werden dahin nicht mit dem Gefolge aller dieser Laster begleitet! Sie leben da so, wie in der Stadt, mit einerley Thorheiten beschäftigt, oder von einerley Affecten verschlungen. Solche Leute werden nirgends die glückseligen Tage der goldnen Zeit kennen lernen: die eiserne Zeit wird ihnen überall auf dem Fusse nachfolgen.

Was die Landesbeschaffenheit in Engelland betrifft, davon ich Ihnen vorläufig einen Begriff geben soll, bis Sie es selbst mit Augen sehen, so bin ich Ihnen zum voraus für das

Vergnügen Bürge, welches Sie dereinst empfinden werden, dieses Land zu sehen. Alles, sowohl das Clima, als der Fleiß der Einwohner, vereinigt sich, es eben so angenehm als fruchtbar zu machen. Wenn man Italien gesehen hat, so wird man an den Gebäuden von London eben nichts außerordentliches zu bewundern finden. Diese Stadt ist in der That nur um ihrer Grösse willen zu bewundern. Hergegen ist es genug, wenn man nur Augen hat, um von der Schönheit des hiesigen Landes gerührt zu werden, von der Sorgfalt des Ackerbaues, von den fetten Weiden, von den zahlreichen Heerden, womit sie bedeckt sind, von allem dem, was den Ueberfluß und die Reinlichkeit ankündigt, die auch in den geringsten Dörfern herrschet. Diejenigen, welche Engelland nicht als ein sehr fruchtbares Land ansehen, irren sich ganz gewiß. Die Engelländer ziehen jährlich mehr als einige Millionen von dem Ueberfluß ihres Getreides. Man kann sich unter uns nicht wohl einbilden, daß es hier zu Lande seltener so heftig kalt ist, als in Frankreich; unterdessen ist es doch wahr, daß die Nebel, womit diese Insel gemeiniglich bedeckt ist, sie gleich sicher sowohl vor außerordent-

dentlicher Hitze als Kälte beschützen. Diese dicken Dünste sind für die Erde vielleicht so heilsam, als sie der Gesundheit der Einwohner schädlich sind. Ein Beweis, daß sie das hiesige Clima mäßiger machen, als das unsrige, ist dieses, daß man hier in freyer Erde verschiedene Bäume aufziehet, die man in Frankreich nicht anders als in Gewächshäusern erhalten kann. Die meisten Virginischen bekommen um London herum recht gut. Zu Montbard müssen sie sie den Winter hindurch verdeckt halten.

Das Land kommt mir hier immer lachend vor, weil ich es immer grün sehe. Es ist freylich nicht so abwechselnd als in Frankreich. Man siehet in Engelland, einige Provinzen ausgenommen, weder weite Plänen, noch hohe Gebürge. Nichts setzt den Anblick in Erstaunen, aber alles vergnügt ihn. Von allen Seiten sind nichts als Hügel, deren Abhang sich so sanfte nach der Pläne strecket, als der Anblick davon anmuthig ist. Wenn die Wälder, die ehemals dieses Land bedeckten, fast ganz verschwunden sind, so mahen vielleicht die kleinen Gehölze, womit diese Hügel gekrönt sind, und die Hecken, welche die Wiesen und Felder überall umgeben, für die

Aussicht ein größeres Vergnügen, und beweisen die Güte des Erdreichs, und den geschickten Fleiß seiner Bebauer. Das weite Land, welches man von der Höhe von Richmont entdecket, siehet mehr einem unermeßlichen Garten als einem Felde gleich. Es zeigt den Augen einigermaßen ein Bild vom irrdischen Paradiese.

Was hier das meiste zur Schönheit des Landes beyträgt, ist die große Anzahl der Parks und Lusthäuser, womit es ausgezieret ist. Die stolze Seine pranget an ihren Ufern mit prächtigen Gebäuden und hochmüthigen Palläſten: Die Themſe nicht so eitel, obgleich wenigstens eben so reich, stellet unsern Blicken nur ungekünstelte und artige Häuser dar, aber in so groſser Anzahl und mit solcher Mannigfaltigkeit, daß sie von allen Seiten die angenehmste Aussicht macht.

Kurz es kömmt mir vor, daß das Grüne hier weit schöner ist als in Frankreich, wenn wir die Normandie ausnehmen, die in allem so viel ähnliches mit Engelland hat. Ich habe in dem Park S. James eine Farbe angetroffen, die ich noch nicht kannte. Eins ist schade, daß man diese Anmuth einem Fehler zu danken hat,

näm-

nämlich der Feuchtigkeit des Erdbodens. Alles wohl untersuchet, so hat ein jedes Clima seine Vortheile, und jeder Vortheil führet seine Unbequemlichkeiten bey sich. Wir wollen uns trösten, daß wir ein Land bewohnen, das freylich nicht so grün, aber dagegen viel trockener und folglich gesunder ist. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc. ꝛc.

Aus Newark in der Grafschaft Nottingham.

Neun und siebenzigster Brief.

Von dem Herrn Grafen Friederich von Dhona an den Herrn Bayle. *)

Ich nehme dasjenige, was mir von Ihnen kömmt, allezeit mit großem Vergnügen, und die Werke Ihres Geistes mit Bewun-

*) Ich rücke hier etwas aus dem Briefwechsel des berühmten Bayle ein (Lettres choisies de *Mr. Bayle* 8. Rotterdam 1714.) das den Lesern, die die-

wunderung an; aber ich bin unschlüßig die zwote Edition Ihres Sendschreibens über die Kometen im Zusammenhang und in der Ordnung fortzulesen, weil mir dieses den Verlust, den meine Familie und besonders ich, an Ihrem seligen Herrn Bruder erlitten haben, allzu empfindlich erneuret. Mit ihm las ich im verwichenen Jahre die erste Edition mit unbeschreiblichem Vergnügen, da er unser Lesen mit vortrefflichen Anmerkungen von seiner Art begleitete. Aber sein Herz hatte noch etwas selteners, als sein Verstand, so schön und rein er auch war; und ich hatte darauf, zur Wohlfarth meiner Familie, eine von denen Zuversichten gebaut, die der Himmel selten billiget, um sich nicht in seine Rechte greifen zu lassen. Ich kann mir vorstellen, mein Herr, wie Ihre Empfindungen über

diesen Namen kennen, angenehm seyn muß. Der jüngste Bruder des Herrn Bayle war Hofmeister bey dem jungen Grafen von Dhona und starb zu Paris im May 1684. Der alte würdige Graf schrieb einige Zeit hernach diesen Brief an den Herrn Bayle nach Rotterdam, der beyden Ehre macht, und manchen Großen zeigen kann, wie man den Verlust eines guten Hofmeisters ansehen muß.

über den Verlust eines solchen Bruders müssen gewesen seyn, der nur erst anfieng in diejenige Stärke des Alters zu treten, welche dem Verstand einen guten Schwung giebt, und die Bewegungen der Seele bekannt macht. Aber, wie mich diese Materie zu weit führen würde, so ist es besser in meinem gewöhnlichen Wege zu bleiben, und zu versichern, daß ich gegen alle Personen von außerordentlichen Verdiensten, und besonders gegen Sie, mit aller Hochachtung bin ꝛc.

Achtzigster Brief.

Von Herrn Bayle an den Herrn Minutoli. *)

Dieser Brief wird Ihnen berichten, mein lieber Freund, daß unser Rath mir meine Professorstelle mit der damit verknüpften

*) Bayle hatte einen langen Streit mit dem Professor und Prediger Jurieu zu Rotterdam, der anfänglich sein Freund war. Er pflanzte sich von

Besoldung von fünfhundert Gulden genommen hat. Sie haben sogar auch die Erlaubnis wi-

der-

von Schriften zu Schriften fort, und Jurieu verwandelte ihn endlich in einen persönlichen Haß. Dieser Mann, welcher stolz, listig und verfolgend war, und in der Wissenschaft mit Baylen nicht auskommen konnte, griff ihn da an, wo es ihm leichter war, ihn unglücklich zu machen, als zu widerlegen. Er beschuldigte ihn der gröbsten Religionsirrthümer und Staatsränke, und hetzte das odium theologicum wider ihn auf. Seine Sache ward eben so untersucht und gerichtet, als angeklagt, und Bayle verlohr seine Stelle. Man will, daß der König Wilhelm von Engelland den Rath zu Rotterdam dazu angewiesen, weil man ihm den Herrn Bayle als den Verfasser verschiedener mißfälligen Staatsschriften angegeben hatte, und weil er ihn für einen größeren Republikaner gehalten, als man es damals seyn sollte. Dem sey, wie ihm wolle, so wurde doch der Tr. von den Kometen als die eigentliche Ursache seiner Absetzung ihm eröfnet. Man sehe übrigens sein Leben, das vor der neueren Ausgabe seines Wörterbuchs steht. Der Herr von Bar sagt von ihm Epitres div. T. II. p. 174.

C'est peu que pour te perdre, on sçût te diffamer
A la honte du Siécle, on voulut t'affamer:

Tu

berrufen, die man mir gegeben hatte, Privat Lectionen zu halten. Sie machten diesen Schluß nach der Mehrheit der Stimmen am verwichenen 30. Octobr. und am letzteren Montage eröfneten mir ihn die Herren Bürgermeister in ihrem Zimmer. Alles was von den vernünftigsten Leuten hier ist, schreiet wider diese Ungerechtigkeit, und ein Theil unserer Räthe, die die ältesten und geschicktesten sind, widersetzten sich diesem Schlusse mit allen ihren Kräften: aber sie waren zu schwach an der Zahl. Wenn man im verwichenen Jahr nicht sieben bis acht Bürgermeister oder Rathsherren dieser Stadt abgedankt hätte, um an ihre Stelle andere Leute zu setzen, so würde mir dieses nicht begegnet seyn. Was mich tröstet, ist, daß ich das Mißvergnügen der Stadt, die Unregelmäßigkeiten dieses Verfahrens und die Ungerechtigkeit des Grunds sehe. Dieser Grund ist mein Buch von ver-

 schie-

Tu vis la pauvreté l'ecueil de la Conſtance;
Tout s'arma contre toi, mais non la Providence.
Par elle ſoutenû, dans le ſein du Repos
Tu vecûs en Savant, tu mourus en Heros
Satisfait de laiſſer au bout de ta carriere
Vn Treſor immortel au monde litteraire.

schiedenen Gedanken über die Cometen, wovon die Flammländischen Prediger den Bürgermeistern weiß gemacht haben, daß es gefährliche und gottlose Sachen in sich hielte. Ich hatte mich erboten, dieses zu widerlegen; und ich behaupte, und will es sonnenklar beweisen, daß mein Buch von den Cometen nichts annimmt, das wider unser Glaubensbekenntnis und wider die H. Schrift wäre. Dem sey, wie ihm wolle, man hat meine Lehre verdammt, ohne mich zu hören, ohne mich zu befragen, ob ich die Auszüge für getreu hielte, und den Sinn, den man meinen Worten beylegte, eingestünde: und der Rath hat mir nicht einmal zugelassen, meine Ankläger zu widerlegen.

Es ist nichts weder von dem **Bericht an die Flüchtlinge**, noch von dem **Friedensproject** gesagt worden, das ich zum Druck geben wollte. Dies wäre gehäßiger gewesen: denn Sie können nicht glauben, wie sehr unsere Feinde sich den Handel des Herrn **Halewyns** zu nutze gemacht haben um in der Welt auszubreiten, daß Herr **Goudet** von **Frankreich** dazu bezahlt wäre, dieses Friedensproject zu machen. — Ich würde Ihnen nichts weiter von

dem

dem kleinen Memoire sagen, das ich Ihnen seinetwegen empfohlen habe, wenn ich mich nicht, sowohl durch die Unterdrückung meiner Stelle, als auch wegen meiner wenigen Sorgfalt Geld zu sammlen, ganz entblößt befände. Ich glaube nicht, daß ich von Rotterdam gehe, wenn die Bürgermeister mich da lassen, bis mein Dictionaire fertig ist. —

Ich bin ꝛc.

Ein und achtzigster Brief.

Von Herrn Bayle an eben denselben.

Ihr Brief vom verwichenen ersten December, liebster Freund, gab mir durch die zärtliche und verbindliche Rührung Ihres Herzens über meinen Unfall, einen sehr großen Trost. Ich habe ihn so angenommen, als ihn ein Christlicher Philosoph annehmen muß; und ich fahre Gottlob! fort, meine Seele in einer großen Ruhe zu besitzen. Die Annehmlichkeit und die

Muße

Muße in den Studien, wozu ich mich gewidmet habe, und worinn ich vergnügt bin, werden mich in dieser Stadt halten, wenn man mich da läßt; wenigstens so lange, bis mein Dictionaire völlig abgedruckt ist; denn meine Gegenwart ist an dem Orte, wo es gedruckt wird, ohnumgänglich nöthig. Da ich übrigens weder in Güter noch Titel verliebt bin, so werde ich mich wenig um Vocationen bekümmern, und ich würde keine annehmen, wenn ich auch dergleichen erhalten sollte. Ich bin kein so großer Liebhaber von den Zänkereyen, Cabalen und Professorschmausereyen, die auf allen unsern Akademien herrschen. *Canam mihi et Musis.*

Sie werden hiebey die **Aussage eines Ungenannten wider die ärgerliche Morale** unsers Menschengesichts finden. Sie haben vielleicht an Ihren Orten sagen gehört, daß ich meine Stelle wegen des **Berichts an die Flüchtlinge** verlohren hätte: Denn die Emissarien dieses Mannes, die über die Verachtung unserer Obern sowohl gegen die sogenannte Angebung der Cabale von **Genf**, als seines Factums bey Gelegenheit der Calumnie in Ansehung dieses Berichts, sehr betreten waren, haben über-

überall von hieraus geschrieben, daß es die Anklage über dieses Buch wäre, die eine solche Wirkung gethan hätte. Eine offenbare Ungereimtheit: denn man würde sich nicht damit begnügt haben, mir bloß das Lehramt zu nehmen, wenn man sich auf die Anklage einer Schrift wider den Staat gestützt hätte. Man hat sich auf nichts gegründet, (und darauf können Sie schwören) als auf die Klage, die das Flammländische Consistorium wider meine Kometen vorgebracht hat; und der gröste Theil der Urtheilenden gestand ein, daß sie dieses Buch nicht gelesen hätten, und ein Theil setzte sich wider die Einziehung meiner Besoldung. Es ist also allein um meines Tractats willen von den Kometen geschehen. Das Flammländische Consistorium, welches fast ganz aus Leuten bestehet, die weder Französisch, noch sonst etwas als ein paar locos communes aus der Theologie verstehet, überdas übelgesinnt gegen mich seit meiner Ankunft in diesem Lande ist, weil ich einen Gönner da hatte, welcher der Stifter dieses Gymnasiums war (der sel. Herr Paets, ein großer Republicaner) und den sie sehr haßten: Das Consistorium, sage ich, hat nichts als die

Ueber-

Uebersetzung, die man ihm in Flammländischer Sprache gezeigt hatte, und Auszüge aus meinem Buche zu Rathe gezogen, die mein Ankläger mit der ungetreuesten Art von der Welt gemacht hat. — —

Den 8ten März 1694.

Zwey und achtzigster Brief.

Von dem Baron von Walef an Herrn Bayle. *)

Haag, den 9. Febr. 1706.

Mein Herr,

Ich hoffe, daß Sie über den Vorschlag, den ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu thun, eine gute Entschließung werden gefaßt haben. Wenn Sie ihn Ihren Freunden mit derjeni-

*) Baylens Unglück reizte verschiedene, ihn glücklich zu machen. Der Graf d'Albemarle, ein Herr von einem vortrefflichen Charakter, welcher sich damals im Haag aufhielt, wollte den Herrn Bayle

jenigen Freyheit und denen Annehmlichkeiten, die ich Ihnen dabey beschrieb, werden vorgestellt haben, so zweifle ich nicht, daß Sie durch sie werden aufgemuntert seyn, dem Lord d'Albemarle die Gunst zu erzeigen, die er von Ihnen verlangt. Ich will noch mehr sagen, mein Herr, wenn sie Ihnen anrathen sollten, ihm abschlägige Antwort zu geben, so kann ihre Freundschaft nicht anders als eigennützig seyn; und nichts kann sie dazu bringen, als der Bewegungsgrund, Sie zu Rotterdam allein zu besitzen. Haben Sie diese Stadt nicht genug mit Ihrer Gegenwart beehret? Und ist die Hauptstadt von Holland nicht berechtigt, mit allen ihren Vortheilen Sie dahin zu bringen, daß Sie dieselbe einem Orte vorziehen, der nur um Handel bestimmt ist?

Ich

le auf gute Bedingungen gerne bey sich haben, und ließ ihm sein Haus mit allen Bequemlichkeiten auf die freundschaftlichste Art durch den Baron von Walef antragen. Er schrieb auch selbst an ihn, nicht als ein Wohlthäter, sondern der eine Wohlthat von ihm suchte. Bayle bedankte sich, und blieb zu Rotterdam. Lettres de *Mr. Bayle* T. III. p. 918. sqq.

Ich will Ihnen nichts von der großen Hoch
schätzung sagen, die man daselbst für Sie hegt
noch von der Ergebenheit, die man gegen Ihr
Verdienste bezeigen wird. Sie machen sich
daraus nicht viel. Aber Sie werden nebst der
Freundschaft eines Herrn, der Sie unendlich
werth schätzet, Bibliotheken und Promenaden
finden, die geschickt sind, Ihre Philosophie zu
nähren, und angenehm zu unterhalten. Erlau
ben Sie mir, mein Herr, daß ich mich Ihrer
eigenen Waffen bediene. Sie haben mit Ihrer
gewöhnlichen Beredsamkeit gezeigt, „wie sehr
„ein Gelehrter den Aufenthalt in einer Haupt
„stadt eines Landes dem Aufenthalt in geringe
„ren Städten vorziehen müsse.„ *) Sie müs
sen also entweder Ihrer eigenen Meynung ent
sagen, oder uns die Gefälligkeit erzeigen, darum
wir Sie bitten.

Ich widerhole Ihnen nicht mehr, was
Mylord Albemarle mir aufgetragen hatte, Ih
nen zu sagen. Sie werden bey ihm ein noch
angenehmeres Leben finden, als ichs Ihnen habe
abschildern können. So sehr Sie die andern
Men

*) Reponse aux Questions d'un Provincial Tom.
I. chap. 2.

Menschen an gründlicher Wissenschaft und Höhe des Geistes übertreffen; so sehr erhebt er sich durch seine großmüthige und gutthätige Seele, durch seine Redlichkeit, und durch das immer gleiche Humeur, welches eine der angenehmsten Reizungen des Lebens macht, und das bey den Großen so wenig bekannt ist.

Wäre mirs erlaubt, mein Herr, meine Bitten zu den seinigen zu fügen, so würde ich Ihnen sagen, daß die Gesinnungen, die ich gegen Sie hege, etwas Gefälligkeit verdienten. Erhalten Sie für Ihre Freunde eine Gesundheit, die Sie so wenig in Ansehung Ihrer selbst schonen; und kommen Sie in einer ruhigen und gesicherten Einöde denen Ungemächlichkeiten eines Alters zuvor, das so ehrwürdig als das Ihrige ist. Ich bilde mir ein, daß wenn Sie im Haag erst einige Zeit zugebracht haben, Sie mir es Dank wissen werden; und daß Sie von der aufrichtigsten und vollkommensten Ergebenheit werden überzeugt seyn, mit welcher ich bin

Mein Herr

Ihr gehorsamer Diener
M. Walef.

Drey und achtzigster Brief.

Von dem Lord, Graf d'Albemarle, an den Herrn Bayle.

Haag, den 11. Febr. 1706.

Erlauben Sie mir, mein Herr, durch diese wenige Zeilen alles das zu bekräftigen, was der Herr Baron von Walef die Gütigkeit gehabt hat, Ihnen von meinetwegen zu sagen; und noch dieses hinzu zu setzen, daß ich recht herzlich wünschte Ausdrücke zu finden, dadurch ich Sie bewegen könnte mir die Gunst zu erweisen, darum ich Sie bitte. Ich werde Sorge tragen, mit Ihnen auf eine solche Art zu leben, die Sie den Entschluß, den Sie ergreifen werden, nicht wird bereuen lassen, indem ich Ihnen eine völlige Freyheit, ohne den geringsten Zwang, gönnen werde, und eben so viel, als Sie alleweil haben können. Darauf können Sie sich Rechnung machen, und daß ich mit

einer

einer sehr großen Hochschätzung Ihrer schönen und großen Eigenschaften bin

M. H.

Ihr ergebenster und gehorsamer Diener

Der Graf d'Albemarle.

Vier und achtzigster Brief.

Von dem Herrn Bayle an den Baron von Walef.

Rotterdam, den 12. Febr. 1706.

Ich fühle die lebhafteste Verbindlichkeit gegen alle die Gütigkeiten, womit Sie mich beehret haben, und die Sie mir in Ihrem schönen Briefe vom 9. des jetztlaufenden zu erneuren belieben. Ich befinde mich dabey nicht weniger unglücklich, daß mein gegenwärtiger Zustand so beschaffen ist, daß ich nach aller Nothwendigkeit darinn beharren muß. Die Vorsehung mischet das Schicksal gewisser Personen so, daß wenn sie eben fähig wären, ein

Gut zu genießen, es sich nicht zeigt; und wenn es sich endlich zeigt, daß sie es nicht mehr genießen können. Sehen Sie, mein Herr, das ist mein Verhängnis. Ich rechne mich für einen abgelebten Alten. Meine Leibesbeschaffenheit ist so schwach, daß ich unvermeidlich krank oder sehr beschwert seyn muß, wenn ich mich nicht in der Einförmigkeit des Lebens halte, die eine lange Gewohnheit mir nothwendig gemacht hat. Ich habe keinen von meinen Freunden um Rath gefragt; denn, da ich selber die Gründe prüfte, die ich die Ehre hatte Ihnen vorzustellen, und die Sie mit allem Witz und aller möglichen Beredsamkeit bestritten, habe ich am Ende unwiderleglich gefunden, daß es mir schlechterdings nicht zuträglich sey, umzuziehen. Sie haben so viele Belesenheit, mein Herr, daß Ihnen nicht unbekannt seyn kann, was man von den Beweisen der Empfindungen gesagt hat. Sie wirken mit größerer Kraft unsere Seele zu bestimmen, als alle andere Gattungen von Beweisen.

Ich komme wieder auf mein sonderbares Schicksal. Das Glück besucht mich zu spät. Wäre es eher gekommen, so hätte es mich zum

vergnügtesten unter allen Menschen gemacht. Ich würde mit der grösten Begierde denen Gründen gefolgt haben, die mir den Aufenthalt in einer Hauptstadt als vortheilhaft für Gelehrte vorstellen. Wollte GOtt, daß sich gegen das Jahr 1690. oder vielmehr noch ein wenig hernach ein so angenehmer und so rühmlicher Antrag, als Mylord Albemarle mir zu thun beliebt, gezeigt hätte! Dies wäre die Erfüllung meines liebsten Wunsches gewesen, und ich hätte Gelegenheit gehabt, mehrere Kenntniße, mehrere Stufen des Verstandes und mehr Einsichten zu erlangen, die mir fehlen, und die ich niemals haben werde.

Ich bitte Sie gehorsamst, mein Herr, zu erlauben, daß ich den Brief, den ich mir die Ehre gebe an Mylord d'Albemarle zu schreiben, durch Ihre Hände gehen lasse. *) Er wird viel besser aufgenommen werden, wenn Sie ihn mit Ihren guten Vorstellungen und denen Ihnen so eigenen geschickten Insinuationen begleiten wollen. Beklagen Sie mein Unglück bey ihm, ich beschwöre Sie darum; diese unüber-

*) Es ist Schade, daß dieser Brief verlohren gegangen ist.

windliche Last, die die Leibesbeschaffenheit, das Alter und eine lange Gewohnheit mich tragen lassen. Und übrigens bitte ich Sie, überzeugt zu seyn, daß ich nicht weniger Erkenntlichkeit gegen seine und Ihre Gutheiten haben werde, als wenn ich sie wirklich genießen könnte.

Sehen Sie, was ich würde die Ehre gehabt haben, Ihnen schon gestern zu schreiben, wenn der Bediente, welcher mir Ihren Brief und den, so Mylord auf die höflichste und verbindlichste Art an mich geschrieben, überbrachte, nicht gesagt hätte, daß er noch denselben Tag zurück zu kehren wünschte. Dies hätte er nicht thun können, wenn er hätte so lange warten sollen, bis meine Antworten fertig gewesen wären. Ich glaube, Herr **Guedeville** wird Ihnen seit gestern Abend mein Compliment und meine Apologie gemacht haben.

Ich bitte Sie um die beständige Fortsetzung Ihrer Gewogenheit gehorsamst, und habe die Ehre mit aller ersinnlichen Ergebenheit zu seyn ꝛc.

Fünf und achtzigster Brief.

Von dem Herrn von St. Mard.

Mit Erlaubnis, mein Herr, Sie sind ein seltsamer Mann! Sie gerathen in Wuth, wenn Sie eine Niederträchtigkeit begehen sehen, Sie sind untröstlich, wenn Sie falsch urtheilen hören, und Sie kommen bisweilen außer sich selbst, wenn Sie sehen, daß man eben die Leute bewundert, worüber Sie vor Verdruß sterben möchten. Ey nun, mein Herr, die Natur hat nicht gewollt, daß wir vernünftiger seyn sollten: desto schlimmer ist es für Sie, wenn Sie es so sehr sind. Könnten Sie das menschliche Geschlecht umkehren, so wollte ich Ihnen wohl erlauben, verdrüslich zu werden, Ihr Zorn würde doch zu etwas dienen: aber so mögen Sie immer keifen, so viel Sie wollen; die Welt wird immer ihre Narren und Betrüger behalten. Ihr Unwillen wird uns nicht

*) Lettres galantes et philosophiques de Mr. Rem. de *St. Mard.* (Tom. II. de ses Oeuvres 12. Amst. 749. 5. Tom.) Lett. 2. 8.

um einen bringen. Glauben Sie, daß ich zuweilen nicht auch Lust hätte mit der Welt zu zanken? Nein, ich thue es nicht: Ich finde meine Rechnung besser dabey, sie zu verachten, als sie zu hassen. Mein Haß würde ihr zu viel Ehre, und mir gar keine machen; aber für Sie ist die Verachtung eine allzufrostige Empfindung. Ich lache, und ich kenne Sie wohl, wenn ich an den Begriff denke, den Sie sich von den Menschen machen. Die Welt, sagen Sie zornig, ist ein Wald, der nur Wölfe ernähret und einschließt, die bereit sind, einander durch List zu verderben und aufzufressen, wenn sie nicht dazu durch Gewalt gelangen können. Das heißt, mein Herr, sich eine allzuschwarze Vorstellung von den Menschen machen. Die Leydenschaften richten nicht allezeit Böses an; sie nützen bisweilen eben so gut, als sie schaden. Aber die Vernunft, sagen Sie, läßt die Menschen nichts thun. Was bekümmern Sie sich darum, mein Herr? Sie selbst, wenn Sie sich täglich quälen und mit Ihrer Galle beschäftigen, thun Sie es wohl aus Vernunft? Ist sie es, dadurch Sie eine Zeit mit Murren verderben, die Sie sollten zum Lachen anwenden?

Ich,

Ich, für mein Theil, fürchte die Menschen wohl; aber ich hasse sie nicht. Und warum sollte ich sie hassen? Sie sollen das seyn, was sie sind, und ich wünsche einem Menschen, der mich beleidigt, nicht mehr Böses, als einer Nessel, die mich im Garten sticht. Ich fühle auch keine Versuchung, wie Sie, mich in Wüsteneyen zu verbergen. Ich würde sogar vielleicht lieber mit einem Narren leben mögen, als daß ich sollte verurtheilt seyn, immer allein zu bleiben. Ich weiß wohl, daß ich nicht edel genug rede: aber was verlangen Sie? Es kömmt nicht auf mich an, edler zu denken. Wenn die Natur Ihrem Seyn mehr Vorzüge gegeben hätte, und bey dem Abscheu gegen die Betrüger, zugleich etwas, ihrer zu entbehren, so würde ich Sie gerne bey den Bären Gesellschaft suchen lassen; aber die Bären werden Ihnen kein Wort sagen, und Sie werden sicherlich die Gesellschaft dieser Schälke bedauren, die Sie so sehr hassen. Sie werden es machen wie diejenigen Liebhaber, die mißvergnügt über ihre Geliebten, sie trotzig verlassen, und kurz nachher die Schwachheit haben, wieder zu ihnen zu kommen. Ich bitte Sie, ersparen Sie sich diesen

Vorwurf. Gewöhnen Sie Ihre Seele nach und nach, das Laster ohne so viel Murren zu sehen, Sie werden dadurch die Menschen desto besser ertragen. Es ist wahr, wenn Sie sich vollkommen in ihre Gesellschaft schicken sollten, so müsten sie eben die Laster an sich haben, wie sie; aber sorgen Sie nicht, Sie werden niemals so glücklich seyn. Wenn man nicht mit gewissen Lastern gebohren ist, so kostet es fast eben so viele Mühe sie zu erlangen, als Tugenden. Wenn Sie liebenswürdig werden wollen, so müssen Sie sich unter andern von zween grossen Fehlern bessern; Sie sind ein honneter Mann nach der grösten Strenge, und Sie haben einen so ernsthaften Verstand, daß Sie von den Menschen nur vernünftige Reden verlangen, eben als wenn Sie ein Recht hätten, sie von Ihnen zu erwarten. Im Vertrauen, mein Herr, glauben Sie, daß Sie mit allen diesen Fehlern Ihrer nicht eben so müde seyn sollten, als Sie es mit ihnen sind? Ich bin versichert, daß Sie an dem Tage Ihrer Abreise Freudenfeuer machen werden; denn, glauben Sie gewiß, Sie werden Ihre Gesellschaft recht gut entbehren. Was können sie im Grunde mit Ihnen bey Ihrem ganzen Verdienste

anfan-

anfangen? Sie haben Umgangsfehler, welche machen, daß sie sich ungemein gut bey einander befinden: Sie sind heute betrogen worden; ey nun, so betrügen Sie morgen; spielet man ihnen einen unversehenen Streich, so trösten sie sich darüber in der Versicherung, daß Sie es wieder so machen wollen: Die Laster, die sie zusammen verbinden, machen auch, daß sie sich dieselben einander verzeihen; Ja vielleicht machen sogar diese Laster das Spiel der Gesellschaft aus. Und auf diesen Fuß, mein Herr, werden Sie mit allen Ihren schönen Eigenschaften sie nur verderben. Aber um wieder auf Sie selbst zu kommen; wenn Sie denn nun von der Gesellschaft werden Abschied genommen haben, ist es auch gewiß genug, daß Sie niemals wieder die Augen darnach richten werden? Mit Ihrer Erlaubnis, mein Herr, die Natur, die Sie zum Menschen gemacht hat, erlaubt Ihrer Vernunft nicht, Sie ganz und gar zu verhindern, es zu seyn, und vierzehn Tage Einsamkeit würden die Gesellschaft bald für die Verachtung rächen, die Sie ihr erwiesen hätten. Sie sind in der That für mich und viele andere von einer sehr angenehmen Gesellschaft; aber für sich müssen Sie

von einer sehr schlechten seyn: Glauben Sie, daß Ihr finsteres Humeur Ihnen bis in die Wüstungen folgen wird; es wird sich da noch verstärken, und diese Menschen, wider welche sie dann noch von weitem schmälen, werden dadurch nichts schätzbarer, Sie selbst aber nur unglücklicher werden. Wenn Sie mir glauben wollen, mein Herr, so leben Sie mit den Menschen: Es ist ja so leicht mit ihnen zu leben; Sie dürfen nur zu dem Ende einen Theil Ihrer guten Eigenschaften verlieren: Insonderheit müssen Sie die Aufrichtigkeit, womit man so unglücklich ist, bey Seite setzen: Sie müssen höflich, schmeichelhaft, verstellt und bisweilen unverschämt seyn; und wenn Sie alle diese Tugenden werden erlangt haben, so werden Sie sie so glücklich fortkommen sehen, daß Sie nicht mehr die Kraft haben, Leute zu hassen, die ihr grösstes Vergnügen an Ihnen finden.

Sechs und achtzigster Brief.

Von dem Vorigen.

Mitten unter so vielen Leuten, die nach Ehre laufen, sehe ich niemand, als Sie, mein Herr, stille stehen, und vielleicht darum, weil Sie sie verdienen. Aber verlassen Sie sich nicht darauf. Um Ehre zu erlangen, ist es nicht genug, zu fühlen, daß man ihrer werth sey, man muß auch darnach laufen, man muß sich durch den Haufen durchdrängen, seine Mitbuhler auf die Seite schaffen, und sich alles für erlaubt halten, was zu seinem Vorzuge dienen kann. Ich weiß wohl, daß Sie allezeit unter der Menge werden bemerkt seyn, auch selbst alsdann, wenn Sie nur Ihren gewöhnlichen Schritt gehen; aber das wird nur von den Neugierigen geschehen: Sie werden wohl sehen, daß wenn Sie aus allen Ihren Kräften gehen wollten, Sie auch die förderstен in der Laufbahn weit hinter sich lassen würden; aber der große Haufen wird dieses nicht sehen, und Ihr weniger Eifer nach Ansehen, wird für Unver-

vermögen es zu erlangen, gehalten werden. Laufen Sie also, mein Herr, mit einem schnelleren Schritte nach der Ehre. Und wissen Sie wohl meine Meynung, wie Sie Ihren Gang leichter machen sollen? Ich bitte Sie, in dieser Absicht nicht mehr Verstand zu haben, als Sie wirklich besitzen; Sie haben vielleicht zu meiner Forderung zu viel. Seyn Sie nur so gefällig, bey denenjenigen bisweilen Verstand zu finden, die wirklich keinen haben. Dies wird Ihnen vielleicht als einem Misanthropen sauer ankommen; aber die Ehre muß etwas kosten, und wenn es auch Niederträchtigkeiten wären. Glauben Sie wohl, daß jene witzigen Köpfe, die so viel Lerm gemacht haben, mit ihren Verdiensten zufrieden gewesen wären, und gewartet hätten, bis die Ehre mit langsamen Schritten käme, sie zu belohnen? Seyn Sie versichert, daß sie ihr entgegen gegangen sind, und daß sie die Hülfe gewisser Künste nicht verschmähet haben, die in der That unanständig, aber doch nothwendig waren das Verdienst in einen Preis zu setzen. Ach wenn Sie doch bey dem Verstande, den Sie haben, mein Herr, nur auf drey Monate ein wenig dumm werden könnten, so sollten Sie sehen,

was

was für einen großen Schwung Ihre Ehre nehmen würde. Allein Sie sagen Ihre schönen Gedanken nur mit Bescheidenheit, Sie scheinen sogar in der Zeit, da Sie am meisten Ursache hätten, mit sich zufrieden zu seyn, sich am wenigsten zu gefallen; man liest in Ihren Augen nicht, daß Sie von Ihrer Vortrefflichkeit durchdrungen sind: Nein, Sie verstehen die Sache nicht recht, mein Herr! Man muß die Unverschämtheit haben zu sagen, daß man bewundernswürdig sey, wenn man es auch nicht ist. Und wie viele Leute haben nicht damit Glauben gefunden, bloß weil sie sich die Mühe gegeben hatten, es selber zu sagen! Bey dem allen siehet man Sie niemals bey den Großen, und Sie nehmen es übel, daß die Kleinen Ihrer nicht achten. Aber man muß diesen Grossen immer schmeicheln, werden Sie mir sagen: Ja freylich, mein Herr; Können Sie sie nicht genug dazu verachten, um das zu thun? Ihr seyd ein seltsames Geschlecht, ihr Herren Misanthropen: Ihr habt euch in den Kopf gesetzt, daß ihr die Menschen recht gut verachtet, wenn ihr sie mit der Höhe eurer Vernunft verachtet. Betrügen Sie sich nicht dabey, mein Herr; das

ist

ist nicht gute Art, sie zu verachten. Ich für mein Theil will, daß Sie sie so wenig achten sollen, daß Sie sich ihre Thorheit zu Nutze machen. Ich will, daß Sie voller Verachtung gegen sie eingenommen dennoch so stark sind, ihnen weiß zu machen, daß sie Verdienste haben; und besorgen Sie nur nichts dabey, Sie werden gewiß nicht merken, daß Sie ihrer spotten. Doch, wenn Sie ihnen schmeicheln, so müssen Sie sie deswegen mit ihren Lobsprüchen nie so hoch setzen, daß sie sich unterstehen können, Sie zu verachten. Um sie also nicht zu verderben, so nehmen Sie von Zeit zu Zeit ein stolzes Wesen an; es steht gut bey den Narren; und weil ihrer so viele sind, so machen Sie daraus Ihr gewöhnliches Wesen. Kurz, mein Herr, man muß mit den Menschen so umgehen, wie sie es verdienen; und weil man ihrer Hochachtung nöthig hat, da man mit ihnen leben soll, so suchen Sie nicht allzu zärtlich über die Art und Weise zu seyn, sie zu erhalten.

Leben Sie wohl!

* * *

Sieben

Sieben und achtzigster Brief.

Von dem Abt le Blanc an den jüngern Herrn Crebillon *)

Ich verwundere mich allemal, daß der gesunde Verstand der Engelländer sie nicht vor vielen lächerlichen Dingen verwahrt, die nur für eine so leichtsinnige Nation als die unsrige gemacht zu seyn scheinen. Es ist bekannt, wie weit wir die Ausschweifung unserer Moden treiben: so thöricht sie unterdessen auch immer seyn mögen, so nimmt sie dieses so weise Volk doch an. Ja die Engelländer machen es vielleicht noch ärger; Sie üben sich eben sowohl als wir, neue Moden zu erfinden; und in Sachen, die unter dem Gebiete des Geschmacks stehen, sind sie eben nicht die Glücklichsten. Man wird in den zwo Kammern des Parlaments, keine von denen glücklichen und fruchtbaren Genien finden, deren vorzüglicher Geschmack das Schicksal der Moden bestimmt, die alles wagen,

*) Lettres de Mr. *le Blanc* Tom. I. Lettr. 18.

und denen alles gelingt, die jedermann tadelt, und doch jedermann nachahmet. Diesen Vorzug möchten einige Engelländer unsern Franzosen gerne streitig machen, und ich weiß nicht, warum sie uns einen Ruhm von der Art beneiden. Ich verweise sie auf ihre Werke, um zu hören, in was für einer Hochschätzung diese glückliche Sterbliche bey uns stehen, denen sie gerne gleich seyn möchten.

Was das Frauenzimmer in Engelland betrifft, so zwingen sie sich so sehr von unsern Moden abzuweichen, als die Mannspersonen, die galant seyn wollen, sich bemühen, ihnen zu folgen: Ihr Geschmack vereinigt sich mit den Damen in Frankreich nur in einem einzigen Punkt, nämlich in der Unbeständigkeit. In diesem Lande ist eben so wie bey uns nichts veränderlicher als der Kopfputz des Frauenzimmers. „Ich erin„nere mich, sagt Addison, daß ich ihn schon „mehr als auf dreißig Grade habe steigen und „fallen gesehen. Vor ungefehr zehen Jahren „war er zu einer so ansehnlichen Höhe gestiegen, „daß das Frauenzimmer viel größer zu seyn „schiene, als die Mannspersonen.„ In Ansehung dessen sind nun freylich schon seit vielen

Jahren

Jahren die Engelländerinnen und Französinnen niedriger geworden. Das schöne Geschlecht hat aber hier nach kurzer Zeit der Vernunft etwas eben so wichtiges aufgeopfert: es hat seine weiten Reifröcke viel enger eingeschränkt. Wie die Französinnen den Engelländerinnen in ihrer Ausschweifung gefolgt sind, so hoffe ich, werden sie auch die Klugheit haben, ihnen in ihrer Verbesserung nachzufolgen. Wenn auch die Muthmassung zu groß seyn sollte, sie eines so großen Schritts fähig zu halten, so thut wenigstens die Zeit alles, und man muß von ihrer natürlichen Unbeständigkeit alles erwarten.

Ueberhaupt zu reden, glaubt man, daß das hiesige Frauenzimmer, was Moden betrifft, noch weniger glücklich ist, als die Mannspersonen. Diejenigen, welche unsere Französinnen ausdenken, gefallen uns, oder wir gewöhnen uns zum wenigsten daran: Hier hergegen macht das Frauenzimmer solche Erfindungen, die die Engelländer selbst nicht leyden können; und, was sonderbar ist, man bemerkt jetzt, daß dasjenige Frauenzimmer, welches sich unter allen am schlechtesten kleidet, vornehmes Frauenzimmer ist. Wenn ich hierinn meinen Augen trauen dürfte, so würde

ich völlig dieser Meynung seyn: allein ich verlange kein so großer Lehrer über Materien von dergleichen Wichtigkeit zu seyn, daß ich mich getrauen sollte, etwas zu entscheiden. Ich muthmaße nur, daß in Sachen der Mode die Engelländerinnen nicht so sehr auf die Annehmlichkeiten sehen, oder sich nicht so gut darauf verstehen, als die Französinnen; denn daß sie weniger begierig seyn sollten zu gefallen, das darf man wohl nicht muthmaßen.

Vor einigen Jahren hatten hier die vornehmsten Damen eine ziemlich ausserordentliche Mode erdacht, nämlich, nichts anders als zusammen gekrumpte Wäsche zu tragen. Hauben, Manschetten, alles muste gekrumpt seyn; und die Kunst, ein Halstuch ordentlich zu krumpen, war damals die letzte Ceremonie der Toilette. Sie mögen die Ursachen einer solchen Mode errathen, und ob sie nichts widriges gegen die Wohlanständigkeiten hatte, davon die Engelländerinnen immer Staat gemacht haben. Es scheint, daß sie in ihrer jetzigen Art sich anzukleiden, die gemeinen Mädgen von London nachahmen wollen, welche durchgängig denenjenigen gefallen, die in der Liebe die Titel für nichts halten.

Ich

Ich weiß nicht, ob sie damit einige Absichten haben; so viel ist gewiß, daß die Mannspersonen so eigensinnig sind, diesen den Vorzug zu geben. Vermuthlich verhindert die Eigenliebe das vornehme Frauenzimmer, wahrzunehmen, daß sie ihnen nur bloß in der Kleidung ähnlich sind.

Ich muß aber doch etwas zur Ehre der Engelländerinnen anmerken, nämlich, daß es unter ihnen eine große Anzahl philosophischer Frauen giebt, die von Freyheit und Unabhängigkeit so viel Staat machen, daß sie sich schlechterdings nicht unter das Joch der Mode beugen, deren Herrschaft in Frankreich von beyden Geschlechtern so sehr verehret wird. Es geschieht so gar oft, um desto mehr dem großen Haufen Trotz zu bieten, von welchem sie kein Gesetz annehmen wollen, daß sie jede ihre besondere Moden auf ihre eigene Rechnung und Gefahr erfinden; und wie der Ausschlag davon auch seyn mag, so tragen sie ihn mit dem unerschrockensten Muth und mit der heldenmäßigsten Standhaftigkeit, und weswegen man ihnen mit Recht den Titel Heldinnen geben kann.

Wenn eine solche Frau mit einem ziemlich seltsamen Kopfputz erscheint, so kann die ganze Gesellschaft über ihre sonderbare Figur sicher lachen, ohne sie in Verwirrung zu bringen. Ich habe einmal gesehen, daß eine von ihnen einen Oiseau Royal trug, den man ungeheuer nennen könnte, wenn man ihn mit denen, die in Frankreich zum Vorschein gekommen sind, vergliche: Alle Spöttereyen, die sie in der Gesellschaft darüber auszustehen hatte, konnten sie nicht dazu bringen, die Flügel davon nur im geringsten etwas einzuziehen: Sie glaubte vermuthlich, daß diese Coeffüre ihr ein mehr eroberndes Ansehen gäbe. So trug Alexander einen ausgebreiteten Adler auf seinem Helm.

Bisweilen nehmen auch unsere Mylady's, wenn sie selbst nichts zu erfinden wissen, ihre Muster von den Coeffüren ihrer Eltermütter oder Ureltermütter, die sie im Portrait sehen; so daß der Opernsaal zu London gemeiniglich das Repertorium der verschiedenen Moden ist, die man seit zwey oder dreyhundert Jahren ausgedacht hat. Ich habe für mein Theil alle diejenigen da erkannt, die seit Franciscus dem

Ersten,

Ersten, in Frankreich aufgekommen sind. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Acht und achtzigster Brief.

Von eben demselben. *)

Man muß keine geringere Gütigkeit haben, als Sie, um einen unnützlichen Diener nicht zu vergessen: Je kleiner mein Verdienst gegen Sie ist, desto mehr empfinde ich, wie schmeichelhaft es für mich ist, in Engelland Merkmale Ihres Andenkens zu erhalten. Mit der ehrerbietigsten Zuneigung gegen Sie sehe ich mich doch noch in Ihrer Schuld. Wie schön ist es, in Ihrem Range empfinden zu

*) Tom. I. Lettr. XIX. Was in allen diesen Briefen von den Engelländern gesagt ist, versteht sich nicht von der ganzen Nation. Es giebt in Frankreich Engelländer, und in Engelland Franzosen. Die Nationalurtheile behalten immer ihre vielfältigen Ausnahmen und ihre Richtigkeit kömmt nur darauf an, wenn sie den größeren Theil nicht verfehlen.

können! Was für ein Glück ist es, wenn man Denken und Vorzüge, die nur durch die kleine Anzahl Menschen, die sie besitzen, so kostbar sind, mit den Vorzügen der Geburt vereinigen kann, welche letztere viel gemeiner und allzusehr unter denen Menschen hochgeschätzt sind, die keine andere haben.

Sie haben sich, ohne es zu wissen, in Ihrem Briefe an mich, selber abgeschildert. Ich habe darinn alle die Annehmlichkeiten, alle die Reizungen ihrer Unterredung wieder gefunden; diesen leichten und natürlichen Witz, den selbst die Schriftsteller von Profeßion so schwer erreichen können; diesen leichten Scherz, der bey denen, die nicht denken ins Abgeschmackte fällt, aber bey denen, die sich seiner nur dazu bedienen, um der Vernunft ihren ernsthaften Ton zu nehmen und ihr einen lustigern zu leihen, die gröste Anmuth giebt; kurz diese lebhaffte und liebenswürdige Frölichkeit, die gemeiniglich ein Merkmal eines guten Herzens und eines guten Verstandes ist. *)

Weil

*) Gaudium hoc non nascitur nisi ex virtutum conscientia: non potest gaudere nisi fortis, nisi iustus, nisi temperans. SENECA.

Weil Sie sich so gütig darnach erkundigen, was ich mache, so gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich jetzt, da mir die Sprache dieses Landes anfängt geläufiger zu werden, nicht sowol die Bücher als die Menschen studiere. Dieses Studium ist allzeit mehr nach meinem Geschmack gewesen und vielleicht ist es auch das nüzlichste. Ich schöpfe mehr Nutzen daraus die Unterredung meiner Gesellschaften anzuhören, als in meiner Studierstube einen ganzen Band von dem Zuschauer zu lesen. Ich übernehme von Zeit zu Zeit selbst seine Verrichtungen, das ist das Vaterland der Philosophen: man findet etwas davon in allen Ständen; also wo ich auch bin, so untersuche, so prüfe ich. Bald stelle ich meine Beobachtungen in jenen Caffeehäusern an, wo die Pairs des Königreichs sich über Parlamentssachen unterreden: bald in jenen, wo ernsthafte Priester mit einer Pfeiffe Tabak im Munde, das Pabstthum durchhecheln: ich schäme mich auch nicht, sogar den Zusammenkünften der Matrosen mit beyzuwohnen, und sie unter ihren Krügen und Bouteillen anzuhören, wie sie wider die Regierung schreyen, den Franzosen fluchen und den Spaniern den Untergang schwö-

ren. Ein Philosoph, der diese Nation in der Nähe betrachten will, muß nothwendig über die Vermischung von Tugenden und Lastern, die er da findet, erstaunen. Er wird bisweilen in dem geringsten Handwerksmann so edle und erhabene Empfindungen antreffen, die alle Stände gleich machen: ein andermal wird er sehen, daß ein Pair des Reichs nicht vor Lastern erröthet, die alle Stände erniedrigen. Nichts ist unter den Engelländern so selten, als diese Anmuth des Witzes, und dieses fröhliche Humeur, welches die Gesellschaft reizend macht, und sie verlieren viel dabey; sie würden glücklicher seyn, wann sie geselliger wären. Man kann, ohne ihnen Unrecht zu thun, versichern, daß sie das Leben nicht so gut zu genießen wissen, als die Franzosen. Sollte dieß nicht ein Beweis seyn, daß sie in der That keine so große Philosophen sind, als sie sichs einbilden? Die wahren Philosophen sind diejenigen, die Ihnen gleichen, die liebenswürdigen Philosophen. Die Philosophie ist ja am Ende nichts anders, als die Kunst sich glücklich zu machen, nemlich sein Vergnügen in der Ordnung zu suchen, und das, was man der Gesellschaft schul-

dig

dig ist, mit den Pflichten gegen sich selbst zu verbinden.

Diese Frölichkeit, die unsere Nation characterisirt, scheinet in den Augen der Engelländer fast Narrheit zu seyn; aber ist dann ihre Traurigkeit klüger? Und Narrheiten gegen Narrheiten gerechnet, sind dann die frölichsten nicht viel besser? Wenigstens wann unsere Frölichkeit sie schwermüthig macht, so dürfen sie sich nicht verwundern, daß ihre Ernsthaftigkeit uns zum Lachen bewegt.

Da diese Fähigkeit zur Freude ihnen eben nicht gewöhnlich ist, und da sie das für einen Fehler halten, was sie bey sich nicht finden, so ärgern sich die Engelländer, die unter uns leben, darüber. Verschiedene von ihren Schriftstellern werfen sie uns als ein Laster vor, oder wenigstens als etwas Lächerliches.

Addison nennet uns eine **komische Nation.** Mir deucht aber, man ist in diesen Punkt nicht philosophisch, wenn man diejenige Eigenschaft, die am meisten zur Anmuth der Gesellschaft, und zum Glück des Lebens beyträgt, als einen Fehler ansiehet. **Plato**, der überzeugt war, daß alles, was die Menschen glücklicher

licher macht, sie auch besser macht, verlangt, daß man nichts versäumen soll, in Kindern diese Empfindung zur Freude aufzuwecken, und frühzeitig zu einer Fertigkeit hinzuleiten. Seneca setzet sie in den Rang der vornehmsten Güter. Es ist wenigstens gewiß, daß die Frölichkeit mit allen Arten der Tugenden vergesellschaftet seyn kann, und daß es Laster giebt, mit denen sie unmöglich zu verknüpfen ist.

Derjenige, welcher über alles lacht, und derjenige, welcher über gar nichts lacht, haben beyde keinen gesunden Verstand. Der ganze Unterschied, den ich unter ihnen finde, ist dieser, daß der letztere doch beständig der unglücklichste ist. Diejenigen, welche so viel wider die Frölichkeit reden, beweisen nichts anders, als daß sie von Natur traurig sind, und vielleicht beneiden sie sie mehr in ihrem Herzen, als sie sie verdammen.

Der englische Zuschauer, welcher allezeit das Beste der Menschlichkeit überhaupt, und seiner Nation insonderheit, zum Augenmerk gehabt hat, hätte, nach seinen Grundsätzen, die Frölichkeit billig in die Reihe der begehrenswürdigsten Eigenschaften setzen sollen: Vermuthlich hat er

nicht

nicht genug darüber nachgedacht, als er sie so offenbar tadelte. Die Tugend mit dem Mantel der Traurigkeit umhüllen, wie die meisten Menschen thun, oder sie ihrer wahren Reizungen berauben, das ist einerley. Addison behauptet, daß die Frölichkeit unter die grösten Hindernisse zu rechnen sey, die der Tugend des Frauenzimmers nachtheilig sind: aber sind denn wohl diejenigen von einem melancholischen Temperament, als beynahe überhaupt die Engelländerinnen, den Schwachheiten der Liebe weniger unterworfen? Ich kenne Lehrer über diese Materie, auf deren Entscheidung ich es lieber würde ankommen lassen, als auf seine; und vielleicht sind die von Natur frölichen Personen allzuleicht durch die verschiedenen Gegenstände zerstreut, als daß sie sich allen Ausschweifungen ergeben könnten, wozu diese Leydenschaft verführen kann.

Ein berühmter Philosoph dieser Nation, Hobbes, behauptet, daß das Lachen nur von unserem Stolz herkäme. Man nimmt einen widersinnischen Satz an, wenn man dieses von dem Lachen überhaupt sagen will: aber jedermann weiß, daß dieser sonst so schätzbare Schriftsteller von der menschlichen Natur gar zu arg

dachte,

dachte. Descartes hat mit Recht Grundsätze und Maximen verworfen, die voraussetzen, daß alle Menschen mechant sind. Die Ursachen, die Hobbes von dem Lachen angiebt, verdächtig zu machen, ist es genug anzumerken, daß die Stolzen eben diejenigen sind, die gemeiniglich am wenigsten lachen. Die Ernsthaftigkeit ist die unzertrennliche Gefährtin des Stolzes. Wenn man sagen wollte, daß ein Mensch eitel sey, weil er über das Spielen einer kleinen Katze, oder über die Affæyen des Arlequins lacht, so würde man den abgeschmacktesten Satz behaupten, und das kann seine Meynung wohl nicht gewesen seyn. Man muß genau unterscheiden unter dem Lachen, das die Freude einflößt, und unter dem Lachen, das aus der Spötterey herkömmt. Das boshafte Hohnlächeln ist in der That nur ein uneigentliches Lachen. Der Stolz ist freylich der Vater desselben: aber jenes hat weder in seinem Grund noch in seinen Wirkungen etwas verwerffliches. Dieses letztere allein kömmt uns an andern liebenswürdig vor, und man ist glücklich, wenn man sich dazu fähig findet. Sie haben das Talent, mein Herr, daßelbe bey den trockensten

Per-

Personen zu erwecken, weil es eine nothwendige Folge des Vergnügens ist, womit man Sie anhöret. Wenn ich einen Engelländer lachen sehe, so scheinet er mir die Freude mehr zu suchen als zu fühlen: insonderheit kann man dieses an dem Frauenzimmer bemerken, welches nach seinem Temperament zur Melancholie geneigt ist. Das Lachen läßt auf ihrem Gesichte nicht mehr Spuren zurück, als ein Blitz an dem Horizont des Himmels. Auf die frölichste Miene folgt in dem Augenblick die finsterste. Man sollte fast glauben, daß die Freude einen schweren Eingang in ihre Seele habe, oder daß sie wenigstens sich ungern darinn aufhalte.

Was die Spötterey betrifft, so muß man gestehen, daß sie den Engelländern nicht natürlich ist. Die meisten, die sich damit abgeben, wissen sich auch schlecht damit zu behelfen. Einige von ihren Schriftstellern haben aufrichtig eingestanden, daß die Spötterey ihrem Charakter ganz fremd sey; aber sie führen eine Ursache davon an, dadurch sie nichts bey diesem Geständnis verlieren. „Die Engelländer, sagt „der Bischof Sprat, haben zu viel Muth, um „sich verlachen zu lassen, und zu viel Tugend

„und

„und Ehre, um anderer zu spotten.„ Wenn sich indessen doch der Fall ereignet, (und ich habe schon einige Exempel davon gesehen) daß der Engelländer aus Mangel dieser Ehre ein Spötter wird, und daß der andere Muth genug hat, sich nicht verspotten zu lassen; so ziehen sie sich beyde bis aufs Hemd aus, und schlagen sich so lange mit Fäusten, bis einer von ihnen um Gnade bittet. Ich habe in einigen Reisebeschreibungen gelesen, daß die Fäuste ebenfalls bey den Chinesern die einzigen Waffen sind, deren sie sich in ihren Zweykämpfen bedienen.

Bey uns hat ein beleydigender Scherz betrübtere Folgen. Aber ich nehme mich weder der Spötterey und Verlachung, noch einer unbesonnenen Freude an; ich rede für die Frölichkeit. Das elende Talent, jemand lächerlich zu machen, um die Bosheit anderer zu vergnügen, ist ein Kennzeichen eines kleinen Geistes ohne Ehre und Hoheit. La Fontaine hat sehr wohl gesagt:

Dieu ne créa que pour les Sots
Les méchans Diseurs de bons-mots.

Ich untersuche nicht, ob sie bey uns gemeiner

sind,

sind, als anderwärts, und ich glaube, daß es besser ist, sie alle zu verlassen, so groß auch ihre Anzahl seyn mag. Wenn viele unter uns über ein so nichtswürdiges und verächtliches Talent eitel sind, so kommen sie mir eben so lächerlich vor, als sie es in den Augen der Engelländer seyn können. Gemeiniglich machen sie sich selbst bey denen verhaßt, denen sie etwas zu lachen geben. *) Ich kenne kein Laster, das liebenswürdig wäre, und ich werde niemals eine Rechtfertigung für diejenigen unternehmen, die meiner Nation eigen seyn können. „Derjenige, sagt ei„ner von unsern Schriftstellern, der durch ei„nen spöttischen Einfall seinen Mann überwäl„tigt, verdient nicht mehr Lob, als derjenige, „der ihm die Pistolen auf die Brust setzt.„

Wenn übrigens die Engelländer wenig lachen, so findet sich mitten in Engelland eine Nation, die niemals lacht, die Presbyterianer: Sie haben aus dem Lachen eine achte Todsünde gemacht. Nach ihrer Meynung sündigt eine Frau, die lacht, eben so sehr, als nach unserer Meynung

*) — — — — *solutos*
Qui captat risus hominum, famamque dicacis
Affectat, niger est; hunc tu, Romane, caveto.

eine Frau, die wider die Keuschheit und Sittsamkeit handelte. Es giebt deswegen auch Familien unter ihnen, wo man vom Vater bis zum Sohn niemals gelacht hat. Was für Grillen! was für Ausschweifungen kommen nicht den Menschen in den Sinn! Aber wie sehr bedaure ich sie, wenn traurige darunter sind! Diese strengen Lehrer, die sich für so gewissenhafte Beobachter der heiligen Schrift ausgeben, würden weit besser thun, sich an die so würdige Maxime desjenigen zu halten, der von GOtt die Gabe der Weisheit empfangen hatte: „Das Lachen des „Weisen siehet man, und verstehet es nicht.„

Die Frölichkeit ist und wird allezeit das Erbtheil einer sanften, geselligen und gesitteten Nation seyn. Welche Völker sind wohl, was die Anmuth der Sitten und der Gesellschaft betrift, berühmter gewesen, als die Athenienser? Aber waren sie nicht zugleich das frölichste Volk in Griechenland? Hat Athen nicht eben so viele große Männer, als das ernsthafte Lacedämon aufzuweisen? Unter den Morgenländern werden heut zu Tage die Persianer, als die verständigste und manierlichste Nation, auch für das frölichste Volk gehalten. Man siehet überall,

daß

daß die Menschen lustiger sind, je geselliger sie sind, und die Menschen sind dazu erschaffen, um mit einander zu leben. Wenn ich mich so sehr für die Frölichkeit erkläre, so geschieht es nicht nur darum, weil sie an und vor sich selbst und um derer willen, mit denen man lebt, begehrenswürdig ist, sondern auch weil der ganzen Gesellschaft überhaupt daran gelegen ist. Ein aufgeräumtes Gemüth ist das sicherste Recept wider alle Arten des Enthusiasmus. Die frölichen Leute denken nicht daran, wie sie ihren Nachbarn schaden, oder Aufruhr in dem Staat anstiften mögen: Sie denken auf nichts, als wie sie das Leben genießen, und davon den besten Gebrauch machen können.

Es hat jemand angemerkt, daß die Italiener scheinen die Traurigkeit unter die Laster gesetzt zu haben, indem sie ihr den Namen Tücke (*Malignité*) geben. In der That, die traurigen und melancholischen Köpfe sind mit allem unzufrieden, weil sie es immer mit sich selber sind: Sie beschweren sich beständig über die Regierung, und unterlassen keine Gelegenheit, sie zu verwirren. Köpfe von dieser Art, erregen in allen Staaten Aufwiegelungen und Aufruhr; und wenn dergleichen in Engelland mehr als

anderwärts geschehen sind, so kommt es daher, daß vielleicht daselbst solche Gattungen von Leuten viel gemeiner sind. Ein trauriges und schwaches Humeur verfällt leicht zur Schwärmerey, und die Schwärmerey verleitet zu allem. Sie erstickt alles menschliche Gefühl, ja sie kennt die Stimme der Natur nicht. Die Aufrührer, die dem König Carl I. den Kopf abschlagen ließen, und diejenigen, die unter uns die Krone Heinrichs III. in eine Mönchskrone verwandeln wollten, waren gewiß keine fröliche Leute. Der berühmte Brutus, einer von den Mördern des Cäsars, war von einem melancholischen Humeur. Der englische Dichter, der am besten die Natur, die Wirkungen der Leydenschaften, die allgemeinen Fehler der Menschen und die besondern seiner Nation geschildert hat, Schakespear, läst uns diese Wahrheit durch einige Verse empfinden, die sein vortreffliches Urtheil und seinen guten Charakter beweisen. „Der Mensch, sagt „er, der keine Musik in sich selber hat, und der „gar nicht von der Harmonie und Anmuth der „Töne gerührt wird, ist zu Spitzbübereyen, zu „Verschwörungen, zu Verräthereyen geschickt: „die Bewegungen seines Verstandes sind so

„trau-

„traurig, wie die Nacht, und seine Neigungen „so finster, wie der Erebus: Niemand vertraue „sich einem solchen Menschen„. Das heißt, als ein Poet sprechen, aber auch als ein Philosoph denken. Das heißt die Wirkungen aus ihrer Ursache voraus sehen. Es ist auch wahr, daß diejenigen Personen, die am meisten von der Musik bewegt werden, insgemein die organisirtesten für ihre und anderer Menschen Wohlfarth sind: sie tragen eben den Grad der Empfindlichkeit in allen ihren Neigungen. Wie viel Vergnügen, mein Herr, haben Sie nicht in der That Ihrem guten Geschmack für alle Künste zuzuschreiben! und was die Empfindung betrifft, wer kennet sie besser, als Sie, wenn man davon nach Ihren Gemählden urtheilen soll?

Was auch die Engelländer über die Frölichkeit sagen können, so müssen doch ihre Wirkungen sowohl überhaupt, als insbesondere sie als etwas Gutes darstellen. Was mich betrift, da ich diejenigen unter ihnen tadele, die uns die Frölichkeit zu einem Vorwurf machen, so will ich mich wohl hüten, es eben so wie Sie zu machen ihnen ihre Traurigkeit vorzurücken. Wir ver-

mögen freylich etwas über uns; aber es giebt physikalische Ursachen, deren Wirkung auch der beste Gebrauch der Vernunft nicht hindern kann. Wenn man die Sachen genau untersucht, so muß man allezeit darauf zurück kommen: Die Menschen sind in allem weniger zu tadeln als zu beklagen. Dem sey nun indessen wie ihm wolle, es mag entweder das Clima oder eine andere Ursache Schuld daran seyn, daß die Traurigkeit hier ansteckend wird, da ich in dem Fall des Montagne bin, und sie weder liebe noch ehre; wenn Sie aus meinen Briefen gewahr werden sollten, daß sie anfängt sich meiner zu bemeistern, so seyn Sie so gütig mich davon zu benachrichtigen: Ich reise alsdann den Augenblick ab, um die Luft meines Vaterlandes wieder zu schöpfen, und meinen natürlichen Ton wieder anzunehmen. Da ich allezeit auf Ihre Gewogenheit Staat mache, so werde ich in den Reizungen Ihrer Gesellschaft dasjenige wieder finden, was ich etwa sollte in der Gesellschaft der Engelländer verlohren haben. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Neun

Neun und achtzigster Brief.

Von eben demselben an den Herrn von Buffons *).

Es ist nicht zu verwundern, daß man in Engelland so viele französische Bediente antrifft. Man redet zu London unsere Sprache gerne, man macht unsere Gebräuche nach, man nimmt unsere Sitten an: Sie unterhalten wenigstens nach unsern Manieren diejenigen, welche Liebhaber davon sind; und die Engelländer bezahlen sie nach Proportion des Nutzens, den sie davon ziehen.

Ich kenne nichts verächtliches, als das Laster. Man muß freylich den Menschen mehr oder weniger Achtung bezeigen nach dem Rang, den ihnen das Glück zugetheilet hat: Aber es giebt gar keine Klasse, die man zu gering schätzen müßte, um sie nicht kennen zu lernen. Der Unterschied, der sich unter den Ständen des Lebens findet, läßt sich nicht allemal unter denjenigen empfinden, die sie bekleiden. Ein Grosser kann eine

*) Tom. I. lett. 16.

niederträchtige Seele haben, ein Sklave kann edelmüthig seyn. Man findet bisweilen in dem niedrigsten Stande diejenigen Züge, die der Menschlichkeit die meiste Ehre machen. Rom hat Sklaven gehabt, die es unter seine Helden hat rechnen müssen. Sie sind ein allzu guter Philosoph, als daß ich fürchten sollte, mit Ihnen in einige Weitläuftigkeiten über diese Art Menschen mich einzulassen, die unglücklich genug sind, daß sie sich gewissermaßen andern verkaufen müssen, und die man gemeiniglich Domestiken nennet. Ihre Sitten können dazu beytragen, den Charakter einer Nation bekannt zu machen: Die allgemeine Denkungsart hat ihren Einfluß auf alle Stände. Man kann sagen, daß die Domestiken alle Fehler des Volks durch die Erziehung haben, und alle diejenigen ihrer Herren durch das Exempel.

Die Bedienten sind eine Art Menschen, die durch eine nothwendige Folge gesitteter Gesellschaften bestimmt sind, unter der Herrschaft derer zu leben, denen sie die Dürftigkeit zuführet. Die Engelländer, denen alles was Unterwerfung heißt, unerträglich ist, schicken sich am wenigsten dazu, die Pflichten dieses unterthäni-

gen

gen Standes zu erfüllen. Sie sind eben so schlechte Diener als gute Herren. Von uns könnte man vielleicht das Gegentheil sagen, und zum Unglück wäre das eben nicht gelobt.

Die einzige Tugend, die man fast durchgängig an den englischen Domestiken findet, ist eine von den eigenthümlichen dieser Nation, nämlich die Reinlichkeit. Im übrigen haben sie ein ungeschicktes Wesen, und widerliche Manieren in allem, was sie thun. Dabey haben sie eine Art von Stolz, den sie zu ihrem eigenen Glücke in diesem Stande nicht kennen müssen, weil er ihnen das Joch nur schwerer machen muß. Dies ist ein Fehler, den man ihnen vorwirft, und der doch nur eine Folge von dem hochmüthigen Charakter der Nation seyn könnte. Ueberdas kann dasjenige, was wir Stolz nennen, in ihren Augen vielleicht nur Edelmuth und Hoheit der Seele scheinen.

Unter allen Völkern unterwerfen sich die Engelländer am ungernsten den Unbequemlichkeiten aller Gesellschaften. Sie fallen darüber in eine Art des Widerspruchs. Sie lieben die Ordnung, und können die Policey nicht leyden, welche die Stütze dieser Ordnung ist. Sie füh-

len die Nothwendigkeit wohl, daß die Gesetze müssen geehret werden, und bestreben sich doch gar nicht, der Ueppigkeit Einhalt zu thun. Sie verlangen einen König, wenn ich so reden darf, auf die Bedingung ihm nicht zu gehorchen. Mit einem Worte; sie stutzen über alles Befehlen auch in dem allerniedrigsten Stande. Ist es Laster, ist es Tugend? Ist es eine Wirkung ihrer Liebe zur Freyheit? Ist es Stolz, der sich nicht entschließen kann, nachzugeben?

Die englischen Domestiken haben einen andern so gemeinen Fehler, daß er einen Theil ihres Charakters ausmacht; nämlich sie sind höchst eigennützig. Sie vergehen sich gleich stark sowohl durch die Geldbegierde, als durch die Eitelkeit. Der erste Fehler macht sie eben so niederträchtig, als der andere sie bisweilen grob und ungezogen macht. Ich muß Ihnen, mein Herr, einen Gebrauch nicht verschweigen, von dem ich glaube, daß er nur in Engelland zu Hause gehört. Man muß hier überall, wo man zu Gaste gehet, es mag in der Stadt oder auf dem Lande seyn, einem jeden Bedienten nothwendig etwas geben, und das entweder mehr oder weniger, nachdem man selbst, oder der Wirth,

vor-

vornehm ist. Sie haben alle Stände in Contribution gesetzt, und man könnte sich darnach richten, wenn man wenigstens noch eine ausgerechnete Vergleichungstabelle davon hätte. Man weiß wohl, daß man dem Kellerschreiber eines Pairs, nicht wie dem Kellerschreiber eines Sherifs *) in einer kleinen Stadt begegnen muß: aber wie soll man nun die Abweichungen taxiren, die zwischen denen Bedienten eines Herzogs, eines Grafen, oder eines Barons, zu beobachten sind? Das sind Sachen, die man vermuthlich nicht anders lernen kann, als durch eine große Erfahrung und Kenntniß der Welt. Gemelli Carreri bemerkt in seiner Reisebeschreibung von China, daß man in diesem Lande am Ende der Mahlzeit eine Gewohnheit beobachtet, die keine andere Nation billigen wird, nämlich daß ein jeder von den Gästen neun oder zehen Stück von Achten, nachdem er vornehmer oder geringer ist, einem Bedienten in die Hand stecket, und daß man also, wo man hingehet, seinen Wein bezahlet. Sie

* Eine obrigkeitliche Person, die jährlich erwählt wird, und besonders bey den Engelländern eingeführet ist.

Sie muthmaßen wohl nicht, daß unsere Nachbarn eben das thun. Es ist sonderbar, daß wir so nahe bey uns so fremde Sitten finden. Wenn diejenigen, die nach den entlegentsten Welttheilen reisen, Europa besser kenneten, so würden sie sich nicht so über alles verwundern, was sie anderwärts bemerken. Wir haben Wälder voll Araber, denen nichts als der Bart fehlt: Wir haben sogar unsere Irokesen und unsere Tobinambous.

Dem sey nun wie ihm wolle; wenn man in Engelland aus dem Hause gehet, wo man gespeist hat, so findet man auf seinem Gange alle Domestiken in einer Reihe gestellt, als wenn sie die Garde vorstelleten, von dem Haushofmeister an bis auf den geringsten Livreebedienten, und jeder strecket die Hand mit einer so überlegten Art hin, als es unsere Knechte in Wirthshäusern bey solchen Fällen zu machen pflegen. Dies ist die einzige Handlung, wo die englischen Domestiken kein gezwungenes Wesen zeigen, sondern lauter Höflichkeit scheinen. So lange man seine Freygebigkeiten unter sie austheilet, wendet der Herr des Hauses, der das Geleite giebt, jedesmal den Kopf weg, als wenn

er

er sich schämte, daß man die Mahlzeit bezahlet, die man bey ihm genossen hat. Und die Chineser heben vermuthlich in Ansehung dessen eben solche Schamhaftigkeit.

Ich weiß nicht, was diese Mode am meisten bezeichnet, die Großmuth der Herren, oder die niedrige und eigennützige Seele der Bedienten. Sie beweißt wenigstens, daß die Engelländer nicht so unter einander leben, als wir unter uns leben. Der Tag, an dem sie sich einander besuchen, scheinet allen Domestiken ein Festtag zu seyn: sie kramen auf dem Trinktisch den Reichthum und alles Silbergeschirr ihres Herrn aus: und für diese außerordentliche Bemühungen, die sie sich geben, haben sie die erwähnte Art von Impost gelegt.

Alle vernünftige Leute, die hier sind, sehen allerdings die Unbequemlichkeit einer solchen Mode ein; aber sie ist alt, und mithin durchgängig beobachtet. Vergebens haben einige Personen vom ersten Range versucht, sie abzuschaffen; sie haben alle daran gescheitert. Dieses Volk, das sich so sehr einbildet, philosophisch zu seyn, ist nichts destoweniger dasjenige, das am meisten an seinen alten Gewohnheiten klebt.

Man

Man denkt jetzt freylich hier viel anders, als sonst; aber man lebt noch eben so, als vormals.

Ueberdas sind diejenigen, die viele Bedienten haben, und die folglich den Ton geben, viel zu eigennützig, um diesen Gebrauch beyzubehalten; er wird ihren Domestiken oft statt des Lohns angerechnet. Aber so günstig ihnen diese Gewohnheit ist, so sehr fällt sie Leuten von mittelmäßigem Vermögen zur Last, die den Unsinn haben, mit den Großen umzugehen. Sie müssen diese Ehre bisweilen theurer bezahlen, als sie werth ist. Der Herzog von R** verwieß es einst dem berühmten Herrn von M**, daß er nicht bey ihm zu Gaste käme: „Mylord, antwortete er, Sie müssen so gütig seyn, mich zu „entschuldigen; ich bin nicht reich genug, um „diese Ehre oft zu haben.„

Wenn die englischen Domestiken eigennützig sind, so muß man aber auch bekennen, daß sie erkenntlich sind. Wenn man in der Stadt ist, und von ihren Herren Abschied nimmt, so rufen sie unsre Bedienten überlaut, und sprechen unsere Namen mit Nachdruck aus. Ihr stärkerer oder leiserer Ton zeiget den Grund unserer Freygebigkeit und ihrer Erkenntlichkeit an. Bisweilen

weilen geben sie auch, in Hofnung dafür bezahlt zu seyn, einem Manne Titel, die er wirklich nicht hat. Vermuthlich haben sie in Engelland den Gebrauch eingeführt, einen Hauptmann Oberst, und einen Apotheker, Doctor zu nennen. Es giebt eben so lächerliche Leute als der bürgerliche Edelmann, die aus Unsinn, sich mit den Titeln schmeicheln lassen, die ihnen nicht zukommen, und das gnädiger Herr sehr theuer kaufen.

Auf dem Lande haben die Bedienten desjenigen, bey dem man zu Gaste gewesen ist, noch mehr Ansprüche auf unsre Freygebigkeiten. Sie haben alle unsere Leute betrunken gemacht, und darinn führen sie die Befehle ihrer Herren aufs genaueste aus. Denn man giebt ihnen über diesen Punkt gemessenen Befehl. Wenn jemand auf seinem Landgute besucht wird, und er weiß zu leben, so muß er nicht leyden, daß der Herr, der ihn besucht, und seine Bediente, ohne gleich stark berauscht wieder zurück reisen. Man erlaubt fast nicht einmal dem Kutscher auf seinen Sitz zu steigen, als wenn er nicht mehr im Stande ist, darauf zu sitzen, und das alles nach dem Vergeltungsrecht. Von den Niederen zeigt es Ehrerbie-

erbietung gegen die Vornehmeren an; und bey diesen ist es wieder ein Merkmal der Gütigkeit gegen die von geringerem Stande: Kurz, dies ist einer von den wesentlichen Artikeln der englischen Höflichkeit. Auch darinn stimmet die chinesische Lebensart mit der englischen überein: In China würde man glauben, daß man eine schlechte Mahlzeit gegeben hätte, wenn nicht alle Gäste betrunken nach Hause giengen.

Die grosse Unbequemlichkeit dieser Mode ist diese, daß sie die Bedienten in einem Laster unterhält, wozu das gemeine Volk nur mehr als zu geneigt ist, und welches sie oft außer Stand setzet, ihren Herren aufzuwarten, wenn sie ihnen am nöthigsten sind. Doch in solchem Falle haben die Engelländer mehr Nachsicht, als wir; weil sie vielleicht besser als wir wissen, wie weit die menschliche Schwachheit in diesem Stücke gehe. Die Fehler, welche sich die Menschen einander am leichtesten verzeihen, sind diejenigen, wozu sie selbst einen natürlichen Hang bey sich fühlen.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc. ꝛc.

Neunzigster Brief.

Von dem Herrn von Montesquiou an den Grafen von Guasco *).

Ich habe Ihre Abhandlung, mein lieber gelehrter Abt, mit Vergnügen gelesen, und ich bin gewiß versichert, daß ich Ihnen einen zweyten Lorbeerkranz aus meinem Garten auf-

*) Alles, was man von Montesquiou, dem berühmten Verfasser des Esprit des Loix, lesen kann, verdient Aufmerksamkeit, und dieser Brief muß den Freunden des guten Geschmacks angenehm seyn. Er ist bey Gelegenheit der Werke des Herrn de Guasco, eines gelehrten Domherrn von Dornik, die erst kürzlich unter dem Titel: Dissertations historiques, politiques et litteraires, herausgegeben sind, zum Vorschein gekommen. Der Herr de Guasco war ein guter Freund des Herrn von Montesquiou, und hat verschiedene vortreffliche Abhandlungen geschrieben, die den Preiß der Akademie davon getragen haben. Die, auf welche sich der gegenwärtige Brief beziehet, handelt sur l'autonomie des villes et des Peuples soumis à une puissance etrangére.

aufsetzen werde, wenn Sie, wie ich hoffe, zu la Breda gegenwärtig seyn werden, nachdem Ihnen die Akademie denselben zugesprochen haben wird. Der Inhalt ist schön, von großem Umfange, interessant, und Sie — — Ich bin recht vergnügt zu sehen, daß Sie mir in mein Gehege kommen. Es sind zwo Sachen in Ihrer Abhandlung, die ich wünschte noch mehr von Ihnen erläutert zu sehen. Die erste ist, daß man glauben könnte, Sie setzten Karthago nach dem zweyten punischen Kriege unter die unabhängigen Städte (Autonomes) die dem römischen Reiche wären unterworfen worden. Sie wissen aber, daß sie ein freyer und unabhängiger Staat geblieben ist. Die andere Anmerkung betrift das, was Sie von dem Titel Eleutheria sagen. Sie haben keinen Unterschied zwischen den Städten angegeben, die diesen Titel, und die den von Autonomes angenommen haben. Dieser Punkt ist nur berührt und verdienete eine Erläuterung. Sie wissen, daß man darüber streitet, und daß die Gelehrten behaupten, daß Eleutheria etwas mehr sagen wollten, als die Autonomia. Ich rathe Ihnen, die Sache ein wenig zu untersuchen, und darüber einen Zusatz

zu Ihrer Abhandlung zu machen. Kommen Sie zu mir auf die Weinlese, so werden Sie Muße zu arbeiten finden. Ich habe eine Berline machen lassen, damit ich Sie bequemer nach Ihrem geliebten Clerac führen kann. Wir wollen nicht mehr vom Wucher disputiren, und Sie werden täglich zwo Stunden gewinnen. Meine Ländereyen haben Ihrer nöthig. Mein Pächter sagt beständig: o! wenn der Herr Abt hier wäre! Ich verspreche Ihnen seine Gelehrigkeit, und er wird so viel Graben ziehen, als Sie befehlen. Melden Sie mir, ob ich hoffen darf, daß Sie wieder den Weg der Garonne nehmen werden, weil ich sodann eine Gelegenheit ergreifen werde, meine Handschrift gerade zum Drucker zu senden. *) Um Sie zu haben, spreche ich Sie von Ihrem Worte frey. Der Druck soll auch nicht in Holland, noch weniger in Engelland besorgt werden, welches ein feindseliges Land ist, mit dem man anders keine Gemeinschaft pflegen muß, als mit Kanonen. Mit den Piemontesern ist es eine andere Sache: denn mit denen sind wir ganz und gar nicht im Kriege verwickelt. Sie

*) Er verstehet hier den Esprit des Loix, den Herrn de Guasco den Codicem generis humani nennt.

haben also keine Ursache uns zu verlassen. Sie werden in Guyenne stets als ein Freund aufgenommen werden; und wir wollen gewiß Languedoc und Provence nichts nachgeben. Ich danke Ihnen, daß Sie von mir al Sereniſſimo gesprochen haben. Ich werde Ihnen das für ihn verlangte Exemplar meines Buchs senden. Sie finden hierbey die nichts erläuternden Erläuterungen, die Ihnen das Capitul von Commingesſendet. Abt! Sie sind sehr einfältig, daß Sie glauben, daß sich Capitulherren die Mühe geben sollten, gelehrte Untersuchungen anzustellen. Nicht ich, sondern mein Bruder, der Dechant, läßt Ihnen sagen, daß Sie sich an jemand bessers wenden sollten. Dies muß indessen ja nicht Ihre Geschichte von Clemens dem V. zurück halten; denn Sie haben dieselbe unserer Akademie versprochen. Kommen Sie her, Sie werden hier auf dem Grabe dieses Pabstes bequemer daran arbeiten können. Sie sollen mir den Artikel von Bruniſſende, der Gräfin von Perigord, hier lassen: denn ich fürchte, daß Sie zu furchtsam sind, mit uns davon zu reden. Ich bitte nur, daß Sie eine Note dazu setzen. Ihre Untersuchungen werden von Gelehrten,

und

und ein Stück aus der Galanterie wird von allen denen, die es nicht sind, gelesen werden. Ich habe Ihre Schaumünze, mit Befehl, sie dem Herrn von Tourin zu geben, nach Bourdeaux gesandt. Dieser wird sie dem Herrn Intendanten von Languedoc einliefern. Mein lieber Abt, es sind zwo sehr schwere Sachen, nämlich daß man die Münze erhalte, und daß die Münze Sie erhalte. Leben Sie wohl. Ich erwarte, ich verlange und umarme Sie von ganzem Herzen.

Montesquiou.

Ein und neunzigster Brief.

Von der Frau Rowe an ihre Schwiegermutter *).

Meine theuerste Mutter!

Ich will Ihnen nunmehro das letzte Lebewohl in dieser Welt sagen, in der gewissen Hofnung, Sie in der künftigen wieder zu

 finden.

*) Die Fr. Rowe, die liebenswürdige Verfasserin der

finden. Ich nehme meine Hochachtung und Zuneigung gegen Ihre Familie mit mir in das Grab, und ich verlasse Sie mit der aufrichtigsten Besorgnis für Ihre Glückseligkeit, und für die Wohlfarth Ihrer Familie. Der Höchste erfülle meine Wünsche, wenn ich nun im Staube schlafe! Die Engel GOttes mögen Sie auf die Wege unsterblicher Herrlichkeit und Freude führen! Ich sammle noch einmal die Kräfte meiner Seele, und bete, mit der heiligsten Inbrunst, Segen für Sie herab! GOtt der Allmächtige, der GOtt Ihrer tugendhaften Vorältern, der seit vielen Geschlechtern Ihre Zuflucht gewesen, segne Sie!

Ich habe nur noch einen kleinen Weg zu wandeln, die Schatten werden größer, und meine Sonne

der Briefe der Verstorbenen an ihre lebenden Freunde und anderer kleiner Schriften, beschloß den Lauf ihrer Tage nach dem frühzeitigen Tode ihres geliebten Herrn Rowe, in einer angenehmen Einöde zu Frome in Somerset. Einer ihrer letzten Briefe, die man in ihrem Zimmer fand, war dieser an ihre Schwiegermutter, worinn sie von ihr Abschied nimmt. Er steht nebst mehreren Nachrichten von ihrem Leben in der Brittischen Bibliothek 1. B. S. 644. u. f.

Sonne gehet unter. Die Güte, welche mich bis hieher geleitet hat, wird mich in den letzten Augenblicken meines Lebens nicht verlassen. Der Name, welcher mein Ruhm und mein Stolz war, wird dann meine Stärke und Rettung seyn. Dem Tode mit einer geziemenden Unerschrockenheit entgegen zu gehen, ist über die Kräfte der Natur, und ich bin durch keine Kraft oder Heiligkeit meiner eigenen, dazu vermögend. Denn meine beste Verfassung ist nichts als Eitelkeit; und ich bin eine elende hülflose Sünderin. Aber durch das Verdienst und die vollkommene Gerechtigkeit meines Erlösers hoffe ich gerechtfertigt vor dem höchsten Richterstuhl zu erscheinen, vor welchem ich in kurzer Zeit werde stehen müssen, mein Urtheil zu empfangen.

Elis. Rowe.

Zwey und neunzigster Brief. *)

Sie melden mir, mein Herr, daß Sie durch einige Züge von dem Leben des

*) Amusemens Litteraires, par Mr. *de la Barre de Beaumarchais* Tom. III. p. 23. sqq.

Topal Osman Pacha, der vordem Großvizir gewesen, und hernach in Persien umgekommen ist, sehr begierig geworden sind, ihn näher kennen zu lernen. Ich freue mich, Ihnen die sichersten Nachrichten von ihm geben zu können. Sie werden Ihnen zugleich beweisen, daß die großmüthigste und erhabenste Tugend überall getreue Freunde findet. Und was für ein Vergnügen muß diese Geschichte einem so tugendhaften Manne machen, als Sie sind?

Osman war in dem Serrail des Großherrn erzogen worden, wo sonst nur die gebohrnen Christenkinder,*) die dem Kaiser geliefert werden, erzogen wurden. Die Türken haben nachmals diese Plätze für ihre eigene Kinder gesucht, so daß heut zu Tage fast alle junge Untergebene des Serrails von türkischem Geschlechte sind.

Im Jahr 1698. ohngefehr im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters, trat Osman Aga aus dem Serrail, wo er das Amt eines Marrolos Bachi**) verwaltete. Er sollte einen Befehl des Großherrn überbringen, und hatte

*) v. *Ricaut* Etat présent de l'Empire Ottoman.

**) Aufseher über die Wagen.

hatte die Commißion, einige Beis von Cairo wieder in ihre Güter einzusetzen, die sie unter denen so gewöhnlichen Unruhen in Egypten verlohren hatten. Er nahm seinen Weg zu Lande bis nach Seide, wo er sich auf eine Saique*), die nach Damiette gieng, einschiffen muste, um nicht unter die Araber zu gerathen, die durch ihre Streifereyen das Land unsicher machten: Auf dieser kurzen Ueberfarth stieß die Saique zum Unglück auf eine spanische Barque, die zu Majorca zum Kreuzen war ausgerüstet worden. Obgleich der Handel nicht gleich war, so machte doch die Begierde, Gut und Freyheit zu erhalten, daß die Reisenden nebst dem Schiffsvolk alle mögliche Kräfte anwendeten; sie wehrten sich als verzweifelte Leute, und das Entern kostete viel Blut. Osman that sich durch diejenige Unerschrockenheit dabey hervor, wovon er nachmals bey so vielen Gelegenheiten Proben gegeben; und hätten sie sich alle so tapfer bezeigt, als er, so wären sie vielleicht der Sklaverey entgangen. Man muste

*) So nennt man gewisse Fahrzeuge in der Levante, die zum Transport der Kaufmannswaaren bequem sind.

endlich der überlegenen Anzahl weichen. Osman Aga, der am Arm und an dem Schenkel gefährlich verwundet war, wurde, mit seinen Waffen in der Hand, gefangen. Der Corsar, dessen Fahrzeug im Streit gelitten hatte, lief, entweder, um es ausbessern zu lassen, oder um einer andern Ursache willen, zu Maltha ein.

Die Merkmale der Tapferkeit, die Osman im Streit gegeben hatte, oder vielmehr ohne Zweifel die Aussage einiger Reisenden, daß er mit einer geheimen Commißion von dem Großherrn abgeschickt wäre, und die Hofnung, eine große Ranzion für ihn zu bekommen, machte, daß man ihm unter den Gefährten seines Unglücks vorzüglich begegnete. Unterdessen war er wegen seiner Wunden nicht außer Gefahr, als er zu Maltha ankam. Die Wunde am Schenkel war die beträchtlichste; er ist lahm darüber geworden, und daher hat er den Zunamen Topal (welches lahm heißt) nach der Türkischen Gewohnheit in solchen Fällen, bekommen.

Sobald der Corsar in den Hafen eingelaufen war, begab sich der Herr Vincent Arnaud, mit dem Zunamen der Kühne, welcher

cher von Marseille gebürtig und damals Befehlshaber des Hafens von Maltha war, an Bord des Fahrzeugs, wie es die Pflicht seines Amts erforderte. Er sahe da den unglücklichen Aga in Fesseln liegen, der ihm einen ziemlich seltsamen Antrag that: „Thue eine schöne „Handlung, sagte Topal zu ihm, kaufe mich „loß, du sollst nichts dabey verlieren!„ Arniaud, der diesen Antrag nicht vermuthete, fragte den corsarischen Capitain, wie viel er für die Ranzion dieses Sklaven verlangte? „Ich „muß tausend Zechinen haben *), antwortete „der Corsar.„ Arniaud kehrte sich gegen Osman, und sagte: „Ich sehe dich zum ersten„mal in meinem Leben, ich kenne dich nicht, „und du trägst mir an, auf dein bloßes Wort „tausend Zechinen für deine Ranzion zu bezahlen? Wir thun beyde, was sich für uns schickt, „versetzte Osman. Ich an meinem Theile „liege gefesselt; es ist natürlich, daß ich alles „versuche, meine Freyheit zu erhalten. Was „dich betrifft, so bist du berechtigt, auf meine „Ehr-

*) Es giebt verschiedene Gattungen Zechinen in der Levante, deren einige drey ja wohl gar vier Thlr. am Werth halten.

„Ehrlichkeit mißtrauisch zu seyn; ich habe dir „gar keine andere Sicherheit zu geben, als „mein Wort, und du hast gar keine Ursache, „darauf zu bauen. Wenn du es indessen doch „darauf wagen willst, so wiederhohle ich dies „noch einmal, daß es dich nicht gereuen wird.„

Es sey nun, daß das zuversichtliche Wesen, oder die Physionomie des jungen Türken den Arniaud eingenommen hatte, oder daß das Besondere in dieser Begebenheit die Zweifel nicht aufkommen ließ, die ihm hätten einfallen können; genug der Befehlshaber des Hafens gieng mit günstigen Gesinnungen für den Topal Osman weg; und, welches vielleicht noch ausserordentlicher ist, die Ueberlegung unterdrückte diese Gesinnungen nicht.

Arniaud gieng hin, um dem Großmeister Perellos von seinem Amte Bericht abzustatten, kam wieder an Bord, und ward mit dem Corsaren um sechshundert venetianische Zechinen einig, die Ranzion seines Sklaven zu bezahlen. Sein neuer Herr ließ ihn alsobald auf ein französisches Fahrzeug bringen, welches ihm zugehörte, und schickte ihm einen Arzt, einen Wundarzt und alle nöthige Verpflegung dahin. Os-

man sahe sich bald außer Gefahr. Er trug darauf seinem Wohlthäter an, nach der Levante zu schreiben, um seine Schuld sich wieder bezahlen zu lassen. Aber da er von den Wohlthaten seines neuen Herrn überhäuft war, glaubte er, daß er seine Großmuth durch die Bitte um eine neue Wohlthat nicht mißbrauchen müste; nämlich daß er ihn auf sein Wort zurück schicken, und sich in allem ganz auf seine Ehrlichkeit verlassen möchte.

Arnaud ließ es bey keiner halben Großmuth bewenden, und gieng noch weiter als die Bitte seines Sklaven: denn nachdem er ihm alles mögliche Gutes bewiesen, gab er ihm eben dieses Fahrzeug, auf welches er ihn hatte herüber bringen lassen, um sich desselben nach seinem Wohlgefallen, wohin er wollte, zu bedienen.

Osman, der zu Maltha als Sklave angekommen, und noch denselben Tag wieder loß gekauft war, reiste also acht Tage darnach auf einem Fahrzeug, das unter seinen Befehlen stand, von Maltha ab. Die französische Flagge sicherte ihn vor den Corsaren. Er kam glücklich zu Damietta an, wo er auf dem Nil bis nach Cairo herauf fuhr. Den andern Tag nach

seiner

seiner Ankunft, ließ er dem Capitaine des Fahrzeugs tausend Zechinen zahlen, um solche seinem Befreyer zuzustellen, und dem Capitain schenkte er zween Pelze, die fünfhundert Piastres werth waren. Er richtete die Commißion des Großherrn aus, reiste zurück, um Rechenschaft davon abzustatten, und brachte die Zeitung von seiner Sklaverey selbst nach Constantinopel.

Osmans Erkenntlichkeit blieb nicht bey diesen ersten Bewegungen stehen: Während eines vieljährigen Aufenthalts in Albanien, an der Seite von Larta, wo ihn seine Bedienungen hinriefen, unterließ er nicht, seinem Wohlthäter davon Merkmale zu geben, und unterhielt mit ihm einen ununterbrochenen Umgang durch Briefe und Geschenke.

Man kann so gar sagen, daß seine Erkenntlichkeit sich über die ganze französische Nation erstreckte, weil er seit dieser Begebenheit sich gegen alle Franzosen, die bey ihm zu thun hatten, besonders gewogen erzeigt hat.

Bisher hatte Osman keine Gelegenheiten gehabt, sich bekannt zu machen, und sein Glück zu erweitern. Als hernach der Krieg zwischen den Venetianern und den Türken ausbrach, versamm-

lete

lete der Großvizir Aly Pacha, der die Eroberung von Morea im Kopf hatte, seine Armee an dem schmalen Erdstrich von Corinth, der Morea an das veste Land verknüpft.

Alle verschiedene Corps, welche die Ottomannische Armee ausmachen sollten, begaben sich aus allen Provinzen des Reichs auf den bestimmten Tag dahin; der einzige Cara Mustapha, welcher ein Corps von dreytausend Mann commandirte, kam drey Tage zu spät an dem Versammlungsplatz der Armee an. Es kostete ihm das Leben, und der Vizir ließ ihm den Kopf abschlagen.

Indem dieses vorgieng, brennte Topal Osman vor Verlangen sich hervorzuthun. Er zeigte sich dem Vizir an der Spitze von tausend Mann, die er selbst geworben und ohne dazu erhaltenen Befehl in seinen Sold genommen hatte. An dem Tage, da man den engen Paß nach Corinth anzugreifen beschlossen hatte, erbot er sich, voraus zu marschiren, und mit seiner Mannschaft den Paß zu eröfnen. Sein Erbieten wurde angenommen. Vielleicht ließ der Schrecken und die allgemeine Bestürzung, die sich bey der Annäherung einer furchtbaren Armee ausbreiteten, dem Topal Osman nicht alles

Ver-

Verdienst eines theuer erkauften Sieges. Dem sey wie ihm wolle, er drang durch den Paß, und eroberte die Stadt Corinth im ersten Anfall. Er erhielt zur Belohnung von dem Großvizir die zwey Roßschweife eines Bassa, und alle Equipage des unglücklichen Cara Mustapha.

Osman blieb auf einem so schönen Wege nicht stehen, und da es seinem Muth nicht an Gelegenheiten fehlte, so zeigte er sich durch neue Thaten, deren Erzählung uns jetzt zu weit führen würde. Im folgenden Jahre diente er bey der Belagerung von Corfu als Generallieutenant. Hier ließ er eben so viel Klugheit als Tapferkeit sehen: denn da die Belagerung aufgehoben wurde, blieb Osman nach dem Abzuge des Generals noch drey Tage vor dem Platze, um den Rückzug der Ottomannischen Trouppen zu begünstigen; er gab die nöthigen Befehle mit aller möglichen Gegenwart des Geistes, und zog sich nicht eher zurück, als bis die Armee erst in Sicherheit war.

Es war Zeit, daß ein Mann von diesem Werth auch zum Oberbefehlshaber gemacht wurde. Angebeter von seinen Trouppen rief ihn die Stim-

me

me der Armee zur Generalsstelle. Doch je mehr er sich hervorthat, desto mehr Eifersüchtige erweckte er. Diese gewöhnliche Folge großer Verdienste ist in keinem Lande gefährlicher, als in der Türkey. In diese Zeit muß man vermuthlich einen Lebensumstand des Osmans setzen, der ihn in eine große Gefahr stürzte, und wovon ich nur eine kleine Anmerkung finde. Ich habe es von dem jungen Herrn Arniaud mit vielen Umständen erzählen gehört, die ich vergessen habe: aber es ist in der kurzen Nachricht, die er mir zurück ließ, und die er in Eile fast in der Stunde seiner Abreise aufsetzte, ausgelassen.

Topal-Osman verunwilligte sich aus Ursachen, die ihm rühmlich seyn musten, mit einem Bassa, der mächtiger war, als er, und vielleicht mit eben demjenigen General, den er bey der Belagerung von Corfu so nützlich abgelöst hatte. Seine Güter wurden eingezogen, und er selbst in die Acht erklärt. Er muste dem Sturm ausweichen, und sich durch die Flucht vor der Wuth seines Feindes retten. Verkleidet und unerkannt, verlassen von den Seinigen, begab er sich nach Thessalonich, wo er einige Zeit verbor-

gen blieb. Von da gieng er in der Verkleidung eines geringen Leventi *) mit einer Galeere nach Constantinopel. Während der Zeit, daß er sich unter der Hand Mühe gab, und seine Freunde gebrauchte, seine Begnadigung auszuwirken, wurde sein Feind auf einmal abgesetzt, der Osmans Rechtfertigung am meisten hinderte. Sie wurde nun offenbar und feyerlich bekannt. Er wurde wieder in alle seine Güter eingesetzt, und um diese Zeit ohngefehr zum Seraskier, oder zum commandirenden General in Morea erklärt.

Unter allen Consuln, die ihm zu dieser Stelle Glück wünschten, ließ er gegen die französische Nation die vorzüglichsten Merkmale der Gewogenheit blicken. Er trug dem französischen Consul auf, nach Maltha an den Capitain Arniaud zu schreiben, um ihm seine neue Würde kund zu machen, und ihn zu bitten, daß er ihm einen von seinen Söhnen schicken möchte, den er im Stande wäre glücklich zu machen.

Einer von Arniauds Söhnen, und zwar eben derjenige, von dem diese Nachrichten herkommen,

*) Ein Türkischer Seesoldat.

men, reiste wirklich nach Morea; und in zwey oder drey Jahren, die er bey dem Seraskier zubrachte, setzte ihn dieser sowohl durch Geschenke als durch Begünstigungen im Handel, in den Stand, ansehnliche Vortheile zu gewinnen, wenn der junge Mensch, der damals mehr mit seinen Vergnügungen als seinem Glücke beschäftigt war, die Gelegenheiten nur besser gebraucht hätte.

Topal-Osman wuchs an Würden, so wie seine Verdienste immer bekannter wurden; er ward zum Bassa von drey Roßschweifen, und zum Beglier-Bey von Romelien ernannt, welches eine der grösten Statthalterschaften des Reichs ist, und wegen der Nähe an der ungarischen Gränze noch wichtiger wird.

Im J. 1727. reiste der Capitain Arniaud mit seinem Sohn nach Thessalonich, und besuchte den Beglier-Bey zu Nissa, wo er seine Residenz hatte. Sie wurden auf das zärtlichste und freundschaftlichste empfangen. Er legte in ihrer Gegenwart den Stolz seiner Würde ab, er umarmte sie, ließ sie mit Sorbet und Rauchwerk bedienen, und auf den Sopha niedersitzen, womit ein Bassa vom ersten Range zumal einem

Christen, die gröste Ehre erweiset. Er überhäufte sie mit Höflichkeiten und Geschenken, und ihre Reise war ihnen funfzehntausend livres werth. Bey dem Abschied von dem Bassa, sagte ihm sein alter Patron, daß er vor seinem Tode noch gewiß hoffe, ihn als Großvizir in Constantinopel zu besuchen: Damals war dieses mehr ein Wunsch, als eine Hofnung. Der Ausgang aber hat gewiesen, daß es eine Prophezeyung war.

Der Großvizir Ibrahim Pacha hatte ohngefehr zwölf oder dreyzehen Jahre eine bis dahin so stürmische Würde besessen, und kam, wie jedermann weiß, in der Staatsveränderung i. J. 1730. grausam ums Leben. Es war noch kein Jahr verflossen, so hatte er schon drey Nachfolger gehabt.

Im September 1731. wurde Topal-Osman zu diesem an sich selbst so gefährlichen, und durch die damaligen Umstände noch kützlicher gewordenen Posten berufen. Er wuste noch nicht, daß er ihm eigentlich bestimmt war, als er auf seiner Reise nach Constantinopel durch den französischen Consul von Thessalonich nach Maltha an den Capitain Arniaud schreiben ließ,

ließ, daß er ihn mit seinen Kindern besuchen möchte, an welchen Ort der Welt ihn das Glück hinrufen sollte. Nach seiner Ankunft zu Constantinopel ließ er den französischen Abgesandten bitten, von neuem an seinen alten Patron zu schreiben, und ihn zu einem Besuche einzuladen; er möchte keine Zeit darüber verlieren, weil ein Großvizir insgemein nicht lange regierte.

Arniaud machte sich die Nachricht zu nutz, und kam mit seinem Sohn im Jenner 1732. nach Constantinopel. Sobald der Vizir von seiner Ankunft hörte, schickte er einen vertrauten Bedienten zu ihm, und ließ sich seinen Besuch auf den folgenden Nachmittag ausbitten. Man dachte, er würde ihn allein sprechen, um seiner Würde nichts zu vergeben, wann er Christen auf eine Art begegnete, welche die Grossen der Pforte leicht unwillig machen könnte, zumal da man noch einige Gährung in den Gemüthern seit der letzteren Unruhe verspürte. Die beyden Franzosen begaben sich den andern Tag nach dem Pallast des Großvizirs um die bestimmte Stunde; sie hatten Geschenke für ihn von Maltha mitgebracht, die in verschiedenen Kasten mit Pomeranzen, Citronen, Bergamotten,

verschiedenen Confituren, blühenden Pomeranzenbäumen, und in Canarienvögeln bestanden, wovon die Türken grosse Liebhaber sind; und welches mehr als alles übrige war, in zwölf ranzionirten Türken von Maltha. Alle diese Geschenke wurden auf Befehl des Vizirs in Ordnung zur Schau ausgestellet. Der alte 72jährige Arniaud wurde, von seinem Sohn begleitet, vor den Großvizir geführet.

Er empfing sie in Gegenwart der vornehmsten Bedienten des Reichs mit den Merkmalen der zärtlichsten Gewogenheit. Ihr sehet hier, sprach er, indem er sich zu dem herumstehenden Türken wendete, und ihnen die ranzionirten Sclaven zeigte, ihr sehet eure Brüder, die nach einer ausgestandenen Sclaverey in Freyheit gesetzt sind. Dieser Franzose ist ihr Befreyer. Ich bin eben so wie sie Sclave gewesen, setzte er hinzu; ich war mit Ketten beschweret, zerstochen und halb verwundet; sehet dieser hier hat mich loß gekauft und mich erhalten: sehet hier meinen Patron! Freyheit, Leben, Glück, alles bin ich ihm schuldig, er hat, ohne mich zu kennen, 1000. Zechinen für meine Ranzion bezahlet. Er hat mich auf mein bloßes Wort wieder zu-

rück

rück reisen lassen; er hat mir ein Schif gegeben, um damit zu fahren, wohin ich wollte. Wo ist selbst der Muselman, der zu einer so großmüthigen Handlung fähig wäre? Die Umstehenden hatten ihre Augen auf den Alten gerichtet, der die Hände des Großvizirs umschlossen hielt. Alle Officiere dieses Ministers, alle Bedienten seines Hauses, sagten sich einander ins Ohr: sehet da den Aga*) des Vizirs! sehet, dieser hat unsern Herrn los gekaufet!

Der Vizir that darauf an den Vater und den Sohn verschiedene Fragen über den gegenwärtigen Zustand ihres Glücks, und was sie etwa vor Verlust in ihrer Handlung gehabt hätten. Nachdem er ihre Antworten gütig angehöret, so erwiederte er durch einen arabischen Lehrspruch, Allah-Kerim, welches eigentlich heisset, GOtt ist freygebig, und in einem weitläuftigern Verstande, die Vorsehung GOttes ist groß. Sie hat mich in den Stand gesetzet, fügte er hinzu, euren Zustand zu verbessern. Er zeigte ihnen hernach, wozu er ihre Geschenke bestimmte, indem er alsobald das

*) Die türkischen Sclaven nennen ihren Herrn ihren Aga.

meiste davon den Großherrn, der Valide *) und dem Kislar-Aga **) zuschickte.

Die beyden Franzosen nahmen von dem Großvizir, überhäuft von seinen Höflichkeiten, Abschied. Er hatte Befehl gegeben, ihnen ein Zimmer in seinem Pallaste zurechte machen zu lassen, und er verwieß es ihnen, da er hörte, daß sie nach dem französischen Pallaste zurück kehren wollten. Er trug dem Dollmetscher auf, sie von seinetwegen dem Herrn Abgesandten zu empfehlen, indem er ihn versichern ließ, daß er ihm für alle Gefälligkeiten, die er ihnen erwiese, verbunden seyn würde.

Es leuchtet würklich eine grosse Seele aus der kurzen Schilderung hervor, welche Topal-Osman von seiner Sclaverey machte, und aus dem öffentlichen Geständniß derer Verpflichtungen, die er gegen seinen Befreyer hätte. Aber man müßte die große Verachtung und den Grund der Abneigung nicht kennen, welche die Vorurtheile der Religion und Erziehung den Türken gegen alles, was nicht Muselman ist, und besonders gegen die Christen einflössen, um alles

*) Die Mutter des Sultans.

**) Der Aufseher über die schwarzen Verschnittenen.

les das Schöne und Edle dieser Handlung zu empfinden, die vor den Augen seines ganzen Hofes vorgieng. Der Sohn des Vizirs nahm hernach den Vater und den Sohn besonders in sein Zimmer, wo aller Zwang und Ceremonie aufgehoben war. Er umarmte sie einen nach dem andern, und zeigte, daß die Freunde seines Vaters auch die seinigen wären. Sie mußten ihm versprechen, ihn öfters zu besuchen.

Sie hatten kurz vor ihrer Abreise eine besondere Audienz bey dem Vizir, wo dieser Minister, da er an kein Ceremoniel gebunden war, seinen Rang vergaß, und nur darauf dachte, was er seinem Wohlthäter schuldig war. Er hatte ihm schon das Lösegeld für die zwölf Sclaven reichlich wieder bezahlen lassen, und ausserdem ihm zur Bezahlung einer alten Schuld verholfen, die so gut als verlohren gehalten war. Er fügte noch neue Geschenke an Geld hinzu, und einen Befehl, oder eine ausdrückliche Erlaubniß, ohne alle Abgaben zu Thessalonich eine Ladung Korn einnehmen zu können, worauf ein desto grösserer Gewinn zu machen war, da diese Handlung den Fremden seit verschiedenen Jah-

ren verbothen war. Diese Beschenkung belief sich auf mehr als zehn tausend Thaler.

Der Vizir, welcher gewünscht hätte, seine Freygebigkeit nach seiner Erkenntlichkeit abzumessen, welche uneingeschränkt war, gab ihnen zu verstehen, daß er nicht alles thun könnte was er gerne wollte; und vielleicht that er schon mehr als zu viel in den Augen derjenigen, die von den Handlungen eines Ministers nur nach ihrem Eigennutz urtheilen. Er erinnerte den jungen Arniaud an die Zeit in Morea, da es nur an ihm gelegen hätte, durch den gegebenen Vorschub sehr reich zu werden. Er beschloß damit, daß ein Bassa in seiner Provinz völlig Herr sey, aber daß ein Vizir zu Constantinopel noch einen grösseren Herren über sich hätte.

Topal-Osman hatte durch seine Wachsamkeit und Standhaftigkeit in Constantinopel Ueberfluß, gute Ordnung und Policey wieder hergestellt, wo seit der Revolution bis auf seine Ministerschaft, weder Frechheit noch Unordnung konnten gebändiget werden, und wo Mangel und Theurung aufs höchste gestiegen waren.

Ob man ihm gleich eine zu große Strenge Schuld gegeben hat, so ist doch gewiß, daß er nicht einmal die nichtswürdigsten und unruhigsten Köpfe unter den Aufrührern ohne den Ferfa *) des Mufti zum Tode verdammt hat. Vielleicht war ein Mann von solchen Charakter in diesen Umständen nöthig, um einen neuen Aufruhr vorzubeugen, und die öffentliche Ruhe herzustellen. So viel ist gewiß, und gereicht sehr zu seiner Ehre, daß er von allen rechtschaffenen Leuten und guten Patrioten bedauret ward, als er im März 1732. abgesetzt wurde.

Man wußte damals die wahren Ursachen seiner Absetzung nicht. Einen Monath vorher, hatte sie schon das allgemeine Gerücht gerade auf die Zeit angekündigt, da sie geschah. Das Vorspiel davon, einige Tage vorher, war die Absetzung des Mufti, welcher für den Frieden gestimmt hatte, so wie der Vizir, in dem ausserordentlichen Diwan, der wegen der persischen Angelegenheiten vor kurzem war gehalten worden. Der eine und der andere hatten sehr auf die Nothwendigkeit gedrungen, daß man den

Tractat,

*) Ein Ausspruch des Mufti, welcher nach dem Gesetz die Strafe des Schuldigen bestimmet.

Tractat, den Achmet-Pacha, Stadthalter von Bagdad, vermöge der gehabten Vollmacht geschlossen hatte, unterzeichnen müsse. Die Absetzung dieser beyden Minister wurde mit Recht als ein Staatsgeheimniß angesehen; denn man kann sagen, daß alles, was damals davon gesprochen wurde, nichts weiter als Muthmassungen waren.

Topal-Osman, welcher diesen Umsturz lange vorher gesehen hatte, ertrug sein Schicksal mit der vollkommensten Gelassenheit. Als er aus dem Serrail gieng, nachdem er das Reichssiegel vorher abgeliefert, fand er alle seine Creaturen und alle seine Bedienten niedergeschlagen und bestürzt. Worüber betrübt ihr euch, sagte er zu ihnen? Habe ich euch nicht gesagt, daß ein Vizir nur kurze Zeit regierte? Meine ganze Unruhe bestand darinn, zu wissen, wie ich mit Ehren heraus kommen würde: Gottlob, man hat mir nichts vorzuwerfen, der Sultan ist mit meinen Diensten zufrieden; ich reise ruhig und vergnügt ab.

Er ließ darauf ein Dankopfer *) anstellen, theilte

*) Diese Gewohnheit ist bey den Türken bey gewissen Gelegen-

theilte seinen Bedienten Geld aus, und befahl ihnen, lustig zu seyn. Er erinnerte sich auch in demselben Augenblick seines Wohlthäters, indem er voraus sahe, wie unangenehm ihm sein Zufall seyn würde. Man sage ihm, daß er sich tröste, setzte er hinzu. Ich gebe die Hofnung nicht auf, ihn noch einmal wieder zu sehen. Sagt ihm, daß er mich allezeit wieder finden wird. Es soll nach Thessalonich geschrieben werden, daß man ihm die Ladung Korn genau verschaffe, die ich befohlen habe. Höre ich, daß nur ein Maaß daran fehlet, so werde ich zeigen, daß ich noch nicht tod bin. Er gab noch einige andere Befehle, die sein Hauswesen betrafen, und reiste nach Trapezunt, wo er zum Bassa ernennt war.

Wenn die Erkenntlichkeit, so natürlich sie auch edlen Herzen ist, noch immer für eine seltene Tugend, zumal bey den Großen, gehalten wird, so muß man zugestehen, daß sie hier noch einen Glanz durch den Umstand und den Augenblick erhält, wo Topal-Osman sich seines Wohlthäters wieder erinnert.

Nie-

Gelegenheiten üblich, als z. E. einen glücklichen Erfolg zu erhalten ꝛc.

Niemals hat die Absetzung eines Vizirs weniger das Ansehen einer Ungnade gehabt. Man hat kein Exempel, daß ein gefallener Minister mit so viel Achtung wäre begegnet worden. Der Großherr ließ ihm sagen, daß er seinen Sohn zu Constantinopel lassen möchte, und daß er für ihn sorgen wolle. Vier Tage hernach hatte eben dieser Sohn die Ehre, dem Sultan das Geschenk zu überreichen, welches ihm von seinem Vater auf das Beyramsfest *) bestimmt gewesen war. Es bestand in einem Reitzeug mit Edelgesteinen besetzt, das man auf funfzig tausend Piastres schätzte. Topal-Osman hatte es bey seiner Abreise seinem Sohn besonders anbefohlen. Er hatte es noch als Großvizir verfertigen lassen, und mancher wird denken, daß er es hätte zurück behalten können, da er nicht mehr Großvizir war.

Wenig Tage hernach bekam er auf der Reise neue Befehle. Er sollte in Persien anstatt des Ali-Pacha commandiren, der an seiner Stelle wieder zum Großvizir ernannt war. Osman gieng gelassen zu diesem Tausch, und übernahm die Stelle des Seraskiers. Er fand

das

*) Das vornehmste Fest der Türken, wobey sie sich einander zu beschenken pflegen.

das Geheimnis, in einem wüsten und zerstöhrten Lande, vier hundert Meilen von der Hauptstadt, einen schweren Krieg zu unterhalten, da es ihm oft an den allernothwendigsten Sachen fehlte, und den Stolz des Thamas Kouly-Kan zu demüthigen.

Ich bin ꝛc ꝛc.

Drey und neunzigster Brief.

Von dem Muretus an den Sacratus. *)

Glauben Sie mir, mein bester und liebster Sacrat, daß Sie kein größeres Verlangen nach meinen Briefen haben können, als ich Ihnen von allen meinen Umständen recht

*) Muret, einer der besten und witzigsten Scribenten des sechzehnten Jahrhunderts, war durch seine Schicksale in Frankreich genöthigt, nach Rom zu gehen, wo er Beyfall, Glück und Ansehen fand. Man hat Reden, Briefe und Gedichte von ihm, die zu bekannt sind, als daß ich ihrer

recht oft und ausführlich zu schreiben wünschte. Aber es fallen mir täglich so viele Verhinderungen in den Weg, die mich bald hier bald dorthin zerren, daß ich bisweilen kaum freye Luft schöpfen kann. Gewiß bey allen den großen und mächtigen Freunden, die ich hier habe, bey allem dem Ueberfluß, den mir die gnädige Vorsehung zu den Bequemlichkeiten des Lebens verschafft hat, bey aller der Gunst, darinn ich bey jedermann stehe; werde ich doch täglich je mehr und mehr dieses Aufenthalts überdrüßig. Denn wenn werde ich doch das Leben genießen, wenn ich

ihrer viel erwähnen dürfte. Indessen verdienten sie doch jungen Leuten, die sich nach dem guten Geschmack der Alten bilden wollen, und ihre Gelehrsamkeit nicht bloß aus den neuesten Schriften unserer Deutschen zu schöpfen suchen, noch bekannter zu seyn. Der gegenwärtige Brief, (Lib. III. 31.) den er nur vier Jahre vor seinem Tode an einen seiner vertrautesten Freunde geschrieben hat, entdeckt einige merkwürdige Umstände seines Lebens, das er zu Rom beschloß. Er empfand auch da das Schicksal berühmter Männer, nach dem Denkspruch eines gewissen großen Gelehrten, der Deutschland immer Ehre machen wird: *Magna existimatio magnum malum: beata obscuritas.*

ich nach so vielen beschwerlichen Arbeitsjahren, nicht einmal in meinem Alter die Ruhe schmecken soll? Jener trägt mir auf, seiner Angelegenheiten halber die Stadt zu durchlaufen, und bald diesen bald jenen vornehmen Mann zu sprechen: ein anderer verlangt eine Grabschrift; dort kömmt einer, der mich um eine Inscription auf eine Brücke oder den Fuß einer Statue bittet; noch einer folgt ihm, der gerne wissen will, wo diese oder jene Stelle eines Schriftstellers anzutreffen sey; Kaum ist der weg, so bringt man mir einen Brief, ein Gedicht, eine Rede, die ich ausbessern, oder, welches bisweilen noch leichter ist, die ich ganz umgiesen und von neuem machen soll. Wie viel Zeit wird mir dazu noch von Leuten gestohlen, so oft sie selber nichts zu thun haben, glauben, daß auch alle andere gar nichts zu thun haben müsten? Sie kommen; sie lassen sich melden: man kann sie nicht annehmen; sie murren, und beschweren sich über meine Unfreundlichkeit und ungesellige Aufführung: Ich nehme ihren Zuspruch an; und dann verweisen sie mir ungefordert, daß ich im Studieren gar zu sehr vertieft wäre, eben als wenn ich auch um ihrentwillen etwas studieren könnte: sie be-

lehren mich mit vielem Geschrey, daß man die Seele bisweilen etwas müsse ruhen lassen; und sie sind doch selbst am meisten Schuld daran, daß meine Seele immer in Unruhe seyn muß. Dann geht das Gespräch weiter auf ganz fremde und für mich verdrießliche Materien fort. Was hat man für Neuigkeiten aus Frankreich? Was glaubt man davon, wie sich die Niederländischen Unruhen endigen werden? Was macht der Pabst, oder was hat er im Sinne zu thun? Man sagt, daß die Kardinalspromotion bey der nächsten Sitzung so groß seyn soll, und daß die und die werden zum Purpur erhoben werden. Von allen diesen Dingen bin ich so unwissend, und auch so wenig neugierig darauf, daß ich oft nicht einmal weiß, ob der Pabst zu Rom oder auf dem Lande ist. Ich muß eine harte Haut annehmen, meinen Verdruß in mich schlucken, und diesem Gewäsche meine Ohren so lange hinleihen, bis sie endlich selbst müde sind, mich länger zu quälen, und ich beynahe tod geprügelt bin. Wenn sie mich dann so halb tod und niedergedonnert verlassen, und ich mich wieder in meine Studierstube versteckt habe, so sehe ich auf dem Tische Sachen genug da liegen, die

mich wieder munter machen können. Wenden Sie mir nicht ein, daß man dem allen entgehen könne, wenn man seinem Sinne folgte und nichts darnach fragte. Glauben Sie mir; ich muß entweder viele und nicht geringe Feindschaften mir auf den Hals laden, oder dieses und dergleichen unzählige Dinge mehr leyden. Nun mögen meine Freunde hingehen und sich beschweren, daß ich so manchen Posttag nicht an sie schreibe. Soll ich Ihnen noch mehr sagen? Ich bin dieser Scenen so satt, daß ich sehr oft den Vorsatz fasse, Rom zu verlassen, und nach Venedig zu gehen, wo ich meine übrigen Lebensjahre zuzubringen wünschte. Dieser Ort scheinet mir zum ruhigen und bequemen Leben eines Alten recht gemacht zu seyn. Wenn ich nur Hoffnung hätte, daß ich dort auf eine gute und sichere Art so viel Einkünfte von meinem Gelde haben könnte, als zu einem älteren Leben, das mehr Gemächlichkeit und gute Pflege verlangt, erfordert wird; so wollte ich alle meine Habseligkeiten zusammen packen, und dorthin ziehen. Nach meiner Rechnung dächte ich wohl neun bis zehntausend Goldgulden zusammen bringen zu können. Wenn ich diese Summe so

unterbringen könnte, daß nichts dabey zu wagen wäre, und daß ich von jedem Tausend jährlich achtzig Goldgülden Zinsen bekäme: so würde ich nicht zu Ihnen reisen, ich würde zu Ihnen fliegen. Denn so würde ich jährlich achthundert Goldgülden haben, und das wäre zu meinem Unterhalt hinlänglich genug. Ich würde dabey die angenehmste Muße meinen Studien widmen können, und viele von meinen Schriften, die theils noch im bloßen Entwurf und unausgearbeitet liegen, vollenden, theils andere schon fast ganz verfertigte mehr ausbessern und ausschmücken. Es versteht sich, daß ich bisweilen auch meinen lieben Sacrat sehen würde. Denn Sie würden gewiß dann und wann selbst nach Venedig kommen, oder ich nach Ferrara zu Ihnen. O möchte mir GOtt diese Freude gönnen, wie glücklich wollte ich mich schätzen! Und wie, wenn Sie zur Erleichterung und Beschleunigung dieses Anschlags auch einige Sorge und Bemühung anwenden wollten? Ich bitte Sie gar sehr um diese Gefälligkeit.

Sehen Sie, wie gerne ich mit Ihnen plaudere? Sie müssen wissen, daß es jetzt Mitternacht ist, da ich Ihnen diesen Brief schreibe;

denn

denn nun habe ich von dem Ueberlauf keine Gefahr. Es thut mir ungemein leyd, daß Sie krank gewesen sind, mein guter Sacrat; so wie ich mich unbeschreiblich freue, daß Sie sich wieder besser befinden. Ich bitte Sie, wenn es auch nur um Ihres Freundes willen geschähe, sorgen Sie ja für eine Gesundheit, die mir so lieb ist.

Aber was verstehen Sie mit der Angelegenheit des Tiberius? Ich weiß von keinem Tiberius, den Sie mir empfohlen hätten, wo nicht etwa ein Brief verlohren gegangen ist. Ich muthmaße aber, daß Sie haben Victorius sagen wollen. Hören Sie also, wie die Sache stehet. Der Kardinal hat mir selbst ganz deutlich gesagt, daß die ganze Sache nicht redlich sey geführt worden, und hat mir die Lehre gegeben, daß ich mich nicht weiter in den Handel mischen möchte; doch wolle er dafür sorgen, daß dem Victorius meine Empfehlung einigen Nutzen schaffen könnte. Behalten Sie mich immer lieb, und leben Sie wohl.

Rom, den 17. August,
1581.

Vier und neunzigster Brief.

Von der

Frau von Lambert

an eine Klostervorsteherin

über die Erziehung

eines

jungen Frauenzimmers. *)

Unsere Freundin, Madame, bittet mich, in Absicht auf die Erziehung unsers kleinen lieben Mädgens, um guten Rath; allein ich wünschte lieber Sie zur Rathgeberin zu haben:

*) Die Marquisin von Lambert ist wider ihren Willen als eine witzige und gute Schriftstellerin bekannt worden. Ihre Briefe, deren nur wenige sind, und davon ich hier nur etliche der besten übersetzt habe, sind der neuen Ausgabe ihrer Schriften beygefügt. (Oeuvres de Mad. la Marquise *de Lambert*. 8. Lausanne 1751.) In dem gegenwärtigen sieht man die bekannten und sehr schönen Avis d'une Mere à sa fille, im kleinen.

ben: Niemand besitzt größere Einsichten, eine sicherere Vernunft, und eine gründlichere Frömmigkeit als Sie, Madam. Aber man glaubt, daß eine Großmutter berechtigt ist, Erinnerungen zu geben. Man muß also die Privilegien seines Alters gebrauchen: unsere Jahre nehmen uns davon schon ohnedem genug.

Ich glaube, man kann nicht zu früh an die Erziehung der kleinen Person denken: jedes Alter erfordert eine besondere Aufmerksamkeit. Eben in diesen Jahren bilden sich in dem Gehirne gewisse Eindrücke, die niemals wieder verschwinden, und die Ideen von dem, was gut und bös ist, nehmen in der Einbildungskraft ihren Platz. Es kommt also unendlich viel darauf an, ihre natürliche Ordnung nicht zu verwirren, und den vornehmsten Gütern denjenigen Rang zu geben, welchen sie haben müssen. Man muß ihr bey Zeiten einen großen Begriff von GOtt und der Religion beybringen, und mit ihr auf eine rührende Art davon reden. Sie werden sich nur dadurch des Verstandes bemächtigen, wenn sie das Herz nicht gleichgültig lassen: und sie wird in der Folge ihres Lebens die glückse-

ligste Person seyn, wenn ihre Empfindungen nur GOtt zum Gegenstande haben.

Wenn eine Erziehung ihren Nutzen erreichen soll, so muß die Person, welcher diese Sorgfalt aufgetragen ist, sich in Hochachtung setzen und einen guten Begriff von sich geben. Man muß nicht zu viel mit den Kindern scherzen: es ist gut etwas ernsthaft und strenge mit ihnen umzugehen. Man muß sogar gegen ihre Artigkeiten gewissermaßen auf der Hut seyn; denn gemeiniglich bedienen sie sich derselben sehr zu ihrem Vortheil, um alles zu erhalten, was sie von uns verlangen. Unter diesen ersten Artigkeiten liegen oft viele Fehler verborgen, und man muß sich damit nicht verführen lassen.

Der Hauptfeind, den wir zu bestreiten haben, ist die Eigenliebe: wir können nicht zeitig genug daran arbeiten, sie zu schwächen. Man muß sich wohl hüten, sie durch das Lob noch zu vergrössern. Das Lob ist in der Erziehung eine der grossen Gefahren: durch das Lob erweitert man die Vorstellung, die sie von sich selber haben, man bewafnet ihren Stolz; man giebt ihnen einen Vorzug über ihre Gespielinnen; sie werden eitel, eigensinnig im Umgange, und leicht

fähig

fähig jemanden zu beleidigen: dies bildet einen Character, der nicht liebenswürdig ist. Man muß sich wohl hüten, ihnen merken zu lassen, wie lieb man sie habe, und wie viel Antheil man an ihnen nehme. Sie gewöhnen sich zu glauben, daß man nur allein mit ihnen zu thun haben müsse; und dadurch stärket man ihre Eigenliebe. Bekümmern Sie sich nicht darum: so sorgfältig Sie auch immer seyn mögen, diese Eigenliebe zu zerstöhren, so wird sie dennoch ihre Rechte wider Sie behaupten. Die furchtsamen Kinder können wohl durch das Lob aufgemuntert werden; aber das kleine Mädgen ist lebhaft und dreist. Glauben Sie nicht, daß ich von ganz keinem Lobe wissen wollte; es ist freylich ein Hülfsmittel zur Erziehung und zur Tugend: aber man muß es zur rechten Zeit anzubringen wissen, man muß es nicht aus bloßer Neigung oder durch Verführungen ihrer Annehmlichkeiten, sondern mit Ueberlegung ertheilen. Man muß sie niemals über die äußerlichen Annehmlichkeiten loben; sie gewöhnen sich leicht dadurch zu glauben, als wenn hierauf alles ankäme; sondern über ihre gute Handlungen.

Man muß ihnen eine große Liebe zur Wahrheit beybringen, und sie gewöhnen, sie auch mit ihrem Schaden auszuüben; man muß ihnen einflößen, daß nichts größers sey, als offenherzig zu sagen, ich habe gefehlt; und dann muß man sich wohl hüten, sie wegen freywillig bekennter Fehler zu strafen.

Man muß Kindern einen großen Begriff von der Ehre geben, und ihnen die Schande als dasjenige abmahlen, wofür man sich am meisten zu fürchten hat. Anstatt sie mit nichtswürdigen Mährgen zu beschäftigen, die alle Leydenschaften der Furcht erwecken, sollte man vielmehr ihre Furcht nur für die Schande sparen; sie müssen die Hochachtung als das vornehmste Gut und die Verachtung als das gröste Uebel ansehen. Wenn man sie gegen die Hochschätzung oder gegen die Scham ihres Fehlers empfindlich machen kann, so hat man schon einen großen Schritt in ihrer Erziehung gewonnen: Die Scham wird ihnen zur Strafe dienen, und die Hochschätzung wird ihnen Belohnung seyn.

Es ist unendlich viel daran gelegen, sie recht zu überzeugen, daß das Glück nur mit lobenswürdigen Handlungen verknüpft ist. Man

kann

kann ihnen alles geben was sie verlangen, nicht als Belohnung, sondern als eine nothwendige Folge der guten Handlungen, die sie gethan haben. Dadurch gewöhnen sie sich zu glauben, daß dasjenige, was sie verlangen, nicht anders als durch schätzbare Handlungen erlangt werden kann, und nur für dieselben gehört. Wenn die kleinen Geschenke, die man ihnen macht, zum Essen sind, so vermehrt man in ihnen ihren Geschmack am sinnlichen Vergnügen, welchen man nur bloß dulten sollte: Sind es Geschenke zu ihrem Putz, so erhebt man die Vorstellung, die sie von diesen Sachen haben, und die man sie verachten lehren muß.

Die Kinder wollen gerne als verständige Leute begegnet seyn. Man muß diese Art des Stolzes in ihnen unterhalten, und sich desselben als eines Mittels bedienen, sie dahin zu leiten, wohin man will. Man muß sie schonen, und ihnen weiß machen, daß sie eher vergessen, als gefehlt haben.

Man muß den Kindern nothwendig den Willen brechen, sie geschmeidig machen, daß sie dem Ansehen der Vernunft folgen, und ihren Begierden nicht nachgeben lernen. Sie haben bisweilen

weilen Thränen des Eigensinns, und da sie nicht thun können, was sie verlangen, so wollen sie doch durch ihre Thränen das Recht behaupten, das sie sich einbilden zu haben, nach ihrem Gefallen zu leben. Man muß sich wohl in Acht nehmen, den Anfällen des Eigensinns nachzugeben. Man muß in ihnen die natürlichen Bedürfnisse von der Phantasie wohl unterscheiden, und ihnen nicht erlauben um etwas zu bitten, als was sie wirklich nöthig haben. Was unsern Begierden Stärke giebt, ist die Freyheit, womit man sie zeigt; und wer sich die Freyheit nimmt, seine Wünsche in Bitten zu verwandeln, ist nicht weit davon entfernt, zu glauben, daß man verbunden sey, ihm alles einzuwilligen, was er verlangt: Man kann sich leichter selber etwas abschlagen, als sich von andern etwas abschlagen lassen. Die Person, die bey ihr ist, hat viele Verdienste und kann ihr statt der Vernunft dienen. Wenn man nicht in der Jugend gewohnt ist, seinen Willen der Vernunft anderer zu unterwerfen, so wird man viel Mühe haben, in einem reiferen Alter den Rathschlägen seiner eigenen Vernunft zu folgen.

Man muß ihren Geist herzhaft machen. Die Standhaftigkeit und Unempfindlichkeit der Seele ist der beste Schild, den man dem Unglück entgegen halten kann: Dies ist die Stütze der Tugenden, und das Bollwerk gegen die Laster. Das, was die Unglücksfälle verlängert und beynahe verewigt, ist die Empfindlichkeit der Seele. Ohne Herzhaftigkeit kann man nicht in seiner Pflicht standhaft bleiben.

Es ist nöthig, daß man sie gegen die Freundschaft und Erkenntlichkeit empfindlich macht. Man muß an ihrem Herzen arbeiten: Nur durch dieses werden unsere Tugenden sicher und dauerhaft. Es ist gut, sie zu einem richtigen Verstande und zu einem gerechten Herzen zu gewöhnen. Man muß ihnen auch die Freygebigkeit einflößen, daß sie das, was sie haben, gerne mit ihren Gespielinnen theilen. Man muß ihnen den Begriff beybringen, daß diejenige, welche giebt, das beste Theil hat, weil sie den Ruhm, die Freundschaft und das Vergnügen für sich hat, andere vergnügt zu machen.

Die Kinder mögen oft gerne nachahmen; Wenn sie es mit Artigkeit thun, so ergetzt man sich darüber. Unterdessen ist es ein gefährliches

Talent.

Talent. Man sucht so sehr nicht, dasjenige nachzuahmen, was gut ist, denn dies würde nichts zu lachen geben: Man will das Lächerliche finden. Man muß ihnen nicht den Glauben lassen, daß in der Spötterey etwas anmuthiges sey. Es ist sehr leicht auf anderer Leute Kosten zu gefallen: Man ist von der Schalkheit derer, die ihre Ohren dazu hergeben, unterstützt und verstärkt. Es gehört weit mehr Verstand dazu, mit Gutherzigkeit zu gefallen, als mit Schalkheit und Bosheit.

Außer den allgemeinen Regeln für alle Kinder, giebt es nach eines jeden Charakter noch besondere. Es ist leicht sie zu entdecken, wenn man sich nur ein wenig Mühe darum geben will. Das kleine Mädgen z. E. ist gefällig und einschmeichelnd; dieser Charakter ist nützlich für diejenigen, die ihn haben, aber gefährlich für andere. Dies verführet die Personen, die nicht gründlich denken; und wie wenige denken gründlich? Giebt man sich wohl die Mühe, die Charaktere auf den Grund zu erforschen? Man hält sich an die äußerlichen Manieren, darunter oft viele Fehler verborgen sind. Die Mädgen, welche merken, daß ihnen dieses gelingt,

brin-

bringen nur leeres Geschwätz in die Gesellschaft, und entziehen sich den Tugenden des Herzens und des geselligen Lebens. Die, welche nicht mit Manieren handeln, bezahlen mit Wirklichkeit, und sind gezwungen, unverstellt und gründlich zu seyn, darum sich die andern nicht viel bekümmern.

Ich sorge, daß das kleine Mädgen zur Flatterhaftigkeit und Dreistigkeit geneigt sey: Das ist die Feindin der Bescheidenheit. Und was soll man aus einer Frau ohne Bescheidenheit machen? Die Furchtsamkeit muß der Charakter des Frauenzimmers seyn; sie versichert ihre Tugenden. Die Furchtsamkeit und die Bescheidenheit sind Schwestern; sie sehen sich einander ähnlich, und man verwechselt sie oft mit einander. Ich glaube, daß es Zeit ist, ernstlich auf die Verbesserung des Mädgens zu denken: sie wächst heran. Diese kleinen Unvollkommenheiten, die in den Augen derer, die ihr gewogen sind, nichts zu seyn scheinen, sind dennoch die Anfangsgründe der Fehler. Sie wissen viel besser, als ich, Madame, daß, als ein Philosoph ein Kind wegen einiger Fehler einst bestrafte, das Kind sagte: „Ihr verweiset mir eine Kleinig-

„keit.

„keit. Kein Fehler, der zur Gewohnheit wird, „kann klein seyn, antwortete er. „

Dies ist etwas sehr unvollkommenes, Madame: aber ich habe Ihnen das Vergnügen, lassen wollen, zu denken und hinzuzuthun, und das Recht, mich zu verbessern ꝛc.

Fünf und neunzigster Brief.

Von eben derselben an den Herrn von Sacy über den Tod des Herzogs von Bourgogne. *)

Was für eine Begebenheit, mein Herr! wie haben diejenigen, die dabey gewesen sind, sie ausstehen können! Ich, die ich

*) Der Tod eines Prinzen, für den der Telemach geschrieben war, kann den Kennern dieses Buchs nicht gleichgültig seyn. Nie ist die Klage einer ganzen Nation über den Tod eines Hofnungsvollen künftigen Regenten so allgemein gewesen, als über diesen. Man sehe des la Beaumelle Memoires im 5ten Th. p. 113. und vergleiche den 41ten Brief dieser Sammlung p. 154.

ich nur die Nachricht davon gehört habe, fühle den empfindlichsten Schmerz. Ich beklage den allgemeinen Unglücksfall, und den meinigen insbesondere, und ich bedaure den Theil der Glückseligkeit, der mir verschwindet. Ich habe an den Herrn Erzbischoff von Cammerich geschrieben. Was für ein Verlust für ihn und seine Freunde! Wie viel Ruhm ist ihnen dahin genommen! Was erwartete man nicht von einem Prinzen, der in so reinen Grundsätzen erzogen, der so gut von den gerechten Schranken der Macht unterrichtet war; der sich nichts erlaubte, weil ihm alles erlaubt war; der seine Macht nur würde zum Wohlthun gebraucht haben! Alles, was ungerecht war, hielt er für unmöglich. Er würde nicht sowohl König für sich, als für andere geworden seyn, in der Ueberzeugung, daß er sich dem Staat schuldig sey, und daß die königliche Würde ihm nur geliehen worden; kurz, er war würdig, über Menschen zu herrschen, weil er wußte GOtt zu gehorchen.

Ich beschäftige mich mit seinen Tugenden und mit unserm Unglück; ich weiß nicht, ob es geschieht, mich zu trösten, oder mich zu betrüben: Der Schmerz findet bisweilen Linderung in sei-

ner Grösse. Er kam in eine Zeit, da die Religion für Vernunft und Witz scheinet Schande geworden zu seyn; wo man unter den Pöbel gerechnet wird, so bald man an GOtt glaubt; wo die anständigen Sitten der alten Zeiten für die unsrige lächerlich geworden sind. Er hergegen glaubte, daß die Religion die allergröste Ehre sey. Er setzte die Feinheit und den Wohlstand in die guten Sitten. Wer verstand sich wohl besser, als er, auf den wahren Ruhm? Er suchte ihn darinn, die Menschen glücklich zu machen. Seine Hauptleidenschaft war die Liebe der Völker und des Staats, so wie Alexanders und Cäsars Leidenschaften für den Ruhm und die Herrschsucht beseelt waren. Er hatte den Ruhm der Welt herab gesetzt; er setzte sie nicht darinn, Ströme von Blut zu vergießen; die Gesetze stumm zu machen, und das Volk seufzen zu lassen. Er glaubte, daß es mehr werth wäre, Menschen glücklich zu machen, als sie zur Unterwerffung zu zwingen, um sie ins Elend zu stürzen. Seine durch das Licht der Wahrheit aufgeheiterte Vernunft hatte alle diese falschen Vorurtheile ausgethan. Unterdessen ist es doch eben dieser Ruhm, der überall Noth

und

und Elend macht, den das Gerüchte trägt und preiset, den die Poeten besingen, und den die Geschichte verewigt.

Aber, was verlieren Sie nicht, für sich insbesondere, lieber Sacy! Ich will Ihnen einen Vorfall erzählen, der Sie angehet, und den Sie vielleicht nicht wissen. Ich hatte einen Freund bey dem Prinzen, der voll von seinen Verdiensten, oft mit mir davon redete. Er hat mir erzählt, daß als er einmal aus seinem Kabinet gekommen wäre, wo er eben Ihren Tractat von der Freundschaft gelesen, er zu ihm gesagt hätte: „Ich habe ein Buch gelesen, „welches mich das Unglück unsers Standes hat „fühlen lassen; wir können nicht hoffen, Freunde zu haben: wir müssen der angenehmsten „Empfindung des Lebens entsagen.„ Er empfand, lieber Sacy, die Bedürfnis der Freundschaft. Die natürlichen Empfindungen hatten große Ansprüche auf sein Herz: vor ihnen verschwand die königliche Majestät. Er würde Freunde gehabt haben; und er würde sie gewiß nicht unter seinen Schmeichlern gewählt haben. Die Freundschaft ist es, die bey Prinzen der Wegweiser der Wahrheit ist. Kaufe

die Wahrheit, sagt die Weisheit, aber bezahle die Lügen nicht. Ein Alter sagte, daß Freunde die wahren Zepter der Könige wären. Bey Ihnen, lieber Sacy, überschreite ich, wie mich deucht, die Grenzen der Schamhaftigkeit, indem ich mich mit Allegaten einlasse, und Ihnen meinen geheimen Umgang verrathe.

Mit einem Worte, der Prinz allein würde nicht auf den Thron gestiegen seyn, sondern der Christ. Die Tugenden sollten mit ihm regieren: aber sie und ihre Verehrer haben ihren Platz verlohren. Was für eine Regierung versprach er nicht! So schmeichelhafte Hofnungen sind verschwunden: unsre liebsten Wünsche sind kurz und unglücklich. Der Himmel hat ihn uns nur zeigen und gleich zurück nehmen wollen: Wir waren des Glücks nicht würdig.

Diejenigen, sagt man, sind für unglücklich zu halten, die zum Beweise, daß sie gelebt haben, nur die Zahl ihrer Jahre anführen können: Er hingegen würde sein Leben nur mit Verdiensten gezählt haben, und der Tod hielt ihn für alt, da er die Zahl seiner guten Handlungen nachrechnete. Wir hatten ihm nichts weiter zu wünschen, als was Ovid dem Ger-

mani-

manicus wünschte: „Wir wünschen dir nur „zu leben, sagt er; alles übrige wirst du dir „selber geben, wenn nur so viele Verdienste mit „dem Leben nicht zu kurz kommen.„

Sein Verstand wuchs täglich durch die Liebe zu den Wissenschaften. Aber was ihn vollkommen machte, das war die Stille seines Herzens. Nie bewegt noch beunruhigt durch die menschlichen Leydenschaften, kannte er den Weg nicht, seinen Begierden nachzulaufen; er lenkte sie alle zur Weisheit, die sich nicht nur von ihren Freunden finden läßt, sondern die denenjenigen noch zuvor kömmt, welche sie aufrichtig suchen.

Er hat uns bewiesen, daß Tugenden und Liebe des Volks einen großen Ruhm geben können; und wenn man sich in die Herzen der Menschen einzuschleichen weiß, so kann man sich bey der spätesten Welt eine sichere Stelle verschaffen. Welcher Lobspruch ist würdiger, als aufrichtige Bedauerung; und welches Leichengepränge kann prächtiger seyn, als die Thränen und die Betrübnis eines ganzen Volks!

Diese Augenblicke sind denn nun gekommen, Augenblicke, die alles gleich machen, die den

Stolz der Großen demüthigen, und die Niedrigkeit der Kleinen trösten: Diese Menschen, die sich nicht für Menschen gehalten haben, bezahlen endlich den Tribut der Menschlichkeit, und ihr Stolz wird unter ihrer Asche vergraben. Die Eigenliebe findet diese schwache Schadloshaltung bey andern Fürsten: ihre Größe drücket uns; man ist also wegen des Unterschieds, der in ihrem Leben war, durch die Gleichheit ihres Todes gerächet. Aber bey dem Tode dieses Prinzen, den wir bedauren, können wir uns mit nichts aufrichten. Wir verlieren einen Herrn, dessen Joch leicht war; er wußte daß er ein Mensch war, und daß er über Menschen herrschte. Wir verlieren also schlechterdings durch seinen Tod.

Aber, lieber Sacy, lassen Sie uns einigen Nutzen aus einem so wichtigen und traurigen Vorfalle ziehen; Wir wollen lernen, auf dasjenige, was nur erscheint und gleich wieder verschwindet, nicht so viel zu bauen. „Mein „GOtt, sagte David, du hast unsern Tagen ein „Ziel gesagt, und alles Fleisch ist wie nichts „vor dir.„ Wir wollen solchen schleunigen „und unversehenen Schlägen Wachsamkeit entgegen

gegen setzen; wir wollen immer eine vorbereitete Seele haben: Die einzige Fürsicht wider die Drohungen des Todes ist ein unschuldiges Leben.

Ich bitte, heben Sie diesen Brief nur für sich auf: Sie wissen, mit welcher Freymüthigkeit ich Ihnen schreibe, und mit welcher Zuneigung ich bin ꝛc. ꝛc.

* * * * * * * * * * * *

Sechs und neunzigster Brief.

Von dem Erzbischoff von Fenelon zu Cambray an die Marquisin von Lambert, über die vorige Materie.

Madame,

GOtt denket ganz anderst, als die Menschen. Er stösset das um, was er mit Fleiß schiene zu seiner Ehre gemacht zu haben. Er straft uns: Wir verdienen es. Ich werde die Zeit meines Lebens mit der aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit seyn ꝛc. ꝛc.

Sieben und neunzigster Brief.

Von der Frau von Lambert an den Herrn ***.

Ich bin seit langer Zeit mit einem Manne von vielem Verstand und Verdiensten bekannt, der sich mir unter zwo sehr verschiedenen Gestalten gezeigt hat. Ich habe ihn ehemals in einer großen Eingezogenheit mit einem mäßigen Glücke gesehen, welches aber mit Grundsätzen der Weisheit und gesunden Betrachtungen unterstützet war. Er hatte eine Weisheit, die sich mittheilte: Ich suchte ihn in meinen Gemüthsunruhen auf; er half meiner Seele wieder zur Ordnung und Stille; es fehlte ihm nichts; er war weise und glückselig; aber er hatte an seinem Zustande nicht genug, und er ist ein Hofmann geworden. Ich rücke ihm deswegen vor, daß die Weisheit darunter leyde: Er behauptet mir das Gegentheil; und dies sind die Waffen, mit welchen er mich bestreitet.

Er will, daß die Erklärung, die sich für einen Philosophen schickt, diese sey: „Ein Mensch, „der aus seinem Zustande alles macht, was man „daraus zu seinem und anderer Menschen Glück „machen kann; daß man, jemehr man Geschmack

„und

„und angenehme Empfindungen habe, desto „glücklicher sey, weil man destomehr Hülfsmit„tel vor sich siehet; daß diejenigen nicht so wei„se sind, die ihre ganze Glückseligkeit auf einen „einzigen Geschmack einschränken; daß dieses „ein allzustarkes Spiel ist, wobey man zu viel „verlieren kann.„

Es ist vernünftig, daß man die Weisheit darinn setzt, wie man glückselig seyn könne: Unterdeßen würde ich doch mein Glück noch lieber darinn setzen, weise zu seyn. Aber wenn man glauben wollte, daß derjenige der glücklichste sey, der die meisten angenehmen Empfindungen hat, so deucht mich, daß man damit einen falschen Begriff von der Glückseligkeit giebt. Das Glück, das nur auf die Empfindungen gebauet ist, hat wenig Gründlichkeit, es ist abwechselnd und voller Blendungen. Der Narr zu Athen, welcher sich seine Thorheit vor Gerichte wieder ausbat, war von dieser Art. Niemand zweifelt daran, daß die Empfindungen gewißermaßen glücklich machen, und davon ist hier die Rede nicht: Die Frage geht auf eine Vergleichung, wornach man das Beste wählen soll. Ich glaube, daß der Herr A. sich zu St. Cloud für glücklich hält; wenigstens, daß er eine Empfindung von Glück habe; allein, wenn er eben so glücklich in der Einsamkeit war, und wenn

er da eben diese Empfindung in gleichem Grad hatte, so scheint es mir nicht weise zu seyn, eins für das andere fahren zu lassen, und ich will Ihnen sagen, warum.

Ich trenne den Begriff des Glücks nicht von dem Begriff der Vollkommenheit; der weiseste scheint mir auch der glücklichste zu seyn. Mir deucht, man hat die angenehmen Empfindungen niemals zum Maasstab des wahren Glücks gegeben. Das Glück, welches Sie in einem ausgebreiteten Leben haben, bezieht sich auf unendlich viele Sachen; folglich haben Sie denn auch unendlich viele Bedürfnisse. Je mehr Sie Begierden haben, desto ärmer sind Sie; Sie werden ein Sklave; die Empfindung der Freyheit verliert ihre Lebhaftigkeit und wird schwach. Es hilft nichts, wenn man gleich sagen wollte: „Ich habe viele angenehme Empfindungen; und „ich habe mehr Quellen, woraus ich schöpfen „kann.„ Sie haben noch mehr Arten von Bedürfnissen und mehr Armuth. Man hat das Glück des Weisen noch nie in die Berauschung der Leidenschaften gesetzt; und wenn der Herr A. mich versichert, daß er seine Neigungen nie bis zur Verblendung getrieben hätte, daß seine Neigungen eingezogen wären, daß er sich wisse Schranken zu setzen; so ist es desto schlimmer für die Sinnlichkeit. Der Vortheil der Leidenschaf-

ten bestehet nur in der Berauschung: Ich weiß nichts von den halben Neigungen noch von den halben Entschließungen: Und wenn er die Stärke hat, sich Schranken zu setzen, so thut er groß Unrecht, sich auf den Weg zu machen.

In der Einöde nähret sich der Geist mit reinen Wahrheiten. Sind Sie nicht fester in Ihren Grundsätzen? Sind Sie nicht aufmerksamer? Und giebt die Aufmerksamkeit dem Verstande nicht mehr Stärke, mehr Ausdehnung und Feinheit? Sind selbst die Empfindungen, weil Sie doch ihr Richter geworden sind, nicht lebhafter und ungezwungener in der Einsamkeit? Giebt es keine Vergnügungen insonderheit für feine und aufmerksame Leute? Sie verlieren alle diese Vortheile: Man kann nichts bey einem zerstreuten Leben gewinnen: Die Irrthümer werden ansteckend: Wir haben in uns einen eigenen Trieb zur Nachahmung; wir biegen uns unvermerkt; und das Temperament der Seele sowohl als des Leibes verschlimmert sich. Kann man glauben, daß man auf dem Wege der Vollkommenheit und in der Laufbahn des Glückes gleiche Schritte thun kann? An Weisheit und zugleich an Gunst und Ansehen zunehmen? Das scheint mir unmöglich zu seyn. Die Begriffe des Wahren entwischen unter dem großen Haufen; die gemeinen Irrthümer und die sinnlichen

Objecte

Objecte stoßen uns immer an, und erschüttern uns. Ich will glauben, daß Sie weniger als ein anderer zu verlieren haben, weil Sie standhafter sind; aber es ist doch immer dabey zu verlieren.

Vielleicht werden Sie mir hierauf sagen: „Ich habe mir einen Schatz von wahren Gütern gesammlet, die unvergänglich seyn werden. „Aber wir wollen doch sehen, ob wir dabey nicht „auch etwas von dem Glücke ziehen können.„ Wir haben dieses Glück um nichts zu bitten, wenn wir aufhören werden eitel und ehrgeizig zu seyn. Würden Sie nicht eher Ihre Begierden mit Ihrem Glücke gleich setzen können, als Ihr Glück mit ihren Begierden? Es ist leichter, sich nach den Dingen zu richten, wie sie sind, als daß sich die Dinge nach uns richten sollen. Wornach laufen Sie denn? Etwa nach Gütern der Einbildung? Nie werden Sie sie in einem Grade haben, der Ihnen hinlänglich scheint. Zeigen Sie mir einen, der durch den Besitz eines guten Vermögens den Durst nach Reichthümern verlohren hätte, so will ich Ihnen recht geben. Wo ist die Zeit, da Sie mir einmal sagten: „Alles ist zu theuern Kaufs: „Das Glück schenkt nichts; es verkauft alles: „Man giebt wahre Güter für falsche hin: Das „ist nur für Sklaven gut.„ Sie haben mich allzu-

allzugut belehrt, und ich schlage Sie mit Ihren eigenen Grundsätzen.

Sie fahren fort, und sagen: „Ich befinde „mich im Stande meinen Verwandten und „Freunden Vergnügen zu machen.„ Aber wenn Sie recht gesunde Meynungen haben werden, und wenn Sie die Krankheiten der Seele heilen können, so werden die Vergnügungen, die Sie Ihren Freunden machen, von einem ganz andern Werth seyn.

Kurz, ich begnüge mich zu sagen, daß wenn Sie in Ihrer Einöde glücklich waren, so musten Sie darinn bleiben. Ihre Vergnügungen waren sicher, dauerhaft und unabhängig. Sind Sie gegenwärtig nur in eben dem Grade glücklich, als Sie in Ihrer Einöde waren, so haben sie eingebüßt; weil Ihr Glück von andern abhängt: Sie haben ihrer nöthig, und sind Ihrer Freyheit verlustig worden. Ich glaube, daß Sie mit dem Glücke keinen so guten Vertrag machen können, als mit der Weisheit; daß man immer dabey zu kurz kömmt, und daß die beste Begebenheit für Sie diese seyn wird, wenn Sie, wieder in sich selbst gekehret, sich so wieder befinden, als Sie bey Ihrer Abreise waren. So aber müssen Sie denn alle die Vortheile, die Sie unterdessen auf dem Wege der Tugend würden gemacht haben, für verlohren halten.

Antworten Sie mir hierauf, mein Herr, wenn Sie können, oder wenn Sie sichs getrauen; aber erinnern Sie sich, daß ich Sie nur mit Ihren eigenen Grundsätzen angreife, die Sie so sehr verehren müssen, als ich sie in der That verehre.

Acht und neunzigster Brief.

Von Herrn Young an Herrn K**.†)

Wie sehr bin ich Ihnen verbunden, liebster Freund, für die so zärtlichen, häufigen und unverdienten Freundschaftsbezeigungen, die Sie mir als einem **Fremden** erwiesen haben! Einem Fremden in Ansehung Ihrer Person, aber nicht in Ansehung Ihres Ruhms und Ihrer Verdienste. Mit diesen hat mich der redliche H** bekannt gemacht.

Da er durch Ihre Hülfe seines Nachruhms sicher war, was für herzlichen Dank wird er nicht itzt

†) Ich beschließe meine Sammlung mit diesem Briefe als einer wahren Zierde derselben, und danke dem edlen und verehrenswürdigen Freunde, der mir die Bekanntmachung desselben erlaubt hat, hiemit öffentlich und im Namen aller derjenigen Leser, welche Youngs Freunde nicht seyn können, ohne zugleich die seinigen zu seyn.

ißt mitten unter den Freuden des Himmels, seinem Freunde auf Erden sagen: Seine Feinde flohen vor ihm: aber ihr Bundesgenoß das Fieber wollte kein Quartier geben. Er schien sehr viele liebenswürdige Eigenschaften zu besitzen. Und ist er in der Blüthe der Jugend dahin gefallen? Und ich bin noch am Leben? Die Menschlichkeit zwingt mich zu sagen: Ich bedaure den Sterbenden; und mein Alter und meine Hinfälligkeit zwingen mich zu sagen: Ich beneide den Gestorbenen.

Ich habe noch keinen andern Brief als diesen von Ihnen erhalten; aber ich werde es als eine Ehre für meinen Namen, und als eine Herzstärkung in meinem schwachen Alter ansehen, wenn ich ferner Zeichen von Ihrer Gewogenheit empfangen werde.

GOtt der Allmächtige segne Ihr frommes und ruhmwürdiges Unternehmen zur Verherrlichung seines Namens; und dann kröne er Sie mit Glückseligkeiten, die Sie auf allen Beyfall dieser Welt mit Gleichgültigkeit herabsehen lassen.

Mein Brief würde länger geworden seyn, wenn meine Gesundheit besser gewesen wäre. Verzeihen Sie es mir also, und beten Sie zugleich für Ihren ꝛc. ꝛc.

E. Young.

N. S.

N. S. Sie sind so gütig, meine Freundschaft zu begehren. Liebster Freund, Sie haben mein Herz, und es würde eine der grösten Glückseligkeiten meines Alters seyn, wenn ich Sie, vor meinem Sterben, noch umarmen könnte.

Da ich mich noch nicht entschließen kann, einen so lieben Correspondenten so bald zu verlassen, so bin ich genöthigt, eine andere Hand zu borgen, um weiter zu schreiben. Dies macht mir es ganz natürlich, meinen Brief vom Rande der Ewigkeit zu datiren. Wann es dem großen Herrn der Zeit und der Ewigkeit gefallen wird, mich in dieselbe dahin wallen zu lassen, das ist ungewiß: Doch es sey bald oder später, so geschehe sein heiliger Wille, wie im Himmel so auf Erden.

Ich freue mich, daß ich vermögend bin, an einen Mann zu schreiben, (wie selten findet man ihn doch!) der ohne von den herrschenden Vortheilen der Welt hingerissen zu werden, Gedanken, oder welches einerley ist, der wesentliche Dinge zu schätzen weiß, gegen welche, wenn wir sie erst einmal recht geschmeckt haben, Kaiserthümer von geringem Werth sind, und selbst Genien, wenn sie auch sogar dem Ihrigen gleich wären, fast alle ihre Schönheit verlieren. Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie ewig wohl!

J758
S964s
v.1-2

65-20